Die Verlobten.

Eine
Mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Aufgenommen und umgearbeitet
von

Alexander Manzoni.

Nebst einem Anhange:
Geschichte der Schandsäule,
und
einer litterarhistorischen Einleitung über A. Manzoni
von
Ludwig Clarus.

Nach der neuesten Auflage aus dem Italienischen übersetzt.

Dritte, verbesserte Auflage.

Erster Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1884.

Die Verlobten.

Eine

Mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Aufgenommen und umgearbeitet

von

Alexander Manzoni.

Nebst einem Anhange:

Geschichte der Schandsäule,

und

einer litterarhistorischen Einleitung über A. Manzoni

von

Ludwig Clarus.

Nach der neuesten Auflage aus dem Italienischen übersetzt.

Dritte, verbesserte Auflage.

Erster Band.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1884.

Der Verfasser der nachfolgenden neuen Übersetzung von Manzonis Verlobten, Herr Regierungsrat Milden in Hechingen, hat in der für den Schreiber der gegenwärtigen Zeilen höchst schmeichelhaften Voraussetzung, „daß derselbe bei seinen litterarischen Arbeiten vor allem die Förderung der Sache der Kirche im Auge habe, und es sich hier um eine katholische Sache, d. h. um ein vorzugsweise katholisches Buch handle, dessen Verbreitung wünschenswert wäre," ihn ersucht, eine litterarhistorische und biographische Einleitung zu dieser Übersetzung zu schreiben. Einem so ehrenvollen Ansuchen zu entsprechen, war um so verführerischer, als den Verfasser dieser Einleitung wirklich kein höherer Wunsch beseelt, als die Interessen unserer heiligen Kirche auf allen Gebieten der Litteratur zur Geltung gebracht zu sehen. Auch hatte er bereits in seinem Jünglingsalter in dem mit seinem Freunde Genthe bearbeiteten Handbuche der abendländischen Litteraturen (Magdeburg 1832, 1834) die Manzoni betreffenden Artikel gearbeitet, und dabei für diesen Dichter eine besondere Vorliebe gefaßt. Manzoni ist in der neueren italienischen Litteratur und namentlich in der Pflege des katholischen Geistes in derselben eine so bedeutende Erscheinung, daß einer Beleuchtung seiner litterarischen Schöpfungen und der Stellung, welche er in der Litteraturgeschichte und namentlich als katholischer Schriftsteller einnimmt, eine ziemliche Ausführlichkeit wohl nicht zum Fehler angerechnet werden dürfte.

Aus einem alten Mailändischen Geschlechte entsprossen, ward Alessandro Manzoni 1784 zu Mailand geboren. Von seinem Vater, den er früh verlor, ist nichts aufgezeichnet, was denselben als eine bedeutende Persönlichkeit erscheinen ließe. Seine Mutter Giulia dagegen, welche erst in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1841

starb,[1]) war eine ausgezeichnete Frau. Ihr Vater war der über Gebühr gefeierte Marchese Cesare Beccaria. Sein Buch dei delitti e delle pene hat zwar unsägliches Aufsehen gemacht und ist in alle Sprachen übersetzt, aber wegen seines Mangels an Tiefe als ein Modeartikel des XVIII. Jahrhunderts längst vergessen. Höchstens kann man jetzt die Beredsamkeit des Gefühles und die Lebendigkeit der Einbildungskraft, womit er die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe und der Tortur bestritt, erwähnenswert finden. Der alte Kant in Königsberg traf aber mit seinem scharfen Verstande den Nagel auf den Kopf, wenn er dem hochgepriesenen Mailänder Marchese „teilnehmende Empfindelei aus affektierter Humanität" vorwarf. Beccaria philosophierte in der Weise Rousseaus und war mit den französischen Philosophen denjenigen Grundsätzen ergeben, deren konsequente Ausbildung und Einführung in das Leben die französische Revolution zur Folge hatte. Kein Wunder also, daß Beccarias sonst so reich begabte Tochter in ihren früheren Jahren der Freidenkerei huldigte und solche auch auf ihren hoffnungsvollen Sohn übertrug, mit dem sie (wie es scheint, früh Witwe geworden) sich, als er noch ein Knabe war, nach Paris begab. Ein edler[2]) Italiener, Carlo Imbonati, unterhielt ein inniges Freundschaftsverhältnis mit der anziehenden Frau, das, auf gemeinschaftliche Pflege des Schönen und Guten gerichtet, wohlthätige Früchte auch für den jungen Alessandro trug, dessen väterlicher Ratgeber Imbonati wurde. Doch scheint auch dieser Mann der Kirche nicht näher gestanden zu haben, als die anderen Schöngeister und Schwärmer, die in lyrischen Ergüssen eines poetischen Gefühles doch nur eine subjektive Schönseligkeit zur Schau trugen, welche fester Mannessinn für unziemliche Sentimentalität

---

[1]) Als der Herr Geheimrat Witte im Jahre 1831 Manzoni auf seinem Landsitze am Comersee besuchen wollte und im Empfangszimmer sich befand, ließen ihn seine Begleiter mit einer bejahrten großgestalteten Frau allein, deren völlig schwarzer, absonderlicher Anzug, deren silberweißes Haar und deren bedeutendes, von den verschiedensten Gefühlen vielfach durchfurchtes Gesicht ihn nicht zweifeln ließen, daß er Manzonis Mutter gegenübersitze. Sie war es auch.

[2]) Alessandro hörte seine Mutter erzählen: „welcher Tugend Tempel die keusche Brust dessen war," den sie, als er ihr zu früh starb, bitter beweinte.

erklären muß. Diese Stütze ward der Gräfin Manzoni und ihrem Sohne plötzlich durch den Tod entrissen. Den tiefen Eindruck, den dieses Ereignis auf Alessandro hervorbrachte, das ihm den ersten gründlichen Schmerz im Leben bereitete, sprach er auf eine rührende Weise in seinem ersten, noch zu Paris in reimlosen Jamben verfaßten — 1806 erschienenen Gedichte: In morte di Carlo Imbonati aus. Er erzählt in dieser an seine Mutter gerichteten Trostepistel ein nächtliches Traumgesicht, in welchem ihm Imbonatis Geist erschien und Aufträge an seine Mutter, sowie Warnungen und Ratschläge an ihn selbst erteilte. Dabei entwirft der Geist ein trübseliges Bild vom Verderben der Welt in dieser Zeit und ermahnt den Jüngling, sich von diesem Verderben rein zu erhalten. Er stellt ihm im Homer ein schönes Vorbild auf. Der Dichter entwirft folgendes Porträt von sich selbst, wenn er den Geist sagen läßt:

Du, der's nicht liebt, auf der gemeinen Straße
Den Haufen zu vermehren, der begierig
Rennt nach Genuß, Gewinn und eitler Ehre,
Der du der Säle müßigem Geplauder,
Des seichten Pöbels nichtigem Geschwätz
Vorzieh'st einsicht'ger Freunde kleinen Kreis,
Und jener Männer friedliche Gesellschaft,
Die noch im Tod als Muster gelten
Und höchster Ruhm: verfolge deinen Pfad
Und scheide nicht vom männlichen Entschluß.

In dem ganzen Gedichte ist auch nicht eine Spur christlichen Anfluges zu erkennen. Doch fand der poetische Wert und die ausgezeichnet schöne Sprache Anerkennung. Namentlich hob Foscolo in den Noten zu seinen (1807 erschienenen) Sepolcri die Stelle hervor, worin ein treffendes Bild von der Dürftigkeit und Blindheit Homers entworfen wird.

Auch in dem zweiten von Manzoni noch in Paris verfaßten Gedichte Urania ist noch keine specifisch christliche Regung herauszufühlen. Der Gegenstand dieses Gedichtes ist die Verherrlichung der Poesie um der Wohlthaten willen, welche sie dem Menschengeschlechte erwiesen. Manzoni spricht gleich im Anfang den Wunsch aus:

— — daß Italien,
Dereinst mich reihe zu der heil'gen Fahne
Der Sänger, die ihm wert. — —

Er klagt, man verkenne, welchen Wert die Poesie für die Sterblichen habe, und trägt als Antwort auf die Frage: wozu die Poesie nütze? die Belehrung vor, welche Urania ihrem Lieblinge Pindar erteilte, als er, von Korinna im Wettgesange überwunden, jener im Olivenhaine begegnete und sie ihm eröffnete, daß seine Niederlage eine Strafe seiner Versündigung gegen die Grazien sei. Sie erklärt ihm, wie Zeus, nachdem er die Menschen für den Feuerdiebstahl des Prometheus genugsam gestraft zu haben geglaubt, die Tugenden vom Olymp auf die Erde herabgesandt habe, um die Sterblichen von der Herrschaft der Furien und des Unglückes zu befreien. Die Tugenden aber wurden von den Menschen verschmäht. Zeus machte einen neuen Versuch und schickte die Musen herunter, denen er die Grazien als Begleiterinnen zugesellte. Diesen gelang die Ausführung des gewordenen Auftrages besser. Je eine der Musen wählte sich einen Sterblichen, den sie in besondere Obhut nahm und unterwies, und der Gesang überwand die Wut und Wildheit der harten Seelen. An die Stelle der Roheit und Laster traten nach und nach die Tugenden, deren eine große Anzahl aufgeführt wird. So wurden erst die Tugenden den Menschen bekannt, durch welche das Leben selig, schön und friedlich wird. Die Musen meldeten dem Göttervater ihren glücklichen Erfolg auf Erden. Doch regte sich im Herzen der Neun bald ein süßes Sehnen nach der Erde. Sie wählten den Ort, wo Pindar Urania traf, zum Heiligtume und wirken auf die Lebenden durch ihre Eingebungen und himmlischen Worte, womit sie deren Herzen treffen. Urania mahnt ihren Schützling, den Kult der verschmähten Grazien nicht zu vernachlässigen. Einzelner poetischer Anschauungen, Empfindungen und Züge ungeachtet, sind Idee und Anlage dieses Poemetto gemacht und frostig. Dasselbe steht den Versen auf Imbonatis Tod, welche der präsente Schmerz des Dichters schön belebt und natürlich hält, weit nach.

Dieses Allegorisieren und Personifizieren aller möglichen Abstrakta und die Beibehaltung der griechischen und römischen Mythologie zeigen uns Manzoni in seiner frühesten Jugend auf dem Standpunkte des verlebten Klassizismus und lassen uns die poetische Schule erkennen, in welcher seine Muse ihre Bildung gewonnen. Es war noch die Zeit des XVIII. Jahrhunderts, wo es nicht selten war, daß ein italienischer Bube, der die Bänke der rhetorischen Klasse kaum bestiegen, schon als ein gemachter Poet auftrat und solange Sonette und Kanzonen publizierte, bis ein auf Pergament zierlich geschriebenes Diplom ihn zum Bürger einer arkadischen oder subarkadischen Kolonie machte, d. h. einer Innung müßiger Leute, die

sich alle in die blonde Phyllis, die braune Nice und die reizende Chloris mit den Zinnoberlippen platonisch verliebt hatten. Von dieser Periode eines afterpoetischen Geschmackes waren Manzonis dichterische Anfänge noch stark durchwürzt, oder besser durchwässert. Allein die letzte Stunde dieses Geschmackes war schon nicht mehr fern. Bald standen, wie v. Reumont sagt, die papierenen Haine Arkadias in lichterlohen Flammen. Wie mancher durch Sonette und Madrigale auf Chloris und Phyllis, ihre Hunde und Lämmer, errungene Lorbeerkranz verbrannte, als die politischen und litterarischen Brandraketen flogen! Während die Schäfertriften noch bevölkert waren und der von Amorinen durchschwärmte Himmel blau schien und heiter, war das Gewitter, das über die Alpen kam, schon im Anzuge. Manzoni selber erklärte später, seine Jugenderzeugnisse befriedigten ihn durchaus nicht mehr, er würde eine neue Ausgabe derselben ungerne sehen, und wenn es bei ihm stände, dieselben am liebsten ganz unterdrücken.

Den ersten Anstoß zu der Geschmacksumwandlung, welche Manzonis spätere Schöpfungen zeigen, gab derselbe harte Schlag, welcher Mutter und Sohn in so tiefe Trauer versetzt, und dem letzteren sein frühestes Gedicht eingegeben hatte. Durch die Erschütterung, welche Imbonatis Tod über beide brachte, bekamen ihre freidenkerischen Gesinnungen einen harten Stoß. Sie begannen zu erkennen, daß der Weg dieser Gesinnungen nicht zur Wahrheit führen könne, und wandten sich einem ernsten religiösen Streben zu. Ein Kreis frommer (Witte sagt: jansenistischer) Freunde, der sie in Paris umgab, beförderte diese Umkehr von dem irrigen Wege, auf dem sie wandelten. Was in Paris begonnen worden, ward, als Mutter und Sohn nach Mailand zurückkehrten, weiter gepflegt. Sie versammelten hier einen ähnlichen, aber auch für poetisches Streben nichts weniger als unempfänglichen Kreis. Ohne Zweifel trugen zu dieser heilsamen Umwandlung die zu Paris gemachten Studien der praktischen Erfolge jener Philosophie bei, der die geistreiche Mutter mit ihrem noch geistreicheren Sohne bis dahin gehuldigt hatte. Die Wirkungen der angeblich durch die Weltweisheit geläuterten Religion, die ihnen hier in nackter Wirklichkeit entgegengetreten, waren wohl geeignet, von Natur so edel angelegten Seelen die Erkenntnis zu öffnen, wie ihre bisherige Weisheit ein grauenvoller Irrtum gewesen. Die Universalität der Forschungen Alessandros in den fremden Litteraturen, deren Gebiet ihm sein strebender Fleiß geöffnet, trug ohne Zweifel zur Ablegung vieler Vorurteile, welche der bisherigen irrigen Auffassung der höchsten

Angelegenheiten zu starken Tragpfeilern gedient, das Ihrige bei. Daß sich Manzoni der katholischen Kirche, welcher die bisherigen Irrtümer ihn fernhielten, wieder genähert und sich später mit der ganzen Innigkeit seines starken Glaubenseifers wieder derselben angeschlossen, schreiben einige auch dem glühenden Eifer zu, womit Manzonis erste Gemahlin (Henriette Luise, geborne Blondel), die früher Protestantin gewesen war, der Kirche sich zugewandt, zu der sie ohne Wissen ihres Ehegatten sich bekehrt hatte. Die Eingehung einer Mischehe giebt allein schon einen Maßstab für die Größe des religiösen Indifferentismus, worin Manzoni noch zu der Zeit befangen war, als er seine erste Ehe schloß. Denn es giebt nicht leicht einen stärkeren Beweis der Gleichgültigkeit gegen die Kirche, der man angehört, als wenn man zu Eingehung der Ehe, welche sogar schon nach der Definition der alten heidnischen Römer eine divini et humani juris communicatio ist, eine Person erwählt, welche einer anderen Religionsgesellschaft angehört, deren Lehren diejenigen negieren und befehden, zu denen man sich selbst bekennt. Wie dem nun auch sei, Manzoni bewies schon durch den Namen seiner nächsten Veröffentlichung, daß er mit seiner mythologischen, pantheistischen oder naturreligiösen Vergangenheit gründlich gebrochen hatte. Wissen wir auch von seinem äußeren Leben, das er der Öffentlichkeit von jeher zu entziehen liebte, namentlich aus der früheren Zeit weniges, so geben die heiligen Gesänge (inni sacri), wie er die 1810 veröffentlichten fünf Gedichte über die erhabensten Mysterien unserer Religion gemeinschaftlich benannte, in beredter Sprache ein unzweifelhaftes Zeugnis von der religiösen Sinnesänderung des Dichters der Verse auf Imbonatis Tod und des Sängers der Urania. Manzoni besang mit einer nicht minder großartigen Phantasie, als Milton und Klopstock, aber mit der Innigkeit, die nur der wirkliche Glaube an die besungenen Geheimnisse einflößen kann, der jenen beiden nordischen Dichtern teils fehlt, teils nur theoretisch zu Gebote steht, daher aber auch mit einem weit tieferen religiösen Gefühle, als jene, die Geburt Jesu, die Passion, die Auferstehung, das Pfingstfest, den Namen Mariä. Er trat hier zum ersten Male als ganz entschieden katholischer Christ auf, weshalb bei diesen Hymnen etwas näher zu verweilen ist. Die Weihnachtshymne folgt in einer vollständigen Übertragung, wobei der Schreiber dieses, der sie auszuführen wagte, gestehen muß, daß er beim Mangel eigener poetischer Begabung doch nur ein höchst unvollkommenes Abbild des Originales hat liefern können:

Dem Felsen gleich von steiler Höhe,
Der sich, gestoßen, abwärts reißt,
Dann wild herabstürzt von der Jähe,
Im tollen Tosen niederkreist,
Und auf des rauhen Pfades Bahn
Dem Thale unten eilt zu nah'n,
Den Grund erreicht und plötzlich steht,

Dort, wo er fiel, sich nicht beweget
Und fest mit träger Masse liegt,
Wie auch der Zeiten Strom sich reget,
Nie auf zur alten Höhe fliegt,
Wo er die Sonne sonst sah schweben,
Weil keine Kraft sich will erheben,
Die ihn zum vor'gen Stand erhöht:

So lag in Jammer tief vergraben
Des ersten Fehltritts armer Sohn
Vom Tag an, wo verheiß'ne Gaben
Der Zorn ihm spendete als Lohn,
Wo alle Leiden ihn umstricken,
Daß er den übermüt'gen Rücken
Darunter nimmermehr erhebt.

Nun wurden all' in Haß geboren.
Wer war nun noch so kühn und frei,
Zu nahen den verschloss'nen Thoren
Und dort zu rufen: O verzeih'?
Wer kann zu neuem Bund gelangen,
Daß, was die Hölle nahm gefangen,
In alter Freiheit wieder lebt?

Da ward geboren uns ein Knabe,
In ihm ward uns ein Sohn geschenkt,
Des Feindes Macht stürzt wie zum Grabe,
Wenn er die Wimper hebt und senkt.
Dem Menschen reicht er seine Rechte,
Daß sie ihm Ehr' und Leben brächte,
Wie beides er vordem besaß.

Es fließt ein Quell aus Äthershöhen
Und strömt herab vom Himmelshaus,
Durchs Weltgewühl weiß er zu gehen,
Wird lebensvoll und dehnt sich aus,

Es träufelt Honig von den Bäumen
Und auf den sonst nur dürren Räumen
Sproßt nun ein froher Blumenflor.

O Sohn, vom Ewigen getragen,
In ew'ger Zeugung ihm gesellt,
Wer darf an Dich die Rede wagen:
Ich war vor Dir auf dieser Welt?
Du bist! In unermeſſ'nen Reichen
Muß alles Deiner Größe weichen,
Dein Wort bracht' alles ja hervor.

Du würdigtest Dich, einzuhüllen
In den erschaff'nen Erdenkloß,
Um welchen Werks und Wertes willen
Ward uns so ehrenreiches Los?
Hat in verborg'nem Rat Verzeihen
Gesiegt, dann ohne End' erfreuen
Wir uns nun der Barmherzigkeit.

Heut' kam er uns. An jener Schwelle,
Die einst zu Ephrata gezeigt,
Erschien die Jungfrau hehr zur Stelle,
Auf die sich Judas Ruhm geneigt.
Sie trug die himmlische Beschwerde,
Gab den Verheißenen der Erde,
Wie es vordem verkündigt war.

Mit armer Lumpen rohem Schwalle
Umhüllt die Mutter ihren Sohn,
Und schaffet in dem niedern Stalle
Der holden Gottheit einen Thron.
Anbetet sie ihn — o Beglückte!
Die sich vor ihrem Gotte bückte,
Der auf ihr schloß den keuschen Schoß.

Der Engel, der mit Himmelsworten
Der Menschheit meldet solch ein Heil,
Bot nicht an mächt'ger Herrscher Pforten
Zuerst die frohe Botschaft feil;
Schnell ließ im hellen Lichtgefieder
Er sich zu frommen Hirten nieder,
Die unbekannt der schnöden Welt.

Und um das Kind, herabgestiegen
In Scharen aus der weiten Nacht,
Seh'n tausend Himmlische sie fliegen
In ihrer glanzerfüllten Pracht.
Von süßem Eifer heiß durchdrungen
Ward Gott ein Ruhmlied hier gesungen,
Wie's sonst im Himmel nur erschallt.

Der frohe Sang hat fortgetönet,
Als heimgewandt zum Firmament,
Das leichter Wolken Zug umkrönet,
Sich schwang der Engel Flug behend.
Der heil'ge Klang vertönt erhoben,
Bis nichts mehr aus der Höhe droben
Vernahm der Hirten treue Schar.

Es suchen, ohne anzustehen,
Die Glücklichen das arme Haus,
Wo andachtsvoll erfüllt sie sehen,
Was Engelsmund gesagt voraus.
Sie hören, eingehüllt in Leinen,
Als Kind des Himmels König weinen,
Der hier in einer Krippe liegt.

Schlaf', Kind, und höre auf zu klagen,
Schlaf' ein, Du süßes Himmelskind,
Es mag ob Deinem Haupt nicht wagen
Der Sturm, zu tosen, noch der Wind.
Vertreib' sie von der bösen Erde,
Daß sie, wie flücht'ger Krieger Pferde,
Vor Deinem Kommen schnell entflieh'n!

Schlaf', Himmlischer, die Völker ahnen
Nicht, wer in Dir geboren ward,
Doch kömmt der Tag, wo Deiner Fahnen
Erhebung sie zusammenschart,
Dann seh'n sie, wie im Staube weilte,
Wie niedern Aufenthalt hier teilte
Der, den als König sie erkannt.

Da der Eindruck, welchen diese und die übrigen vier Hymnen machen, an der Eigentümlichkeit der musikalischen und volltönenden italienischen Sprache einen Haupthebel hat, so würde auch in einer

gelungeneren Verdeutschung, als die vorliegende, Manzoni sehr verlieren, wie denn deutsche Übersetzungen lyrischer italienischer Gedichte nur sehr inadäquate Vorstellungen von den Schönheiten der Originale hervorzubringen im stande sind. Schon der Name Hymnen, den Manzoni seinen Gedichten gab, bezeichnet ihre musikalische Natur. Diese Natur leidet bei jeder Übertragung oder muß vielmehr großenteils zum Opfer gebracht werden. Vollklang und Einfachheit würden auch demjenigen vielfach verloren gegangen sein, dem es gelingen möchte, die bald geflügelten, bald ernst gemessenen Versmaße und die verschlungenen Reime nachzubilden.

Die Passion beginnt mit der feierlich ernsten Aufforderung: „O ihr, die ihr den künftigen Zorn fürchtet, lasset uns heute still und ernst zur Kirche wallen, wie Leute, welche einem Unglücke nachsinnen, dessen Kunde plötzlich vernommen ward. Wartet nicht auf den Ruf der Glocke, der traurige Brauch gestattet denselben nicht. Wie der Frau, welche den Gatten beweint, ist das Gewand des verwitweten Altares. Aufhören die Gesänge und die beseligenden Mysterien, während welcher auf mystischem Wege unter dem Schleier der verwandelten Brote die lebendige Hostie des Friedens und der Liebe sich opfert. Man vernimmt ein Lied. Der schauende Isaias sprach diese heilige Klage an jenem Tage aus, wo ein heiliger Schrecken ihm schmerzlich das weissagende Herz bewegte. Von wem redest du, o Sohn Judas?" Mit der Kirche deutet Manzoni die Weissagungen des Alten Testaments auf Jesum Christum. Er preist das Erbarmen und die Geduld des Sündelosen. „Er ertrug die Versagung seiner demütigen Bitte und die Verlassenheit vom Vater. Er duldete, o Schrecken! eines meineidigen Freundes Umarmung. Ähnlich aber wurde diese Seele der Nacht des Mörders. Nur das Rufen dieses Blutes vernahm er und ward inne, welches Blut er verraten. O Entsetzen! Die freche Schar der Spötter schmäht dieses göttliche Antlitz, auf welches die schuldlosen Söhne des Himmels nicht einmal ihre Blicke zu richten wagen. Wie der Trunkene nach Wein verlangt, so steigert sich durch die Beleidigungen der Haß und die grausame Lust am Verbrechen reizt ihn zur höchsten der Missethaten." Gedacht wird nun der Mitschuld Pilatus', welcher mit dem unschuldigen Blute sich Sicherheit erkaufen wollte, und wie das von den Juden auf ihre Nachkommen herabgerufene Blut Tag für Tag auf diese herabrinnt. „Und siehe! Kaum hatte auf seinem Lager der Schmach der Mann der Schmerzen sein Haupt geneigt, und mit lautestem Rufe seinen letzten Atem ausgehaucht, da bedrohte schon die jubelnden Mörder auf dem Berge Gottes

mächtiger Zorn. Schon giebt er gleichsam den Wachen auf der Höhe zu vernehmen: Bald wird er kommen!" Nachdem der Dichter den Vater um des Sohnes willen beschworen, endlich seinen furchtbaren Zorn zu besänftigen und voll Erbarmen die unsinnige Rede der Blinden zum Bessern zu wenden, und durch das heilige Blut alles ausgelöscht werden zu lassen, was gefehlt worden, schließt die Hymne mit einer Anrufung Mariä: „Und Du, Mutter, die Du ungebeugt einen solchen Sohn am Kreuze sterben sahest: bitte für uns, Königin der Leidtragenden, daß wir ihn sehen dürfen in seiner Herrlichkeit, daß die Schmerzen, womit die grausame Welt die Pilgerfahrt der Frommen noch verbittert, zusammen mit Deines Sohnes heiligem Leiden uns ein Pfand der ewigen Freude sein mögen."

„Er ist auferstanden!" beginnt die dritte Hymne. „Wie ist dem Tode seine Beute entrissen worden, wie hat er die schwarzen Pforten überwältigt, wie ist der zum zweiten Male gerettet, welcher der Gewalt anderer überantwortet war! — — Er ist auferstanden, sein heiliges Haupt ruht nicht mehr auf dem Schweißtuche. Er ist auferstanden!" — — — „Wie der Pilger unterwegs, wenn er im Walde geruht, aufwacht und vom Haupte sich ein dürres Blatt abschüttelt, das, von seinem Zweige herabgesunken, leise dort hängen blieb, so schüttelte jener Starke den trägen Marmor ab, welcher sein ausgehöhltes Grab drückte, als die aus dem düsteren Thale zurückgekehrte Seele zu dem göttlichen Leichnam sprach: Steh' auf, ich bin bei dir!" Der Dichter beschreibt die Wirkung der Nachricht von der Auferstehung in Israel und die Wirkung der Auferstehung selber und wie mit derselben alte Prophezeiungen sich erfüllten. Weiter berührt er, wie Magdalena und die anderen Weiber zum Grabe gekommen und wie der Engel auf demselben gesessen. Er schildert den Hergang bei der kirchlichen Feier der Auferstehung und schließt die Hymne mit einer fröhlichen Ermahnung zu frommer und festlicher Freude: „O Brüder, der heilige Ritus strahlt heute als reine Sonne der Freude; heute ist ein Tag des Gastmahls, heute jubelt groß und klein. Keine Mutter weigert sich heute, mit dem festlichsten Kleidchen ihre Kinder zu schmücken. Aber mäßig sei des Reichen Mahl! Jeder Tisch habe seine Gabe und der dem Stolze üppiger Schlemmer entzogene Schatz wandere freundlich unter das niedere Dach und mache vergnüglicher lächeln die Tafel der Armen!" Der Dichter fordert schließlich auf, die irdische Festfreude einen Vorgeschmack der kommenden sein zu lassen. — Wer auf den Herrn vertraue, werde mit dem Herrn auferstehen

Die Pfingsthymne beginnt mit einem Gruße an die Kirche, die Mutter der Heiligen, das Bild der himmlischen Stadt, die ewige Bewahrerin des unvergänglichen Blutes: „Wo warst du bis zu jenem heiligen Tage, wo auf dich der Geist der Erneuerung niederstieg und die unauslöschliche Fackel in deiner Rechten entzündete; wo er dich, ein Merkzeichen für die Völker, auf den Berg stellte und in deinem Munde den Quell des Wortes erschloß? Gleichwie das schnelle Licht von einem Gegenstande auf den anderen fällt, und wo es sich niederläßt, in bunten Farben spielt, so wiederhallte vielfach die Stimme des Geistes.“ Araber, Parther, Syrer hörten in ihrer Sprache die Predigt. Der Segen dieses Geistes wird noch weiter gepriesen. „Warum denn,“ so heißt es unter anderem, „weint, wenn sie ihre Kinder küßt, die Sklavin noch? Und warum betrachtet sie beneidend die Brust, welche Freie säugt? Weiß sie nicht, daß zu seinem Reich der Herr die Unglücklichen mit sich erhöht? Daß er aller Kinder Evas in seinem Leiden gedachte?“ Der Dichter gedenkt, wie neue Freiheit, neuer Frieden der Welt durch die Kirche zu teil geworden. Er stellt sich vor, wie auf der ganzen Erde von den äußersten Enden der einen Hälfte bis zu den äußersten Enden der anderen der heilige Geist angerufen werde. Er ladet die Liebe ein, herabzusteigen in die Herzen und dieselben mit ihren himmlischen Gaben zu beglücken. Nachdem er diese Bitte auch noch auf andere Gnaden weiter erstreckt, richtet er sein Schlußgebet an den heiligen Geist: „Wehe Du in unserer Kindlein unschuldsvollem Lächeln! Gieße der Keuschheit Purpur auf der Frauen Antlitz. Sende den verborgenen Jungfrauen die reinen Freuden der Zurückgezogenheit. Heilige der Gattinnen schamhafte Liebe. Mäßige kühner Jünglinge allzusehr vertrauenden Mut. Lenke des Mannes Entschluß zum unverrückten Ziele. Schmücke mit frohen heiligen Wünschen das Silberhaar. Glänze im erlöschenden Blicke dessen, der in Hoffnung stirbt!“ —

Die dem Namen Mariens gewidmete Hymne beginnt mit einer Schilderung des Ganges der allerseligsten Jungfrau zu ihrer Base Elisabeth. Auf den ehrfurchtsvollen Gruß derselben bricht Maria Gott verherrlichend in die Worte aus: Mich werden alle Völker selig preisen. Die Hymne ist nur eine weitere Ausführung dieses Ausrufes, indem der Dichter diejenigen, welche Maria preisen und zu preisen den hauptsächlichsten Anlaß haben, näher bezeichnet und zeigt, wie diese von Maria selbst ausgesprochene Weissagung fort und fort in Erfüllung gegangen ist, indem nicht nur die alte Welt, sondern auch diejenige, „welche der Genueser erriet,“ angefüllt ist mit Verehrern Mariens. Überall tönt an Marienaltären

der Lobgesang der Jungfrau. Der Dichter deutet auf die mannigfaltigen Benennungen, deren Maria in jeglicher Sprache sich erfreut, wie viele Völker sich unter ihren besonderen Schutz gestellt und wie, wenn die Sonne sich erhebt, wenn sie im Mittage steht und wenn sie niedergeht, zahllose Scharen die Jungfrau grüßen. In der Furcht vor dem dunkeln Abend ruft das Kind Mariens Namen. Der Schiffer spricht denselben in Sturmesnöten aus. Die betrübte Gattin schüttet ihr Leid an Mariens Busen aus und klagt ihr die Not ihrer unsterblichen Seele. Zu ihr steigen alle Klagen und Bitten empor, denn sie vernimmt dieselben, wie niemand in der Welt. Der Sänger erinnert daran, wie Mariens Leid und Klagen noch heute das Mitleid derer erregen, welche der Betrachtung darüber nachhängen, wie auch an allen Freuden Mariens die Erde innigsten Anteil nimmt. Nachdem er darauf hingewiesen, wie hoch geehrt der Herr die israelitische Jungfrau erfolgt eine Anrede an deren heutige Namensgenossen: „O Geschlecht Israels, du tief gesunkenes, von so langem Zorne zermalmtes, ging denn nicht sie, die wir so hoch ehren, aus euerem Volke hervor? Ist nicht David ihr Ahn? Auf ihr ruhet der Seherblick euerer alten Propheten, wenn sie verkündigten, daß die Trophäen der Jungfrau die Hölle überragen sollten! O ruft endlich mit uns ihren großen Namen an und sprecht: Sei gegrüßt, o Du der Betrübten Hort! Du, herrlich wie die Sonne und schrecklich wie eine Heeresmacht, aufgestellt auf dem Schlachtfeld!“

Diese heiligen Gesänge beweisen, daß Manzoni aus seinen philosophischen Jugendverirrungen glücklich den Weg auf den positiven Boden der Kirche zurückgefunden hatte. Der fromme, würdige Ton, die Einfachheit bei aller Fülle der Bilder, vorzüglich aber die ausgezeichnete Schönheit der Sprache, stellen diese Hymnen sehr hoch. Zur Offenbarung einer schöpferischen Phantasie, die Kritiker an diesen Gesängen vermissen, bot wohl der Gegenstand und die Begrenzung des kirchlichen Dogma keine geeignete Gelegenheit dar. Dankenswert ist es jedenfalls, daß ein so ausgezeichneter Dichter, wie Manzoni, sich im geistlichen Liede versucht hat, das die Poesie sonst nur Talenten zweiten und dritten Ranges überläßt. Wenn der sonst so verdienstliche Litterat O. L. B. Wolff in seinen Vorlesungen über die schöne Litteratur Europas in der neuesten Zeit (Leipzig 1832), die vier heiligen Hymnen für einen katholischen Dichter viel zu kalt und gemessen findet und dieselben gekünstelte fromme Gesänge nennt, so dürfte er, als ein Abkömmling des Stammes Juda, wohl nicht ganz kompetent sein in der Beurteilung darüber, welche poetische Temperatur specifischkatholischen Gedichten

eigen sein muß. Aber er findet Manzonis lyrische Poesien überhaupt trotz mancher Vortrefflichkeiten zu geleckt und geziert und er will ihnen nicht ansehen können, daß sie aus begeisterter Brust strömten, wohl aber, daß sie mühsam zusammengesetzt worden. Hiemit thut er Manzoni aber unrecht und hat die meisten Kritiker wider sich.[1]) Lyrische Überschwenglichkeit und taumelnde Begeisterung sind überhaupt Manzonis Eigenschaften nicht. An diesen heiligen Hymnen ist vielmehr die naive und unverkünstelte Aufnahme des Kirchenglaubens eine hervorstechende Besonderheit und Schönheit. Das Herausfinden des Geleckten und Gezierten in diesen Gesängen ist dem Schreiber dieses aber geradezu unmöglich. Zu beachten ist gerade, daß Manzoni durch die weise Mäßigung und das Zügeln der Phantasie der Anerkennung der romantischen Schönheit, welche in Italien durch das Akademieenwesen und den in demselben verknöcherten Klassizismus ganz außer Pflege gekommen war, weit größere Dienste geleistet hat, als wenn er sich einer dithyrambischen Begeisterung mächtiger beflissen hätte und in der Maßlosig-

---

[1]) Namentlich v. Reumont, welcher in seinem 1844 gehaltenen Vortrage über die poetische Litteratur der Italiener im XIX. Jahrhundert sagt: „Das Höchste, was Manzoni geleistet, sind die Ergüsse seiner Lyrik. Seine Poesie ist klar und lauter wie der Felsenquell, sie ist tönend wie die reinste Harmonie der Musik, sie steigt empor wie Opferduft am Altar aus goldenem Rauchfaß. Nicht in reichem Bilderschmuck, nicht in rhetorischen Formen, worin der Italiener zu sehr sich gefällt, besteht ihre Schö·heit, sondern in der tiefen Innigkeit und Wärme, die sie zu verbinden weiß mit einem freien Heraustreten aus dem Subjektiven, aus bloß individuellen Zuständen, mit einem lebendigen und liebevollen Eingehen in die höheren Bedürfnisse der Menschennatur. So ist sie die italische Poesie, wie er sie selbst geschildert, die schöne, die ersehnte, die wunderbare Jungfrau. Seinen Kirchenhymnen (inni sacri) hat das neuere Italien nichts gleichzustellen. In den Bitten und Wünschen, der Trauer und dem Jubel eines Menschenherzens sind die Gesinnungen und Gefühle der gesamten Christenheit ausgesprochen. Das ist der über jeden Zweifel erhabene Glaube, das ist die kindliche Frömmigkeit, das ist die objektive Haltung des altchristlichen Kirchengesangs. Inmitten der Unbehaglichkeit, welche man in der italienischen Litteratur empfindet, wie in der so mancher anderen Länder, ist die geistliche Poesie wie eine Oasis. Und auf diese gerade haben Manzonis Vorgang und Muster nachhaltig und wohlthätig gewirkt.“

keit einer der Zucht entschlüpften Kraft zügellos geschwärmt hätte. Oder hat Viktor Hugo, welcher diesen Pfad einschlug, nicht der Sache des Romantizismus in Frankreich gerade durch seine Extravaganzen großen Schaden gethan? Der von Manzoni aufgesteckten Fahne der romantischen Schönheit führte gerade die Art und Weise, wie er die Romantik auffaßte, unter seinen Landsleuten viele Anhänger und Pfleger zu. Sehr weise handelte er, daß er nicht, wie es in Deutschland und Frankreich beliebt worden, plötzlich allen Regeln und Gesetzen der herrschenden Poesie als veralteten Vorurteilen den Krieg erklärte und sich dem heftigen Triebe und Drange einer ungebundenen Phantasie hingab, wozu freilich (namentlich auch in Deutschland) das romantische Prinzip vielfach mißdeutet und mißbraucht ward. Es war sehr wirksam, daß er nur das, was er als hemmend, unpassend und unwirksam erkannt hatte, ablehnte und aufgab, daß er auf das innere Wesen der Poesie zurückging und daraus die für den Dichter geltenden Gesetze ableitete; daß er die neuere ausländische Litteratur studierte, die sich vom Götzendienste des französisierten und gepuderten Klassizismus frei gemacht hatte und sich von einem gebildeten, geläuterten Geschmacke statt von blindem Enthusiasmus und neuerungssüchtigen Gelüsten leiten ließ. Die verständige Reife und das von Besonnenheit geordnete Maß, welches Manzoni, ohne auf die unentbehrliche Wärme zu verzichten, seinen Erzeugnissen zu geben wußte, machen ihn unter dem sonnigen Himmel des heißblütigen Italiens zu einer besonders beachtenswerten Erscheinung.

Einen kleinen Anflug von den durch Wolff gerügten Fehlern kann man aber wohl, ohne dem Dichter zu nahe zu treten, in seiner weltberühmten Ode auf Napoleons Tod (il cinque Maggio), welche durch Goethes verunglückte reimlose Übertragung auch in Deutschland eingeführt worden,[1]) spüren, wenn man auch die durch das Ganze sich hinziehende Reflexion nicht so nüchtern finden mag, als Wolff dieselbe schildert. Der Dichter kam aber durch die Schwierigkeit des Vorwurfes in eine Verlegenheit, welche dem freien Fluge seiner Dichtkraft die beengenden Fesseln der Reflexion und Rücksicht anlegte. Ein italienischer Litterator[2]) hat ihre Schwierigkeit ganz

---

[1]) Sie wird hier ihrer Angehörigkeit zur Lyrik wegen gleich mit erwähnt, wenn sie auch später als die Tragödie Carmagnola oder selbst als die Tragödie Adelgis ist.

[2]) Saggio sulla storia della letteratura Italiana nei primi XXV. anni del Seculo XIX. Opera di A. L. Milano 1831. S. 48.

treffend bezeichnet, indem er sagt: „Wenn man einem Dichter aufgegeben hätte, den Tod des Gefangenen von St. Helena in der Art zu besingen, daß alle Menschen damit zufrieden wären, und alle verschiedenartigen Vorstellungen vom Charakter jenes Mannes zu versöhnen: so würde er dies für eine Unmöglichkeit erklärt haben. Denn dieser Eroberer, welcher für die vom Glanze der Triumphe Geblendeten ein Gegenstand der Bewunderung ist, ist für die, welche mit Abscheu das von seinen Lorbeeren triefende Blut ansahen, ein Gegenstand der Verwünschung. Wie ist es anzufangen, um weder die einen noch die anderen zu verletzen? Wie die Mitte halten, in einem so stürmischen Meer und zwischen so nahen und unausweichlichen Klippen? Ruft die Religion an, antwortet Manzoni, und sie wird es euch zeigen!" Da diese Ode von einem großen Teile der Landsleute Manzonis und namentlich von dem eben vernommenen anonymen italienischen Litterator für das Trefflichste gehalten wird,[1]) was ihre neue lyrische Poesie aufzuweisen hat, so mag sie hier, da eine bessere eben nicht zur Hand ist, in der Übertragung, welche das Metrum des Originales nachbildet und die vor etwa dreißig Jahren von unbekannter Hand verfaßt worden, um so mehr eine Stelle finden, als seitdem ein anderer Napoleon, der Warnung nicht eingedenk, welche das Geschick des ersten predigt, dessen verkehrte, von Gott und Menschen gerichtete Wege zu wandeln sich gefällt.

Er war! Wie starr und sinnlos lag
Der Leichnam, der verwaiste,
Geflohʼn im letzten Atemzug
Von seinem großen Geiste:
So angedonnert, steht die Welt
Bei dieser Kunde da.

Stumm denkt sie nach dem Schicksalsmann
Und seiner letzten Stunde,
Nicht wissend, wann ein solcher nun
Auftritt in ihrem Runde,

---

[1]) Auch v. Reumont ist dieser Meinung. Er sagt in dem oben erwähnten Vortrage: „In der Ode auf Napoleons Tod gestaltet sich plastisch, wie kaum etwas anderes, das Leben des Schreckensmannes, und sein Sturz und sein Ende, versöhnt durch den Glauben, der des niedergeschmetterten Titanen Haupt sich beugen ließ vor Golgatha, während das Symbol der Erlösung auf seiner ausatmenden Brust lag.

Wie er, den sie im Staube, feucht
Vom Blute, schreiten sah!

Ihn, schimmernd auf dem Throne, sah
Mein Genius mit Schweigen,
Und mischte bei dem Wechsellos
Von Siegen, Fallen, Steigen
Und Stürzen in der Stimmen Braus
Nie seiner Stimme Ton.

Nicht durch ein sklavisch Schmeichellob,
Noch feiges Schmäh'n geschändet,
Erhebt er jetzt sich, da der Glanz
Erlischt, der lang geblendet,
Anstimmend bei der Urn' ein Lied,
Das wohl dem Tod heut' Hohn!

Vom Alpenschnee zum Wüstensand,
Vom Rhein zum Manzanares
Flog er, des Blitzes Schnelligkeit
Einend dem Blick des Aares,
Stürmt von der Scylla bis zum Don,
Legt Meer um Meer in Haft.

War's echter Ruhm? Die Nachwelt mag
Fällen den Spruch, den schweren!
Wir beugen vor dem Höchsten uns,
Der an ihm wollt' bewähren,
Der Welt zum Wunder, seines Geist's
Maßlose Schöpferkraft.

Der Seele ungestüme Lust,
Drin Riesenpläne wohnen,
Den Drang des Herzens, das, verschmäh'nd,
Zu dienen, blickt nach Kronen —
Die er errang, erfüllend, was
Zu hoffen — Thorheit war,

Alles erfuhr er — wie den Ruhm,
Süßer nach bangster Spannung,
Die Angst der Flucht, des Sieges Rausch,
Die Herrschaft, die Verbannung,
Er, der zweimal im Staube lag,
Zweimal auf dem Altar!

Auftrat er! Zwei Jahrhunderte
Feindlich, von Waffen starrend,
Beugten zu seinen Füßen sich,
Des Schicksalsspruches harrend;
Schweigen gebot er; richtend nahm
Er zwischen ihnen Platz.

Er schwand — und seine Tag' er schloß
Thatlos, im Meereskerker!
Doch schwächer ward noch nicht die Wut,
Die Treue ward nur stärker;
Er blieb maßlosen Hasses Ziel,
Maßloser Liebe Schatz.

Wie über des Schiffbrüch'gen Haupt
Sich lagern schwere Wogen,
Die Wogen, über die noch jüngst
Stolz seine Blicke flogen,
Als er, jedoch umsonst, gespäht,
Nach dem zu fernen Land:

So flutet der Erinn'rung Meer
Hin über jene Seele!
Oft drängt' es ihn, daß von sich selbst
Der Nachwelt er erzähle,
Doch auf die ew'gen Blätter sank,
Ermüdet seine Hand.

Wie oft, ach! stand er, wenn der Tag
Hinstarb, der thatenarme,
Und wenn der Strahl erlosch, gekreuzt
Über der Brust die Arme,
Bestürmt von der Erinnerung
An Tage, die nicht mehr!

Und dachte an die Zeltestadt,
An die erstürmten Wälle,
An seine Scharen, blank von Stahl,
An seiner Rosse Schnelle,
An sein gewaltig Kaisertum
Und flinker Diener Heer!

Ach! Solchem Leid vielleicht erlag
Der Geist, der atemlose,
Verzweifelnd; aber eine Hand
Kam aus des Himmels Schoße,
Die ihn in eine rein're Luft
Erbarmend trug empor;

Und führt auf Blütenpfaden ihn
Der Hoffnung hin zu Reichen
Der Ewigkeit, vor deren Lohn
Die ird'schen Wünsch' erbleichen,
Und wo in stummer Nacht versinkt
Der Ruhm, so hell zuvor.

O Glaube, schöner, ewiger!
Du, stets gewohnt zu siegen,
Schreib' hier auch hin dein: Freue dich!
Nie sah man noch sich schmiegen
Vor dem mißehrten Golgatha
So stolzen Übermut!

Von keinem schnöden Worte sei
Dies Grabmal dann geschändet!
Der Gott, der beugt und der erhebt,
Der Leid und Tröstung sendet,
Auf dem verlass'nen Totenbett
An seiner Seite ruht!

Hatte Manzoni die Emancipation der italienischen lyrischen Poesie von der Herrschaft eines frisierten Klassizismus glücklich unternommen, so konnte es nicht fehlen, daß er, durch die Erfolge ermutigt, diesen Unhold, welcher mittelst der in der modernen Poesie unerträglichen Einheiten der Zeit, des Ortes und der Handlung die dramatische Poesie der Italiener drückte, auch von diesem Gebiete zu vertreiben suchte. Ungeachtet des widernatürlichen Zwanges, welchen die Befolgung dieser Regeln über die Dichter ausübte, war die dramatische Region des italienischen Parnasses doch fleißig kultiviert und hatte in der zweiten Hälfte des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts namentlich eine Anzahl Tragödien hervorgebracht, auf welche die Italiener sich viel einbilden, wenngleich nicht wenige darunter, nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit ge-

messen und gewogen, nur mittelmäßige Erzeugnisse sind. Ungeachtet dieses scheinbaren Erfolges that sich doch von vielen Seiten her ein lebhaftes Verlangen kund, in der italienischen Tragödie Reformen einzuführen. Namentlich trat die Einsicht hervor, daß die antiken Stoffe und Vorwürfe mehr als verbraucht seien. Man war es überdrüssig geworden, aus der zum Bankerott ausgeplünderten alten Geschichte langweilige Stücke dramatisiert zu sehen, während die neue Geschichte anziehender dramatischer Stoffe eine reiche Fülle bot. Das Nationalgefühl ward von dem steten Herbeizerren dem Raume und der Zeit nach entfernter Gegenstände angeekelt und wollte auf der Bühne Vaterländisches dargestellt sehen. Endlich aber konnte das abgestandene mythologische Wesen einem christlichen Zuschauer nur noch eine ästhetische Übelkeit erregen. Man sah und las daher unter Alfieris Tragödien weit lieber den Saul, die Maria Stuart, den Don Garzia und den Philipp, als die Mirra, Virginia, die beiden Brutus, die Merope und den Orest. Die Mirra behandelte noch dazu einen Stoff, der als unsittlich von einer öffentlichen Schaubühne billig verwiesen sein sollte. Mit Racines viel bewunderter Phädra, welche auch in Italien fleißig dargestellt ward, hatte es die gleiche Bewandtnis. Das Gewissen eines heidnischen Griechen und Römers konnte Scenen verdauen, worüber ein christliches sich entsetzen muß. Unter den Tragödien, welche einen neueren Stoff behandeln, begannen auch diejenigen eines immer größeren Beifalles sich zu erfreuen, deren Verfasser nicht mit Zirkel und Uhr in der Hand Zeit und Ort abgemessen hatten. Man begann zu empfinden, daß diese beiden Einheiten unleidliche Hemmschuhe für das freie Genie wären. Ebenso ward man den Widerspruch inne, den die Kritiker begingen, indem sie trotz der von ihnen aufgestellten Vorschrift, daß die Zeit der Handlung nicht über die wirkliche Zeit der Darstellung hinaus sich erstrecken dürfe, die Regel dadurch erweiterten, daß sie der Handlung eine vierundzwanzigstündige Dauer zugestanden. Ein noch schädlicherer Zwang war aber dem Dichter durch die Strenge auferlegt, womit die Poetik auf die Einheit der Handlung drang. Sie machte auch das Einflechten interessanter Episoden, welche der Haupthandlung durch größere Mannigfaltigkeit ein höheres Interesse gewähren konnte, unmöglich. Namentlich ward man die Unerträglichkeit dieses Zwanges jener Beschränkungen inne, wenn man verschiedene Dramen, welche einerlei Gegenstand behandelten und von denen das eine die geforderten Einheiten beobachtete, das andere nicht, miteinander verglich, z. B. Alfieris Philipp mit Schillers

Don Carlos. Ohne die Frage zu erörtern, mit welchem Rechte sich beide Dichter herausnehmen durften, Philipp II. als einen modernen Tiberius zu zeichnen, so ist doch zweifellos, daß es Schiller schon durch Nichtbeachtung der Einheiten möglich ward, ein weit besser gelungenes, vollständigeres, auch poetischeres Bild von diesem Könige darzustellen, als Alfieris kalter Tyrann es zeigt. Die charakteristischen Accessorien und die eingehenderen Entfaltungen, welche dem deutschen Dichter die Verletzung jener verkehrten Gesetze gestattete, ließen ihn durch eine reichhaltigere Mannigfaltigkeit ein genaueres Bild von der Etikette an Philipps Hofe, dem entsprechenden Abdrucke seines inneren Wesens, erreichen, als es die trotzige Kürze und Verstümmelung, zu welcher Alfieri von jenen Gesetzen genötigt ward, hervorzubringen vermochte. Schon der weitere Spielraum, welcher der Phantasie durch Umgehung jener Zwangsregeln sich öffnete und der Lieblingsgestalt des deutschen Publikums, dem Marquis Posa, der personifizierten Anschauung des Dichters, einen Schauplatz gestattete, bot unberechenbar poetische Vorteile. Das Schlimmste blieb aber immer, daß die Poeten, welche ihrer Muse die Zwangsjacke jener Einheiten angethan, alle „tragödiable" Stoffe vollständig erschöpft hatten. Mußte doch schon vor beinahe zweihundert Jahren der große Corneille gestehen, es sei überaus schwierig, auf dem Gebiete der Geschichte oder Phantasie der Tragödie würdige Situationen und Verhältnisse aufzufinden, deren Entwickelung und Erfolg auf demselben Schauplatze und in der Zeit von vierundzwanzig Stunden, ohne der gewöhnlichen Ordnung der Dinge Zwang anzuthun, zur Vergegenwärtigung gebracht werden könnten. Die Poeten Italiens schauten daher neidisch auf die Litteraturen des Auslandes hinaus, welche jenen Zwangsgesetzen entweder niemals gehuldigt, oder deren Herrschaft abgeworfen hatten. In der englischen und deutschen Litteratur wohl bekannt und namentlich veranlaßt durch das Nachdenken, welches die in A. W. v. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur vorgetragenen Grundsätze in ihm erzeugt hatten, kam Manzoni bald zu der Überzeugung, daß das Gesetz der drei Einheiten, für welches die bekannte Stelle des Aristoteles nur scheinbar angeführt werden kann, vor einer gesunden Poetik unhaltbar sei, und nahm keinen Anstand, mit der Schere seiner Kritik auch diesen Zopf der italienischen Muse abzuschneiden. Seine Befreiung von der Regel der drei Einheiten verkündet und begründet Manzoni in der Vorrede der ohne diesen Zwang gedichteten Tragödie: Il conte di Carmagnola, welche er 1820 ver-

öffentlichte. Dieses Wagnis, teils mit Beifall, teils mit Tadel aufgenommen, hatte viele gelehrte Abhandlungen zur Folge. Besonders nahm sich in Deutschland der gelehrte Goethe, welcher sieben Jahre vorher mit des Dichters Talente in Mailand bekannt geworden war, seiner an. In einem ausführlichen „Teilnahme Goethes an Manzoni" überschriebenen Aufsatze widmet er des Dichters Hymnen und seinem Trauerspiele Carmagnola, sowie dem später erschienenen: Adelchi eine eingehende Betrachtung, gelangt mittels derselben zu einem höchst günstigen Urteile über denselben und fordert ihn ermunternd auf, in seiner bisherigen Weise die dramatische Poesie ferner zu pflegen. Der bescheidene Manzoni war über diese unerwartete Anerkennung des größten Dichters seiner Zeit im höchsten Grade um so mehr überrascht, als sein Carmagnola neben dem Spotte der ihm feindlich gesinnten Kritiker, auch das Mißverstehen seiner reformatorischen Absichten durch diejenigen zu beklagen hatte, welche günstig von ihm urteilten. Auf eine feinsinnige Weise drückte er seinen Dank für die in seinen Sinn richtig eingehende Auffassung Goethes und die ihm gewordene Ermunterung in einem im Januar 1821 geschriebenen Briefe aus. Goethes Vorliebe für Manzoni ging so weit, daß er ihn gegen einen englischen Kritiker in Schutz nahm, welcher behauptete, der Wert von Manzonis poetischen Leistungen stehe mit der Kühnheit, womit er den herkömmlichen Geschmacksgesetzen den Krieg erkläre, nicht im Verhältnisse und das Publikum werde glanzvollere Leistungen zum Erweise der Reformationsermächtigung und Befähigung Manzonis verlangen. Das Urteil des Engländers ging namentlich dahin, daß es dem Carmagnola an Poesie fehle, und daher zu wünschen sei, Manzoni möge künftig lieber durch glänzende Oden seine Leser befriedigen, als durch schwache Tragödien verletzen. Schon die europäische Celebrität, welche der Graf Carmagnola durch die von bedeutenden Kritikern der gebildetsten Nationen über seinen Wert geführten Streitigkeiten erlangt hat, legt dem Verfasser dieser Einleitung die Verpflichtung auf, darüber nähere Mitteilungen zu machen und ausgezeichnete Stellen übersetzt vorzulegen.

Graf Carmagnola, früher Feldherr des Herzogs von Mailand, ein kriegerischer, tapferer Mann, hat sich mit seinem Fürsten entzweit und nach Venedig zurückgezogen. Die Florentiner haben die Republik Venedig zu einem Bündnisse gegen Mailand, dessen Gesandte sich auch in der Lagunenstadt befinden, und auf deren Betrieb Carmagnola kürzlich meuchlerisch angefallen war, eingeladen. Mit der Auseinandersetzung dieser Verhältnisse durch den Dogen im

venetianischen Senate beginnt die Handlung. Der Graf wird vorgeladen, und entwickelt vor dem Senate seinen Charakter und seine Gesinnung. Carmagnola war einer jener starken und mutigen Männer, welche in den Zeiten der Anarchie und Zwietracht im Anfange des XV. Jahrhunderts den Waffenrock anlegten, eine Schar anwarben und ihre Dienste irgend einem Heere oder einem italienischen Freistaate verdingten. Sehr blutige Schlachten lieferten dieselben einander nicht. Sie schonten sich gegenseitig, denn sie fochten nicht für das Vaterland noch für Weib und Kind, sondern um gemeinen Sold. Die Gefangenen wurden immer bald in Freiheit gesetzt, denn, weil diese Söldnertruppen ein sehr großes Interesse hatten, die Kriege zu verewigen, so operierten sie dergestalt, daß dem Feinde nicht die Mittel fehlten, die Feindseligkeiten fortzusetzen. In diesen unablässigen Kriegen hatte Carmagnola ein Feld gewonnen, wo er sich auszeichnen konnte. Er erlangte sogar den obersten Grad im Heere des Herzogs von Mailand. Noch im Jahre 1412 lebte Philipp Maria Visconti wie ein Gefangener in Pavia und im Jahre 1424 besaß er bereits vierundzwanzig Städte, vermählte sich mit der unglücklichen Beatrice Tenda, der Witwe Facino Canes, und hatte über die Tapferkeit des Grafen von Carmagnola zu verfügen. Die Dankbarkeit aber war eine unerträgliche Last für Viscontis tückische und grausame Seele. Nachdem er seine Gemahlin auf dem Schaffot hatte morden lassen, wandelte ihn das Gelüste an, auch den Grafen zu opfern, obwohl dieser durch seine Vermählung mit Antonietta Visconti ihm verschwägert worden war. Carmagnola sagt:

Da merkte ich
Zuletzt, daß in Gefahr stand selbst mein Leben;
Doch dazu ließ ich ihm nicht Zeit.. Ich will
Zwar gern mein Leben opfern, doch im Feld,
Mit Ehre und für eine gute Sache,
Nicht von dem Netz der Bösen eingegarnt.
Ich ging von ihm und suchte ein Asyl
Bei euch, und hier sogar noch ließ er mir
Nachstellen. Nichts zu dieser Stunde bin
Ich ihm mehr schuldig, bin der off'ne Feind
Des off'nen Feindes. Eurem Vorteil dienen
Will ich, doch frei und offen, mit bedachtem
Entschluß, wie einer, welcher überzeugt ist,
Daß er sich annimmt der gerechten Sache.

Vom Senate um Rat gefragt, rät Carmagnola mit triftigen Gründen zum Kriege. Nachdem er wieder abgetreten, beratschlagen die versammelten Senatoren, welche den Krieg beschließen, ob man dem Grafen die Führung des Heeres anvertrauen solle. Marino, der Repräsentant des Prinzipes ängstlicher Eifersucht und des Mißtrauens, spricht gegen die Wahl des eigenmächtigen und schwer zu lenkenden Grafen, der nicht leicht zu einem Diener der Republik zu machen sein werde. Marco spricht mit Zutrauen und Neigung für den Grafen. Indem man sich zum Stimmen anschickt, schließt die Scene. Die folgende zeigt uns den Grafen in seinem Hause allein, unruhig der Entscheidung entgegensehend, welche ihn entweder an die Spitze des Heeres stellt, oder ihn als einen Flüchtling zum Stillsitzen verdammt. Marco kommt und verkündigt ihm die Kriegserklärung sowie seine Erwählung zum Feldherrn. Er rät ihm Klugheit und Studium der Kunst, Seelen zu gewinnen, oder zu vermeiden, dieselben zu reizen. Carmagnola sagt:

Zu wahr nur ist, was Du mir sagst; Dein Rat —
Ich hab' ihn selbst mir tausendmal gegeben,
Und wo ich sein bedurft', ihn stets vergessen,
Und immer dies gelernt mit eig'nem Schaden:
Daß, wo der Zorn gesät, die Reue erntet.
O harte und fruchtlose Schule! Müde
Zuletzt, mir selbst Gesetze vorzuschreiben
Und sie zu übertreten, setzt' ich fest
Bei mir: Wenn's einmal mein Verhängnis ist,
Daß ich verwickelt stets in solchen Schlingen,
Die zu entwirren jene Tugend eben
Nötigt, die mir am meisten fehlt — wenn anders
Es eine Tugend ist — wenn dies mein Schicksal,
Daß ich einmal verderb' in solchen Schlingen:
So ist es besser, ohne viel Bedenken
Und Zweifel dem Geschick entgegengeh'n.
Dein eigenes Zeugnis ruf' ich an: Nie waren
Die Guten ohne Feind'; auch Du hast deren!
Und schwören wollt' ich, unter ihnen ist
Nicht einer, dem Du Dich entschließen könntest,
Ich will nicht sagen, schön zu thun, nein! nur
Ihm nicht zu zeigen, daß Du ihn verachtest.

Marco giebt dies zu, aber setzt auseinander, daß der Graf gegen seine Feinde weit vorsichtiger zu sein Grund habe, als ein Senator,

den gegen den Privathaß die öffentliche Meinung schütze und zu dessen Brust für Dolche weit weniger Wege offen ständen. Er empfiehlt dem Grafen daher, so zu handeln, daß seine Freunde Ursache haben, ihn zu loben, und denselben nicht Anlaß zu geben, ihn anzuschuldigen. Auch erinnert er ihn, auf Weib und Kind Rücksicht zu nehmen. Ein fester Wille vermöge über alle entgegenstehenden Klippen hinwegzuhelfen. Carmagnola entgegnet:

Ja, Du hast recht! Es trägt der Himmel Sorge
Gewiß für mich, da er mir solchen Freund
Gegeben hat. Vernimm, der gute Ausgang
Kann, hoff' ich, die versöhnen, die mir feindlich:
Und alles endet gut. — Wenn Du indessen
Etwas von mir erfährst, das Dir mißfällt,
So klage meine Neigung an, den ersten
Und unerwarteten Antrieb, doch nie
Vergesse Deiner Worte.

Bei dem hiermit erfolgten Schlusse des ersten Aktes liegen, wie Goethe bemerkt, sämtliche Verhältnisse klar vor den Augen der Zuschauer, die Exposition ist vollkommen abgethan, und wir dürfen sie wohl musterhaft nennen. — Der zweite Akt versetzt uns ins Mailändische Lager. Die Condottieri, an ihrer Spitze ein Malatesta, beratschlagen, was zu thun sei. Hinter Buschwerk und Sümpfen ist ihre Stellung höchst vorteilhaft. Nur auf einem Damme könnte man zu ihnen gelangen. Carmagnola, der ihnen hier nichts anhaben kann, sucht sie durch kleine Neckereien hervorzulocken. Die Jüngeren, Unbesonneneren wollen ihn durchaus angreifen. Pergola, ein alter Kriegsmann, widersetzt sich vergeblich. Nach heftigem Wortwechsel setzen die Erregten ihren Willen durch und der Kampf wird beschlossen, nachdem leidenschaftliche Unbesonnenheit der jungen Führer Sforza und Fortebraccio den weisen Rat überstimmt. In dem Theater dürfte diese Scene ungemein wirksam sich erweisen. — Die Bühne verwandelt sich und zeigt den Grafen in seinem Zelte. Man berichtet ihm die Bewegung der Feinde. Schnell versammelt er, erfreut, daß der Feind seinem Wunsche, eine Schlacht zu liefern, entgegenkömmt, die Anführer, und trifft rasch und besonnen seine Maßregeln. Alles horcht und gehorcht ohne Zaudern freudig und feurig. Diese kurze thatenschwangere Scene, sagt Goethe, steht in trefflichem Kontrast mit der vorhergehenden langen, vielspältigen, und hier hat sich der Verfasser vorzüglich als geistreichen Dichter erwiesen. Am Schlusse des zweiten Aktes beschreibt ein auftretender

Chor den Kampf ganz vortrefflich und ergießt sich zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegsunheil. — Der dritte Aufzug beginnt im Zelte des Grafen. Ein Abgeordneter der Republik wünscht ihm Glück zu dem erlangten Siege, und fordert ihn auf, die Vorteile, die ihm derselbe zugeführt, zu benutzen. Carmagnola will einem mit etwas gebieterischem Anstriche auftretenden Ansinnen, das er für einen Eingriff in sein Feldherrnamt ansieht, nicht entsprechen und weist mit eigensinnigem Widerstande die Forderung des Abgeordneten zurück. Da tritt ein zweiter Kommissär der Republik auf. Er ist in großer Entrüstung über das, was er eben erblickt. Die Condottieri lassen dem Brauche gemäß ihre Gefangenen wieder frei. Der Kommissär, welcher hiedurch den Gewinn des Sieges, wo nicht vernichtet, doch gefährdet erachtet, verlangt, der Graf solle diesem Unfuge wehren. Carmagnola lehnt dies ab. Er sucht die Grundlosigkeit der Behauptung darzuthun, daß durch jenes Verfahren der Sieg ganz fruchtlos werde, und behauptet, daß er einen alten Brauch nicht verletzen könne. Als der Kommissär behauptet, er könne wohl, aber er wolle nur nicht, entgegnet der Graf unwillig:

> Ich hab' gesagt: ich könn' es nicht; nun richtiger
> Sag' ich: ich will es nicht! Genug der Worte!
> Mit Freunden ist dies meine alte Art:
> Den bill'gen Wunsch gewähren schnell und freudig,
> Das and're zu verweigern grad' heraus.

Ja, in seinem Eigensinne weitergehend, entläßt er sogar in Gegenwart der Staatskommissarien seine eigenen Gefangenen. Er giebt, als er unter ihnen den Sohn seines alten Kampfgenossen Pergola erkennt, diesem die freundlichsten Grüße an seinen Vater mit und fordert ihn sogar auf, ihn zu begleiten, damit er sein Schwert zurückerhalte und den übrigen Führern vorgestellt werde. Erzürnt bleiben die Kommissarien der Republik allein. Sie besorgen, der Graf wolle den Herzog von Mailand nur schrecken, aber nicht förmlich besiegen, da dieser doch sein alter Herr und das Geschöpf seines Schwertes sei, auch das Band der Verschwägerung die Häuser Carmagnola und Visconti verknüpfe. Sie beschließen, sich zu verstellen, alles, was der Graf thut, zu billigen, inzwischen aber heimlich zu beobachten und alles an den Rat der Zehn zu berichten. — In diesen Rat versetzt uns der Anfang des vierten Aktes. Senator Marino wirft seinem Kollegen, des Grafen Freunde Marco, das Betragen Carmagnolas vor. Dieser bemüht sich vergebens, seinen

Freund zu verteidigen. Die Wärme dieser Verteidigung ist in den Augen des Senates schon ein Verbrechen. Als gnädige Halbstrafe, und um seine Treue gegen die Republik zu bewähren, erhält Marco den Auftrag, sogleich nach Thessalonich gegen die Türken abzugehen. Er muß jedoch zuvor einen Eid unterschreiben, in welchem er verspricht, den Grafen nichts von allem merken zu lassen, und erfährt nur, daß derselbe zurückgerufen und gerichtet werden solle. Marino verläßt ihn jetzt, nachdem er ihm noch einmal eingeschärft, daß zwei Leben in seiner Hand ruhen. Marco, allein gelassen, erkennt, daß er nicht hätte einwilligen sollen. Die bitterste Reue bemächtigt sich seiner. Der Monolog, der dieses Gefühl ausdrückt, ist nach Goethes Urteil von der reinsten, gefühlvoll und glücklich abgesponnenen Selbstqual.

So ist's entschieden denn! . . . Ich ein Elender . . .
An mich trat die Versuchung, und was that ich?
Mich selbst hab' ich bis heute nicht gekannt!
O welch' Geheimnis hab' ich heut' entdeckt!
Verlassen konnt' ich einen Freund in Not!
Seh'n, wie der Meuchler ihm kam in den Rücken,
Seh'n, wie er mit dem Messer nach ihm zielte,
Und nicht zurufen ihm: Nimm Dich in acht!
Ich konnt' es thun! Ich hab's gethan! Ich darf
Ihn nicht mehr retten; angerufen hab' ich
Zum Zeugen der schmachvollen That den Himmel . . .
Sein Todesurteil hab' ich unterschrieben!
Auch ich hab' meinen Teil an seinem Blut!
O, was hab' ich gethan! . . . so ließ ich mich
Einschüchtern also? . . . Ward mir bang ums Leben?
Ha! Oft kann man es ohne Sünde nicht
Erhalten: wußt' ich das nicht? Und warum
Versprach ich's dann? Für wen hab' ich gezittert?
Für mich? Für mich? Für dies entehrte Haupt?
Oder den Freund? Beschleunigen nur konnte,
Nicht wenden meine Weigerung den Schlag.
Gott, der du alles siehst, enthülle mir
Mein Herz, damit ich mind'stens seh', in welchen
Abgrund ich bin gefallen, ob ich mehr
Thor oder feig oder unglücklich war?
O Carmagnola, Du wirst kommen! — Kommen
Wird er gewiß! . . . Und hätt' er diesen Füchsen
Mißtraut auch . . . denken wird er: Marco sei

Senator; ich auch lad' ihn ein; er wird
Verbannen jeden Zweifel, wird bereuen,
Wenn er ihn je gehegt . . . Ich verderb' ihn!
Doch . . . sprach von Milde der Elende nicht?
Ja! Milde, die ein Mächt'ger dem bewilligt,
Den er gelocket in den Hinterhalt,
Den selbst er angeklagt, daß Schuld zu finden,
Ihm selber wichtig ist . . .
. . . .
Du Land, wo ich geboren, lebe wohl
Für immer! Meine Hoffnung ist, ich werde
Sterben entfernt von dir, und eh' ich etwas
Von dir erfahren! Aus Erbarmen sendet
Der Himmel mich hinaus in die Gefahr. —
Für dich nicht sterb' ich. Magst du glorreich sein
Und groß, was geht's mich an? Besessen hab'
Auch ich zwei große Schätze — meine Tugend
Und einen Freund! Du raubtest beide mir.

Die Scene verwandelt sich in Carmagnolas Zelt. Die Venetianer laden ihn ein, zurückzukehren, um seine Meinung über die Friedensunterhandlung mit Mailand abzugeben. Voll Selbstvertrauen und Hoffnung entschließt er sich zu gehen, obwohl sein Freund, der Condottiere Gonzaga, ihn schon früher vor der Handlungsweise der Venetianer warnte. Er spricht:

O meine Gattin! Meine Tochter! Bald
Seh' ich euch wieder und die Freund' umarm' ich! —
Dies ist doch eine Lust! Doch kann im ganzen
Ich mich nicht freu'n. — Wer sagt mir, ob ich je
Solch schönes Lager wiederschauen werde?

Die erste Scene des fünften Aktes zeigt uns den Grafen vor dem Rate der Zehn. Zum Schein befrägt ihn anfangs der Doge um seine Meinung über die Friedensanträge. Carmagnola wägt in seiner Antwort den Erfolg weiteren Kriegs gegen den Wert des Angebotenen ab. Für den weiteren Krieg aber verlangt er, daß dem Feldherrn ganz vertraut werden müsse. Er fordere nicht, daß man ihn ferner dazu gebrauche, aber unumschränkte Vollmacht müsse erteilt werden. Marino wirft dem Grafen vor, daß er sehr selbständig geschaltet, als er die Gefangenen freigelassen. Gleichwohl sei dadurch der Krieg nicht entschiedener und sicherer geführt.

Unumschränkter Herr im Lager
Hättet vielleicht Ihr's nicht gestattet.

Carmagnola.

Mehr
Hätt' ich gethan, gesammelt seine Tapfern
Zu meinen Bannern; Philipps Thron wär' jetzt
Erledigt, oder säß' ein and'rer drauf.

Doge.

Gewalt'ge Pläne hegt Ihr.

Carmagnola.

Euch steht's zu
Sie auszuführen; wenn sie's noch nicht sind,
So ist der einz'ge Grund davon, daß frei
Bisher die Hand nicht war, die es vermochte.

Marino.

Wir hörten ander'n Grund: daß Euch der Herzog
Zum Mitleid rührte, daß den grimm'gen Haß,
Den gegen Euern frühern Herrn Ihr hegtet,
Ihr gegen Eure jetzigen gekehrt.

Carmagnola.

Das ward Euch hinterbracht? Das Unglück ist'
Derer, die Staaten lenken, daß sie ruhig
Anhören müssen unverschämte Lügen
Und schändliche Erfindungen Elender,
Welchen sie sonst auch nur das Ohr zu leihen
Erröten würden.

Marino.

Euer Unglück ist's,
Daß Euer Thun zu dem Berichte stimmt,
Und Eure freche Rede ihn bestätigt.

Carmagnola.

Ich ehre Eure Würd' an Euch, und diese
Großherz'gen Männer, unter die der Zufall
Euch stellte; und mich tröstet mind'stens dies
Daß mir die unverdiente Ehre, deren

Sie ihren Hauptmann würdigten, hieher
Mich zu berufen, zeigt, sie denken anders
Von mir.

Doge.

Wie einer denkt, so denken alle.

Carmagnola.

Und wie?

Doge.

Ihr habt's gehört.

Carmagnola.

Ist, was ich hörte,
Des Rat's Entscheid?

Doge.

Dem Dogen dürft Ihr's glauben.

Carmagnola.

An mir der Zweifel . . .

Doge.

Ist seit langer Zeit
Nicht Zweifel mehr.

Carmagnola.

Dazu berieft Ihr mich?
Und schwiegt bis jetzt?

Doge.

Ja, um zu strafen Euch
Für den Verrat, und keinen Vorwand Euch
Zu geben, das Verbrechen zu vollenden.

Carmagnola.

Ich ein Verräter! Ha, jetzt fang ich an,
Euch zu versteh'n. Zu lange wollt' ich andern
Nicht glauben. Ein Verräter ich! Doch nein,
Mich rührt nicht an der schmacherfüllte Name.
Er ist der meine nicht! Wer ihn verdient,
Der nehm' ihn auf. Nenn't einen Thoren mich!

Das muß ich dulden, denn ich hab's verdient;
Deswegen steh' ich hier; doch tausch' ich ihn
Nicht mit dem andern; er ist noch der bess're.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Zu Euch zu sprechen jetzt ist meine Sache,
Mich zu verteid'gen. Saget an, worin
Soll mein Verrat besteh'n?

Doge.

Ihr soll't es hören
Sogleich in dem geheimen Rate.

Carmagnola.

Den
Verwerf' ich. Was ich that für Euch, das that ich
Am hellen Sonnenlicht, und Rechenschaft
Leg' ich davon nicht ab im tück'schen Dunkel.
Des Kriegers Richter ist der Krieger nur.
Rechtfert'gen will ich mich vor dem, der mich
Versteht. Ich will, daß der Verteid'gung Zeuge
Die Welt sei, daß sie sehe . . . .

Doge.

Nicht mehr ist
Für Euch des *Wollens* Zeit.

Carmagnola.

So droht man mir
Hier mit Gewalt? He, meine Wachen:
(Er erhebt die Stimme und will hinaus.)

Doge.

Fern
Sind sie! — Soldaten!
(Bewaffnete treten ein.)
Sieh' hier deine Wachen!

Der Graf ergiebt sich mit Fassung in sein Schicksal, indem er den Zehn verkündigt, daß diese That ihnen ewige Schande bringen werde. Er ermahnt den Senat, seinen Schritt noch wohl zu überlegen, denn dazu sei noch Zeit. Der Doge antwortet, er hätte

selbst überlegen sollen, nun sei es zu spät. Carmagnola verläßt unter der Bedeckung der Bewaffneten die Versammlung, indem er spricht:

Unwürdiger,
Du wagtest wohl, zu denken, daß ein Tapferer
Für seine Tage zittert. Du wirst sehen,
Wie er zu sterben weiß. Wenn Deine letzte Stunde
Dich auf dem niedern Lager trifft, so wirst Du
Gewiß nicht eine solche Stirn' ihr zeigen,
Als ich der Schmach, der Du mich zuschleppst, biete.

Die folgende Scene führt uns in Carmagnolas Wohnung, Gattin und Tochter erwarten ihn ängstlich. Es ist Morgen und er kommt noch immer nicht. Sie vermuten, die Beratung währe so lange, weil Frieden geschlossen werde. Sie hören pochen. Die Thüre geht auf. Sie wollen dem Erwarteten entgegeneilen — aber nicht der Graf kommt, sondern Gonzaga, und bringt die Schreckensbotschaft, daß der Graf gefangen gesetzt, des Verrates angeklagt und zum Tode verurteilt ist. Antonietta giebt der Hoffnung Raum, ihn durch Bitten, durch Schilderung und Beweise seiner Unschuld zu retten. Aber Gonzaga benimmt ihr auch diese Aussicht, indem er spricht:

Warum, o Himmel! kann ich diese Hoffnung
Nicht mindestens Euch lassen! Bitten finden
Hier keine Statt; die Richter hier sind taub,
Sind unversöhnlich, unbekannt — es zuckt
Der Blitz, doch in den Wolken ist die Hand
Verborgen, die ihn schleudert. Ein Trost nur
Ist Euch gegönnt, ein traur'ger, ihn zu seh'n;
Den bring' ich Euch! Die Zeit drängt — faßt ein Herz!
Entsetzlich ist die Prüfung; doch der Gott
Der schmerzlich Leidenden wird mit Euch sein.

Mathilde.

Und keine Hoffnung bleibt?

Antonietta.

O meine Tochter!

In der folgenden Scene erblicken wir den Grafen im Kerker allein. Er sagt:

In dieser Stund' erfuhren sie's. Warum,
Ach! darf ich nicht entfernt von ihnen sterben?
Zwar gräßlich träfe sie der Botschaft Schlag,
Doch rückwärts läg' des Schmerzes ernste Stunde;
Jetzt steht sie vor uns; tropfenweise müssen
Gemeinsam wir sie kosten. O Schlachtfelder!
O Glanz der Sonn'! O lautes Waffenklirren!
O Kampflust! O Trommeten! O Geschrei
Der Kämpfer! O mein Streitroß! Unter euch
War schön der Tod. — Doch — wie? Mit Sträuben also
Geh' ich entgegen meinem Los, gezwungen,
Wie ein Verbrecher, streuend auf den Weg
Ohnmächt'ge Wünsche, jammervolle Klagen?
Und hätt' auch Marco mich verraten! Schnöder
Verdacht! Unwürd'ger Zweifel! Könnt' ich ihn
Ablegen, eh' ich sterbe! Aber nein! —
Was hilft's, aufs neu' liebäugeln mit dem Leben,
Und auf die alte Bahn den Blick zu wenden,
Auf die zurück der Fuß nicht kehren darf?

(Jetzt treten Antonietta und Mathilde mit Gonzaga ein.)

Antonietta.

O mein Gemahl!

Mathilde.

O Vater!

Antonietta.

So kehr'st Du
Zu uns zurück? Dies ist der Augenblick,
Der heiß ersehnte?

Carmagnola.

Der Himmel weiß, nur Euretwegen ist er
Mir furchtbar. Lang bin ich gewohnt, dem Tod'
Ins Aug' zu schauen und ihn zu erwarten.
Ach! Eurethalb allein ist Mut mir not!
Und Ihr, gewiß Ihr wollt ihn mir nicht nehmen?
Wenn Gott läßt fallen auf die Redlichen
Das Unglück, stärkt er auch das Herz zum Tragen;
O, sei das Eurige ihm jetzt gewachsen!
Auch dies Umarmen ist Geschenk des Himmels!

Genießen wir's! Du weinest, Tochter? Und
Du, Weib? Ach, als ich Dich zur Meinen machte,
Verflossen friedlich Deine Tag'! Ich nannte
Gefährtin meines Mißgeschickes Dich
Und der Gedanke ist mir Gift zum Tode.
Ach, säh' ich nicht, wie elend Du durch mich!

Antonietta.

O, Gatte meiner schönen Tage, Du
Schufst sie! Beschau' mein Herz. Vom Schmerze sterb' ich.
Doch wünscht' ich nicht, die Deine nicht zu sein.

Carmagnola.

Was ich an Dir verliere, wußt' ich, laß'
Mich's nun zu sehr nicht fühlen.

Mathilde.

O, die Mörder!

Carmagnola.

Nein, süßes Kind, der traur'ge Ruf nach Rache
Entsteige Deinem Unschuldsherzen nicht!
Nicht trübe diese Augenblicke, sie
Sind heilig. Groß ist zwar das Unrecht, doch
Verzeih'! Und mitten in dem Übel bleibt
Dir eine hohe Freude noch. — Der Tod!
Der grimmste Feind kann anders nicht, als ihn
Beschleunigen. — O! Menschen haben nicht
Den Tod erfunden, wütend würd' er dann
Und unerträglich sein. Vom Himmel kommt
Derselb' und solchen Trost gesellt der Himmel
Ihm zu, den Menschen weder geben noch
Zu nehmen sind im Stand'. Weib! Tochter! Höret
Mein letztes Wort: Ich seh', es fällt Euch schwer
Auf's Herz. Doch wird's Euch Süße eines Tag's
Gewähren, wenn zusammen Ihr d'ran denkt.
Du, lebe, Frau, besieg' den Schmerz, ja lebe!
Laß nicht das Kind hier gänzlich Waise werden,
Aus diesem Lande flieh' und führe bald
Sie zu den Deinen, denn sie ist ihr Blut.
Du warest ihnen theu'r vordem, doch minder
Als ihres Feindes Gattin. Lange hielt

Grausamer Staatshaß feindselig geschieden
Der Carmagnolas und Viscontis Namen.
Unglücklich kehrst Du heim, der traur'ge Anlaß
Des Hasses fiel. Der Tod übt mächt'ge Sühne.
Du aber, zarte Blüte, nachgeeilt
Den Waffen, mir mein Denken zu erheitern,
Du beugst das Haupt, es braust ob Dir der Sturm,
Du zitterst und dem Schluchzen widersteht
Dein Herz nicht mehr; ich fühl' auf meinen Busen
Herniederrinnen Deine heißen Thränen.
Sie trocknen kann ich nicht. Mathilde, Du
Darfst Mitleid fordern, ach! Dein Vater kann
Dir kein's bethät'gen. Die Verlass'nen haben
Im Himmel einen Vater, trau' auf ihn
Und leb' für stille, wo nicht heit're Tage,
Sie harren Dein, warum sonst hätte er
Des Kummers ganzen Strom auf Deinen Morgen
Gegossen, wenn er nicht das voll' Erbarmen
Dir aufbewahrt? O, leb' und tröste Deine
Gebeugte Mutter, o daß einem würdigen
Gemahl' einst in die Arme sie Dich führte!
Die Hand, die oft Du mir am Tag' der Schlacht
Gedrückt, wenn wir nicht wußten, ob am Abend'
Ein Wiedersehen möglich, biet' ich Dir;
Willst Du auch jetzt sie drücken und versprechen,
Vertheidiger und Führer dieser Frauen
Zu sein, bis heimgekehrt sie sind zu ihren
Verwandten?

Gonzaga.

Ich versprech' es.

Carmagnola.

Nun bin ich
Zufrieden. Grüße, wenn ins Lager Du
Gekommen, meine Brüder, sage ihnen:
Ich sterbe schuldlos. Du weißt es und warest
Von allem, was ich that und dachte, Zeuge.
Sag' daß ich mit der Schande des Verrates
Beschmutzte nie mein Schwert — nein, nie! — Verraten
Bin ich. Und wenn ertönen werden die
Trommeten und im Wind' die Fahnen flattern,

Erinn're Dich des alten Kampfgenossen.
Und wenn am Tage nach der Schlacht der Priester
Beim Trauerklang die Händ' erhebt zum Himmel,
Für die Gefall'nen dar ihm bringt das Opfer,
Dann denk' an mich, denn ich auch meinte einst,
Im Kampf' zu sterben.

Antonietta.

Gott! Erbarm' Dich unser!

Carmagnola.

Mathilde! Gattin! Nah' ist jetzt die Stunde,
Wir müssen scheiden, lebet wohl!

Mathilde.

Mein Vater!

Carmagnola.

Noch einmal komm't an diese Brust, und dann
Geh't aus Erbarmen!

Antonietta.

Nein, sie sollen uns
Losreißen mit Gewalt!

(Man hört Waffengetöse.)

O großer Gott!

(Die mittlere Thüre öffnet sich. Es erscheinen Bewaffnete, der Führer geht auf den Grafen zu. Die Frauen fallen in Ohnmacht.)

Carmagnola.

Mitleid'ger Gott, den grausamsten Moment
Ersparst Du ihnen, Dank sei Dir dafür!
Steh' ihnen bei, mein Freund, entferne sie
Von diesem Unglücksort! Wenn sie das Licht
Von neuem wiederseh'n, dann sage ihnen,
Es bleibe nichts für sie zu fürchten mehr.

Einem Bewunderer deutscher, englischer und spanischer dramatischer Meisterwerke, welche eine ganz andere Fülle von Gedanken, Leidenschaften, Handlung und anderem Tragödienapparat entwickeln, mag das Vorgehen Manzonis im Carmagnola, um die italienische Tragödie von der erzwungenen Einfachheit des Klassizismus und

der Drei-Regelherrschaft zu emancipieren, etwas zaghaft und dürftig erscheinen. Aber Manzoni ist keine Natur, welche solche Veränderungen mittelst kraftvoller und gewaltsamer Revolution ins Werk zu setzen sucht, sondern es liebt, sie im Wege ruhiger Evolution zu vollziehen. Seinem gelassenen Sinne ist alles geniale Überstürzen zuwider. Aus dem Umstande, daß so bedeutende Reformationen, als Manzoni beabsichtigte, in der Regel nur durch gewaltsame Umwälzungen erstrebt werden und dabei eine Entwickelung trotziger Kraft hervorzutreten pflegt, indem unerhört Neues mit unwiderstehlichem Nachdrucke den Thron der bisher herrschenden Ideen usurpiert und bei solchen Gelegenheiten von der in sich selbst verliebten Eigensucht der Neuerung gewaltig geklappert zu werden pflegt, wovon bei Manzonis Beginnen wenig zu Tage tritt, ist auch die große Verschiedenheit der Urtheile über den Carmagnola zu erklären. Diejenigen, welche sich Geschmacksverbesserungen nur mit Rumor und Eklat vollzogen denken können, wie der oben erwähnte englische Kritiker, finden das von Manzoni hingestellte Muster nicht bedeutend genug. Es fällt zu wenig in die Augen und führt den Erweis des Geistes und der Kraft auf eine gar zu unscheinbare Weise. Namentlich wollen die Liebhaber romantischer Raketen und Knalleffekte an einer in sich so einfachen und auch äußerlich so karg ausgestatteten Handlung sich nicht genügen lassen und tragen Bedenken, einen noch so stark an den Klassizismus streifenden Dichter ohne weiteres als einen der Ihrigen anzuerkennen. So haben sie denn allerlei an der Wahl des Stoffes und an der Auffassung desselben auszusetzen. Sie finden das Interesse nicht genugsam geweckt und fühlen ein solches höchstens vorübergehend für Marco und in den letzten Scenen für die Gräfin und ihre Tochter, weil man dieselben hier in einem allgemein rührenden Verhältnisse, das rein menschlich jedes Herz ergreifen muß, dem der Trennung für die Erde, erblickt. Der Kampf des Schwertes mit der Toga, wie Goethe die Hauptidee des Ganzen bezeichnet, tritt jenen Kritikern nicht bedeutend genug hervor, um die Teilnahme wirklich anzuregen. Für einen Kampf sei es zu wenig. Denn der Graf ahnte nicht einmal, daß er in einen solchen verwickelt werde, und das Ende werde durch ganz gemeine Kunstgriffe des Verrates herbeigeführt. Man sehe nirgends die entgegengesetzten Gesinnungen im Streit einander entgegentreten, sie gingen neben einander her und die eine falle der anderen nur zum Opfer, weil sie die weniger kluge und schlaue sei. Ganz anders Goethe, welcher mit großem Lobe zuerst in Deutschland auf dieses Werk aufmerksam machte und, eifrig bemühet, es gegen die erfahrenen Angriffe zu ver-

teidigen, alle löblichen Seiten desselben hervorhob und im vorteilhaftesten Lichte zeigte. Anscheinend ist auch Schillers Wallenstein nicht ohne Einfluß auf die Charaktere und den Bau dieses Stückes gewesen. Während Manzoni deutschen und englischen Romantikern als ein Dichter erschien, dem es an Kraft fehle, sich vom italienischen (d. h. klassischen) Zwange zu befreien und Neues, das als Vorbild dienen könne, zu schaffen, schlugen die Klassiker in Italien und Frankreich einen fürchterlichen Lärm über die Verletzung der Fundamentalregeln der Tragödien an, welche Manzoni sich erlaubt. Derselbe fand sich veranlaßt, einen im schönsten Französisch geschriebenen Brief über die Einheiten des Ortes und der Zeit durch seinen Freund und Übersetzer Fauriel in Frankreich veröffentlichen zu lassen, worin er durch eine treffende Parallele zwischen Shakespeares und Voltaires Tragödien: Othello und Zaire, in deren jeder der tragische Ausgang die Ermordung einer untreu geglaubten Geliebten ist, die Unzweckmäßigkeit jener Einheiten nachweist. Es kann nicht geleugnet werden, daß die theoretische Intention, aus welcher diese Tragödie hervorging, eine abstrakte Behandlung des historischen Stoffes zur Folge hatte, und das Bestreben, in den handelnden Personen Richtungen und Ideen zu personifizieren, der lebendigen Natürlichkeit der Charaktere Eintrag gethan hat, sowie dadurch auch die günstige Gelegenheit unbenützt geblieben ist, durch nationale und lokale Besonderheiten zu wirken. Ein solches theoretisches Verallgemeinern liefert in der Regel nur einen verwirklichenden Kommentar zu Goethes: „Grau, Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens gold'ner Baum." Ohne den Wert dieses vielbesprochenen Dramas noch näher zu besprechen, kann der Schreiber dieses die von ihm noch nirgends ausgesprochen gefundene Bemerkung nicht unterdrücken, daß die in Manzonis geistlichen Gesängen so christlich, ja so katholisch auftretende Muse in Carmagnola bis auf die in zwei Zeilen geschehene Erwähnung des Totenamtes für die im Kampfe Gefallenen, Kirche und Christentum so ganz außer acht gelassen hat, während die Heranziehung des religiösen und kirchlichen Interesses dem Auftreten mancher poetischen Schönheit den Boden bereitet haben würde. Kann auch nicht verlangt werden, daß jedes poetische Erzeugnis zugleich eine Verherrlichung der Kirche sein solle, so muß es doch sichtlich auffallen, wenn ein religiöser Dichter, wie Manzoni, in einem seiner besten Erzeugnisse mit so durchaus gar nichts verrät, daß er ein Christ ist und eines christlichen Glaubens lebt. Dieser befremdende Mangel kann anscheinend nur dadurch erklärt werden, daß vermöge einer psychologischen Besonder-

heit Manzoni der Dichter und Manzoni der Christ zu Zeiten als ganz getrennte Subjektivitäten seine Person einnehmen, [1]) oder wenigstens, als er den Carmagnola dichtete, einnahmen, oder daß die Abstraktion, welche ihm Stoff und Personen seines Dramas lieferte, respektive die historisch gegebenen in die ihm entsprechende Form goß, so wenig als dem lokalen und nationalen, auch dem religiösen Elemente einen Zutritt gestatten mochte. Eine dritte Erklärungsweise gewährt die Annahme, daß die Hymnen späteren Ursprungs sind als der Carmagnola, obwohl die Veröffentlichung beider ziemlich weit auseinanderliegt.

Die im Jahre 1822 erschienene und seiner Gemahlin, „welche neben der ehelichen Liebe und der mütterlichen Weisheit ein jungfräuliches Gemüt zu bewahren verstand," mit dem Bedauern „kein glänzenderes und dauerhafteres Denkmal ihrem teuren Namen und dem Andenken so vieler Tugenden widmen zu können," zugeeignete Tragödie Adelgis ruft eine ähnliche Bemerkung hervor. Auch dieses Drama ist der Geschichte entlehnt. Der Dichter entkleidete aber seinen Stoff nicht so streng von dem örtlichen und zeitlichen Gewande und dieser bietet daher weit reichere Mittel, um die Aufmerksamkeit zu spannen und das Interesse rege zu halten. Der Gegenstand desselben ist der Kriegszug Karls des Großen gegen Desiderius und seinen Sohn Adelgis, die letzten nationalen Fürsten der Longobarden, ein Kriegszug, in welchem man drei verschiedene Nationen die Bühne betreten sieht und dessen geringstes politisches Resultat die Vernichtung einer ganzen Herrscherfamilie ist. Der erste Akt führt uns in den Palast des Desiderius zu Pavia, wo des Königs Waffenträger, Wehrmund, demselben die Botschaft bringt, seine von Karl dem Großen verstoßene Tochter, Ermengard, sei vor

[1]) Solche rätselhafte Eigentümlichkeiten sind nichts weniger, als unerhört. So hat z. B. in Schleiermachers geistigem Leben der herrnhutische Grundzug, jene tiefe Gefühlsinnigkeit in der Auffassung des protestantischen Christentums ihn neben seiner philosophisch-theologischen Denkweise, neben einer Verstandesschärfe, die vor keiner negativen Konsequenz zurückbebte, bis an das Ende seines Lebens begleitet. Beide Elemente waren gleichzeitig in ihm vorhanden. Er begnügte sich mit dem subjektiven Nebeneinandersein derselben und legte es nie darauf an, zu einer wissenschaftlichen Vermittlung oder Entscheidung zwischen den vorhandenen Gegensätzen zu gelangen, ja er wies die Forderung einer Wahl oder Vermittelung als eine ganz unberechtigte und thörichte von sich.

den Thoren der Stadt angekommen. Der longobardische Herrscher, in welchem das höhere Alter noch nicht die Macht der Leidenschaften zu bändigen vermocht hatte, schnaubt Rache wider den Frankenkönig, welcher ihm die Tochter mit der Schmach der Verstoßung an der Stirne heimsendet. Carlmanns Witwe, Gerberga, und seine Söhne hatten sich unter den Schutz des longobardischen Thrones geflüchtet, seitdem Karl ihr Erbe sich angeeignet hatte. Desiderius will sie in der ersten Entrüstung über Wehrmunds Nachricht nach Rom führen und durch Papst Hadrian salben lassen. Adelgis aber erinnert den Erzürnten, daß zwischen Karls Hause und dem Papste nahe Beziehungen bestehen und in den Reihen der Longobarden sich viele Ungetreue befinden, die einen Krieg sehr gefährlich machten. Desiderius verwirft dagegen Adelgis Vorschlag, das römische Gebiet, das er inne hat, zu räumen und sich den Papst zum Freunde zu machen. Er erwiedert auf die Einwendungen seines Sohnes heftig:

Sterben,
Sei's auf dem Throne, sei's im Staube, eher
Als solche Schande dulden. — Dieser Ratschlag
Entfliehe nimmer Deinen Lippen wieder,
Es ist Dein Vater, der es Dir befiehlt

(Jetzt erscheint, von dem zu ihrer heimlichen Entführung abgesendeten Wehrmund geleitet, Ermengard vor ihrem Vater und Bruder.)

Desiderius.

Komm', Tochter, faß' Dich!

Adelgis.

In den Armen bist
Du Deines Bruders, vor des Vaters Antlitz,
In Deiner alten Treuen Mitte wieder,
Bist im Palast des Königs, in dem Deinen,
Mit größ'rer Lieb' und Ehrfurcht aufgenommen,
Als Du beim Scheiden mit Dir nahmst.

Ermengard.

O holde
Stimme der Meinen! Vater, Bruder, möge
Der Himmel Euch vergelten diese Worte!
Erzeig' er Euch sich immer, wie Ihr Euch
Erzeiget einer Unglückseligen,
Die Euch gehört! O könnte mir noch aufgeh'n

Ein froher Tag, so wär' es heute, heut',
Wo ich Euch wiederseh'! O süße Mutter!
Hier ließ ich Dich; und Deine letzten Worte
Vernahm ich nicht. Du starbest hier — und ich!
Ach, sicher schaust Du nun von droben uns!
Und siehst jetzt Deine Ermengard, die Du
Mit Deiner Hand an jenem Tage schmücktest,
So froh, so fromm, der selber Du das Haar
Da abgeschnitten, wie sie kehrt, Du siehst
Und segnest Deine Lieben, daß sie so
Empfangen die Verstoßene.

Adelgis.

Ha! Unser
Ist ja Dein Schmerz, unser die Schmach.

Desiderius.

Und unser
Wird auch das Werk der Rache sein.

Ermengard.

O Vater!
So viel heischt nicht mein Schmerz: Vergessenheit
Nur wünsch' ich, und die gönnt ja gern die Welt
Unglücklichen. O sei's genug! Mit mir
Lösch' aus mein Unglück! Ein aufricht'ges Pfand
Der Freundschaft und des Friedens sollt' ich sein;
Es war des Himmels Willen nicht. So sage
Man mind'stens nicht: ich hab', wo ich erschien,
Die Wehklag' und die Zwietracht mitgebracht
All' denen, welchen ich die Bringerin
Der Freude sollte sein.

Desiderius.

Würde Dich schmerzen
Des Ungerechten Strafe? Liebtest Du
Wohl gar den Frevler noch?

Ermengard.

Was, Vater, willst
In dieses Herzens Grund Du forschen? Ach!
Nichts kann daraus hervorgeh'n, was Dich freue;

Ich selber bin, es zu befragen, scheu;
Für mich ist nicht mehr, was vergangen ist;
Gewähr' mir, Vater, eine letzte Gunst,
An diesem Hof, wo ich aufwuchs, geschmückt
Von Hoffnungen, im Schoß solch' einer Mutter —
Was sollt' ich jetzt? Ein Blumenkranz, bewundert
Ein Weilchen, auf die Stirn' gedrückt im Spiel'
An einem Tag der Festlichkeit — doch bald
Geworfen vor des Wand'rers Fuß. Zur Freistatt
Des Friedens und der Frömmigkeit, die einst
Gegründet Deine ehrfurchtswürd'ge Gattin,
— Im Vorgefühl der Zukunft — wo die Schwester,
Die teure und die glückliche, die Treue
Gelobt dem Bräutigam, der nie verstößt,
Erlaube mir zu flieh'n. Von anderm Band
Gebunden, darf ich nicht verlangen mehr
Nach jener heiligen Vermählung; doch
Im Dunkel kann dort meine Tag' ich schließen.

Adelgis.

O fort mit diesen düsteren Gedanken!
Nicht hat der Himmel so der Besten Leben
Der Frevler Willkür preisgegeben; nicht
In ihrer Hand ist's, jeder Hoffnung Keime
Zu töten, wegzunehmen aus der Welt
Die Freuden alle!

Ermengard.

O, daß nie geschaut
Bertrada hätte des Ticinus Ufer!
O hätte nie die Fromme eine Tochter
Vom Blut der Longobarden sich gewünscht,
Und nie ihr Aug' auf mich gelenkt!

Desiderius.

O, Rache,
Wie langsam kommst du!

Ermengard.

Findet meine Bitte
Bei Dir Gewähr?

Desiderius.

Des Schmerzes Rat ist immer
Mehr ängstlich dringend, als besonnen treu.
Doch unvorhergeseh'ne Wechsel und
Gedanken birgt die Zeit, wenn sie nicht ändert
Deinen Beschluß, will meiner Tochter ich
Versagen nichts.

Inzwischen erfährt Desiderius, daß Karl einen Abgeordneten an ihn gesandt. Er sagt, er kenne Karls Künste, als er erfährt, daß der Gesandte Albinus mit allen longobardischen Großen, mit denen er zusammengetroffen, aufs freundlichste Unterhandlungen angeknüpft. Desiderius läßt seine Getreuen sich versammeln und erteilt in deren Gegenwart dem Albinus Audienz, welcher in Karls Namen die Rückgabe der von den Longobarden besetzt gehaltenen Teile des Kirchenstaates an den Nachfolger Petri fordert. Desiderius sagt, ein solches Verlangen verdiene gar keine Antwort. Albinus bemerkt, eine solche Erwiderung sei Kriegserklärung, und er erklärt denn auch in Karls Namen dem Longobardenfürsten den Krieg. Desiderius Getreue rufen: Krieg! Albinus verheißt, sie sollten denselben bald genug haben. Desiderius entläßt den Gesandten mit dem Bescheide, daß er den Krieg annehme, sodann erteilt er seinen Fürsten den Befehl, die Ihrigen zu sammeln und verläßt sammt Adelgis die Bühne. Die zurückbleibenden unzufriedenen Häuptlinge der Longobarden beschließen, sich bei Svarto, einem gemeinen Krieger, zu versammeln. Wir werden in des Svarto Wohnung geführt, welcher folgendes, von Göthe übersetztes Selbstgespräch hält:

Vom Franken ein Gesandter! Groß' Ereignis!
Was es auch sei, tritt ein. — Im Grund der Urne
Von tausend Namen überdeckt liegt tief
Der meine; bleibt sie ungeschüttelt, immer
Liegt er im Grunde. So in meiner
Verdüst'rung sterb' ich, ohne daß nur jemand
Erführe, welch Bestreben mich durchglüht.
— Nichts bin ich. Sammelt auch dies nied're Dach
Die Großen bald, die sich's erlauben dürfen,
Dem König feind zu sein; ward ihr Geheimnis,
Nur eben weil ich nichts bin, mir vertraut.
Wer denkt an Svarto? Wen bekümmerts wohl,
Was für ein Fuß zu dieser Schwelle tritt?

Wer haßt, wer fürchtet mich? — O! Wenn Erkühnen
Den hohen Stand verlieh, den die Geburt
Voreilig zuteilt, wenn um Herrschaft man
Mit Schwertern würbe, sehen sollt ihr,
Hochmüt'ge Fürsten, wem's von uns gelänge —
Dem Klügsten könnt' es werden. Euch zusammen
Les' ich im Herzen; mein's verschloß ich. Welches
Entsetzen würd' ich fassen, welch' Ergrimmen,
Gewahrtet ihr, daß einzig Ein Begehren
Euch allen mich verbündet, Eine Hoffnung . . .
Mich einst Euch gleich zu stellen! — Jetzt mit Golde
Glaub't ihr mich zu beschwicht'gen. Gold! Zu Füßen
Geringern hinzuwerfen, es geschieht,
Doch schwach demütig Hände hinzureichen,
Wie Bettler es zu haschen —

Fürst Ildechi.
Heil Dir, Svarto!

Die mißvergnügten Fürsten versammeln und einigen sich, insgeheim einen Abgesandten zu Karl zu schicken, um mit diesem ein Bündnis zu schließen. Svarto erbietet sich zur Übernahme dieser Sendung. Dieses Anerbieten wird angenommen. — Der zweite Akt zeigt das Lager der Franken im Val di Susa. Svarto ist bereits angekommen und vom Herrscher der Franken freundlich empfangen. Aber die Longobarden, von Felsen und Thürmen beschützt, haben die Zugänge und Pässe besetzt. Karl und Hadrians Legat, Petrus, treten auf; Petrus wirft dem Frankenherrscher vor, daß er, noch ehe er den Boden des neuen, ihm bestimmten Königreiches betreten, schon wieder umkehren wolle. Er ist in Zweifel, wie er dem heiligen Vater diese Nachricht beibringen solle. Karl beruft sich darauf, wie er dem heiligen Vater zu gefallen, mitten aus dem Sachsenkriege, der ihm in wenigen Tagen die größten Vorteile dargeboten haben würde, aufgebrochen sei, und den Notruf der Fliehenden zu seinem Wegweiser gemacht habe. Am Passe, der ihm Italien öffnen müsse, sei er angelangt, ohne weiter vorwärts zu können, weil sich der Feind mit der Natur in einen unüberwindlichen Bund begeben. Eine Menge von Franken seien bereits erfolglos gefallen, da Gott ihm den Fortschritt versage, müsse das weitere Vordringen aufgegeben werden. Petrus macht den Kaiser aufmerksam darauf, in wessen Händen er den heiligen Vater zurücklasse, und sucht ihn zu bestimmen, seinen Feldzug fortzusetzen. Karl

erwiedert, er bedürfe hiezu keines Spornes, er erkenne Hadrians Gefahr, allein er könne ihm nun einmal nicht zu Hilfe fliegen. Er habe vergeblich mit den Feinden unterhandelt und Geld geboten, daß sie Hadrians Besitzungen frei gäben, allein vergebens. Jetzt wird ein Diakonus aus Ravenna eingeführt, welcher sich auf unbekannten Pfaden hindurchgeschlichen und sich erbietet, Karln den Weg zu zeigen, auf dem er Adelgis in die Flanke fallen kann. Die Beschreibung des Weges ist so lebendig und anschaulich und dabei so einfach und natürlich, daß man sich an Martins Seite zu befinden und alles zu sehen vermeint, was er schildert. Als Karl vernimmt, wie Martin anscheinend durch ein Wunder den unerhörten Weg zu ihm gefunden und zurückgelegt, nennt er denjenigen, welcher hierin nicht des Höchsten Hand erkenne, einen Gottlosen. Er beschließt, dem Martin die Blüte seines Heeres zur Führung durch den beschriebenen Paß anzuvertrauen und ordnet an, daß seine Großen und die Priester für das Gelingen des Unternehmens Gebete verrichten sollen. Alsdann hält er folgendes Selbstgespräch:

So kehrte Karl zurück. Das bitt're Lächeln
Des Feindes und des künftigen Geschlechts
Stand ihm bevor; doch hatt' er es geschworen,
Ins Frankenreich kehrt' er zurück. Und wer
Von meinen Tapfern, meinen Treuen hätte
Durch Rat, durch Fleh'n den Vorsatz mir besiegt?
Und sieh! Ein Mann, ein Friedensmann, ein Fremder,
Bringt mich auf andere Gedanken! Nein!
Nicht er ist's, der das Herz mir wieder stärkt
In meiner Brust! Der Stern, der mir geleuchtet
Bei meinem Auszug, der sich eine Zeitlang
Verbarg — ich seh ihn wieder jetzt. Es war
Ein trüglich Scheinbild, das zurück mich schien
Zu scheuchen von Italien, — lügenhaft
War jene Stimme, die mir sprach im Herzen:
Nie, nie mehr kannst du König sein im Lande,
Das Ermengard gezeuget. — O, ich bin
Von deinem Blute rein; du lebst; warum
Stand'st du denn so hartnäckig stets vor mir,
Schweigend, betrübt, mit des Vorwurfs Gebärden,
Blaß und als wärst du aus dem Grab' erstanden?
Gott hat dein Haus verworfen; sollt' ich
Gemeinschaft mit ihm halten? Wenn mein Auge

An Hildegard Gefallen fand, erheischte
Nicht wicht'ger Staatsgrund, daß mein Bett sie teile?
Wenn den Ereignissen dein weibisch' Herz
Gewachsen nicht, was kann ich thun? Ein König
Kann seine hohe Bahn nicht wandeln, ohne
Daß jemand hinstürzt unter seinen Fuß.
Du in der stillen Nacht gewachsenes
Gespenst, die Sonn' erhebt sich, die Trommeten
Erdröhnen. Hebe dich hinweg!

In der Schlußscene des zweiten Aktes erteilt Karl seinen Grafen die Befehle, hofft sie im offenen Felde wieder zu sehen, weissagt ihnen einen glücklichen Kampf und empfiehlt ihnen drei Tage Geduld, bis all das Fröhliche, das er ihnen in Aussicht stellt, sich erfüllt.

Im schönen Land Italien
Erwartet Ruh Euch zwischen Feldern, wo
Die reichen Ähren wallen, unter Bäumen
Voll Frucht, die unsern Vätern unbekannt,
Wo alte Tempel ragen, in dem Lande,
Das Sang erfreut und das die Sonne liebt,
Die Herrn der Welt in seinem Schoß enthält,
Und Gottes Märtyrer. Der höchste Hirte
Erhebt dort seine Händ' und segnet uns're
Feldzeichen. Feindlich ist uns nur gesinnt
Ein kleines Volk, und dieses noch dazu
In sich verteilt und halb schon mein, dasselbe,
Das zweimal schon mein großer Vater schlug,
Ein Volk bereits in Auflösung. Das übrige
Ist ganz für uns, erwartet uns; berichtet
Durch seine Wächter, schau' zu der Feind,
Wie unser Heer anrückt, und freue sich.
Er träume uns're Flucht, sich im Besitz
Des Kirchengutes und sich unterthänig
Den höchsten Bischof, unser aller Vater,
Und unsern Freund, bis Eckart ihnen nahet,
Und unerwartet weckt. Ihr heiligen
Bischöf' und Priester, fordert zu Gebeten
Des Heeres Krieger auf. Dies Unternehmen
Sei Gott geweiht! Sein ist's. Wie meine Franken
Vor ihm jetzt beugen ihre Stirn, so werden
Die Feinde es vor ihnen thun im Felde.

Den dritten Akt eröffnet das Lager der Longobarden. Adelgis, der den Abzug der Franken vernimmt, schämt sich des unblutigen Erfolges, welcher ihm keine Lorbeern bringt, und dem Feinde keine Lektion hinterläßt. Auch der nun in Aussicht stehende Zug gegen Rom kann Adelgis nicht befriedigen, weil dieser Krieg, der mutmaßlich mit Sengen und Brennen, mit Plündern und Morden vor sich gehen wird, keine Ehre bringen kann. Er kömmt sich dabei wie ein Räuberhauptmann vor. Desiderius, welcher hinzutritt, als Adelgis seinem Freunde und Waffenträger Anfrid solcherlei Klagen zu vernehmen giebt, wünscht seinem Sohne Glück, daß er die Franken zum Rückzuge genötigt. Indem er noch redet, stürzt ein Waffenträger herbei und berichtet den Angriff der Franken. Bald drängen sich fliehende Longobarden heran und melden, daß die Franken von allen Seiten angegriffen haben, alles sei verloren. Adelgis, der so verzweifelte Ausdrücke scharf tadelt, ordnet umsichtig und kühl alles zum möglichen Widerstande und zieht ab. Inzwischen kommen Fliehende über Fliehende auf die Bühne, und drängen den beharrlich zum Widerstande ermunternden König zurück. Alle schreien: Verrat! Desiderius gesellt sich zuletzt den Fliehenden zu. In dem Teile des Lagers, den die Longobarden verlassen, erscheint Karl mit seinen Kriegern. Die Pforte nach Italien ist nun offen. Roland stellt sich zu Karls Verwundern ein, belehrt diesen aber, daß er es unter seiner Würde halte, eine durch Verrat versprengte und erschreckte Herde zu verfolgen. Hätte er geahnt, daß er mit Verrätern zu thun bekommen werde, so würde er sich aus Frankreich nicht hinaus begeben haben. Karl sagt, ein Reich sei schön, es möge erworben sein, wie es wolle. Es gäbe doch immer noch mancherlei zu besiegen, auch Sachsen sei noch zu erobern. — Die abgefallenen Longobardenführer nahen sich und werden freundlichst von Karl empfangen, welcher den Svarto zum Grafen von Susa erhebt und die anderen versichert, daß sie ihres Lohnes gewärtig sein sollen. Einen wohlthuenden Eindruck macht es selbst auf Karl, als der verwundete Anfrid herbeigebracht wird, welcher sich tapfer gewehrt hatte, und noch jetzt seine treue Anhänglichkeit an seinen königlichen Herrn beteuert. In der folgenden Szene, welche in einer abgelegenen Gegend spielt, erblicken wir den flüchtigen Desiderius mit wenigen Getreuen. Adelgis stößt zu ihnen. Sie beschließen, sich in die festen Städte zu werfen. Der alte König soll Revue halten, und Adelgis will sich nach Verona begeben und Karlmanns Witwe Gerberga mit sich nehmen. Auch die geliebte Ermengard vergißt er nicht. Er überträgt dem Herzoge von Brescia

deren Schutz. Der Kampf zwischen Franken und Longobarden wird fortgesetzt. Der darnach auftretende Chor schildert das traurige Los der Fliehenden und des besiegten Landes, und wie die Nation, deren heiliges und glorreiches Land gleichsam des Siegers Preis sein soll, träge Zuschauerin dieser Zerstörung ist, thörichter Weise sich davon eine glücklichere Zukunft verspricht. — Die erste Scene des vierten Aktes führt uns in den Garten des Klosters San Salvator zu Brescia, wohin Ermengard von ihrer Schwester Ansberga, der Äbtissin dieses Klosters, geführt wird. Ermengard ist krank und schwach. Sie freut sich des anbrechenden Lenzes. Den sie begleitenden Damen dankt sie für die ihr gewidmete Fürsorge und kündigt der Äbtissin an, wie das Ende ihrer Sorgen bald erscheinen werde. Sie fühlt sich dem Grabe nahe. An die Schwester ergeht ihre Bitte, die Worte und Wünsche, welche die Sterbende äußert, sich einzuprägen, um sie denen, welche sie hienieden zurückläßt, zu überbringen. Ansberga schaut die Schwester betrübt an. Ermengard macht sie aufmerksam, wie ihr baldiger Tod eine Gnade Gottes sei, und fragt, ob Ansberga denn wünsche, daß Ermengard die Tage erleben möge, wo Brescia erobert werden würde. Ansberga äußert zum Troste der Schwester die gewisse Zuversicht, daß bei Pavias und Veronas tüchtiger Verteidigung der Feind an Brescia sobald nicht werde denken können. Ermengard beharrt dabei, sie werde den Angriff Brescias nicht erleben und bittet die Schwester, dem Vater und Bruder zu melden, wie sie auch in der Nähe ihrer letzten Stunde ihnen das dankbare Andenken ihrer Liebe bewahrt und stets ihre Gebete um den Sieg ihrer Waffen zu Gott emporgesendet habe. Sie vermacht ihnen sterbend ihren Segen.

Sodann, o Schwester, dies
Verweig're nicht: such' einen Treuen, der,
Wann es auch sei und wo, sich nähern könne
Dem wilden Feinde unseres Geschlechtes.

Ansberga.

Karl?

Ermengard.

Ja, Du hast ihn genannt; er künde ihm,
Daß Ermengard schied ohne Groll; sie lasse
Auf Erden nichts zurück, das sie gehaßt,
Und Gott beschwöre sie, er möge nimmer
Für alles, was hienieden sie gelitten,

Zur Rechenschaft zieh'n, wer es sei, da sie
Aus seinen Händen alles doch empfangen.
Das sag' er ihm und — wenn dem stolzen Ohr
Zu herbe nicht das Wort erklingt — ich hätt' ihm
Verziehen. — Willst Du's thuen?

Ansberga.

So empfange
Der Himmel meine letzten Worte einst,
Als mir die Deinen werden heilig sein!

Dann bittet Ermengard, Ansberga wolle ihr nach dem Tode den Trauring an der Hand und sie damit begraben lassen. Da wir alle Staub sind, verlangt sie ein unscheinbares Grab. Doch will sie mit den Zeichen der Königin bestattet sein, Gottes Geschenk könne ihr niemand entreißen. Ansberga rät ihr, lieber Bürgerin des Hauses zu werden, worin sie jetzt eine Zuflucht gefunden habe, um sich mit dessen heiligem Gewande zu kleiden. Ermengard entgegnet, das gestatte ihr ungelöstes Eheband nicht; sie müsse ihre Bahn so ans Ende vollenden, wie der Himmel ihr solche vorgeschrieben. Es sei doch auch möglich, daß bei der Nachricht von ihrem Tode Karls Herz ein Reuegefühl anwandle und er, um seinen Fehler gut zu machen, ihre Hülle begehren möchte, um sie verdientermaßen in seiner Königsgruft beisetzen zu lassen. Die Verstorbenen wirkten oft kräftiger als die Lebenden. Als Ansberga dies bezweifelt, macht Ermengard sie aufmerksam, daß es Gott beleidigen heiße, wenn namentlich eine Klosterfrau Gottes Güte gleichsam einen Zügel anlegen wolle, die überall die Herzen zu rühren wisse. Ansberga versichert, Karl werde, Karl könne es nicht thun. Auf Ermengards Dringen, ihr den Grund zu sagen, bringt endlich Ansberga mit großem Widerstreben die Nachricht hervor, daß Karl die Hildegard, um derenwillen er Ermengard verstoßen, bei sich im Lager habe. Als Ermengard dies hört, verfällt sie in Ohnmacht und dann, wieder zu sich kommend, in Wahnsinn, in welchem sie die Waffenträger auffordert, das Weib zurückzuweisen, das des Königs Hand zu haschen suche. Karl solle es nicht dulden und ihr seinen bekannten strengen Blick zuwerfen. Sie glaubt, den König das Weib anlächeln zu sehen, als rechtmäßige Gemahlin ist es ihr unmöglich, dies zu ertragen. Sie hält dieses Benehmen für einen grausamen Scherz. Sie sagt, Karl werde selbst eines Tages denselben bereuen. In dieser Fieberphantasie verrät sie ihre glühende Liebe zu Karl, die ihre keusche Lippe ihm zu gestehen nicht gewagt.

Er solle also die Fremde kräftig zurückweisen, Ermengard fürchte jene wie eine Schlange. Der Blick schon dieses Weibes töte sie. Sie allein sei schwach, aber Karl ihr einziger Freund. Sie glaubt, Karl fliehen zu sehen. Nach Bertrada frägt sie, welche Ermengarden einst geliebt, und bittet dieselbe mit dem unglückseligen Weibe zu reden. Sie will sich neben Bertraden setzen, ihr Gesicht in deren Schoß verbergen und weinen. Ach, sie solle nicht fortgehen, nicht fliehen, vieles werde sie ja von ihr nicht mehr zu erdulden haben. Sie erinnert an die glücklichen, lachenden Tage, welche sie miteinander verbracht und schwärmt in dem Glücke dieses Andenkens. Ansberga ruft die allerseligste Jungfrau um Beistand an. Nun erwacht Ermengard noch einmal zu vollem Bewußtsein und spricht:

Ach! Wer ruft mich?

Ansberga.

Schau her, ich bin Ansberga! Dich umstehen
Hier Deine Frauen, dort die frommen Schwestern,
Für Deinen Frieden beten sie.

Ermengard.

Der Himmel
Gesegn' Euch's! Ja, das sind die Angesichte
Des Friedens und der Freundschaft. Ich erwachte
Aus traur'gem Traum.

Ansberga.

Es bracht' o Arme, mehr
Des Kummers als Erquickung dieses trübe
Geträume.

Ermengard.

Wahr ist es! Der Atem ist
Erloschen; hebt mich auf, ihr Teuern, führt
Zu meinem treuen Lager mich; die letzte
Bemühung ist's, die ich Euch mache; alle
Hat Gott gezählt. Laßt mich in Frieden sterben,
Sprecht mir von Gott, ich fühle, daß er nahet.

Ein auftretender Chor beschreibt Ermengards Ende sehr schön und beklagt sie. In der folgenden Scene finden wir uns auf die Wälle von Pavia versetzt. Es ist Nacht. Guntini, der Befehlshaber der

Stadt, erscheint mit seinem Waffenträger Amri, dem er einen Eid abnimmt, daß er den ihm zu erteilenden Auftrag, ohne sich durch irgend etwas abwendig machen zu lassen, ausführen will. Er stellt ihn an eine Stelle des Walles als Wache, aus deren Nähe er jeden anderen Krieger entfernt hat und empfiehlt ihm, ganz Ohr und Auge zu sein. Es werde sich um Mitternacht von außen ein Bewaffneter nahen, dieser sei Svarto. Amri erfährt das heimliche Zeichen, wodurch er sich zu erkennen geben werde. Er soll dann dem Svarto hinaufhelfen auf den Wall. Nachdem Amri sich entfernt, spricht Guntigi:

Treue! Daß der betrübte Freund des Herrn
In seinem Fall, daß wer mit kecker Hoffnung
Oder entschlußlos, bis zum Ende stand
Bei ihm und mit ihm fiel, ruft: Treue, Treue,
Sich mit ihr tröstend — das ist in der Ordnung.
Wenn aber alles zu verlieren steht,
Und sich ein Weg zeigt, alles noch zu retten,
Wenn der vom Glück gekrönte Fürst, für den
Sich Gott erklärt, wenn der geweihte Karl
Mir Boten sendet, mich zum Freund begehrt,
Wünscht, daß ich nicht verderbe, von der Sache
Des Mißgeschicks die meine trennen will . . .
Ach, warum kehrt der Name Treue, stets
Zurückgedrängt, zurück stets, mich bestürmend,
Gleich einem läst'gen Bettler, wirft sich immer
In meinen Sinn und stört die Überlegung?
Die Treue! Jegliches Geschick, den Tod selbst
Verschönt sie. — Und wer sagt das? Der, für den
Man stirbt. Einstimmig aber wiederholt
Die Welt das Wort und ruft: als Bettler noch,
Verlassen ganz, sei der Getreue werter
Der Ehre, als wer ihre Satzung bricht.
So wirklich? Aber wenn er wert der Ehre,
Warum ist er ein Bettler und verlassen?
Ihr, die ihr ihn bewundert, was hält Euch,
Daß Ihr herbei nicht eilt, um ihn zu trösten?
O, sagen sie, auch Karl wird Dich im Herzen
Verachten. — Und wer hat Euch dies gesagt?
Verachtet Svarto er, den dunkeln Kriegsmann,
Den er so hoch erhob? Wenn öffentlich

Der Mächtige mich ehrt, wer dann enthüllt Euch
Sein Herz? Und was trägt's aus? Ihr möchtet nur
Mit Galle mir besprengen das Gefäß,
An das Eu'r Mund nicht kommen kann. Euch freut's
Erlosch'nen Glückes Schatten, großen Fall
Zu schau'n, davon zu reden, um zu trösten
In Euerm Dunkel Euch, das ist von Euerm
Abseh'n das Ziel. Glanzvoller lächelt mir
Das mein' entgegen. Euer leer Geschrei
Hält nicht vom Streben mich zurück. Genügt
Zu Eurem Beifall fester Stand bei einem
Gefahrenvollen Unternehmen, o wohlan!
Ich gehe schrecklichem entgegen; einst
Erfahr't Ihr, wie auf diesem Posten ich
Des Mutes mehr bedurft, als in der Stadt,
Weil, wenn der König, wie zu thun er pflegt,
Die Mau'r umgeht und hier mich im Gespräche
Mit Svarto träfe, einem jener, die
Verräter er und Karl Getreue nennt,
Dann wär's zurückzuschauen nicht mehr Zeit,
Bestimmt ist's dann, daß Einer falle von
Uns beiden, handeln muß ich, oder machen,
Daß ich's nicht sei. —

Amri führt den Svarto herbei. Verrat und Übergabe der Stadt werden verabredet, nachdem Guntigi dazu durch die Verleihung der Grafschaft Pavia gewonnen ist. Svarto will auch den König übergeben haben. Guntigi bittet, ihn damit zu verschonen, er sei Desiderius' Vasall in glücklichen Tagen gewesen und werde unnötig seinen Namen beflecken, der Unglückliche könne ja ohnedem nicht entfliehen. Die beiden Verräter fühlen bereits jetzt, daß wenn einst Karl jeden Widerstand auf allen Seiten niedergeworfen haben und kein Schwert mehr wider ihn gezogen werden wird, er den Verrätern mißtrauen und ihre Existenz alsdann gefährdet sein werde. Sie machen daher vorsichtig schon jetzt einen Bund auf Leben und Tod, sich gegenseitig zu bewachen und zu schützen und die Gegner jedes einzelnen als gemeinschaftliche Feinde betrachten zu wollen. — Nachdem Pavia an Karl verraten und Desiderius sein Gefangener geworden war, hielt Verona noch Stand. Der fünfte Akt beginnt im königlichen Palaste daselbst mit einem Gespräche zwischen Adelgis und Giselbert, dem Herzoge von Verona. Giselbert stellt seinem

Fürsten vor, wie die Nachricht von der Einnahme Pavias und der Gefangenschaft des Königs Desiderius der Besatzung von Verona allen Mut benommen habe und Führer, wie Soldaten die Übergabe an Karl verlangten. Adelgis will sich die Sache bedenken. Er stellt sich in einem trefflichen Monolog seine Lage vor und ringt mit einem Entschlusse. Wir erfahren daraus, daß auch Brescia bereits in Karls Hände fiel. Adelgis preiset Ermengard, welche so vielem Wehe durch den Tod entging, glücklich. Er stellt sich vor, wie er, um schimpflicher Gefangenschaft zu entgehen, die noch treu Gebliebenen um sich versammeln und einen Ausfall machen müsse. Er verhehlt sich nicht, daß alle fallen würden. Warum aber soll er die Getreuen in seinen Fall und Tod verwickeln? Kann er nicht allein auch sterben? Wie eine fröhliche Nachricht kömmt ihm der Gedanke, selbst Hand an sein Leben zu legen. Er blickt auf sein treues Schwert, das schnell alle Not enden kann.

In einem Augenblick ist alles
Beendet. Alles? Ach, Unglücklicher!
Warum lügst du dir selbst? Das Murmeln jenes
Gewürms betäubt dich. Der Gedank' allein,
Vor einem Sieger stehend dich zu seh'n,
Besiegt all' deine Tugend. Angst vor diesem
Moment bricht dich so, daß du rufst: Zuviel!
Vermagst du wider Gott? Wagst du zu sagen:
Ich komme, ohne Deines Rufs zu warten?
Der Stand, den Du mir gabst, war mir zu schwer:
Ich gab ihn auf? Ruchloser! Flieh'n? Und diese
Erinnerung bis ans Grab dem Vater lassen?
Den letzten Seufzer der Verzweiflung ihm
Vermachen? O hinweg, ruchloser Plan!
Gewinne Mut, Adelgis sei ein Mann!
Was suchst du? Allen Mühsals Ende willst
Du. Gehet das nicht über dein Vermögen?
Es bietet Zuflucht dir der Griechen Kaiser.
Gott bietet sie durch jenes Mund. Nimm an!
Im einzig weisen würdigen Entschluß
Erhalt' dem Vater so die Hoffnung! Möge
Er träumen mindestens, daß ich als Sieger
Heimkehrend seine Fesseln sprenge, rein
Vom Blute der Verzweiflung. Und vielleicht
Ist's doch kein Traum. Aus tieferm Abgrund schon

Erhoben and're sich. Es wechselt alles;
Verträg' auf Ewigkeit schließt nie das Glück. [1])

Adelgis beschließt, sich mit den ihm treu gebliebenen Vasallen durchzuschlagen und den Versuch zu machen, Byzanz zu erreichen.

In der folgenden Scene, welche in Karls Lager vor Verona spielt, läßt Karl die Stadt zur Übergabe auffordern und erteilt dem gefangenen Desiderius, welcher ihn zu sprechen wünscht, Audienz. Das Gespräch beider ist sehr schön. Karl frägt nach Desiderius' Begehr. Dieser sagt, der Himmel habe zwischen ihnen beiden den Streit entschieden, es bleibe daher zu sprechen nichts übrig. Dem Sieger gegenüber zu klagen und Thränen zu zeigen, stehe einem, der König gewesen sei, nicht an. Auch Karln sei nicht erlaubt, mit bitteren Worten dem alten Hasse zu genügen, oder die Freude des Übermutes den überwundenen Gegner fühlen zu lassen, damit Gott nicht gereuen möge, ihm den Sieg verliehen zu haben. Desiderius erwarte wohl keinen leeren Trost von ihm. Was Karl ihm sagen solle? Was Desiderius betrübe, sei Karls Freude, und dieser könne ein Schicksal nicht beklagen, das zu ändern er nicht Willens sei. Kein anderes Geschenk habe Karl für jenen, als das Leben. Desiderius bemerkt, Karl müsse wohl wissen, was für ein Geschenk gefangenen Königen das Leben sei. Ob Karl denke, daß Desiderius trotz seiner Gefangenschaft sich nicht noch einmal in der Freude berauschen oder ihm mit dem Gifte, das ihm das Herz ersticke, seinen Triumph verbittern könne? Das habe er aber nicht in Absicht, er verehre des Himmels Rache in Karln und beuge sich vor dem, vor welchem Gott ihn gebeugt. Er komme mit einer Bitte. Er müsse bezeugen, daß Adelgis niemals Hadrians Feind gewesen, sondern sich mit allen erdenklichen Mitteln bemühet habe, Desiderius von seinen Feindseligkeiten gegen den Kirchenstaat abzuhalten. Rom habe, nachdem Desiderius gefangen genommen worden, keinen Feind

---

[1]) Der Verfasser des 1831 zu Mailand erschienenen saggio sulla storia della letteratura Italiana nei primi venticinque anni del secolo XIX sagt von diesem Monologe mit übertriebener patriotischer Emphase: dice intorno al suicidio ed alla sua vita cose e piu belle e piu sublimi di quelle, che si leggono nel monologo dell' Ameleto di Shakespeare. Nur ein ästhetischer Italianissimo konnte Adelgis' Selbstgespräch so hoch über Hamlets weltberühmten Monolog stellen.

mehr. Karls Absicht sei erreicht, weiteres könne Gott von ihm nicht verlangen. Karl frägt, ob der Besiegte dem Sieger Gesetze vorschreiben wolle? Desiderius weist diesen Vorwurf ab und Karln darauf hin, daß er den Feind bittend zu seinen Füßen liegen habe, daß er in dem Lande, wo er denselben bekämpft, herrsche. Er solle weiter nichts begehren und bedenken, daß der Himmel vermessene Wünsche verabscheue. Karl könne einst auch Unglück erleben und eines freundlichen Gedankens bedürfen, der ihn tröste, dann werde es ihm vielleicht wohl thun, sich erinnern zu können, daß er Barmherzigkeit geübt. Karl möge bedenken, wie er einst vor des Ewigen Thron, sowie Desiderius heute vor ihm eine gnadenvolle oder strenge Antwort zu gewärtigen habe. Sein Sohn Adelgis sei Karln vielleicht bereits verkauft. Desiderius bittet für den Unschuldigen. Er habe ja nur den Vater verteidigen wollen. Karl solle Adelgis verschonen. Der fränkische König weist ein Verlangen zurück, das er selbst Bertraden nicht gewährt haben würde. Nun wird Desiderius bitter. Karl bemerkt entgegnend, wie feindselig sich Desiderius und Adelgis bei Aufnahme Gerbergas und ihrer Kinder benommen, und wie sie sogar den Papst angegangen, Gerbergas Söhne als Könige der Franken zu salben und so, während Karl an der Weser gegen die Sachsen im Feld gelegen, ihm einen Dolch geschliffen und seinem treuesten Freunde zugemutet hätten, ihm denselben in die Brust zu stoßen. Der Himmel habe es anders gefügt. Desiderius und Adelgis müßten den bitteren Trank, den sie Karln bereitet, nun selber genießen, die Blumen pflücken, welche sie gepflegt. Arvin meldet jetzt Karln die Einnahme der Stadt und wie eine kleine Schar sich durchzuschlagen gewagt habe, aber teils gefangen genommen, teils getötet worden; Adelgis, der dabei gewesen, sei tödlich verwundet und verlange nach dem Vater. Desiderius fragt, ob Karl ihm auch das abschlage? — Nein, Unglücklicher, antwortete Karl. Desiderius empfindet schmerzlich, wie schwer Gottes Hand auf ihn gefallen, da er nun auch den Sohn ihm nehme. Er klagt sich der Schuld dieses Todes an, entschuldigt sich aber, daß er Adelgis' künftigen Thron durch seine unglücklich ausgefallenen Unternehmungen habe verschönern wollen. Er trauert, daß der Sohn allein und ohne anderen, als des Vaters Zuspruch in des Feindes Händen sterben solle, der voll Jubels sei. Karl versichert ihm, wie er hierin irre. Gedankenvoll, aber nicht jubelnd, betrachte er das Schicksal eines Tapferen, eines Königs. Adelgis sei ein Feind gewesen. Karl habe, so lange Adelgis außer seiner Gewalt gelebt, nicht ruhig seines neuen Thrones genießen können. Jetzt sei Adelgis aber in den Händen Gottes,

dorthin reiche die Feindschaft eines Barmherzigen nicht. Desiderius findet eine Barmherzigkeit unheilvoll, die nur hoffnungslos Geschlagenen zu teil wird. Man bringt Adelgis in Karls Zelt. Nachdem Adelgis versichert, daß seine Wunde unheilbar, spricht Desiderius:

O, Du Ersehnter meines Aug's! Wie lange
Hab' ich um Dich gesorgt! Nur ein Gedanke
Beherrscht' in so viel Ängsten mich: die Hoffnung,
Dir einst bei trauter Friedenszeit, sie zu
Erzählen.

Adelgis.

Jetzt ist diese Friedenszeit
Für mich gekommen, glaub's. Müßt' ich nur nicht
In solchem Leid Dich lassen!

Desiderius.

O die stolze
Und heit're Stirn! Die tapf're Hand! Die Brauen,
Von denen Schrecken ausging!

Adelgis.

Laß die Klagen,
Laß sie, um Gott, mein Vater! War's nicht Zeit
Zu sterben! Aber Du, der Du gefangen
Fortleben mußt, entthront, Du höre mich:
Ein groß Geheimnis ist das Leben; erst
Die letzte Stund ergründet es. Dir ward
Ein Reich genommen. Klage nicht darum!
Glaub' mir: wenn selbst Du dieser Stunde Dich
Genähert, werden Deinem Geist erfreulich
Darstellen sich die Jahre, wo Du nicht
Mehr König warst, wo keine Thräne mehr
Im Himmel gegen Dich ward aufgezeichnet,
Und nicht Dein Name mehr, mit der Verwünschung
Vermählt der Unterdrückten, stieg zu Gott.
Freu' Dich, daß Du nicht König mehr, daß Dir
Verschlossen ist der Thaten Weg; dort ist
Kein Raum für edles und schuldloses Wirken!
Es übrigt nur, Unrecht zu leiden, oder
Zu thun. Die Welt ist im Besitz der wilden
Gewalt, die Recht sich nennt. Das Unrecht sä'te

Der Ahnen blut'ge Hand; die Väter haben's
Mit Blut gedüngt und keine andere Ernte
Trägt jetzt die Erde. Über Böse herrschen
Ist Süßes nicht; Du selbst erfuhrst's; und wenn —
Muß es nicht enden? — Dieser Glückliche,
Deß Thron befestigt wird durch meinen Tod,
Dem alles lächelt, alles klatscht und dient,
Ist auch ein Mensch, der sterben muß.

Desiderius.

Doch daß
Ich Dich verliere, Sohn, wer tröstet mich?

Adelgis.

Gott, der
In allem tröstet. (Zu Karl:) Stolzer Feind, Du . . .

Karl.

Gieb mir nicht diesen Namen mehr, Adelgis,
Ich war's, doch schlimm und ruchlos ist die Feindschaft
Mit Gräbern; glaube mir's, im Herzen Karls
Hat sie nicht Raum.

Adelgis.

Es soll auch freundlich sein
Mein Wort, demütig, frei von jeglicher
Erinn'rung, die für beide bitter. Flehen
Möcht' ich für diesen Dich, und meine Hand,
Die sterbende, leg ich in Deine. Daß
Du solche Beute frei giebst, ford'r' ich nicht.
Vergeblich würd', ich seh's, mein Bitten sein,
Umsonst das Bitten And'rer. Unbeweglich
Zeigt sich Dein Sinn; auch reicht so weit nicht Dein
Verzeih'n. Ich ford're, was Du, ohne grausam
Zu sein, nicht weigern darfst. So mild als möglich,
Von Schimpf und Unbill frei, laß dieses Greisen
Gefängnis sein, wie Du für Deinen Vater
Es würd'st erflehen, wenn der Himmel Dir
Den Schmerz beschieden, ihn in fremder Hand
Zu lassen. Schütze sein ehrwürdig Haupt
Vor jeder Schmach. Erspart sei der Vasallen
Grausamer Anblick ihm, die ihn verrieten.

Karl.

Zur Gruft nimm diese freudige Gewißheit,
Adelgis, mit! Der Himmel sei mein Zeuge!
Karls Wort verbürget Deine Bitte.

Adelgis.

Sterbend
Erhebt für Dich sein Fleh'n Dein Feind. —

Als Krieger und Herzöge vor Karl gelassen zu werden begehren, spricht dieser:

Es wage niemand diesem Zelt zu nahen,
Hier ist Adelgis Herr: sein Vater nur
Sowie der göttlichen Verzeihung Diener
Sind zugelassen hier. (Er geht.)

Desiderius.

O mein Geliebter!

Adelgis.

Das Licht entflieht, o Vater, diesen Augen!

Desiderius.

Verlaß mich nicht, Adelgis.

Adelgis.

König Du
Der Könige, durch einen Deiner Treuen
Verrathen und verlassen von den andern,
Komm' ich zu Deinem Frieden! O nimm auf
Die müde Seel'!

Desiderius.

Er hört Dich! Du sinkst hin —
Ein Knecht, bleib' ich zurück, Dich zu beweinen.

Gehet Manzoni in diesem zweiten Trauerspiele dem christlichen und kirchlichen Elemente, welches ihm sein Stoff gewissermaßen durch die Personen und ihre Verhältnisse entgegendrängt, auch nicht aus dem Wege, so fehlt doch viel daran, daß er dasselbe auch nur annähernd in derjenigen Weise zur poetischen Wirksamkeit herangezogen hätte, wie die Benutzung desselben in seinen heiligen Gesängen hätte erwarten lassen. Nur in dem Geschwisterpaar Adelgis und Ermengard hat er, wiewohl nicht ganz gelungene und wenig ausgeführte, Anläufe zu einer solchen Verwendung genommen. Da

diese beiden Personen diejenigen sind, zu deren Schilderung ihm die wirkliche Geschichte die wenigsten Züge lieferte, so hätte er jenem Elemente eine weit umfassendere und noch idealere Wirksamkeit einräumen können. Noch auffälliger aber ist, daß Manzoni Karl den Großen, den die Kirche als einen Heiligen verehrt, eine solche Rolle hat spielen lassen können, wie demselben hier zugeteilt ist. Schreiber dieses kann, wie sehr auch Manzoni sich an die Geschichte zu halten gesucht, doch nicht zugestehen, hier auch nur den historischen Karl, geschweige denn den künftigen Heiligen vor sich zu haben. Die Religiosität dieses Karl ist von sehr verdächtiger Art. Dieselbe kennt keinerlei Bedenken gegen die Mittel, welche der Monarch wählt, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Diesem Karl sind seine mit übeln Mitteln erzielten Erfolge die sichersten Zeichen von der Gunst des Himmels. Großmütig, wenn er es sein kann, ohne seiner Macht etwas zu vergeben, also wenn er wohlfeil zum Ruhme der Großmut gelangen kann, edelmütig, wenn der Edelmut nichts Unvorsichtiges hat, ist er immer bereit, durch Belohnungen und Verheißungen die Niederträchtigkeit, die sich um diesen Preis verkauft, aufzumuntern und dem uneigennützigen Stolze der Redlichkeit und Tapferkeit zu schmeicheln. Der Dichter darf allerdings mit der poetischen Freiheit auch über einen historischen Stoff frei walten. Nur eines ist ihm verboten, nämlich: daß er große Persönlichkeiten, welche durch ihre Thaten der Geschichte angehören und nur vor ihrem Tribunale gerichtet werden können, mit poetischer Willkür dem Hasse oder der Verachtung preisgebe, oder umgekehrt ihre Sünden und Frevel in Tugenden und Verdienste verwandle. Bei historischen Personen darf die poetische Gerechtigkeit nicht gegen die historische Wahrheit verstoßen. Dies ist hier aber geschehen. Am wenigsten aber durfte ein von den tiefsten und wahrsten Empfindungen der katholischen Moral ergriffener Dichter einen Karl den Großen so schildern, wie dieser Manzonische sich darstellt. Glaubte aber Manzoni, wie kaum anzunehmen, ihn nach gewissenhafter historischer Forschung wirklich nicht anders auffassen zu können, als er ihn in diesem freilich consequent durchgeführten dramatischen Bilde zeigt, so hätte ein wahrhaft katholischer Dichter auf den Ruhm, diese Tragödie geschaffen zu haben, lieber verzichten sollen, als einen Charakter, welchen die Kirche unter ihre Auserwählten aufgenommen, so zu prostituiren, ohne auch nur die sühnende Ahnung durchschimmern zu lassen, daß er die Schlacken, mit denen er sich hier überdeckt zeigt, dereinst weit von sich werfen werde. Eine solche Auffassung ist freilich für den modernen Rationalismus

Caviar. Dieser freut sich vielleicht, daß ein katholischer Dichter mit einem künftigen Heiligen so umzuspringen wagt. Auch in der letzten Scene mit Adelgis erscheint der große Karl doch nicht sehr erhaben über dem Niveau eines gewöhnlichen französischen Tragödienhelden. Die epigrammatisch hervorgestoßenen Schlagworte, in denen er seine, nachdem ihm alles nach Wunsche gelungen, wohlfeile Hochherzigkeit an den Tag legt, lassen doch immer das empfindende und teilnehmende Herz kalt. Kann beim Adelgis die mangelhafte Benützung des religiösen und kirchlichen Elementes nicht durch die bei der Analyse des Grafen Carmagnola aufgestellten Hypothesen erklärt werden, so bleibt nichts übrig, als die Annahme, daß Manzoni in seiner wirklichen katholischen Entwicklung, die später so entschieden sich äußert, zur Zeit, als er dieses Trauerspiel dichtete, noch ziemlich weit zurück gewesen sein mag. Die Hymnen würden aber dann mehr ein Erzeugnis der Poesie als des Glaubens gewesen sein. Sehen wir vom unkirchlichen Charakter ab, so muß das Stück als ein höchst bedeutender Fortschritt des Dichters im Tragödieren betrachtet werden. Dies läßt sich ganz deutlich aus dem oben mitgeteilten Auszuge entnehmen. Die Handlung schreitet ungeachtet der Übertretung des Gesetzes der Einheit der Zeit rasch vorwärts. Schon im ersten Akte ist der Knoten geschürzt. Alle im Stücke auftretenden Longobarden werden uns darin bekannt, samt den sie bewegenden Leidenschaften und sie bestimmenden Plänen. Namentlich liegen die politischen und Privatmotive zum Kriege zwischen Desiderius und Karl offen da. Im Beginne des zweiten Aktes sind alle Personen auf dem möglich kleinsten Raum zusammengedrängt. Die beiden Parteien sind anwesend, aber gleichsam von einander abgesperrt. Überhaupt hat Manzoni im Adelgis verstanden, die Massen klar und deutlich in Bewegung zu setzen. Die Episoden, welche den Gang der Handlung zu hemmen scheinen, greifen doch gleichwohl in die Haupthandlung ein, und dienen zur weiteren Entwickelung der Hauptcharaktere, wenngleich ihr Zusammenhang mit dem Kerne des Stückes minder lose und noch mehr in der Natur des Ganzen begründet zu wünschen wäre. Die Charaktere sind, die oben erwähnten Ausstellungen abgerechnet, vortrefflich gezeichnet, voll Wahrheit und Leben, jedoch eigentümlich. Gestalten wie Adelgis und Ermengard müssen Teilnahme und Mitleid erwecken. Desiderius ist ein tapferer und kühner, aber ehrgeiziger und leidenschaftlicher Mann, welcher bei aller List und Berechnung doch zu Gewaltthätigkeiten neigt. Er interessiert durch seinen Mut, seine Zärtlichkeit für seinen Sohn, durch die Gerechtigkeit seiner persönlichen

Erbitterung gegen Karl den Großen und durch sein außerordentliches Unglück. Selbst die untergeordneten Personen erscheinen in sich abgerundet, und repräsentieren wirklich, was sie darstellen sollen. Die beiden ausgezeichnetsten unter den schlimmen Charaktern, Svarto und Guntigi, sind in ihrem Innern gleich treffend geschildert und im Einklange mit ihren äußeren Handlungen. Der erste ist eine gelungene Mischung von Ehrgeiz, Trotz und Neid in einer untergeordneten Stellung, wo diese Leidenschaften nur in Tücke und Verstellung sich offenbaren können. Guntigi ist ein feiger Mensch, der sich entschlossen, zum Verräter zu werden und der über die Reste von Gewissensbissen, die sich in ihm regen, leicht durch die Erwägung der Schwächen und des Leichtsinnes, welche allzu oft den Glauben an die Tugend begleiten, triumphiert. Anfrid dagegen ist das Ideal der ritterlichen Tapferkeit und feudalistischen Diensttreue. Wenn hiermit die innere Wahrheit der Charaktere anerkannt wird, so kann doch, wie oben gedacht, keineswegs diejenige historische Wahrheit unverkürzt zugestanden werden, nach deren Ruhme Manzoni suchte, indem er seiner Dichtung unwidersprechlich historische Denkmale bis ins Einzelnste unterzulegen vermeinte, und durch eine seiner Tragödie beigegebene, sorgfältig verbreitete historische Abhandlung sich über die Treue auszuweisen unternahm, womit er in der Behandlung der in seiner Tragödie gezogenen historischen Ereignisse und Personen den Spuren der Geschichte gefolgt ist. Man erkennt hieraus allerdings, wie Manzoni bemüht gewesen, sich mit ruhiger Anschauung, mit frommer Ehrfurcht und einem bedachtsamen historischen Gewissen in seinen Gegenstand zu vertiefen, und in die geheimsten Ursachen der Begebenheiten einzudringen, um den Charakteren festes Leben und Bewegung zu geben und den starren Zusammenhang der Begebenheiten aufzulösen. Er will so die Idee eines historischen Abrisses genau aus sich selbst entwickeln. Man kann Göthe nicht zugestehen, daß aus so genauer Berücksichtigung der Geschichte eine Dichtart entsprungen sei, in der Manzoni einzig genannt werden könne, und daß daraus Werke entstehen, die ihm niemand nachahmen wird. Er ist bei aller mikrologischen Berücksichtigung und Aufnahme historischer Details doch von einseitigen Auffassungen ausgegangen, jedenfalls aber die *höhere* historische Wahrheit zu kurz gekommen, indem er, statt den historischen Stoff begeisternd zu durchdringen und nach dem Bedürfnisse der Fabel in unwillkürlichem Schöpferdrang aus dem in ihm wiederbelebten Geiste der Geschichte zu gestalten, nötigenfalls im Sinne höherer Wahrheit die Geschichte zu korrigieren, mit kühler Reflexion den Beschluß

faßte und ausführte, die in der Geschichte mangelnde oder unvollkommene Poesie durch spezielle Zuthat zu ergänzen oder zu erhöhen. Um das ideale Element, dessen Aufnahme die Poesie gebot, nicht als historisch einzuschwärzen, zeigt Manzoni (in seinen Vorbemerkungen zum Carmagnola) dessen Beschaffenheit und Erzeugung aus der dichtenden Imagination ausdrücklich an. Damit giebt er die höheren Interessen der in dem wirklich historischen Teile seiner Dramen allzu ängstlich gewahrten Geschichte weit mehr Preis, als wenn er statt dieses historischen und idealen mechanischen Nebeneinanders ein organisches Durcheinander hätte hervortreten lassen. Alsdann würde er sich auch den Chor haben ersparen können, womit er dem Geiste einen Ruhepunkt gewähren will, damit derselbe der in die Handlung verwebten Gedanken und Gefühle sich zu erinnern vermöchte, ohne den Gang der Handlung selbst zu unterbrechen und aufzuhalten. Diese Erhebung des vorher in die Handlung vertieften Geistes, dieses Sichsammeln desselben und die Wiederaufnahme der Handlung im Chor bringt, so schön die Chöre Manzonis auch sind, eine lyrische Unterbrechung in das von der dramatischen Kunst gebotene stetige Fortschreiten und Entwickeln der Aktion. So ist es denn aller angewandten Mühe ungeachtet möglich geworden, daß auch der Adelgis bei allen großen Vorzügen und Schönheiten den historischen Dramen eines Shakespeare, Goethe, Schiller, ja selbst eines Heinrich von Kleist nachsteht, welche sich mit einer weniger ängstlichen Anhänglichkeit an die Zeugnisse und Urkunden der Geschichte hielten, aber ein besseres Vertrauen zu ihrem Geiste hatten und sich lieber in denselben vertieften und von ihm inspirieren und poetisch durchdringen, als es nur bei den idealisierenden Zuthaten zu einem, vermeintlich getreu beibehaltenen historischen Stoffe bewenden ließen. Daß er kein dramatischer Dichter von hervorragendem Berufe war, ergab sich daraus, daß er mit seinen beiden romantischen Musterstücken doch in der akademischen Tragödie die aristotelische Zwangsjacke nicht aus der Mode zu bringen vermochte. Auch bekundete Manzoni dies noch besonders dadurch, daß er nach dem Adelgis dem Kothurne den Abschied gab und weiter keine Versuchung gespürt zu haben scheint, der von ihm angebahnten Reformation der italienischen dramatischen Kunst durch Vermehrung der Musterstücke seinerseits weiteren Fortgang zu verschaffen. Die Art, wie er bei dieser Reformation zu Werke ging, namentlich die weise Schonung des bisherigen Geschmackes, legen ein schönes Zeugnis von der Bescheidenheit des edeln Dichters ab. Dieser Bescheidenheit hat sich aber immer mehr ein ängstliches Klügeln zugesellt, welches

die von Hamlet gemachte treffende Bemerkung: „der mut'gen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkelt" auf eine praktische Weise kommentiert. Diese übergroße Bescheidenheit und die an krankhafte Überspanntheit streifende Reflexion haben den trefflichen Manzoni teils von umfassenderen Produktionen abgehalten, teils durch Verursachung von Selbstunzufriedenheit verhindert, bereits vollendete Arbeiten zu veröffentlichen.

Im Jahre 1831 als der bekannte Dantianer Geheimrat Dr. Witte zu Halle dem Dichter auf seinem Landsitze zu Brusano am Comersee einen Besuch abstattete und das Gespräch auf seine schon damals in Deutschland lange bewunderten und beliebten Werke brachte, belehrten ihn „eine seltsame Unruhe, ein eigentümlicher, fast schmerzlicher, verletzter Zug, ein fast empfindliches Zucken um die Mundwinkel, welch' unerwünschten Gegenstand des Gespräches er erwählt habe und wie Manzoni glaube, das Äußerste, was seine Eigentümlichkeit zuließe und das er fast schon wieder bereute, dadurch gethan zu haben, daß er Schriften habe drucken lassen, die (wie er sagte und die Seinigen bestätigten) in dem Augenblicke, wo sie vollendet waren, alles Interesse für ihn verloren hatten, ihm langweilig, ungenügend, ja fast feindlich gegenüberstehend geworden waren." Die eigentümliche Ängstlichkeit, welche ihn vor dem selbstständigen Auftreten so scheu sein ließ, erklärt es auch, weshalb er, mehr gelegentlich als mittelst vollen Hervortretens zu schaffen und seine Werke zu veröffentlichen, geneigt ist.

So hat er denn auch seine nach den beiden Trauerspielen geschriebenen „Bemerkungen über die katholische Moral" nur in die Form einer Schutzschrift gegen die in Sismondi's Geschichte der italienischen Republiken im Mittelalter enthaltenen Beschuldigungen dieser Moral gekleidet und weit wichtigere Dinge nur als Gründe vorgetragen, aus welchen er keinen der von Sismondi dafür, „daß das Verderbnis Italiens zum Teil von dieser Moral herrühre," erbrachten Beweise für richtig anzunehmen vermöge. Er sagt: Wenn Sismondis Betrachtungen richtig wären und die Moral, welche die Kirche vorträgt, zum Verderben führte, dann müßte man sie verwerfen. Manzoni erhebt aber hiegegen Einspruch. Er hat also ein ganz allgemeines Thema in einer falschen Selbstdemütigung an einen ziemlich untergeordneten Anlaß geknüpft. Dadurch hat er nicht nur den Übelstand verursacht, daß seine Widerlegung weit mehr Punkte umfaßt, als die widerlegten Artikel, sondern er hat auch der architektonischen und systematischen Behandlung des Gegenstandes geschadet, indem er Sismondis Irrtümern nachspürte und

dieselben zu Führern seiner Untersuchungen machte, statt aus dem Vollen und Ganzen seiner religiösen Überzeugungen zu schöpfen und etwa der Filosofia morale des alten Muratori eine vollständige Morale cattolica gegenüberzustellen, welche in der geistreichen und scharfsinnigen Auffassungsweise Manzonis einen geistigen Wert auf lange Zeit, vielleicht auf Jahrhunderte erlangt haben würde, während die so gewählte Behandlung moralischer Wahrheiten dieselben dem Schicksale baldiger Nichtbeachtung zuführen wird. Dies ist schon aus dem Grunde zu bedauern, weil dadurch in Vergessenheit geraten wird, daß die Liebe es ist, wodurch Manzoni vielleicht noch besser, als durch alle Beweise, die Schönheit und Erhabenheit jener Moral darthut. Manzoni selbst gesteht, daß teilweise Untersuchungen die Wahrheit wohl in irgend einem einzelnen Punkte ins Klare bringen können; „aber,“ sagt er, „die Evidenz, die Schönheit und Tiefe der katholischen Moral leuchten nur aus den Werken hervor, in denen das göttliche Gesetz und der Mensch, für den es gemacht worden, im Großen betrachtet werden. Da geht der Verstand von Wahrheit zu Wahrheit über; die Einheit der Offenbarung ist so beschaffen, daß jeder kleinste Teil durch die bewunderungswürdige Unterordnung, die sich hier vorfindet, ein neuer Beweis für das Ganze wird; das Schwierige erklärt sich gegenseitig und aus vielen Paradoxen geht ein einleuchtendes System hervor.“ Wie schade, daß Manzoni nicht vorgezogen, dieses System zu zeigen! Statt dessen teilt er uns nach Anleitung der aus Sismondis Werke herausgezogenen irrtümlichen Behauptungen, von denen je eine jedem der neunzehn Kapitel, in welche die Bemerkungen eingeteilt worden, vorgesetzt ist, seine Widerlegungen mit.

In dem ersten Kapitel bekämpft er den Irrtum der Behauptung: daß die Glaubenseinheit nur aus einer gänzlichen Unterjochung der Vernunft unter den Glauben entspringen könne und beweist scharfsinnig, wie aus der Einheit Gottes auch notwendig Einheit des Glaubens folgt und aus dieser die Einheit des wesentlichen Kultus, und daß die Anerkennung der unwidersprechlichen Wahrheiten, welche den Inhalt des Glaubens bilden, durch die Vernunft durchaus keinen Akt der Knechtung der letzteren in sich schließe, sondern eine ganz freie Entschließung voraussetze. Im zweiten Kapitel setzt Manzoni die Irrigkeit der Meinung auseinander, daß der Einfluß der katholischen Religion nicht zu allen Zeiten und an allen Orten derselbe gewesen und zeigt, wie hierin von jeher die größte Gleichförmigkeit gewaltet. Das dritte Kapitel setzt sich zur Aufgabe, darzuthun, wie falsch Sismondis Behauptung sich

darstelle, daß die Moralphilosophie eine von der Theologie durchaus verschiedene Wissenschaft sei und ihre Grundlagen in der Vernunft und im Gewissen habe und es eine Usurpation der Kirche sei, wenn sie sich der Moral bemächtige. Manzoni zeigt, wie die Philosophie über keine Grundlage und keine Verhaltungsregel (die beiden wesentlichen Teile der Moral) hat einig werden können. Sie besitzt also keine Einheit und kann der Offenbarung nicht entgegengestellt werden. Bei Untersuchung der Systeme der Moralphilosophie ergiebt sich, wie keins derselben die größte Schönheit mit der höchsten Vernünftigkeit zu vereinen vermag, weswegen ein jedes seinen Anhängern selbst vieles zu wünschen übrig läßt. Die theologische Moral dagegen verbindet diese beiden Eigenschaften auf die vollständigste Weise. Während die philosophischen Moralsysteme keine zuverlässigen und aus der Grundlage notwendig hervorgehenden Verhaltungsregeln geben, erteilt die theologische Moral solche und nur solche. Ihre Grundlage ist die Autorität Gottes, ihre Verhaltungsregeln sind Gottes Gebote.

Im vierten Kapitel bekämpft Manzoni Sismondis Behauptung: die Kirche habe das Ansehen ihrer Beschlüsse und die Entscheidungen der Kirchenväter dem Lichte der Vernunft und des Gewissens, das Studium der Kasuisten dem der Moral untergeschoben, indem er auseinandersetzt, wie die Kirche nie behauptet, eine Gewalt zur Erfindung von Grundsätzen, die zum Wesen der Moral gehörten, zu haben. Er zeigt, wie sie vielmehr ihre Ehre darin setzt, diese Gewalt nicht zu haben, dagegen sagen zu dürfen, daß die Wahrheit ihr schon bei ihrer Begründung mitgeteilt worden, daß sie von jeher im Besitze der zur Heiligung ihrer Kinder nötigen Lehren und Hilfsmittel gewesen und ihr eine Autorität gegeben worden, die nicht zunehmen kann, weil ihr nie etwas gefehlt hat.

Im fünften Kapitel thut Manzoni Einspruch gegen die ausnahmslose Verurteilung sämtlicher Kasuisten. Er zeigt, wie die Kirche niemals die natürlichen Grundlagen der Moral, nämlich die Rechtsgefühle, für welche alle Menschen eine Anlage in sich haben, verworfen, da dieselben mit dem Gesetze Gottes, der sie selbst in uns hineingelegt, nicht im Widerspruch stehen können. Dies Gesetz ist vielmehr nur gegeben, um jene natürlichen Gefühle zu bestätigen, um dem Menschen anzukündigen, daß er denselben folgen kann und soll, um ihm ein Mittel zu geben, wodurch er das, was Gott in sein Herz gelegt, von dem unterscheiden kann, was die Sünde hineingebracht. Die Sittenvorschriften nach dem göttlichen Gesetze bestimmen, heißt also, sie dem unverdorbenen Herzen und der

gesunden Vernunft gemäß einrichten. Das hat die Kirche gethan und das vermag nur sie, als unfehlbare Auslegerin jenes Gesetzes.

Treffend widerlegt Manzoni im sechsten Kapitel Sismondis Behauptung: daß die Unterscheidung der Todsünden von den läßlichen den Unterschied verwischt, den wir in unserem Gewissen zwischen schwereren und verzeihlicheren Vergehen finden, und daß die Kirche Verbrechen, die den größten Abscheu erwecken, in eine Reihe mit Fehlern gestellt habe, welche unsere Schwachheit kaum vermeiden könne. Manzoni zeigt, wie unser Gewissen, der Offenbarung beraubt, gar nicht die Befugnis aufweisen könne, das Urteil der Kirche, oder auch nur irgend ein anderes Urteil zu berichtigen, indem man sich nur von einem Gewissen auf das andere berufen würde, deren jedes ebensowenig oder ebensoviel gelte, als das andere. Das Gewissen war verschieden, nach Zeit, Ort und Personen. Die Kirche, welche ewige Wahrheiten lehrt, kann daher nicht vor den Richterstuhl des Gewissens geladen werden.

Das siebente Kapitel ist gegen die Behauptung Sismondis gerichtet: daß die Kasuisten den Verwünschungen der Menschen als Schuldige ersten Ranges die Ketzer, die Abtrünnigen und Gotteslästerer übergeben, und daß es ihnen zuweilen gelungen, den glühendsten Haß wider dieselben zu entzünden. Manzoni verwundert sich, den Kasuisten gerade diesen Vorwurf machen zu hören, an denen doch bisher hauptsächlich getadelt worden, daß sie fast alle Werke und alle Menschen rechtfertigen und lehren wollten, auch das Laster nicht zu hassen. —

Im achten Kapitel widerlegt Manzoni Sismondis Beschuldigungen: daß die Lehre von der Buße durch die Auferlegung bestimmter Formen ihre Natur verloren habe; daß die Kasuisten diese Formen vorgeschrieben hätten, sowie die Behauptung: daß eine Übung des Glaubens und der Inbrunst hinreichend sei, Vergehen zu tilgen. Er zeigt, wie die den Dienern der Religion durch Christum gegebene Gewalt die Notwendigkeit in sich schließe, dafür Formen zu bestimmen. Die Kirchengeschichte bezeuge, daß die Formen für die Buße, die Beichte und Lossprechung von der Kirche seit ihrem Ursprunge vorgeschrieben worden. —

Im neunten Kapitel bekämpft Manzoni den gegen die katholische Lehre von der Buße erhobenen Einwurf, daß sie ein leichtes Mittel darbiete, Verzeihung zu erlangen, ein Mittel, das überdies dem Sünder in jedem Augenblicke so zu Gebote stehe, daß dieser, der Verzeihung, so zu sagen, gewiß, verleitet werde, im Lasterleben fortzufahren und die Buße bis an das Ende zu verschieben, und

daß auf diese Weise nicht nur das ganze Leben der Weihe der Religion entzogen werde, sondern daß auch die Religion selbst eine Ermunterung zum sündigen geworden und mithin die Moral zu grunde gegangen sei. Er zeigt, um diese irrige Meinung zu bekämpfen, wie die katholische Lehre von der Buße respektive Besserung die einzige ist, welche sich mit der Vernunft und Moral verträgt. —

Im zehnten Kapitel von dem Unterhalte der Geistlichkeit, so weit derselbe als Ursache der Immoralität betrachtet wird, zu sprechen, war Manzoni durch folgende Äußerung Sismondis veranlaßt: „Noch heutzutage lebt der Priester von den Sünden und Schrecken des Volkes; der sterbende Sünder verschwendet, um Messen und Rosenkranzgebete zu bezahlen, das Geld, das er manchmal auf ungerechte Weise zusammengebracht hat; vermittelst des Geldes beruhigt er sein Gewissen und bewährt in den Augen des großen Haufens den Ruf seiner Frömmigkeit.“ Manzoni weist zuerst darauf hin, daß, wenn man die hier behauptete Thatsache für alle Zeiten und Länder zugebe, man damit behaupten würde, die Religion Jesu Christi habe nur eine Vermehrung des Verderbnisses und Aberglaubens auf die Erde gebracht, eine Behauptung, die mehr unsinnig, als gottlos wäre. Man dürfe die Möglichkeit daher überhaupt nur für eine gewisse Zeit oder einen bestimmten Ort zugeben. Wenn man einer so betrübenden Einrichtung entgegentreten wollte, müßte man vor allen Dingen untersuchen, woher dieselbe rühre. Wird behauptet, sie sei in einem Gesetz oder einer kirchlichen Einrichtung gegründet, so wird der Behauptende beides nachweisen müssen. Dies ist aber unmöglich. Der Übelstand muß daher als ein Mißbrauch betrachtet werden. Ist er aber ein Mißbrauch, so können daraus keine Folgerungen gegen das Gesetz gezogen, sondern das Übel muß gerade aus Nichtbeachtung des Gesetzes hergeleitet werden und daraus, daß die den Mißbrauch Treibenden nicht katholisch genug sind.

Im elften Kapitel tritt Manzoni Sismondis Ausfall gegen die Ablässe entgegen, der ihren Bestand mit keinem Moralgrundsatze hatte reimen können und bei Bewilligung der vielen und so leicht gewinnbaren Ablässe die Gerechtigkeit Gottes oder dessen Barmherzigkeit mit der für eine so geringe Bußübung gewährten Verzeihung oder mit der Strafe nicht in Einklang zu bringen weiß, die denjenigen erwartet, der nicht im stande ist, auf diese leichte Weise sich Verzeihung zu verdienen. Manzoni begnügt sich, die Widerlegung Sismondis dadurch zu führen, daß er zeigt, was Ablaß ist,

daß freilich eine Übertreibung in Bewilligung derselben möglich, wie schon die von mehreren Konzilien gegen solche Übertreibungen getroffenen Vorkehrungen darthun, daß aber die übertriebenen Verleihungen nicht den Moralgrundsätzen zuwiderlaufen, weil die Art, Ablässe zu erteilen, zur Disciplin gehört und Moralgrundsätze nicht im Bereiche der Disciplin liegen, sondern auf den Glauben gebaut sind. Sodann setzt er auseinander, wie zur Gewinnung der Ablässe Herzensbekehrung und das Verlangen notwendig ist, der göttlichen Gerechtigkeit soviel als möglich genug zu thun und wie dieses Verlangen nicht aufrichtig ist, wenn es nicht von einem bußfertigen Leben begleitet wird. —

Im zwölften Kapitel zeigt Manzoni, wie sehr Sismondi irrte, als er behauptete, die Kraft, die man der Reue, den religiösen Zeremonien, den Ablässen zuschrieb, kurz alles habe sich vereinigt, das Volk zu überreden, die ewige Seligkeit oder Verdammnis hänge von der priesterlichen Lossprechung ab und das sei der ärgste Schlag gewesen, den die Moral erhalten. Er setzt auseinander, wie zwar die Gewalt, von den Sünden loszusprechen, den Priestern von Christo gegeben worden, die irrige Meinung aber, daß die Rettung oder Verwerfung von der priesterlichen Lossprechung abhange, in Italien, wo sie nach Sismondis Meinung herrschen sollte, unbekannt sei, indem die Erlangung des Heiles von der Barmherzigkeit Gottes oder Anwendung der Verdienste Jesu Christi abhange. —

Das dreizehnte Kapitel ist der verkehrten Unterscheidung entgegengestellt, welche Sismondi zwischen kirchlichen und Geboten Gottes, deren Kenntnis in das Herz gepflanzt worden, statuirt, und gegen den Vorwurf gerichtet, den Sismondi der Kirche darin macht, daß sie ihre Gebote mit derselben Sanktion umgeben, die den göttlichen beiwohne, ja denselben eine Kraft erteilt habe, welche die Gesetze der Moral nie erhalten hätten, da ein Mörder, der sich nicht gescheut, Blut zu vergießen, voll Andacht sich mit der Fastenspeise begnüge, während er über einem neuen Morde brüte. Manzoni zeigt, wie auch die Kirchengebote von Gott kommen, da Christus die Gläubigen, wofern sie den Vorwurf der Ketzerei vermeiden wollen (Matth. XVIII. 17), ausdrücklich verpflichtet, die Kirche zu hören. Die Kirche gebietet aber nur Heiliges, weshalb auch das Kirchengebot eine ebenso wichtige Unterlage hat, als das vorzugsweise göttlich genannte Gebot. Befolgt aber jemand ein Kirchengebot und verletzt ein göttliches, so ist er in einer zurechenbaren Verschuldung, da die Kirche mit der heiligen Schrift lehrt, daß, wer das ganze Gesetz hält, jedoch wider eines sündigt, an allen

schuldig ist, daß man sich nicht begnügen dürfe, den Dill und Kümmel zu verzehnten, dagegen außer Acht lasse, was da wichtiger ist im Gesetze. —

Im vierzehnten Kapitel bekämpft Manzoni Sismondis Irrtum, daß die Kasuisten den Satz: man sündige, wenn man dem Nächsten Böses nachrede, zum Gesetze erhoben hätten, dieses Verbot aber das Urteilen unmöglich mache und der Wahrheit Schweigen auferlege, wodurch nur das Mißtrauen der Menschen gegen Menschen vermehrt worden. Manzoni zeigt, wie das Verbot des Übelnachredens nicht von Kasuisten, sondern von der Kirche ausgeht, welche es in der heiligen Schrift findet. Er beweist auch evident, wie das Verbot nichts weniger hindere, als ein gerechtes Urteil, das die Tugend vom Laster unterscheiden muß, auszusprechen.

Das fünfzehnte Kapitel von Manzonis Bemerkungen beleuchtet Sismondis Äußerung: der Kasuist lehre, den Armen zu geben zum Wohl der eigenen Seele, nicht um dem Nächsten sein Los zu erleichtern. Manzoni zeigt, wie diese angeblich kasuistische Lehre wörtlich mit derjenigen des heiligen Geistes übereinstimmt, welcher durch den weisen Salomo (Sprichwörter XI. 17), sagen läßt: der Barmherzige thut seiner Seele Gutes, und wie das Geben zum Wohl der eigenen Seele auch gerade die Handlungsweise und den Beweggrund trifft, welche die Kirche vorschreibt. Kein Gebot des Evangeliums ist so oft von der Verheißung der Belohnung begleitet, wie dieses.

Sismondi hatte gesagt, an die Stelle der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, welche die Kräfte des Menschen erhalte und die Ruhe der Familie sichere, habe der Kasuist Abstinenz- und Fastenbeobachtungen, Vigilien, Gelübde der Keuschheit und Jungfräulichkeit gesetzt; neben diesen klösterlichen Tugenden aber könnten Völlerei und Unlauterkeit im Herzen der Menschen Wurzel schlagen. Diesen Satz Sismondis greift Manzoni im sechzehnten Kapitel an. Er erklärt zunächst, wie es komme, daß vorzüglich die kirchlichen auf Enthaltsamkeit bezüglichen Einrichtungen von der Welt ins Lächerliche gezogen werden. Die Abneigung der Welt gegen die Buße bewegt sie, mit derselben alle möglichen lächerlichen Vorstellungen zu vereinen, um glauben zu lassen, sie mißbillige in derselben etwas, das der Vernunft widerspreche.

Weniger wichtig, obwohl voll feiner psychologischer Beobachtungen und geistvoller Bemerkungen, ist das siebenzehnte Kapitel, welches Sismondis Behauptung: die Kasuisten hätten an die Stelle der liebenswürdigen Bescheidenheit eine Demut gesetzt, welche sich

mit der beleidigendsten Verachtung der Mitmenschen vertrage, entgegentritt. Manzoni beweist siegreich durch eine tiefeingehende Untersuchung der Natur dieser beiden Tugenden, daß Bescheidenheit ohne Demut entweder nicht besteht oder keine Tugend ist, und daß man, wenn man die Bescheidenheit lobt, gerade der katholischen Lehre huldigt, weil die Werke und Gesinnungen, die man unter Bescheidenheit verstehet, ihren Grund nur in der Demut haben.

Im achtzehnten Kapitel thut Manzoni dar, wie unbegründet es ist, wenn Sismondi behauptet, die Beichtväter hätten aus der Moral ein Geheimnis gemacht, was sie nach dem evangelischen Gebote: „was ihr höret, geredet ins Ohr, das predigt auf den Dächern" nicht einmal hätten thun dürfen. Sismondi hat auch gar nicht einmal eine einzelne Lehre nachgewiesen, welche als Geheimlehre dem Volke vorenthalten würde. Man macht vielmehr den katholischen Predigern protestantischerseits gerade zum Vorwurf, daß sie mehr Sitten-, als Glaubenslehre predigten. Dann berichtigt Manzoni die Meinungen über Skrupel, und verteidigt treffend das von Sismondi angegriffene Institut der Beichtväter und Gewissensräte.

Im neunzehnten und letzten Kapitel verteidigt Manzoni seine Landsleute gegen Sismondis Vorwürfe in betreff ihrer Moral, wonach es das allertreuloseste Volk gegen die Pflichten und Tugenden des Christentums sein müßte, sowie die Schlimmsten unter den Italienern gerade diejenigen sein sollen, welche in den Übungen der Frömmigkeit die größte Sorgfalt zeigen.

Ganz unzweifelhaft tritt Manzoni in diesen durchweg von freisinniger Einsicht und tiefer psychologischer Ergründung zeugenden „Bemerkungen über die katholische Moral" als ein schon sehr vollendeter und bis in die feinsten Beziehungen durchgebildeter Katholik vor uns hin. Er ließ es aber hiebei nicht bewenden und katholisierte sich noch weit vollkommener. Der Geheimrat Witte fand, als er Manzoni im Herbst 1831 besuchte, ihn in seinen katholischen Ansichten „sich konsequenter, dadurch aber auch schroffer, mit einem Worte romanistischer geworden," als er sich in den „Bemerkungen" zeigt, die ihm Manzoni damals nur als einen Versuch mitteilte, den er jetzt schon wieder für lückenhaft und ungenügend erkenne.

Noch einleuchtender und glänzender stellt Manzoni aber die Schönheit des katholischen Wesens und Lebens und die Wirkungen des Geistes der Kirche in seinem vielbewunderten Romane „die Verlobten" dar, welcher 1827 zuerst ans Licht trat, nachdem er

Jahre lang dem Publikum in Aussicht gestellt war. Dieses reifste und reichste aller Erzeugnisse Manzonis ist auf der einen Seite, freilich von nicht vielen, mit ungerechtestem Tadel überschüttet, auf der anderen als eines der ersten Meisterwerke gepriesen worden. Der klassischen Manier seiner Landsleute und dem hergebrachten Geschmacke der Italiener schlug Manzoni durch Veröffentlichung dieses originalen Erzeugnisses arg ins Gesicht. Es war etwas so durchaus Neues und Unerhörtes in Italien, daß es den Kritikern, welche fast alle zur Fahne des bisherigen Geschmackes geschworen, eine incommensurable, höchst unbequeme Größe schien. Kleinliche Scheelsucht suchte daran zu meistern, was gar nicht zu meistern war. Ein Kritiker ging sogar, um sich das nähere Einlassen auf den Roman selbst zu ersparen, in seiner ärgerlichen Oberflächlichkeit soweit, daß er nur die Frage zur Untersuchung zog: ob die Verlobten ein historischer Roman seien oder nicht, und als Ergebnis den Tadel zum Besten gab, Manzoni vermische zwei vermeintliche Arten, sodann aber bedauerte, daß die Helden arme Leute seien, für die man sich deshalb und weil sie nicht einmal lesen und schreiben könnten, nicht zu interessieren vermöge. Eine so ungerechte Beurteilung hat sich Manzoni auch von deutschen Geschmacksrichtern gefallen lassen müssen. Der bereits als ein Mißgönner des italienischen Dichters in dieser Abhandlung bezeichnete O. L. B. Wolff hat in seinen Vorlesungen über die schöne Litteratur Europas in der neuesten Zeit für diesen Roman nur folgende wegwerfende Worte: „Ebenso verunglückt scheint mir Manzonis historischer Roman gli sposi promessi, in welchem man deutlich sieht, daß er gar nicht Herr der Ideen eines solchen Kunstwerkes war. Wie ermüdend und schleppend zieht sich der ganze Faden, durch geschichtliche Gelehrsamkeit zur Ungebühr ausgesponnen, fort?" — Dem Schreiber dieses ist es nicht zweifelhaft, daß Wolff, ein in einer protestantischen Kirche getaufter Jude, von der Kirchenluft, welche den Roman von Anfang bis zu Ende durchzieht, und von der katholischen Tendenz desselben unangenehm berührt, sich wider die wirklichen Schönheiten, welche seinem sonst so unbestochenen Geschmacke nicht hätten verborgen bleiben können, hat einnehmen lassen. Wenn ein Protestant der Kirche fern bleibt und seinen Glauben allein für den evangelischen hält, dem Glauben der Kirche dieses Prädikat aber nicht zugesteht, wenn er von seinem Standpunkte aus den letzteren verwirft und eine konstante, oft ihm selbst unerklärbare Abneigung gegen dasjenige unterhält, was katholische Kunst und Wissenschaft im ausgeprägten Bewußtsein der ausschließ-

lichen Wahrheit des Glaubens der Kirche geschaffen, so läßt sich das historisch und psychologisch begreifen. Wie aber ein Jude, in dessen Herzen ein Strahl der christlichen Wahrheit gezündet hat, für die Pflege dieser Flamme die protestantische Kirchenform wählen und sich von derselben vorzugsweise an- und aus dem Judentume herausgezogen fühlen kann, ist, mir wenigstens, unbegreiflich. Die Unüberlegtheit eines solchen Schrittes rächt sich dann aber unter anderem durch diejenige Verblendung, welche sich in Urteilen, wie das Wolff'sche, ausspricht. Weit mehr bewährte Goethe die Großartigkeit seiner Unbefangenheit bei der Beurteilung von Manzonis Verlobten, wenn er auch von einer Voreingenommenheit für den Dichter nicht freigesprochen werden kann. In seinen Gesprächen mit Eckermann kömmt er (gegen Ende des ersten Bandes) wiederholt auf die Verlobten zu sprechen und weiß diesen Roman nicht genug zu rühmen. Freilich hat er die sonderliche Meinung nicht zurückhalten können: Manzoni habe bei der Beschreibung von Krieg, Hungersnot und Pestilenz den Poeten ausgezogen und sich als puren Historiker hingestellt, weshalb Goethe denn auch dem Übersetzer ansinnt: er müsse die Beschreibung der beiden ersten Kalamitäten um einen guten Teil, die der Pest aber um zwei Dritteile zusammenschmelzen. Allein dieser Tadel ist auch der einzige, den Goethe dem Buche macht. Von den vielen vorteilhaften Äußerungen Goethes über die Verlobten in jenen Gesprächen, enthält folgende, auch bereits durch v. Bülow hervorgehobene, die Quintessenz seines Urteiles: „Manzonis Roman überflügelt alles, was wir in dieser Art kennen. Ich brauche nichts weiter zu sagen, als daß das Innere, alles, was aus der Seele des Dichters kömmt, durchaus vollkommen ist, und daß das Äußere, alle Zeichnung von Lokalitäten und dergleichen, gegen die großen inneren Eigenschaften um kein Haar zurücksteht. Das will etwas heißen. Der Eindruck beim Lesen ist der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, so daß man aus einer von diesen großen Wirkungen gar nicht herauskömmt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben. In diesem Romane sieht man erst recht, was Manzoni ist. Hier kommt sein vollendetes Inneres zum Vorschein, welches er bei seinen dramatischen Sachen zu entwickeln keine Gelegenheit hatte. Manzonis innere Bildung erscheint hier auf einer solchen Höhe, daß ihm schwerlich etwas gleich kommen kann. Sie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darstellung des Einzelnen wie der italienische Himmel selber." —

Tieck, welcher in einem ganz anderen Gebiete des deutschen Musenreiches herrschte, als Goethe, äußerte sich in seinem blauen Buche über unseren Dichter also: „In den neuesten Zeiten, so sagt man, ist Byron, auch Walter Scott von dem wunderlichen Dichtergeiste umarmt worden; inniger aber als diese, Manzoni in Italien, dessen Roman: die Verlobten, wohl einige Jahrhunderte überdauern, und unseren Nachkommen unsere Gesinnungen überliefern wird." — Ich hoffe, jeder aufmerksame und unparteiische Leser der nachfolgenden neuen Übersetzung wird dem übereinstimmenden Urteile zweier solcher Koryphäen beistimmen.

Der Roman war vor Manzoni in der italienischen Litteratur eine so gut wie unbekannte Dichtungsart. Zwar hatte Ugo Foscolo in seinem ultime lettere di Jacopo Ortis einen beifällig aufgenommenen Versuch gewagt, die sentimentale Liebesgeschichte, in der Art des Goetheschen Werther, jedoch mit politischer Zuthat, in Italien einheimisch zu machen. Allein Nachfolger und Weiterbildner hat er nicht aufzuweisen.[1] Dagegen hatten die Reisen des jüngeren Anacharsis beim patriotischen Altertumssinne der Italiener Nachahmer gefunden. Levatis Reisen Petrarchs in Frankreich, Deutschland und Italien sollten den Inhalt der lateinischen Werke von Lauras Sänger bekannt machen. Bertolettis Amore e i sepolcri beschreibt die berühmtesten Grabmäler, welche der Verfasser auf einer Reise durch die Schweiz, Frankreich, England und Italien gesehen hatte. Weit entschiedeneres Glück hatte aber der von dem ungleich mehr befähigten Vinzenzo Cuoco geschriebene Platone in Italia, worin die angeblich im Jahre 403 nach Roms Erbauung von Plato unternommene Reise nach Italien geschildert wird. Derselbe besucht Tarent, Heraklea, Thurium, Sybaris, Croton u. s. w. Cuoco bringt seinen Leser in die Gesellschaft der ausgezeichnetsten Personen, welche bald über die griechische Philosophie, bald über Poesie, Musik, über Regierungsweisen und deren Wechsel, über die Gesetze des Zaleucus und Charondas, über die Verfassung der Samniter, Roms Fortschritte, über den Luxus in Capua, die alten etruskischen Denkmäler u. s. w. sich unterhalten. Die Form wechselt in Dialogen, Briefen und Erzählungen. Am meisten verschafften diesem gepriesenen Buche seinen Beifall wohl die darin enthaltenen offenen

---

[1]) Allenfalls kann man des oben erwähnten Bertoletti Fisoletta dei Cipressi und Sacchis: La pianta dei Sospiri dahin rechnen, welchen italienische Kritiker die Verwandtschaft mit dem von ihnen verworfenen Geschmacke des Jacopo Ortis vorrücken.

und verdeckten Anspielungen auf die Zeit des Verfassers. Alle diese Versuche im Gebiete des Romans hatten aber nicht das Mindeste gemein mit dem Unternehmen Manzonis, welcher das antike Heidentum verschmähte und eine uns näher liegende Epoche in einem interessanten romantischen Gemälde historisch und national getreu vorzuführen sich zur Aufgabe gemacht hat. Er will uns den trübseligen Zustand der Lombardei unter der spanischen Herrschaft im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts schildern, als die Nobili innerhalb und außerhalb ihrer Häuser Vergewaltiger, die Obrigkeiten unwissend und verderbt waren, das Volk in Unterdrückung lebte, gar üble Gesetze galten, der Krieg sehr häufig war, Hungersnöten wüteten und Pestilenzen die Einwohner dahinrafften. Wenn Manzoni in der Geschichte des armen Seidenspinners und Landmannes Lorenzo Tramaglino und seiner Verlobten Lucia Mondella aus einem Dorfe am Comersee alle diese Verhältnisse zur Anschauung bringt und bei dem weit verbreiteten Verderbnisse aller Stände auch einige Glieder des geistlichen Standes der historischen Wahrheit gemäß davon ergriffen zeigt, so darf man dem frommen Dichter nicht die Absicht unterschieben, hier einen ehrwürdigen Stand der öffentlichen Verunglimpfung haben preisgeben zu wollen. Er hat mit historischer Gerechtigkeit dafür gesorgt, daß dem in nichtige Trägheit und niederen Egoismus versunkenen, feigen, wenn auch gutmütigen Pfarrer Abbondio ein vollkommener Kirchenfürst, wie der Kardinal Borromeo, und dem beschränkten Kapuziner Galdino ein Pater Christophoro und die Kapuziner im Pestlazareth als hellglänzende Zierden der Kirche gegenübergestellt sind, in denen sich bewährt, um wie viele Stufen über die gewöhnlichen Grenzen der menschlichen Kräfte hinaus inniger Glaube, Ergebung und unbedingter Gehorsam den Menschen zu heben vermögen. Die Klöster erscheinen in der Geschichte des Pater Christophoro als das, was sie sind, beruhigende Freistätten und Zufluchtsorte für die, welche an dem ordinären Treiben der Welt den gebührenden Überdruß empfinden. Selbst den früheren akatholischen Übersetzer der Verlobten, Eduard von Bülow, rührte der Triumph, den die katholische Religion in den Verlobten feiert, dergestalt, daß er ausrief: „Mit dem Geiste der Frömmigkeit, welcher in diesem Romane wehet, könnte man wohl sagen, würden Heiden zu bekehren sein! Er könnte der Jugend, wie dem Volke in der That als Andachtsbuch in die Hand gegeben werden. Ja, diese Poesie könnte sicherlich in weit ernsterem Sinne, als manche andere, eine himmlische genannt werden, die sich das Himmlische vorzugsweise zu ihrem Stoffe erkoren hat."

Nächst der kaum hoch genug anzuschlagenden Eigenschaft, daß dieser Roman ein katholischer, ein vom katholischen Geiste überall durchdrungener und getragener ist, kann derselbe auch als ein höchst bedeutendes Kunstwerk nicht freudig genug begrüßt werden. Ist Manzoni, wie die bisherige Abhandlung nicht verschwiegen, auch keiner jener gewaltigen Geister, die ganz neue Töne der Leidenschaft anschlagen, durch überraschende Genieblitze ihr Zeitalter elektrisieren, dasselbe mit sich in neue Bahnen fortreißen und vielleicht auf Jahrhunderte hin die Richtung der Strömung des Geschmackes fixieren, besteht seine Eigentümlichkeit auch mehr in einer bescheidenen Rezeptivität, als in einer gewaltig hinaustretenden Spontaneität, ist er auch mehr ein Virtuose in künstlerischer Gestaltung dessen, was er mit lebendigem Sinne und poetischer Innigkeit mittest jener Rezeptivität erfaßt und in sich aufgenommen, als ein aus eigener Kraft mit freiem und kühnem Wirken schaffender Geist und kann man ihm vielleicht auch vorwerfen, daß er im allgemeinen der Geschichte gegenüber ein zu zaghafter Dichter ist und zu große Scheu trägt, an derselben im idealen und seiner Aufgabe entsprechenden Sinne Umwandlungen vorzunehmen, so hat er doch in den Verlobten ein Werk geschaffen, das den europäischen Ruf, den es sich, aller scheelsüchtigen Kritik zum Trotz, in kurzer Zeit erwarb, mit vollem Rechte verdient. Namentlich aber ist dies Werk auf dem Gebiete der italienischen Litteratur, auf welchem so manche Gewöhnlichkeit als Epoche machendes Erzeugnis begrüßt und von akademischen Zunftgenossen gelobhudelt worden, eine bewunderungswürdige Erscheinung. Man thut dem Dichter unrecht, wenn man ihn einen italienischen Walter Scott nennt. Wenn auch vielleicht der Schotte anregend auf Manzoni bei Conception der Idee und der Ausführung gewirkt haben mag, so sind die Verlobten doch das Erzeugnis eines weit tiefer angelegten Planes und in ihrer Form so gediegen, wie der eilfertig und glücklich schaffende Scott zu arbeiten sich nie die Zeit nahm. Hier haben wir nicht das hastige Erzeugnis einer gespornten und künstlich erhitzten Einbildungskraft, sondern eine langsam auf gesundem Boden erwachsende Frucht reifer Geistesbildung, vielfacher Studien, umfassender Kenntnis der Natur und des Lebens, wie Scott in seiner behenden Manier wohl nie hervorgebracht haben dürfte. Auch hat der Schotte niemals ein Werk geschaffen, das von der ethischen und religiösen Idee so durchdrungen wäre und diese in solcher Harmonie zur Ausführung brächte. Ferner ist wohl zu beachten, daß Scott nirgends so tief aus eigenem Brunnen schöpft und sein im Redestrom flüssig gewordenes Ich so

ansprechend in das Herz seiner Leser zu ergießen und für seine individuelle Natur solche Sympathien zu erwecken weiß, wie der edle Manzoni. Sehr treffend bemerkt daher v. Bülow: „Und mit welch unerschöpflicher Innigkeit strömt nicht aus dem Herzen des Dichters, wie ein voller, tönender Quell aus dem geheimnisreichen Schoße des Felsens, das warme Blut seiner Individualität in alle Adern der Dichtung ein und tränkt und belebt dieselbe, wie der Quell die grünenden Auen, in die er sich ergießt. Ich kenne kein neueres Dichterwerk, in der die Subjektivität seines Urhebers so völlig in seinem Stoff aufgegangen, in dem Grade mit ihm eins geworden wäre, und in diesem Umstande doch eine seiner wesentlichsten Schönheiten begründete."

Sind nun auch die meisten in den Verlobten auftretenden Personen Geschöpfe von des Dichters Phantasie und tragen sie als solche das Gepräge seiner Eigentümlichkeit, so sind dieselben anderseits mit solcher Anschaulichkeit geschildert, daß sie in weit lebendigerer Realität vor uns auftreten, als die nach geschichtlichen Urkunden und Überlieferungen mit mikrologischem Eifer und nach einer zu wenig maskierten Theorie gezeichneten Charaktere in Manzonis Dramen. Jedenfalls entwickelt er ein größeres Geschick in der Charakterausstattung der erdichteten Personen, welche freilich nicht in der Welt und Zeit, sondern im Roman Heldenrollen spielen, als bei der Charakteristik der historischen Helden seiner geschichtlichen Tragödien, die er aus Besorgnis, in einen hohlen Bombast zu verfallen, und um der Versuchung zu überschwenglichen Tiraden aus dem Wege zu gehen, lieber etwas kalt und zu logisch sprechen ließ. „In seinem Romane," sagt ein ungenannter Kritiker, „ist ihm die Geschichte nicht mehr eine ängstlich respektierte Grenze, sondern wird ihm zur willkommenen, mit Liebe, Sorgfalt und Treue geschmückten Szene, auf welcher sich eine Fiktion voll Naturwahrheit, Innigkeit, Einfachheit und Poesie auf das anmutigste und freieste bewegt. Für den armen, ehrlichen Seidenarbeiter Renzo weiß der Dichter ein Interesse zu wecken, wie man es an einem tragischen Helden oft nicht nimmt, und dieses, ohne daß er ihn irgend zu einer außerordentlichen Person, ausgestattet mit hervorragenden Geistesvorzügen und Tugenden, machte und seine Verlobte Lucia, die anspruchslose Dorfbewohnerin, wird, gefeiert von einem solchen Chronisten, die Prinzessinnen und Gräfinnen vieler Romanschreiber lange überleben." —

Um das Colorit der Zeit stärker hervortreten und in seiner Eigentümlichkeit wirken zu lassen und die Grenze zwischen dem

historisch Überlieferten und Erfundenen in der Anschauung des Lesers noch stärker zu verwischen, hat Manzoni mittelst eines freilich schon vielfach angewendeten Kunstgriffes sich die bescheidene Täuschung erlaubt, den Leser glauben zu machen, er lese eine alte in einer derselben fast gleichzeitigen Aufzeichnung niedergelegte Geschichte. Diese Illusion geht so weit, daß sie den Geheimrat Witte, einen unserer tüchtigsten Kenner der italienischen Litteratur, sogar den mit poetischer Milderung nachgeahmten Ton des siebzehnten Jahrhunderts gleichmäßig durch das ganze Buch hindurch vernehmen ließ. Diese Wahrnehmung veranlaßte diesen Herrn zu der Bemerkung, dieser Ton mache auf den Leser einen eigenen, fast unbewußten Eindruck altertümlicher Originalität. Der italienische Kritiker in der Mailänder Farfalla (2. Heft Juni 1829), welcher Wittes Rezension mitteilt, bestreitet diese Annahme einer Nachbildung des Stils des siebzehnten Jahrhunderts. Wie dem auch sein mag, jedenfalls reinigte Manzoni die Sprache, die er vorfand, von den entstellenden und färbenden, auch wohl erschlaffenden Beimischungen, die ihr der französische Geschmack aufgedrungen, und verschaffte dieser Sprache eine ungeahnte Kraft, Empfindungen und Gedanken in ihrer ihm ursprünglichen Reinheit und Schärfe darzustellen und trotz der Fülle neugeprägter, aber höchst anschaulicher Bilder, die Eindrücke der Wahrheit und Wirklichkeit immerfort neu zu beleben. Nicht die Sprache des siebzehnten Jahrhunderts, sondern die ausdrucksvolle Sprache des Volkes modifizierte Manzoni zu seinem poetischen Gebrauche. Auch diese Sprache ist ja die italienische. Freilich hat sie die Würde und Hoheit der Büchersprache nicht, dagegen eignet ihr die Lebendigkeit und Frische der Sprache, welche man redet, wo man italienisch spricht, d. h. in Toskana. Manzonis weise Sprachbehandlung zeigte sich vorzugsweise darin, daß er mit Vermeidung aller plebejen Provinzialismen unter den Ausdrücken und Redensarten der in Toskana geredeten Volkssprache diejenigen auswählte, die sich denen, welche im Kreise seiner Personen, nämlich dem Milanesischen, gebräuchlich sind, am meisten nähern. Diese Operation vermehrt den Eindruck der Originalität und Wahrheit, welcher den ganzen Roman beherrscht. Die anmutige, lebendige, immer in gleich schönem Flusse bleibende Darstellung, welche ungeachtet aller Redseligkeit doch nie in die den schottischen Romanendichter oft überschleichende ermüdende Weitläufigkeit im Beiwerk und Dekorieren verfällt, ist ein Vorzug dieses Romanes, dessen Eindruck sich bereits im Eingange fühlbar macht und den Leser bis auf die letzte Seite nicht verläßt.

Derselbe trennt sich, wenn er bis zu derselben gelangt ist, schwer von der frischen anheimelnden Unmittelbarkeit, welche aus allen Blättern des Buches wehet. Wenige Leser der Verlobten werden verkennen, wie Manzoni das wahrhaft und allgemein Menschliche in seinen scharf und treu gezeichneten Personen zur Anschauung bringt. Es wird ihnen nicht entgehen, wie er romantischen Ereignissen und seltsamen Wechselfällen des Geschickes eine treffliche historische, nationale und lokale Unterlage gegeben. Damit drückt er demselben aber auch den Stempel der ächten Poesie auf, deren Geheimnis in der innigen Verschmelzung und Durchdringung des Individuellen und des Allgemeinen besteht. „Der Charakter dieses Romans ist," wie ein ungenannter Kritiker urteilt, „kräftige Gesundheit, es zehrt weder eine versteckte, lauernde Doktrin am Marke der Poesie, noch empört sich eine überreizte, ausschweifende, überschwängliche Phantasie gegen jenes goldene Maß, das auch in den Werken der Fiktion die längste Dauer und allgemeinste Anerkennung sichert. Es ist bewunderungswert, mit welcher Geschicklichkeit, Gelehrsamkeit und wohl auch poetischer Divinationsgabe Manzoni die vergangene Zeit mit ihrem Charakter auf den allerdings noch vorhandenen Schauplatz zurückzuführen vermochte. Ist die von Manzoni gewählte Epoche für den italienischen Patrioten auch eine keineswegs erfreuliche, vielmehr eine vielfach verdüsterte, deren Schatten sich notwendig auch dem romantischen Bilde mitteilen mußten, so dient doch der dunkle Grund den Gestalten zu einer nicht ungünstigen Folie. Ohne Zweifel lag es gerade in der Absicht des ernsten Verfassers, den Charakter der Zeit in seinem Romane sich offenbaren zu lassen, wobei er sich jedoch von keinem dem Zwecke der Poesie fremden Interesse hinreißen ließ." —

So große Epoche auch Manzonis Verlobte bald nach ihrem Erscheinen durch ganz Europa machten, so willkommen vom Publikum und neidlosen Kritikern sie geheißen wurden, so sehr die größten Geister sich im Beifalle über dieses klassische Erzeugnis vereinigen mochten, so wenig genügte es dem Verfasser. Ja er geriet eine Zeitlang in seiner fast hypochondrisch zu nennenden Bescheidenheit auf den Gedanken, daß der historische Roman, das historische Schauspiel völlig unzulässige Gattungen der Poesie seien, und er grübelte darüber ein Sendschreiben an Goethe zusammen, dessen Zweck kein anderer war, als diese Gattungen als völlig unstatthafte Ausgeburten frivolen Halbwissens, als verwerfliche Zwitter von Geschichte und Poesie, von Wahrheit und Lüge zu brandmarken. Auch später noch beharrte Manzoni dem Geheimrate Witte gegenüber, der

diese Ansichten bestritt, mit Entschiedenheit bei dem Satze, jede Erzählung könne entweder nur Wahrheit oder Lüge sein, und alle Lüge sei und bleibe unmoralisch. Vergebens bemühte sich der Geheimrat Witte, den Dichter, welcher seine eigenen Werke so unnachsichtig verdammte, daran zu erinnern, daß jeder Geschichtschreiber, insofern er nicht reiner Chronist, sondern reproduktiv sein wolle, nicht die nackten Thatsachen, sondern seine Ansicht von denselben gebe, wenn auch im beschränkten Sinne, einen historischen Roman schreibe. Manzoni mißbilligte alle Geschichtschreibung solcher Art und verlangte statt derselben eine bloße Zusammenstellung von Daten und zwar mit gewissenhafter Angabe von Quellen. Vergebens wies Witte auf den sittlich gesegneten Erfolg hin, den die Verlobten gehabt; denn der Dichter erwiderte, auch der beste Zweck könne niemals unsittliche Mittel heiligen. Diese Ansichten muß Manzoni später, wenn nicht aufgegeben, doch in Zweifel gezogen haben, wie es skrupulösen Naturen seiner Art wohl zu ergehen pflegt. Wenigstens blieb jenes Sendschreiben an Goethe unveröffentlicht, ein Schicksal, das noch mehrere andere Schriften[1]) betroffen, die Manzoni bereits vollendet hatte und auf deren baldiges Erscheinen das von ihrer Abfassung schon unterrichtet gewesene Publikum sich vergeblich im voraus gefreut hatte. In einer noch thatsächlicheren Weise aber schien Manzoni jene Ansichten zurückzunehmen, als er die freilich auch lange genug angekündigt gewesene von allen Italienern mit Begierde erwartete storia della colonna infame im Jahre 1841 und damit eine neue Ausgabe seiner Verlobten, deren Anhang jene Geschichte bildet, herausgab. Die Verlobten erschienen hier vollständig umgearbeitet und bilden in ihrer gegenwärtigen Gestalt das vollkommenste stylistische Meisterwerk der neueren italienischen Prosa. Alle älteren Ausgaben sind durch diese fast in jeder Zeile mit dem feinsten Schönheitssinne veränderte unbrauchbar gemacht. Es ist deshalb befremdlich, daß ein der Litteratur sonst so förderliches Institut wie die Brockhaus'sche Buchhandlung noch im Jahre 1856 die nach der älteren Ausgabe gefertigte,

---

[1]) Namentlich auch die im vierzehnten Kapitel der Bemerkungen über die katholische Moral angekündigte, welche eine Untersuchung darüber enthalten sollte, wie es kommt, daß man in der Religion etwas zu sehen vermeint, das einer gerechten, nützlichen, edelmütigen und auf das gesellschaftliche Wohl abzielenden Gesinnung, Handlung und Einrichtung hinderlich zu sein scheint, wie ungerecht aber ein auf diesen Schein gegründetes Urteil sein würde.

übrigens zu ihrer Zeit sehr verdienstlich gewesene v. Bülow'sche Übersetzung von neuem hat auflegen können, ohne der großen Metamorphose auch nur zu gedenken, welche seit 1837, wo die zweite Ausgabe der Bülow'schen Übersetzung veröffentlicht ward, an den Verlobten vorgegangen ist und daß dieselben an der Geschichte der famosen Schandsäule eine so wichtige Ergänzung gefunden haben. Wenn auch der tüchtige Übersetzer v. Bülow 1853 gestorben war, so standen einem so bedeutenden Institute doch gewiß genug andere Übersetzungskräfte zu Gebote, welche dem italienischen Dichter die gebührende Gerechtigkeit in Deutschland verschaffen und dem Publikum statt des noch unvollkommenen das vollendetere Werk hätten zeigen können. Die nachfolgende neue Übersetzung ist die erste Verdeutschung der Verlobten in der Form und Vollständigkeit, wie Manzoni sein Werk auf die Nachwelt gebracht haben will, und hilft schon deshalb allein einem Bedürfnisse des deutschen Publikums ab, abgesehen davon, daß sie die einzige ist, welche ausdrücklich auch und zwar zunächst katholische Leser voraussetzt. Anders als die Brockhaus'sche Buchhandlung machte es der französische Übersetzer der Verlobten, der Marquis v. Montgrand, dessen frühere Übersetzung schon die Fabrikarbeiten seiner Concurrenten, Latour und Rey-Dusseuil, weit übertraf. Er veranstaltete sofort nach Erscheinen der neuen Ausgabe unter den Augen des Verfassers eine neue Übersetzung.

Die früheren Ausgaben des Originales waren, namentlich im Auslande, vielfach nachgedruckt. Um dem Nachdrucke die Mühe zu erschweren, auch diese Umarbeitung zu seinem Vorteile zu vervielfältigen, hatte Manzoni zu derselben von einigen der berühmtesten Künstler Italiens über 400 Zeichnungen anfertigen lassen, welche in Holz geschnitten wurden und dem Texte zur Erläuterung und großen Zierde dienen.

Das Glück und das Genie, womit Manzoni den historischen Roman in Italien einführte, machten diese poetische Kunstform in diesem Lande recht populär. War auch die Art fremdartig, so waren doch Stoff und Behandlung national. Ihm folgten eine Menge von Romandichtern oder vielmehr Schreibern, unter denen nur Rosini, Massimo d'Azeglio,[1]) Grossi, Cantu, deren Romane

---

[1]) Ein seit mehreren Jahren verstorbener vielgenannter sardinischer Diplomat, vormals Premierminister in Turin, zugleich ausgezeichneter Landschaftsmaler und Manzonis Schwiegersohn. Kirchlich scheint er auf einem ganz anderen Standpunkte zu stehen

in einer oder der anderen Hinsicht sich auszeichnen, indem sie teils durch die glücklich gewählte Zeit, teils durch kunstreich eingewebte Episoden, durch Geschick in komischen Scenen, durch Erregung des nationalen Gefühles mittelst patriotischer Begeisterung oder tiefdringende Kenntnis der geschilderten Zustände, Zeiten und Personen interessieren. Diese Dichter sind wenigstens Männer von Geist und Geschmack. Anders das gemeine imitatorum pecus (Herde der Nachahmer), welche sich auf das großartige und deshalb unerreichbare Modell warfen und nach demselben ihre zwerghaften dürftigen Geisteserzeugnisse formten. Fast immer zeigt man uns irgend ein gewaltiges Schloß, den Aufenthalt eines großmächtigen Feudalherrn, der die friedlichen und harmlosen Bauern plagt, — Eisenfresser mit gewaltigen Vollbärten — zwei Verliebte, die uns beständig an Romeo und Julie erinnern, Burgverließe, Fußblöcke, Stürme, Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge und noch ein Dutzend dergleichen Dekorationen, welche an jeden Ort passen, so daß der Autor dieselben getrost im voraus pinseln kann, bevor er überhaupt die Idee zu seinem Kunstwerke concipiert hat. Nachher fehlt es ihm nicht an Gelegenheit, dieselben an einer geeigneten Stelle einzuschieben. Der Aristokrat erscheint in diesen Romanen stets als der vergnügungssüchtige, zur Gewalt geneigte Tyrann. Die Unschuld dagegen haust immer bei dem Bergbewohner, dem Landmanne, überhaupt den niederen Ständen, welche als Unterdrückte erscheinen. Diesen meist stereotypen Figuren zur Seite steht der Priester und die christliche Jungfrau, jener als Mittler zwischen Himmel und Erde, diese als Repräsentantin der Reinheit und Sittlichkeit im Kampfe mit der Verworfenheit. Der feudalistische Tyrann stirbt endlich, bald hoch betagt, bald mitten in seiner lasterhaften Bahn, zuweilen reuevoll, aber beständig in einer vom Dichter herbeigeführten dramatischen Katastrophe. Das greise Leben des Prie-

---

als sein würdiger Schwiegervater. Die im piemontesischen Interesse von ihm 1855 veröffentlichte Streitschrift: il governo di Piemonte e la corte di Roma, worin er zugleich die ihm als damaligem Premierminister in Rom gemachten Vorwürfe ablehnt, ist sehr feindselig gegen Rom. Er macht unter anderem die schmähliche Äußerung: In Rom unterdrückt das kirchliche Gewissen das natürliche und die Gerechtigkeit des kanonischen Rechtes erstickt jedes Gefühl der Rechtlichkeit, welches Gott in das Herz eines jeden Menschen gepflanzt hat. Solche Männer konnte Sardinien natürlich gebrauchen.

sters und die himmlische Anmut der Jungfrau entrinnen dem düstern Verhängnis und alles endigt zur Verherrlichung der Tugend und Religion. Alle Bösewichter sind Aristokraten, alle Märtyrer Priester, alle Heroen aus dem Volksstande. Mehreren dieser Romane ist Feinheit in der Lösung, glückliche Verteilung der Effekte nicht abzusprechen. Es fehlt aber darin das freie, wirkliche und wahrhaftige Leben und die mannigfaltige Charakteristik, welche ihr Vorbild auszeichnet.

Die revolutionäre Tendenz der meisten legt dem freien Walten der Poesie unliebsame Fesseln an.

Unvermögend, in die Tiefe der ethischen Ideen Manzonis hinabzusteigen, sprechen diese Kunstwerke gar zu deutlich eine kathedermäßige, im voraus gestempelte Moral aus, welche in den mehr sanften, als energischen Akten der Entsagung, des Pflichtgefühles und sittlicher Haltung sich beweisen soll. Die Freiheit des Dichters leidet unter dem Dogmatismus einer als unumstößliche Norm festgesetzten Manier.[1]) Wollen wir schon für diese Romane, welche die Verlobten als eine Schablone benutzen, den edeln Manzoni nicht verantwortlich machen, so kann er um so unschuldiger erklärt werden an dem Wuste derjenigen Romane, welche in noch weiterer Entartung und Abirrung von dem rechten Wege die Gemüter verunreinigen, indem sie jene häßliche und dunkle Seite der Moralität, welche die Schlechtigkeit, die Treue und den Schmerz zu Grunde hat, zur Schau tragen. Um diese erbärmlichen Machwerke reißen sich und lassen sich davon kitzeln die schlaffen Nachkommen der geharnischten Italiener, welche sich an den zu ihrer Zeit häufig erschienenen zierlichen, kurzen, heiteren Novellen ergötzten, die dem Geiste der italienischen Litteratur so vortrefflich entsprechen.

Seit der Umarbeitung der Verlobten gab Manzoni meines Wissens kein litterarisches Lebenszeichen mehr von sich. Dem Schreiber dieses ward mitgeteilt, Manzoni habe eine Art christlicher Philosophie in einer Darstellung und Beleuchtung der Rosminischen Philosophie zusammengestellt, welche aber nicht als eigenes Werk erschienen, sondern in einer Sammlung von Rosminis Werken aufgenommen sein sollte. Leider ist dem Verfasser dieser Einleitung dieses Werk nicht zugänglich geworden. Einstweilen glaubt er aber

---

[1]) Bei diesen Bemerkungen, über die Nachfolger Manzonis ist der Schreiber dieses dem vortrefflichen Aufsatze über Italiens neueste Litteratur von Fortunato Prandi gefolgt, welchen im Jahre 1838 die London and Westminister Review brachte.

annehmen zu müssen, daß vielleicht eine Namensverwechslung bei jener Mitteilung stattgefunden, und daß Antonio Rosmini Serbatos (geb. 1797 † 1855) Schüler, der Neapolitaner Manzoni, welcher in den Akten der Akademie der italienischen Philosophie seinen Lehrer Rosmini in dialogischer Form trefflich geschildert haben soll, in jener Mitteilung gemeint ist. Dieser Manzoni ist aber nicht der Mailänder, sondern ein junger Neapolitaner (vergl. das Berliner Magazin der Litteratur des Auslandes vom Jahr 1855 Nr. 150).

Seit vielen Jahren schon hatte Manzoni die italienischen Dialekte zu einem Gegenstande tiefer Forschungen und Betrachtungen gemacht. Die Verlobten geben hievon schon in der ersten Ausgabe eine deutliche Kunde. Als Witte den Dichter im Herbste 1831 besuchte, gaben die zwischen Toscana und den übrigen Teilen Italiens so lebhaft wieder zur Sprache gekommenen Sprachangelegenheiten beiden reichhaltigen Stoff zu längerem Gespräche. Mit Erstaunen erkannte Witte schon damals, auf wie tiefe Studien des Geistes der provinziellen Dialekte überhaupt die in den Verlobten vollzogene Emancipation der Sprache von dem künstlichen Bestande des toscanischen Sprachschatzes gegründet war. Mit sichtbarem Vergnügen verweilte Manzoni bei diesem Lieblingsgegenstande seiner Beschäftigungen und hob mit glänzendem Scharfsinne eine Reihe von Eigentümlichkeiten hervor, die alle Volksdialekte gleichmäßig von der Schriftsprache unterscheiden und denselben zum Teil Mittel an die Hand geben, deren jene ermangelt. Das Interesse an dieser Art Dialektik verläßt Manzoni auch in seinen trübsten Stunden nicht. Er hatte allmählich seine Gemahlin und Kinder verloren. Endlich starb ihm auch die letzte Tochter, welche in Toscana verheiratet war. Manzoni kam in der Trauer um diesen Verlust, um in den Armen der Freundschaft Linderung zu suchen und sich von den Folgen seines Kummers zu erholen, in das Haus seines Freundes Capponi [1]) in Florenz. Hier war er für niemand zugänglich. Gleichwohl aber trieb er sich ganze Tage lang im Felde umher, sprach mit den dort befindlichen Landleuten und besuchte dieselben, um an ihnen die ländlichen Sprachweisen zu studieren. Über Dialekte hatte er denn auch schon seit Jahren eine große Arbeit unter den Händen, ein Wörterbuch, wozu er besonders

---

[1]) Der Marchese Gino Capponi ist ein Mann, der als Gelehrter und Staatsmann sich in Florenz der höchsten Achtung erfreute und von jedem Italiener mit Stolz genannt ward.

den toscanischen Dialekt studiert hatte. Alle diese Sprachstudien dienen dem sein ganzes Leben hindurch verfolgten Zwecke, die italienische Sprache von den spanischen Stiefeln der Crusca zu befreien, deren unakademische Engherzigkeit so lange schon die freie Bewegung des sprachlichen Lebens in Italien hemmt und den schönen Leib der italienischen Sprache auf dem Prokrustesbette ihrer beschränkten Regeln martert und seine weitere Entwicklung mit grausamer Philistrosität hemmt.

Von Manzonis äußerem Leben während seiner letzten Lebensjahre ist nicht vieles in die Publizität gelangt. Höchstens meldeten die Zeitungen früher von Zeit zu Zeit eine Krankheit oder Genesung des Dichters, einen Besuch seines jugendlichen Kaisers, über den der greise Dichter hoch erfreut war, oder ein anderes derartiges Ereignis, das in der Litteraturgeschichte keine Epoche macht. Später besuchte ihn auch Viktor Emanuel, als dieser sein Landesherr geworden war. Die Italianissimi renomierten, daß er einer der Ihrigen sei. Wird doch selbst behauptet, die Verlobten sollten ein den italienischen Nationalen hingehaltener Spiegel sein, um ihnen zu zeigen, daß sie unter fremder Herrschaft ständen, welche Druck und Verderben im Volke übe, einen Hinweis, den der Verfasser durch die Hinzufügung der Geschichte der Schandsäule habe verschärfen wollen. Wenn man erwägt, welche Wandlung Manzonis politische Richtung schon in seiner Jugend durch die Kenntnis des Treibens in der französischen Revolution erlitt, so muß man die Richtigkeit obiger Behauptung billig bezweifeln.

Den Katholiken aber interessiert nichts in höherem Grade, als wenn er vernimmt, wie der treffliche Dichter immer mehr und mehr in der Erkenntnis der Hoheit und Göttlichkeit der katholischen Kirche gewachsen und fortgeschritten war und mit wie edlem Freimute er dem Irrglauben in jeder Gestalt entgegentrat. Der Geheimrat Witte mußte dieses schon bei seinem Besuche 1831 ziemlich stark erfahren. Manzoni warf bei aller wohlwollenden Freundlichkeit, die das innerste Wesen seiner Natur ausmacht, seinem Gaste ungescheut vor, wie die Wurzel mehrerer im Laufe des Gespräches hervorgetretener Verschiedenheiten der Meinung Wittes von den seinigen eben in dem liege, was Manzoni Wittes Grundirrtum nennen müsse, nämlich in dessen Protestantismus. Der lange Streit, in den die beiden Herrn sich einließen, führte begreiflicher Weise zu keinem Ergebnisse. Einem Protestanten wird ohne die göttliche Gnade, welche nur zu häufig sich zurückgewiesen sieht, die Unbesieglichkeit der Waffen, womit die Kirche ihre Sache auch auf dem Ge-

biete des Verstandes zu verfechten weiß, nie völlig zum Bewußtsein kommen noch seine Anerkenntnis erlangen. Doch war Witten auffallend, „daß die Gründe, welche Manzoni ihm entgegenstellte, viel weniger, wie er doch von einem Dichter vorzugsweise erwartet hatte, die blendenden Eindrücke auf das Gemüt hervorhoben, durch welche der Katholicismus empfängliche Seelen bestechen kann und schon oft bestochen hat, sondern daß er fast ausschließlich die formellen Vorzüge der römischen Kirche, ihre Einheit und innerliche Folgerichtigkeit nachdrücklichst geltend machte." Es ist zu beklagen, daß viele edle Gemüter, welche sonst von Wohlwollen gegen die Katholiken erfüllt sind, wie auch der Geheimrat Witte, und die zugleich Verstand und Verständnis für tiefer gehende Forschungen besitzen, auf ihrem akatholischen Standpunkte nicht einsehen mögen, wie dasjenige, was hier „formelle Vorzüge" der Kirche genannt wird, wesentliche Eigenschaften und die Kennzeichen ihrer ausschließlichen Wahrheit sind, und wie Manzoni, wenn er die oft sehr verschiedenartigen und vergänglichen Eindrücke, wodurch die Kirche und ihre Einrichtungen auf das Gemüt wirken, unberührt gelassen, als ein wahrer Sohn der Kirche gehandelt, welche ihre Grundlage nicht in der Flüchtigkeit vergänglicher Gefühlseindrücke hat, sondern auf unüberwindliche, auch logisch unanfechtbare Überzeugungen setzt. „Das eine aber," fährt Witte fort, „kann ich versichern, daß noch nie die Wärme eines Andersdenkenden, mit dem ich stritt, nie der glühende Wunsch meines Gegners, nicht etwa für sich und seine Partei Recht zu behalten, sondern einen anderen, der ihm lieb geworden, der Wahrheit teilhaftig zu machen, welche ihm die allein beglückende erscheint, mir rührender und hinreißender entgegengetreten sind, als in den Worten Manzonis. Sichtlich bewegt, sagte er im Augenblicke, da ich schied: „Möchten diese Gespräche dauernd in Ihrem Herzen nachklingen und einst die Früchte tragen, nach denen ich verlange. Sie haben mir wohl Freundliches über meine Schriften gesagt; aber willig wollte ich diesen vermeintlichen Ruhm daran geben und mit Freuden mein ganzes kleines Besitztum hinzufügen, könnte ich damit erkaufen, daß die Gründe, die ich heute schwach und unberedt Ihnen aufgeführt habe, dereinst Sie von der Wahrheit überzeugten, die ich allein als Wahrheit erkennen kann!" Wahrhaft christlich edle, eines Katholiken würdige Worte! Manzoni meinte gewiß, dieselben würden beachtet werden. Dem Dichter ist diese Freude aber nicht zu Teil geworden. Derselbe befestigte sich inzwischen in seinen katholischen Überzeugungen immer tiefer und gediegener. Traurige Schicksale hatten ihn bewährt, seine Begeiste-

rung für die katholische Wahrheit war noch mehr geklärt und gehoben, sein Wunsch, Andersgesinnte für jene Wahrheit zu gewinnen, war noch inniger geworden, da erschien der von ihm so geehrte Deutsche nach Verlauf von etwa vierundzwanzig Jahren abermals in Manzonis Hause. Noch schüchterner, als früher und mit dem hohen Alter an eine noch tiefere Eingezogenheit gewöhnt, wollte der italienische Dichter den deutschen Professor anfangs gar nicht vor sich lassen, weil letzterer seinen ersten Besuch und die dabei vorgefallenen Gespräche dem deutschen Publikum erzählt, namentlich aber ihn öffentlich gelobt hatte. Als es dem Geheimrat Witte denn aber doch gelang, Zutritt zu erhalten, geriet die Unterhaltung, wie leicht erklärlich, alsbald wieder auf das kirchliche Gebiet. Manzoni überzeugte sich bald, daß seine beim Scheiden im Jahre 1831 zu seinem Besuche gesprochenen Worte bei demselben das Gewünschte nicht bewirkt hatten. Er konnte sich nicht enthalten, zu äußern, Witte befinde sich noch ganz auf demselben Standpunkte, den er damals eingenommen. Es sei daher vergeblich, daß sie fernerhin über den Gegenstand mit einander disputierten. Manzoni zeigte bei dieser Gelegenheit ein erstaunend treues Gedächtnis für das, was vor vierundzwanzig Jahren unter beiden verhandelt worden.

Bis zum Jahre 1865 hatte Manzoni, selbst ungeachtet einer schmeichelhaften Aufforderung der Kaiserin Eugenie, stets an der eigentümlichen Grille unerbittlich festgehalten, sich nicht abbilden zu lassen, so daß es noch immer kein wirkliches Originalporträt von ihm gab. 1865 aber verstand er sich dann endlich, seine Person der Abbildung preiszugeben. Zu Gunsten des Mailänder Buchdruckervereins ließ er sich in Mailand photographieren. In den beiden ersten Tagen nach Erscheinen dieser Photographie wurden in Mailand allein tausend Exemplare abgesetzt.

Interessant dürften den Lesern dieses Aufsatzes vielleicht auch die wenigen Züge sein, womit Witte die äußere Persönlichkeit unseres Dichters zeichnete, als er denselben im Jahre 1831 zuerst kennen lernte. Mit Massimo d'Azeglio und dessen Gemahlin war er von Mailand nach Brusano gefahren, wo ihn Manzonis Mutter empfing. „Lange," sagte er, „mußte ich auf Manzoni harren. Endlich hatte sich unvermerkt die Thüre hinter mir geöffnet und ein hagerer, nachlässig schwarzgekleideter Mann mittlerer Größe mit blassen eingefallenen Wangen, einigen Pockengruben, unordentlich krausem Haar und etwas stechenden, zugleich unstäten und träumerischen Augen begrüßte mich mit verlegener Hast und forderte mich sogleich auf, seine Mutter in den Speisesaal zu führen."

Hoffentlich dürfte durch alles bisher Ausgeführte wohl der Beweis erbracht sein, daß Manzoni einer der größten Genien der neuen italienischen Litteratur und, was noch weit höher anzuschlagen, ein musterhaft treuer Sohn der heiligen Kirche war. Seine Vorzüge als Dichter hat der Geheime Legationsrat Alfred v. Reumont,[1]) in so anerkennender Weise gewürdigt, daß ich seine schönen Worte zum Schlusse hieher zu schreiben, mir nicht versagen kann. Nachdem er bemerkt, wie Manzoni einen unendlichen Einfluß geübt, sagt Reumont: „Wenn von irgend einem Dichter neuerer Zeit gesagt werden kann, daß er den schönsten Zweck der Poesie, die Veredelung des Herzens durch die Gebilde der Phantasie, verstanden und dieses Verständnis ins Leben treten zu lassen, gestrebt, so ist es bei Manzoni der Fall. Als er auftrat, hatte die italienische Dichtung schon Fortschritte gemacht. Zeit und Menschen fand er gebessert, ebenso Ansichten und Forderungen. Daß aber die Poesie sich erwärmte mit der innersten Herzenswärme, daß sie, wiederholt durch wahres Gefühl, einfach ward in ihrer Kunstschöne, aufrichtig und ernst und würdevoll, in ihrer Lauterkeit ein Ausdruck unverfälschter Gesinnung, daß sie keine hellenische ward oder fränkische, sondern eine italienische: das ist großenteils das Werk Manzonis. In seinen Schriften finden wir den Spiegel seiner eigenen Seele, und es ist das rein Menschliche, welches bei ihm so mächtig anzieht. Er hat die Poesie aus dem Sinnenrausch und Materialismus gerettet; er hat sie eitel irdischen Zwecken und Kreisen entzogen; er hat sie, die in vielen Stücken noch eine heidnische war oder eine ungläubige, zur christlichen gemacht. Denn er hat es empfunden, daß sie noch eine ganz andere Aufgabe hat, als den Eindruck wiederzugeben, den die äußere Welt auf den Sinnesmenschen hervorbringt. Die Religion ist ihm die Leukothea, welche auf bewegtem Meere die rettenden Arme ihm entgegenstreckt, die Ariadne, deren Faden ihn durch das Labyrinth widersprechender Ansichten und Empfindungen leitet, die Iris, deren leuchtender Farbenbogen auf düsterem Wolkengrund als Friedensbotschaft und Unterpfand erscheint. Durch den Glauben aufgerichtet und gekräftigt, ist Manzoni jener desolaten Lebensansicht entgegengetreten, die das: „Laßt alle Hoffnung fahren!" über jedes Thor schrieb — eine Ansicht, die dem Italiener mehr von Außen zukam, als daß sie geboren worden wäre unter seinem heiteren Himmel und in seinen lauen Lüften, die aber Eingang gefunden hatte mit

---

[1]) In seiner schon erwähnten zu Berlin 1844 erschienen Vorlesung über die poetische Litteratur der Italiener im 19. Jahrhundert.

dem Vordringen der sogenannten romantischen Poesie. Denn wie früher alles Liebe und schwatzhafte Zärtlichkeit war, Wein und Rosen, Glück und Genuß, so griff die Dichtung plötzlich mit seltsamer fieberischer Hast nach allem dem, „was man, und wär' es auch geschehen, mit Nacht bedecken sollte," sie schwelgte in Angst, Schauern, Reue, Verzweiflung. Manzoni hat die durch das Übermaß verderblichen Wirkungen dieser an sich schon krankhaften Disposition, wenn nicht vernichtet, doch unendlich gemildert."

Die Verlobten.

Einleitung.

„Die Geschichte kann man in Wahrheit einen rühmlichen Krieg gegen die Zeit nennen. Denn indem sie ihr die Jahre, die schon Leichname geworden sind, wie Gefangene aus der Hand entreißt, ruft sie dieselben wieder ins Leben zurück, hält Heerschau über sie und stellt sie von neuem in Schlachtordnung. Aber die erlauchten Helden, die auf diesem Kampfplatze Palmen und Lorbeeren ernten, rauben nur die prunkendsten, glänzendsten Beutestücke, indem sie die Großthaten der Fürsten, Potentaten und sonstigen Hochgestellten mit ihrer Tinte einbalsamieren, mit der feinen Nadel ihres Geistes die Gold- uud Silberfäden einsticken, auf daß sie eine dauernde Stickerei von ruhmreichen Unternehmungen bilden. Meiner Schwachheit aber ist es nicht erlaubt, zu solchem Stoffe und zu solch gefährlicher Höhe sich hinaufzuschwingen, oder in den Labyrinthen politischer Händel und unter dem Getöse kriegerischer Trompeten herumzuschweifen. Da ich aber merkwürdige Dinge erlebt habe, so schicke ich mich an, dieselben, obgleich nur Handwerker und sonst gewöhnliche Leute dabei in Betracht kommen, der Nachwelt zu überliefern, indem ich die Erzählung oder aber den Bericht der Wahrheit gemäß und ganz unverfälscht abstatte. In demselben wird man auf einem engen Schauplatze schauerliche Trauerspiele und Auftritte großartiger Bosheit, den Akten edler Tugend und engelgleicher Güte gegenübergestellt sehen. Und wahrlich bei dem Gedanken, daß dieser unser Himmelsstrich unter der Herrschaft unseres katholischen Königs und Herrn steht, der jene Sonne ist, die niemals untergeht, über diesem Himmelsstrich mit zurückgeworfenem Lichte, als nieabnehmender Mond der Held von edlem Stamm erglänzet, der pro tempore dessen Stelle einnimmt, und die hohen Senatoren als Fixsterne, und die übrigen hochansehnlichen Obrigkeiten als wandelnde Planeten ihr Licht überallhin verbreiten, einen erhabenen Himmel bildend, kann man, da man ihn in eine Hölle finsterer, böser,

grausamer, durch freche Menschen stets noch sich vermehrender Thaten verwandelt sehen muß, keinen anderen Grund ausfindig machen, als teufliche Arglist und teuflische Umtriebe. Denn menschliche Bosheit für sich allein vermöchte nicht, so vielen Helden zu widerstehen, die mit Argusaugen und Briareusarmen für das allgemeine Wohl wachen und wirken. Wenn wir aber diese Erzählung, die sich in den Tagen unserer Jugend zugetragen hat, niederschreiben, so werden wir, obgleich die meisten Personen, die darin eine Rolle spielen, vom Welttheater abgetreten sind, um den Parzen ihren Tribut zu entrichten, doch aus schuldigen Rücksichten ihre Namen und ihre Verwandtschaft verschweigen. Das Gleiche wird hinsichtlich ihrer Heimat geschehen, und nur generaliter das territorium genannt werden. Und es wird gewiß niemand sagen, dies sei ein Geschichtsfehler und eine Entstellung dieser meiner einfältigen Erzählung, es sei denn der Tadler ein Mann, der aller Weltweisheit vollständig bar wäre. Denn man wird bald sehen, daß in Beziehung der darin vorkommenden Personen am Wesentlichen der besagten Erzählung nichts fehle; zumal es eine augenfällige, von niemand geleugnete Sache ist, daß Namen bloß reine Nebensachen seien . . . ."

Wenn ich mich aber der ungeheueren Mühe unterzogen haben werde, die Geschichte von dem verblaßten und vergilbten Manuskripte abzuschreiben, und sie dann, wie man zu sagen pflegt, herausgegeben haben werde, wird sich auch jemand finden, der sie zu lesen, der Mühe wert findet?

Diese zweifelhafte Erwägung, die mir während des Versuches, eine hinter den Worten „Nebensache seien" kommende unleserliche Stelle zu entziffern, kam, machte, daß ich das Abschreiben aufgab, und ernsthafter darüber nachdachte, was zu thun sei. Wohl ist es wahr, sagte ich bei mir, indem ich das Manuskript durchblätterte, wohl ist es wahr, daß dieser Hagel von rednerischem Flitterwerk und Phrasen nicht durch das ganze Werk hindurch so fortgeht. Der gute Mann aus dem XVII. Jahrhundert hat eben gleich von vornherein seine ganze Kunst zur Schau stellen wollen und im Verlauf der Erzählung, und oft sogar durch lange Stellen hin wird die Schreibart viel natürlicher und fließender. Ja, aber wie ist er so gemein, so plump, so inkorrekt! Lombardische Idiotismen in Hülle und Fülle, Redensarten, die ganz am unrechten Orte angebracht sind, willkürlicher Sprachgebrauch, ungelenke Sätze. Und dann wieder spanische Zierlichkeit eingestreut, und dann, was noch schlimmer ist, bei den fürchterlichsten und

rührendsten Scenen der Geschichte, bei jeder Gelegenheit, Verwunderung erregen oder Nachdenken erwecken muß, kurz bei allen Stellen, die ein wenig Redeschmuck, aber einen maßvollen, zarten, geschmackvollen Redeschmuck erheischen, ermangelt er nicht, jene Schreibart anzuwenden, von der wir im Anfange dieser Einleitung eine Probe gegeben haben. Und indem er ferner die widersprechendsten Eigenschaften vereinigt, kann er auf derselben Seite, in demselben Satze, in demselben Worte zugleich plump und geziert sein. So bringt er z. B. hochtrabende Deklamationen aus gemeinen Sprachfehlern zusammengestoppelt, und überall jene eitle Ungeschicklichkeit, welche der eigentümliche Charakter der Schriften jenes Jahrhunderts in diesem Lande ist. Wahrlich, es giebt nichts, was man den Lesern heutzutage vorsetzen kann; sie sind zu wählerisch, haben einen zu großen Widerwillen gegen derlei Wunderlichkeiten. Ein Glück ists, daß mir der gute Gedanke am Anfang dieser unseligen Arbeit kam, und ich wasche meine Hände.

Im Begriff jedoch, die Scharteke zu schließen, um sie wegzuwerfen, that es mir leid, daß eine so schöne Geschichte ganz unbekannt bleiben sollte. Denn was die Geschichte betrifft, so mag es zwar sein, daß sie dem Leser anders vorkömmt, aber mir ist sie schön vorgekommen, sehr schön. — Warum könnte man nicht, dachte ich, die Thatsachen dem Manuskripte entnehmen, und die Schreibart etwas verbessern? — Da mir kein vernünftiger Grund entgegentrat, so war die Wahl schnell getroffen. Und das ist der Ursprung des vorliegenden Buches, der mit einer der Wichtigkeit desselben entsprechenden Freimütigkeit angegeben worden.

Einige von jenen Thatsachen, gewisse von unserem Autor beschriebene Sitten waren uns jedoch so neu, so sonderbar, um nicht ärgeres zu sagen, vorgekommen, daß wir vorher andere Zeugnisse einholen wollten, ehe wir ihnen Glauben schenkten. Wir haben uns also daran gemacht, in den Urkunden jener Zeit nachzuforschen, um uns zu überzeugen, ob es denn damals in der Welt wirklich so ausgesehen habe. Diese Untersuchung hat alle unsere Zweifel zerstreut. Bei jedem Schritte stießen wir auf ähnliche, ja noch stärkere Dinge; und was uns den Ausschlag zu geben schien, wir haben sogar einige Persönlichkeiten gefunden, deren Existenz, da wir, außer in unserem Manuskripte, niemals Kenntnis von ihnen erhalten hatten, wir bezweifelten. Gelegentlich wollen wir auch einige jener Zeugnisse anführen, um gewissen Vorfällen Glauben zu verschaffen, die der Leser um ihrer Seltsamkeit willen, stark bezweifeln könnte.

Da wir aber die Schreibart unseres Autors als unerträglich verwarfen, welchen Styl haben wir an dessen Stelle gesetzt? Das ist eine Hauptsache.

Wer immer, ohne darum gebeten zu werden, sich herausnimmt, das Werk eines anderen umzuarbeiten, muß bereit sein, über sein Werk eine Rechenschaft abzulegen. Es ist dies eine Regel der Thatsache und des Rechtes, der wir uns auch gar nicht entziehen wollen. Ja, wir hatten uns vorgenommen, uns gleich, ohne dazu aufgefordert zu sein, wegen der von uns eingehaltenen Schreibart umständlich zu rechtfertigen. Zu diesem Zwecke waren wir die ganze Zeit über, da wir uns mit dieser Arbeit beschäftigten, darauf bedacht, die möglichen und etwaigen Ausstellungen zu erraten, mit der Absicht, sie alle zum voraus abzufertigen. Hierin würde auch gar keine Schwierigkeit gelegen haben; denn (wir müssen es zur Ehre der Wahrheit sagen) es kam uns keine Ausstellung in den Sinn, der sich nicht sogleich eine schlagende Antwort beigesellt hätte, eine jener Antworten, die, ich sage nicht, die Frage lösen, sondern sie anders stellen. Oft aber ließen wir zwei Kritiker einander in die Haare geraten und schlugen den einen durch den anderen aus dem Felde. Oder wenn wir beide Kritiker gründlich prüften und aufmerksam verglichen, gelang es uns, zu entdecken und zu beweisen, daß sie, obschon anscheinend sich widersprechend, doch gleichartig seien und beide daher rührten, daß man Thatsachen und Grundsätze nicht beachtet hatte, auf welche das Urteil basiert werden mußte. Indem wir sie dann zu ihrer Verwunderung zusammenstellten, schickten wir sie miteinander ihre Wege. Es dürfte wohl kein Autor zu finden sein, der auf diese Weise handgreiflicher bewiese, daß er recht gehabt habe. Aber o Himmel! Als wir daran gingen, alle diese Einwände und Antworten aufzusuchen, um sie in eine gehörige Ordnung zu bringen, da waren wir im Begriff ein Buch zu machen. Als wir dies gewahr wurden, gaben wir den Gedanken aus zwei Gründen auf: erstens, weil es lächerlich wäre, ein Buch zu schreiben, um ein anderes, oder gar nur die Schreibart eines anderen zu rechtfertigen, zweitens, weil von Büchern eins auf einmal genug, wenn nicht gar schon zu viel ist.

Erstes Kapitel.

Der Arm des Komersees, der gegen Süden zwischen zwei ununterbrochenen Gebirgsketten, voll von Busen und Buchten sich hinzieht, je nachdem die Berge mehr oder weniger hervor= oder zurücktreten, verengt sich beinahe plötzlich, und nimmt den Lauf und die Gestalt eines Flusses an. Rechts ist ein Vorgebirg, links eine breite Küste, und die Brücke, welche hier die beiden Ufer verbindet, läßt diese Verwandlung dem Auge noch auffälliger erscheinen und scheint den Punkt zu bezeichnen, wo der See aufhört und die Adda anfängt, um nachher den Namen „See" da wieder anzunehmen, wo die Gestade von neuem sich erweitern und dem Wasser Raum lassen, in neue Golfe und Bayen sich zu ergießen.

Die von der Ablagerung dreier starker Bergströme gebildete Küste zieht sich von zwei angrenzenden Bergen herab, wovon der eine der **San Martino**, der andere in lombardischer Mundart der **Resegone** heißt, von seinen schnurartig aneinander gereihten Gipfeln so genannt, welche ihm in Wahrheit das Ansehen einer Säge geben, so daß jedermann schon beim ersten Anblick, besonders von der Vorderseite, z. B. von der Nordseite Mailands herab, ihn an diesem Kennzeichen in jener lang gedehnten Gebirgskette von den übrigen Bergen leicht unterscheidet, welche

einen minder bezeichnenden Namen, oder eine gewöhnlichere Gestalt haben. Eine gute Strecke weit senkt sich die Küste mit einem langsamen, stetigen Gefälle gegen den See herab. Dann aber geht sie in Hügel und Thälchen, steile Abhänge und Ebenen über, je nach dem Gerippe der beiden Berge und den Wirkungen der Gewässer. Der äußerste Saum mit den Einschnitten der Strommündungen besteht beinahe ganz aus Kies- und Steingrund; der Rest in Wiesen, Weinbergen, unterbrochen von bebauten Feldern, Dörfern und Weilern. Lecco, der Hauptort der Landschaft, der ihr auch den Namen giebt, liegt nicht weit von der Brücke, am Seeufer, ja bei hohem Wasserstande teilweise im See selbst. Es ist heutzutage ein großes Dorf, welches daran ist, eine Stadt zu werden. In jenen Zeiten, in denen sich die Ereignisse zutrugen, welche wir erzählen wollen, war der schon bedeutende Ort zugleich eine Festung und hatte deshalb die Ehre und den Vorteil, einen Kommandanten zu beherbergen und eine ständige Garnison spanischer Soldaten zu besitzen, welche die Mädchen und Frauen des Landes in der Sittsamkeit unterwiesen, von Zeit zu Zeit den Rücken irgend eines Ehemannes oder Vaters gerbten und gegen das Ende des Sommers niemals verfehlten, über die Weinberge herzufallen, um die Trauben zu lichten und den Landleuten die Mühen der Weinlese leichter zu machen. Von einem bebauten Grundstücke zum anderen, von den Höhen zum Ufer hinab, von einem Hügel zum anderen liefen und laufen noch heute mehr oder weniger steile Wege und Fußpfade. Sie sind teils so eingeschlossen und zwischen Mauern eingegraben, daß man über sich nichts als ein Stück Himmel und irgend eine Bergspitze sieht, teils aber führen sie hoch über offene Dämme hin und von hier aus genießt der Wanderer eine mehr oder weniger ausgedehnte, aber immer reiche, immer neue Fernsicht, je nachdem die verschiedenen

Punkte mehr oder weniger in die umliegende weite Scene hineinragen, dieser oder jener Teil absticht, hervortritt, oder verschwindet. Hier ist eine Gruppe, dort eine andere, da endlich eine weite Strecke jenes weiten wechselnden Wasserspiegels, hier wieder ein See, fast ganz abgesperrt, der in ein Labyrinth von Bergen hinein sich verirrt zu haben scheint, deren Anblick allmählich dem Auge sich bietet, und die in dem Wasser samt der an den Gestaden liegenden Landschaft sich abspiegeln. Dort wieder ein Arm des Flusses, welcher bald See, bald wieder Fluß wird, und wie eine silberne Guirlande zwischen den ihn begleitenden Bergen sich hinschlängelt, die allmählich sich entfernen, dann gleichfalls am Horizonte verschwinden. Auch der Ort, von welchem aus man die wechselnden Scenen betrachtet, bietet nach jeder Seite hin wechselnde Bilder. Der Berg, dessen Gelände man begeht, zeigt allmählich mehrere Gipfel und seine steilen hohen Felsen, welche fast bei jedem Schritte ihre Gestalt verändern. Was eine Kuppe schien, löst sich in mehrere Gipfel auf, und was man eben noch auf der Küste zu sehen glaubte, erscheint nun auf einer Bergspitze. Das Liebliche und Anziehende dieser Höhen mildert den wilden Anblick und hebt die Pracht der übrigen Ansichten noch besser hervor.

Am Abende des 7. November 1628 kehrte Don Abbondio, der Pfarrer eines der obenerwähnten Dörfchen, auf einem der beschriebenen Bergpfade von einem Spaziergange langsamen Schrittes nach Hause zurück. Der Name des Dörfchens, sowie jener des Pfarrers sind in unserem Manuskripte nicht angegeben. Er betete ruhig das Brevier und schloß zuweilen das Buch, indem er den Zeigefinger der rechten Hand als Buchzeichen hinein hielt. Dann legte er diese in die andere auf den Rücken und setzte seinen Gang fort, indem er dabei abwärts schaute und mit dem Fuße die Steine, welche den Pfad beschwerlich

machten, gegen die Mauer schleuderte. Nun schaute er wieder in die Höhe, ließ seine Blicke müßig umherschweifen und heftete sie auf einzelne Bergstellen, welche die bereits untergegangene Sonne, deren Strahlen sich noch durch Bergeinschnitte hindurchstahlen, mit breiten Purpurstreifen bemalt hatte. Hierauf öffnete er sein Brevier wieder, und nachdem er einen weiteren Abschnitt gelesen hatte, gelangte er an eine Wendung des Fußweges, wo er vom Buche aufzusehen gewohnt war, um vorwärts zu schauen; und dies that er auch diesmal. Bei dieser Wendung lief der Weg noch ungefähr sechzig Schritte geradeaus und teilte sich dann in zwei Fußsteige nach Art eines Y. Der eine ging bergan und führte zum Pfarrhaus, der andere führte ins Thal hinab zum Strome, und auf dieser Seite reichte die Mauer nur bis zur Hüfte unseres Wanderers. Die inneren Mauern der beiden Fußsteige, anstatt in einem Winkel sich zu vereinigen, endigten in ein Kapellchen, in welchem gewisse längliche, geschlängelte Figuren gemalt waren, die in Spitzen ausliefen, und nach der Meinung des Künstlers und in den Augen der benachbarten Landleute Flammen bedeuten sollten. Mit diesen Flammen waren noch andere Gestalten untermischt, welche nicht beschrieben werden können; sie sollten arme Seelen im Fegfeuer darstellen. Die armen Seelen und die Flammen waren ziegelrot auf aschgrauem Grunde; an einigen Stellen war die Farbe abgesprungen. Der Pfarrer, welcher die Richtung nach dem Kapellchen eingeschlagen hatte, und, wie er gewohnt war, nach diesem hinsah, erblickte etwas, auf was er nicht gefaßt war, und was er lieber nicht gesehen hätte. Zwei Männer standen sich beim Zusammenstoß der beiden Fußsteige gegenüber. Der eine saß rittlings auf dem Mäuerchen, den einen Fuß überhängend, den anderen auf den Weg gesetzt; sein Gefährte stand an die Mauer gelehnt, mit übereinandergeschlagenen

Armen. Kleidung, Haltung und Aussehen, so viel man davon vom Standpunkte des Pfarrers aus unterscheiden konnte, ließen über ihr Gewerbe keinen Zweifel übrig. Beide trugen um den Kopf ein grünes Netz, welches auf die linke Schulter herabfiel und mit einer großen Quaste endigte; vorne an der Stirn war ein ungeheuerer Haarbusch angebracht, Schnurr- und Knebelbart in Spitzen gedreht, ein glänzender Ledergurt, worin zwei Pistolen steckten, ein kleines Pulverhorn, welches wie an einem Halsband auf die Brust herabhing, ein Messergriff, der aus der Tasche der weiten Pluderhosen hervorblinkte, ein ungeheuerer Degen mit einem Fechtkorb von durchbrochenen, glänzend polierten Messingplatten ließen sie auf den ersten Blick als Leute von der Klasse der Bravi erkennen. Diese Menschenklasse, welche heutzutage glücklicherweise verschwunden ist, stand damals in der Lombardei und zwar schon von alters her in voller Blüte. Wer sich keine Vorstellung von ihnen machen kann, wird aus folgenden authentischen Mitteilungen über die Natur dieser Landplage, die Anstrengungen zu ihrer Vertilgung und ihre Lebenszähigkeit hinreichende Belehrung schöpfen.

Seine Gnaden der erlauchte Don Carlo von Arragonien, Fürst von Kastelvetrano, Herzog von Terranuova, Markgraf von Avola, Graf von Burgeto, Großadmiral und Großconnetabel von Sicilien, Gouverneur von Mailand und Generalstatthalter Seiner katholischen Majestät in Italien, „vollkommen unterrichtet von dem unerträglichen Elende, in welchem die Stadt Mailand wegen der gedungenen Mörder und Landstreicher sich befand und noch befindet,“ erläßt unterm 8. April 1583 einen öffentlichen Aufruf gegen sie. „Er erklärt, daß unter diesem Aufrufe alle jene begriffen seien und verstanden werden sollen, welche, Einheimische oder Fremde, kein Gewerbe haben, oder wenn sie es haben, es nicht treiben, . . . sondern

ohne Subsistenzmittel oder auch mit solchen, an irgend einen Edelmann, Beamten oder Kaufmann sich anschließen, . . . um ihm Dienste und Beistand zu leisten, oder in Wahrheit, wie man vermuten kann, um anderen Nachstellungen zu bereiten . . ."

Allen diesen gebietet er, binnen sechs Tagen das Land zu räumen, droht den Widerspenstigen mit Galeerenstrafe und giebt allen Justizbeamten die umfassendste und unumschränkte Vollmacht, zum Vollzuge des Befehles. Allein als der gedachte hohe Herr im folgenden Jahre wahrnahm, „daß diese Stadt von sothanen Bravi ganz voll sei . . . daß diese leben, wie sie zuvor gelebt, ihre Lebensweise nicht geändert haben und ihre Anzahl sich nicht vermindert habe," erließ er einen zweiten noch schärferen Aufruf, in welchem er, neben anderen Bestimmungen verordnet:

„Daß ein jedweder, ob aus der Stadt gebürtig, oder fremd, von welchem durch zwei Zeugen konstatiert sei, daß er als Bravo angeworben sei, oder auch nur dafür gehalten werde, und in diesem Rufe stehe, wenn es sich auch nicht herausstelle, daß er ein Verbrechen begangen habe . . . nur wegen dieses seines Rufes als Bravo, ohne alle anderen Indicien im Untersuchungsprozesse von den besagten Richtern und von jedem einzelnen derselben auf die Folter gespannt werden könne . . . und obgleich er kein Geständnis eines Verbrechens ablege, drei Jahre lang auf die Galeeren geschickt werden solle, allein um seines Rufes und Namens als Bravo willen."

Wenn man von einem so hohen Herrn so strenge, genaue und gebieterische Worte hört, so ist man zu glauben versucht, daß beim bloßen Schalle derselben alle Bravi für immer sich hätten verkriechen müssen. Aber das Zeugnis eines nicht minder angesehenen, nicht minder betitelten Herrn nötigt uns, das Gegenteil anzunehmen. Dies ist

Se. Gnaden der erlauchte Herr Juan Fernandez de Velasco, Connetable von Kastilien, Oberstkämmerer Sr. Majestät, Herzog von Frias, Graf von Haro und Castelnovo, Haupt des Hauses Velasco, und jenes der sieben Infanten von Lara, Statthalter der Provinz Mailand. Gleichfalls vollkommen unterrichtet „welchen Schaden und Verderbnis die Bravi und Landstreicher verursachen, und welche schlimme Folgen derlei Leute für das öffentliche Wohl herbeiführen," macht er ihnen unterm 5. Juni 1593 von neuem bekannt, daß sie binnen sechs Tagen das Land zu meiden haben, und bedroht jedweden, der ergriffen würde, mit den von seinem Amtsvorfahrer bestimmten Strafen. „Zu seinem nicht geringen Mißvergnügen davon unterrichtet, daß in dieser Stadt und Provinz die Anzahl sothaner Leute (der Bravi und Landstreicher) mit jedem Tage zunehme, und man Tag und Nacht von nichts anderem als von vorsätzlichen Verwundungen, Mordthaten, Räubereien und anderen Gattungen von Verbrechen höre, denen sich jene Bravi um so leichter schuldig machen, als sie überzeugt sind, daß sie bei ihren Häuptlingen und Brodherrn Unterstützung finden," verordnet er unterm 23. Mai 1598 die gleichen Heilmittel, indem er, wie es in hartnäckigen Krankheiten üblich ist, die Dosis verstärkt. „Jedweder hüte sich also," fährt er fort, „in irgend einem Stücke dem gegenwärtigen Edikte zuwider zu handeln, indem Se. Excellenz, anstatt seine Gnade walten zu lassen, vielmehr seine Strenge und seinen Unwillen zeigen werden, und fest entschlossen sind, daß gegenwärtiges die letzte und peremptorische Warnung sein soll." Dieser Ansicht war jedoch nicht Se. Gnaden der erlauchte Don Pietro Enriquez von Acevedo, Graf von Fuentes, Statthalter der Provinz Mailand; er war nicht dieser Ansicht, und zwar aus guten Gründen. „Gründlich unterrichtet von dem Elende, in welchem diese Stadt und Provinz schmachtet von wegen der großen Anzahl von

Bravi, welche sich daselbst aufhalten, und entschlossen, einen so verderblichen Samen, gänzlich auszurotten," giebt er am 5. Dezember 1600 ein neues Edikt heraus, gleichfalls angefüllt mit den schärfsten Drohungen, „mit dem festen Vorsatze, daß sie mit aller Strenge, und ohne Hoffnung auf Milderung vollzogen werden sollen." Es ist indessen anzunehmen, daß er dabei nicht mit dem ernsten Willen zu Werke ging, den er anzuwenden wußte, um gegen seinen großen Feind Heinrich IV. Kabalen anzuzetteln und ihm Feinde zu erwecken. Denn die Geschichte bezeugt in dieser Beziehung, wie wohl es ihm gelang, gegen jenen König den Herzog von Savoyen zu bewaffnen, welcher dabei mehr als eine Stadt einbüßte und wie glücklich er eine Verschwörung des Herzogs von Biron anspann, welche diesem allerdings den Kopf kostete. Was dagegen den so verderblichen Samen der Bravi betrifft, so ist gewiß, daß er am 22. September 1612 noch fortwucherte. An diesem Tage dachte Se. Gnaden der erlauchte Herr, Don Giovanni di Mendoza, Marchese von Hynochosa, Edelmann u. s. w., Statthalter u. s. w. ernstlich darauf, ihn auszurotten. Zu diesem Ende sandte er den königlichen Kammerbuchdruckern Pandolfo und Marco Tullio Malatesti das übliche Edikt, damit es in verbesserter und vermehrter Auflage zur Ausrottung der Bravi gedruckt werde. Die Bravi aber lebten noch immer, um am 24. Dezember 1618 von Sr. Gnaden dem erlauchten Herrn Don Gomez Suarez de Figueroa, Herzog von Feria u. s. w., Gouverneur u. s. w. die gleichen, ja noch stärkeren Schläge zu empfangen. Da sie indessen auch an diesen nicht starben, so hatte Se. Gnaden der erlauchte Herr Don Gonzala Fernandez de Cordova, unter dessen Verwaltung der Spaziergang des Don Abbondio stattfand, sich genötigt gesehen, das bekannte Edikt gegen die Bravi nochmals zu verbessern und dann wieder veröffentlichen zu lassen. Dies geschah am 5. Oktober 1527

d. h. ein Jahr, einen Monat und zwei Tage vor jenem merkwürdigen Ereignisse.

Inzwischen war dies nicht die allerletzte Bekanntmachung; allein wir glauben der späteren keine Erwähnung thun zu dürfen, als einer Sache, welche über den Zeitraum unserer Geschichte hinausgeht. Nur eine vom 13. Februar 1632 wollen wir erwähnen, in welcher Se. Gnaden, der erlauchte Herr Herzog von Feria, zum zweiten Male Statthalter, uns benachrichtiget, daß die größten Ruchlosigkeiten von solchen herrühren, welche Bravi berufen. Dies genügt, uns zu überzeugen, daß es in jener Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, immer noch Bravi gab.

Daß die beiden obenbeschriebenen Männer jemanden erwarteten, war augenscheinlich. Aber was dem Don Abbondio mehr mißfiel, war, daß er aus ihren Bewegungen schließen mußte, er selbst sei der Erwartete. Denn bei seinem Erscheinen hatten sich die beiden angesehen, dann ihre Köpfe mit einer Bewegung erhoben, aus welcher man entnehmen konnte, daß beide plötzlich einander zugeflüstert hatten: Er ist's. Der, welcher rittlings auf der Mauer gesessen, hatte sein Bein wieder herübergezogen und auf den Weg gesetzt, der andere hatte sich von der Mauer losgemacht, und beide traten ihm entgegen. Er hielt das Brevier dicht unter die Augen, als ob er läse, schielte aber über das Buch hinweg, um ihre Bewegungen zu beobachten. Als er sie an sich herankommen sah, wurde er plötzlich von tausend Gedanken bestürmt, er fragte sich, ob er den Bravi nicht nach rechts oder links ausweichen könne, merkte aber gleich, daß dies nicht möglich sei. Dann stellte er rasch eine Selbstprüfung an, ob er sich gegen einen Mächtigen oder gegen einen Rachsüchtigen verfehlt habe; aber das tröstende Zeugnis des Gewissens beruhigte ihn in dieser

Beziehung. Die Bravi jedoch näherten sich ihm, und sahen ihn starr an. Er griff mit dem Zeige- und Mittelfinger an seinen Kragen, als wolle er ihn zurechtlegen und indem er so mit beiden Fingern um den Hals herumfuhr, und den Mund verzerrte, drehte er den Kopf herum und forschte ängstlich, ob nicht jemand herankomme; aber leider sah er niemanden. Er warf einen Blick über das Mäuerchen hinweg in die Felder: niemand da, einen anderen ängstlichen auf den Weg vorwärts, wieder niemand da, als die Bravi. Was sollte er thun? Zum Umkehren war keine Zeit mehr. Sein Heil in der Flucht suchen war so viel oder noch schlimmer, als sie zur Verfolgung veranlassen. Da er der Gefahr nicht ausweichen konnte, so ging er ihr entgegen, denn die Augenblicke dieser Unsicherheit waren für ihn so peinlich, daß er sehnlichst wünschte, sie abzukürzen. Er beschleunigte seine Schritte, sprach mit lauter Stimme einen Vers des Breviers, bemühte sich, so ruhig und heiter zu scheinen als möglich, und zwang sich sogar, zu lächeln. Als er sich den beiden Ehrenmännern gegenüber befand, sagte er sich in Gedanken: Da sind wir nun, und blieb stehen. „Herr Pfarrer!" sagte einer der beiden, indem er ihn starr anglotzte.

„Was wollt Ihr?" entgegnete Don Abbondio, indem er sein Brevier zur Abwehr bereit hielt.

„Ihr beabsichtiget," fuhr der Bravo mit der drohenden und zürnenden Haltung eines Mannes fort, welcher einen Untergebenen auf einem Schurkenstreiche ertappt, „Ihr beabsichtiget, morgen Lorenzo Tramaglino mit Lucia Mondella zu trauen!"

„Das heißt . . .," erwiderte Don Abbondio mit zitternder Stimme, „das heißt, — die Herrn sind Weltmenschen und wissen am besten, wie derlei Geschäfte gemacht werden. Der arme Pfarrer hat damit nichts zu schaffen. Jene

machen ihre Sachen unter sich ab, und dann . . . und dann kommen sie zu uns, wie man zur Bank geht, um sein Geld einzuziehen; und wir . . . wir sind die gehorsamen Diener aller Welt."

„Schon gut," sagte ihm der Bravo in erhobenem, gebieterischem Tone ins Gesicht, „die Trauung darf nicht vollzogen werden, weder morgen, noch jemals!"

„Aber, meine Herrn," versetzte Don Abbondio mit der sanften, begütigenden Stimme, mit der man einen Ungeduldigen zu beschwichtigen sucht, „aber, meine Herrn, versetzet Euch doch gefälligst in meine Lage! Wenn das von mir abhinge, . . . aber Ihr sehet wohl, daß die Sache mich nichts angeht."

„Wohlan!" fiel der Bravo ein. „Wenn die Sache mit Schwatzen abgemacht werden könnte, würdet Ihr uns in den Sack stecken. Wir wissen nichts von der Sache, und wollen nichts mehr hören! Ihr seid gewarnt! . . . Verstanden?"

„Aber die Herrn sind zu gerecht, zu vernünftig, als daß . . ."

„Aber," redete jetzt der Gefährte dazwischen, welcher bis jetzt geschwiegen hatte, „aber die Trauung darf nicht stattfinden, oder . . .," dabei stieß er einen derben Fluch aus, „oder wer sie doch vornähme, dürfte es nicht bereuen, weil man ihm keine Zeit dazu ließe, und . . ." hier folgte ein anderer Fluch.

„Stille, stille," sagte nun der erste Sprecher wieder. „Der Herr Pfarrer ist ein Mann, der zu leben weiß, und wir sind Ehrenmänner, die ihm nichts zu Leid thun wollen, wenn er nur Vernunft annimmt. Herr Pfarrer, Se. Gnaden Don Rodrigo, unser Herr, läßt sich Euch bestens empfehlen."

Dieser Name fiel in Don Abbondios Seele wie in dunkle Gewitternacht ein Blitzstrahl, der auf einen Augen-

blick die Gegenstände zweifelhaft beleuchtet, aber den Schrecken vermehrt. Er machte instinktmäßig eine tiefe Verbeugung und sagte: „Wenn Ihr mir nur erklären könntet . . .“

„Oho! Euch erklären, der Latein versteht!“ unterbrach ihn sofort der Bravo mit wildem Gelächter. „Das ist Euere Sache. Vor allem hütet Euch wohl, auch nur ein Wort über die Warnung Euch entschlüpfen zu lassen, welche wir Euch zu Euerem Besten gegeben haben; sonst . . . beim . . . es wäre so viel, als wenn Ihr die Trauung vollzogen hättet. Nun was sollen wir Sr. Gnaden dem Herrn Don Rodrigo von Euch ausrichten?“

„Meinen Respekt . . .“

„Erklärt Euch deutlicher!“

„Bereit . . . ich sei bereit, ihm zu dienen,“ und indem er diese Worte aussprach, wußte er nicht, ob er ein Versprechen oder ein Kompliment mache. Die Bravi nahmen es für Ernst oder stellten sich, es so zu nehmen. „Nun gute Nacht, Herr Pfarrer!“ sagte der eine der Bravi, im Begriffe mit seinem Gefährten fortzugehen. Don Abbondio, welcher wenige Augenblicke zuvor es sich ein Auge hätte kosten lassen, wenn er ihnen hätte ausweichen können, wollte nun das Gespräch und die Unterhandlungen fortsetzen. „Meine Herren,“ fing er an, indem er sein Brevier zuklappte; aber diese gaben ihm kein Gehör, schlugen den Weg ein, auf welchem er gekommen war, und brüllten ein Lied dabei ab, welches nicht wiedergegeben werden kann. Der arme Don Abbondio blieb einen Augenblick mit offenem Mund, wie behext stehen, dann machte er sich auf den Heimweg, konnte aber kaum weiter, da seine Beine wie gelähmt waren. Wie es in seinem Innern aussah, wird man besser begreifen, wenn wir seinen Charakter und die Zeiten geschildert haben werden, in welchen zu leben ihm beschieden war.

Der Leser wird bereits bemerkt haben, daß Don Abbondio kein Löwenherz hatte. Seit seiner Jugend hatte er begreifen lernen müssen, daß besonders in jenen Zeiten die schlimmste Lage, in der man sich befinden kann, die eines Tieres ohne Zähne und Krallen sei, das aber trotzdem keine Lust in sich verspürt, sich auffressen zu lassen. Die gesetzliche Gewalt beschützte in keiner Weise den ruhigen, friedliebenden Mann, dem keine Mittel zu Gebote standen, anderen Respekt einzuflößen. Nicht als hätte es an Gesetzen und Strafen gegen Gewaltthaten gefehlt. Gesetze waren in Unzahl vorhanden, die Verbrechen genannt und [redacted] mit pünktlicher Weitläufigkeit definiert. Die unsinnig übertriebenen Strafen, welche im Notfall nach der Willkür des Gesetzgebers selbst und der hundert Vollzugsbeamten fast für jeden einzelnen Fall noch erhöht werden konnten, die Prozeßordnungen, welche darauf berechnet schienen, den Richter von allem frei zu stellen, was ihn hindern konnte, eine Verurteilung auszusprechen, die von uns angeführten Edikte gegen die Bravi, alles dies ist ein deutlicher Beweis hievon. Unter diesen Umständen, ja, großenteils infolge derselben dienten diese Edikte, welche unter jeder neuen Regierung wieder bekannt gemacht und verschärft wurden, zu nichts anderem, als dazu, die Ohnmacht ihrer Urheber in ein klares Licht zu stellen. Und wenn sie je eine unmittelbare Wirkung hervorbrachten, so war es die, daß sie den vielen Quälerein, welche die Friedlichen und Schwachen von den Störenfrieden schon zu erdulden hatten, neue hinzufügten und die Gewaltthätigkeit und List derselben noch vermehrten. Die Straflosigkeit war organisiert und hatte Wurzeln, welche von den Edikten nicht berührt wurden, noch hinweggeräumt werden konnten. Da waren die Asyle, da waren die Vorrechte einiger Klassen, von der Staatsgewalt teils förmlich anerkannt, teils mit scheelsüchtigem Stillschweigen geduldet, oder mit erfolglosen

Verwahrungen angefochten, dabei von jenen Klassen mit eigennütziger Thätigkeit und eifersüchtiger Sophistik aufrecht erhalten und verteidigt. Nun mußte jene bedrohte und verurteilte, aber von den Edikten nicht zerstörte Straflosigkeit nach jeder neuen Drohung und Verurteilung naturgemäß neue Anstrengungen und Erfindungen machen, um sich zu erhalten. So geschah es denn auch wirklich. Beim Erscheinen der Edikte, welche darauf gerichtet waren, die Gewaltthätigen zu zügeln, suchten diese in ihrer wirklichen Macht nach neuen, zweckmäßigeren Mitteln, um fortwährend das zu thun, was die Edikte soeben verboten hatten. Wohl konnten solche Edikte den arglosen Mann, welcher ohne Schutz oder eigene Macht war, bei jedem Schritte einengen und belästigen, weil sie, bei dem Zwecke, jedermann unter der Botmäßigkeit zu halten und jedem Verbrechen vorzubeugen oder es zu bestrafen, jede Bewegung des Privatmannes der willkürlichen Gewalt der verschiedenen Beamten unterstellten. Aber wer, bevor er ein Verbrechen beging, Maßregeln getroffen hatte, um sich rechtzeitig in ein Kloster oder in einen Palast zu flüchten, wo die Häscher nicht eindringen durften, oder wer, selbst ohne andere Vorsichtsmaßregeln, eine Livree trug, welche die Eitelkeit und den Eigennutz einer mächtigen Familie oder einer ganzen Klasse zu dessen Verteidigung veranlaßte, war in seinen Handlungen unbeengt und konnte sich über all den Lärm der Edikte lustig machen. Selbst von jenen, welche mit deren Vollziehung beauftragt waren, gehörten manche durch Geburt der in dieser Weise privilegierten Klasse an, andere hingen durch ein Schutzverhältnis von ihr ab, wieder andere hatten durch Erziehung, Interesse, Gewohnheit oder Nachahmung deren Grundsätze angenommen und waren durchaus nicht gesonnen, einem an die Ecken angeklebten Stück Papier zu Gefallen, dieselben zu verleugnen.

Wären auch die mit dem unmittelbaren Vollzuge

beauftragten Männer so unternehmend wie Helden, so gehorsam wie Mönche und so opferwillig gewesen wie Märtyrer, so hätten sie doch ihre Aufgabe nicht zu lösen vermocht, geringer an der Zahl, im Vergleiche mit jenen, um deren Unterwerfung es sich handelte, und bei der großen Wahrscheinlichkeit, von demjenigen verlassen zu werden, der ihnen den Befehl zum Einschreiten erteilte. Aber hievon ganz abgesehen, waren sie in der Regel die verworfensten und ruchlosesten Subjekte. Ihr Amt wurde sogar von denen für gering geachtet, welche es in Schrecken setzen sollte, und ihr Titel war ein Schimpf. Es war daher ganz natürlich, daß sie, anstatt ihr Leben in einer verzweifelten Unternehmung aufs Spiel zu setzen, ihre Unthätigkeit oder ihre Konnivenz an die Gewaltigen verkauften und es dabei bewenden ließen, ihre verachtete Autorität und Macht bei Veranlassungen auszuüben, wo keine Gefahr war, nämlich zu Unterdrückungen und Plackereien friedlicher und schutzloser Bürger.

Ein Mann, welcher angriffsweise verfahren will, oder jeden Augenblick fürchtet, angegriffen zu werden, sucht natürlicherweise Verbündete und Genossen. Deshalb war in jenen Zeiten das Bestreben der Individuen vorzugsweise dahin gerichtet, sich in Korporationen zusammen zu scharen, neue zu bilden, und jedes Mitglied suchte jener, welcher er angehörte, die größtmögliche Macht zu verschaffen. Die Geistlichkeit trachtete darnach, ihre Immunität, der Adel seine Vorrechte, der Kriegerstand seine Freiheiten aufrecht zu halten und auszudehnen. Die Kaufleute und Handwerker waren in Zünfte und Bruderschaften vereinigt, die Rechtsgelehrten bildeten einen Bund, sogar die Ärzte eine Korporation. Jede dieser kleinen Oligarchien hatte eine besondere und eigene Macht, in jeder fand der einzelne den Vorteil, nach Maßgabe seines Ansehens und seiner Geschicklichkeit die vereinigten Kräfte vieler für

sich verwenden zu können. Die Rechtschaffenen bedienten sich dieses Vorteiles bloß zur Verteidigung, die Schlauen und Ruchlosen benützten sie, um Schurkenstreiche, zu welchen ihre persönlichen Mittel nicht ausgereicht hätten, auszuführen und sich Straflosigkeit zu sichern. Die Kräfte dieser Innungen waren indessen sehr verschieden, und auf dem Lande besonders konnte ein reicher, gewaltthätiger Edelmann mit einer Schar von Bravi und Landleuten, welche durch Familientradition, gleichviel ob aus Eigennutz oder Zwang gewohnt waren, sich als Unterthanen und Soldaten des Herrn anzusehen, eine große Macht ausüben, welcher irgend eine Faktion einer Innung schwer zu widerstehen vermocht hätte. Unser Abbondio, welcher weder adelig noch reich, am allerwenigsten aber mutvoll war, hatte, beinahe bevor er zu den Unterscheidungsjahren gelangte, gemerkt, daß er unter ähnlichen Verhältnissen gezwungen sei, als ein irdenes Gefäß in Gemeinschaft mit vielen eisernen Gefäßen seine Lebensreise durchzumachen. Er hatte nun seinen Eltern zwar gerne gehorcht, welche gewünscht, daß er Priester werden sollte. Die Wahrheit zu gestehen, hatte er aber über den erhabenen Beruf und die Pflichten des Standes, dem er sich widmete, wenig nachgedacht. Seinen Lebensunterhalt mit Gemächlichkeit verdienen und in eine mächtige, geachtete Klasse der Gesellschaft einzutreten, diese zwei Gründe waren ihm für eine solche Wahl mehr als zureichend erschienen. Allein jedwede Genossenschaft beschützt den einzelnen nur bis zu einem gewissen Punkt. Keine hält ihn davon ab, sich sein besonderes System zu machen. Don Abbondio, der stets nur auf seine eigene Ruhe bedacht war, bekümmerte sich nicht um jene Vorteile, zu deren Erlangung man notwendig sich anstrengen und etwas wagen muß. Sein Grundsatz war, jeden Streit zu vermeiden und bei jenen, welche nicht zu vermeiden waren, nachzugeben, d. h. un=

bewaffnete Neutralität in allen Kriegen, welche um ihn her aus den damals sehr häufigen Streitigkeiten entstanden zwischen der Geistlichkeit und den Staatsbehörden, zwischen dem Civil- und Militärstand, zwischen Adel und Adel, bis zu jenen Zwisten unter Landleuten herab, welche aus einem Worte entsprangen und mit Fäusten und Messern entschieden wurden. Wenn er sich absolut genötigt sah, zwischen zwei Streitenden Partei zu nehmen, so hielt er es mit dem Stärkeren, immer jedoch mit einem Rückhalt und nicht ohne den anderen merken zu lassen, daß er ihm nicht mit freiem Willen entgegenstehe. Er schien ihm sagen zu wollen: Aber warum konntest denn du nicht der Stärkere sein, damit ich auf deiner Seite hätte stehen können? Indem er sich von Übermächtigen ferne hielt, ihre leichteren, launenhaften Beleidigungen ignorierte, jene aber, welche aus einer ernsteren, vorbedachten Absicht entsprangen, in Unterthänigkeit hinnahm, mit Bücklingen und freundlichen Komplimenten selbst die Unverschämtesten und Trotzigsten zu einem Lächeln zwang, wenn sie ihm auf der Straße begegneten, war es dem armen Manne gelungen, ohne besondere Stürme über die Sechzig hinüberzukommen.

Nicht, als wenn er nicht auch sein bißchen Galle im Leibe gehabt hätte. Jene beständige Geduldsübung, jenes immerwährende Rechtgeben, die vielen stillschweigend verschluckten bitteren Bissen hatten ihn dermaßen reizbar gemacht, daß, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit hätte Luft machen können, seine Gesundheit dabei ganz sicherlich hätte leiden müssen. Da es nun auf der Welt und auch in seiner Nähe Leute gab, die er als grundgut kannte, so konnte er an diesen zuweilen seine langverhaltene üble Laune auslassen und seiner Neigung genügen, ein wenig wunderlich zu sein und mit Unrecht zu zanken. Er war auch ein strenger Tadler der Leute, welche nicht so lammfromm waren, wie er, wenn nämlich der Tadel ohne eine,

wenn auch noch so ferne Gefahr ausgesprochen werden konnte. Der Geschlagene war zum mindesten unklug, der Erschlagene aber stets ein unruhiger Kopf gewesen. Wer es sich hatte einfallen lassen, sein Recht gegen einen Mächtigen zu behaupten und dabei den kürzeren zog, bei dem wußte Don Abbondio immer ein Unrecht aufzufinden, was ja nicht schwer ist, weil Recht und Unrecht sich nicht mit einem Schnitte so teilen lassen, daß jede Partei nur von diesem oder jenem bekommt. Zu all dem erklärte er sich laut gegen jene seiner Mitbrüder, welche, auf ihre Gefahr hin, die Partei des schwachen Unterdrückten gegen einen mächtigen Beleidiger ergriffen. Er meinte, man erkaufe sich Verdrießlichkeiten um bares Geld, man wolle den Hunden die Beine wieder gerade machen. Er pflegte auch wohl mit strenger Miene zu sagen, es sei dies eine Einmischung in weltliche Händel auf Kosten der Würde des geistlichen Amtes. Gegen solche deklamierte er, jedoch nur unter vier Augen oder in ganz kleinen Zirkeln, mit um so größerer Heftigkeit, je bekannter diese dafür waren, daß sie in Dingen, die sie persönlich betrafen, durchaus nicht empfindlich seien. Er führte immer eine Lieblingsphrase im Munde, mit welcher er seine Rede über dergleichen Gegenstände besiegelte: einem Manne, welcher sich nur mit seiner Angelegenheit beschäftigt und fein in seinen vier Pfählen bleibt, begegnen gewiß keine Unannehmlichkeiten.

Unsere Leser können sich vorstellen, welchen Eindruck der erzählte Vorfall auf das Gemüt des armen Pfarrers machen mußte. Der Schrecken über jene Fratzengesichter und ihre häßlichen Reden, die Drohung eines Mannes, der dafür bekannt war, daß er nicht vergeblich drohe, ein System des Stillebens, das so viele Jahre der Geduld und der Anstrengung gekostet hatte, und auf eine Weise gestört wurde, daß man keinen Ausgang absehen konnte,

alle diese Gedanken tummelten sich lärmend in Don Abbondios seichtem Schädel herum. — Ja, wenn Renzo sich mit einem einfachen Nein im Frieden abspeisen ließe. Aber er wird Gründe verlangen. Und was werde ich ums Himmels willen antworten können? Und er hat auch seinen Kopf. Er ist ein Lamm, wenn man ihm nicht zu nahe kommt; aber wenn man ihm widerspricht . . . ja dann! Und wie ist er auf diese Lucie versessen, verliebt wie ein . . .! Die jungen Leute verlieben sich, wenn sie nichts anderes zu thun wissen, wollen heiraten und denken an nichts anderes. Sie machen sich nichts aus den Verlegenheiten, in die sie einen ehrlichen Mann bringen. Ach, ich Armer! Warum mußten diese Kerle sich gerade mir in den Weg stellen und mit mir anbinden? Wie komme ich dazu? Bin ich's, der heiraten will? Warum haben sie nicht lieber . . . Ja, ja, es ist mein Unglück, daß mir die guten Einfälle erst hintennach kommen! Wenn ich daran gedacht hätte, ihnen zu sagen, daß sie ihre Gesandtschaft an . . . Aber nun fiel ihm bei, wie unrecht es sei, zu bedauern, daß man nicht Ratgeber und Helfershelfer der Ungerechtigkeit gewesen, und er kehrte seinen ganzen Ingrimm gegen den Störer seines Friedens. Er kannte den Don Rodrigo nur vom Sehen und dem Rufe nach, und hatte nie anderes mit ihm zu schaffen gehabt, als daß er einige Male, wenn er ihm begegnete, seine Brust mit dem Kinn und die Erde mit seiner Hutspitze berührte. Er hatte sich aber auch beigehen lassen, bei mehr als einer Veranlassung den guten Namen dieses Edelmannes gegen jene zu verteidigen, welche mit leiser Stimme seufzend und mit gen Himmel gewandtem Blick irgend einer seiner Unthaten fluchten. Er hatte hundertmal gesagt, daß er ein achtungswerter Edelmann sei. Aber in diesem Augenblicke gab er ihm im Herzen alle Titel, welche er von anderen ihm nie hatte beilegen hören,

ohne sie eiligst mit einem „Nicht doch!“ zu unterbrechen. Mit so stürmischen Gedanken bei seiner Wohnung angelangt, steckte er den Schlüssel, den er schon in der Hand hielt, rasch ins Schlüsselloch, öffnete, trat ein, schloß sorgfältig wieder zu, und rief dann, voll Sehnsucht nach verlässiger Gesellschaft: „Perpetua! Perpetua!“ Er schritt dabei gegen den kleinen Saal hin, wo diese sich eben befinden mußte, um den Tisch zur Abendmahlzeit zu decken. Perpetua war, wie der Leser vermutet, die Haushälterin Don Abbondios. Sie war eine anhängliche und treue Haushälterin, welche nach Umständen gehorchen und befehlen, zur rechten Zeit die Launen und Zornausbrüche ihres Herrn ertragen, dann aber ihre eigenen empfinden lassen konnte, die allmählich häufiger wurden, seit sie das kanonische Alter von vierzig Jahren erreicht hatte. Sie war ledig geblieben, weil sie, wie sie sagte, alle Partien ausgeschlagen, die ihr angetragen worden seien, oder weil nie ein Hund sich nach ihr umgesehen hatte, wie ihre Freundinnen sagten.

„Ich komm' schon!“ antwortete sie, indem sie die Flasche mit dem Lieblingswein Don Abbondios an den gewohnten Platz stellte und sich langsam in Bewegung setzte. Allein sie hatte die Schwelle des Saales noch nicht berührt, als er schon eintrat, aber mit so gemessenem Schritte, mit so finsterem Blicke, und so verstörter Miene, daß es nicht der erfahrenen Augen Perpetuas bedurft hätte, um zu entdecken, daß ihm etwas Außerordentliches begegnet sein müsse.

„Um Gottes willen, was fehlt Euch, hochwürdiger Herr?“

„Nichts, nichts!“ antwortete Don Abbondio, indem er sich atemlos auf einen Sessel niederließ.

„Was? Nichts? Das wollen Euer Hochwürden mir weismachen? So dumm bin ich nicht. Euer Hochwürden ist etwas Besonderes begegnet.“

„Ach, ums Himmels willen, wenn ich sage: nichts, so ist es nichts oder wenigstens etwas, was ich nicht sagen kann."

„Was Euer Hochwürden nicht einmal mir sagen kann? Wer soll sich um Euere Gesundheit kümmern, wer Euch guten Rat geben?"

„Ach, schweigt jetzt, und gebt mir ein Glas von meinem Weine."

„Und Ihr, hochwürdiger Herr, wollt sagen, es fehle Euch nichts?" sagte Perpetua, indem sie das Glas füllte, und es dann in der Hand behielt, als wenn sie es nur zum Dank hergeben wollte für ein Vertrauen, das noch immer auf sich warten ließ.

„Gebt her, gebt her!" entgegnete Don Abbondio; er ergriff das Glas mit unsicherer Hand und leerte es, als wäre es Arznei.

„Ihr wollt mich also zwingen, da und dort nachzufragen, was meinem Herrn begegnet ist?" fuhr Perpetua fort, stellte sich gerade vor ihn hin, stemmte die Hände in die Seiten und sah ihn dabei fest an, als wenn sie ihm das Geheimnis von den Lippen nehmen wollte.

„Ums Himmels willen, macht keinen Lärmen und keine Klatscherei, es handelt sich um mein Leben!"

„Ums Leben?"

„Ums Leben!"

„Ihr wißt wohl, hochwürdiger Herr, wenn Ihr mir etwas im Vertrauen gesagt habt, habe ich es niemals . . ."

„Jawohl, wie damals, als . . ."

Perpetua merkte gleich, daß sie eine falsche Saite angeschlagen, änderte daher plötzlich den Ton und sagte mit gerührter, flehender Stimme: „Ich war Euch immer ergeben, hochwürdiger Herr, und wenn ich jetzt so sehr

darauf dringe, die Sache zu erfahren, so ist es nur, weil ich Euch helfen, einen guten Rat geben und Euer Herz erleichtern möchte."

Es steht fest, daß Don Abbondio eben so große Lust hatte, sich seines Geheimnisses zu entledigen, als Perpetua, es zu erfahren. Deshalb erzählte er ihr endlich mit vielen Unterbrechungen unter Ach und Wehe den grausigen Fall, nachdem er den stets kräftiger sich erneuernden Angriffen einen immer schwächer werdenden Widerstand entgegengesetzt und sie mehr als einmal hatte schwören lassen, daß sie nicht schwatzen wolle. Als man an den fürchterlichen Namen des Auftraggebers kam, mußte Perpetua einen nochmaligen und feierlichen Eid schwören.

Als der Name ausgesprochen war, fiel Don Abbondio seufzend in die Lehne des Stuhles zurück, erhob mit befehlender und zugleich flehender Gebärde die Hände und sprach: „Um Gottes willen!"

„Dummes Zeug!" schrie Perpetua. „O der Schurke, der Betrüger, der gottlose Mensch!"

„Wollt Ihr schweigen? Wollt Ihr mich zu Grunde richten?"

„O wir sind ja ganz allein und niemand hört uns. Aber was wollt Ihr nun thun, hochwürdiger Herr?"

„Ei seht doch," sagte Don Abbondio aufgebracht, „seht doch, welch schönen Rat mir diese da giebt! Sie fragt mich, was ich thun will, als wenn sie in Verlegenheit wäre und ich ihr heraushelfen sollte."

„Ich würde Euer Hochwürden wohl meine einfältige Meinung sagen, aber dann . . ."

„Aber dann? Laßt hören!"

„Mein Rat wäre dieser: Jedermann sagt, daß unser Erzbischof ein heiliger Mann, ein gescheiter Mann sei, der niemanden fürchte, und wenn er einen von diesen Vornehmen zu seiner Pflicht zurückführen kann, um einem

Pfarrer aus der Klemme zu helfen, thut er es sicher gern. Ich würde daher sagen, und sage, daß Ihr ihm einen schönen Brief schreiben und ihn benachrichtigen solltet, auf welche Weise . . ."

„Wollt Ihr schweigen? Wollt Ihr schweigen? Giebt man einem unglücklichen Manne einen solchen Rat? Wenn mir eine Büchsenkugel in den Rücken geschossen würde, Gott steh' mir bei! der Erzbischof könnte sie schwerlich herausziehen."

„Nun, man wirft nicht mit Büchsenkugeln um sich, wie mit Zuckerbrot. Es wäre schlimm, wenn diese Hunde jedesmal beißen würden, so oft sie bellen! Und ich hab' mein Lebtag gesehen, daß man vor einem, der die Zähne weisen kann, gehörigen Respekt hat; und gerade weil Ihr, hochwürdiger Herr, niemals Euere Meinung sagen wollt, ist es dahin mit uns gekommen, daß jedermann sich herausnimmt . . ."

„Wollt Ihr schweigen?"

„Ich schweige, aber es bleibt doch wahr, daß die Leute es merken, wenn einer immer bei jeder Gelegenheit bereit ist, die Segel zu streichen . . ."

„Wollt Ihr schweigen? Ist es jetzt Zeit, solch dummes Zeug zu schwatzen?"

„Nun, es ist genug! Denkt heute abend darüber nach; inzwischen aber schadet Euch nicht selbst, hochwürdiger Herr, und ruiniert Euere Gesundheit nicht; esset doch einen Bissen."

„Ich werde darüber nachdenken," antwortete er brummend, „gewiß, ich werde darüber nachdenken, ich muß darüber nachdenken." Er stand auf, indem er fortfuhr: „Ich mag nicht essen, nein, ich will etwas anderes thun; ich weiß es ja, daß es meine Sache ist, darüber nachzudenken. Aber, daß das gerade mir passieren mußte!"

„So trinket doch das Tröpfen noch!" sagte Perpetua

einschenkend. „Ihr wißt ja, daß das Euch immer den Magen einrichtet."

„Ach, dazu gehört etwas anderes, dazu gehört etwas anderes!"

Indem er dies sagte und immer fortbrummte: „Keine Kleinigkeit das! Einem Ehrenmann wie mir! Wie wird es morgen gehen?" und unter ähnlichen Lamentationen schickte er sich an, in sein Schlafzimmer zu gehen. Als er an der Schwelle angekommen war, wandte er sich gegen Perpetua um, legte den Finger auf den Mund, sprach in langsamem, feierlichem Tone: „Um Gottes willen!" und verschwand.

Zweites Kapitel.

Man erzählt, daß der Prinz von Condé in der Nacht vor dem Tage von Rocroi fest geschlafen habe; aber erstens war er sehr müde, zweitens hatte er schon alle nötigen Anordnungen getroffen und festgesetzt, was am Morgen geschehen sollte. Don Abbondio hingegen wußte noch nichts, als daß morgen der Schlachttag sein sollte, und deshalb brachte er den größten Teil der Nacht in angstvollen Beratschlagungen zu. Die nichtswürdige Ankündigung und die damit verknüpften Drohungen nicht beachten und die Trauung vollziehen, das war ein Ausweg, den er nicht einmal in Überlegung nehmen wollte. Den Vorfall Renzo im Vertrauen mitteilen und mit ihm irgend ein Auskunftsmittel verabreden . . . Ih Gott bewahre! „Laßt Euch kein Wort entschlüpfen . . . sonst . . ." hatte ja einer der Bravi gesagt; und wenn dem Don Abbondio dieses „Sonst" einfiel, so reute es ihn sogar, mit Perpetua darüber gesprochen zu haben, geschweige, daß er auch nur

daran gedacht hätte, dem Befehle zuwider zu handeln. Fliehen? Wohin? Und dann, welche unangenehmen Verwicklungen konnten sich ergeben, welche Verantwortung war damit verknüpft? Bei jeder Alternative, die er verwarf, wälzte sich der arme Mann auf seinem Bette. Das, was er auf jeden Fall für das Beste oder für das weniger Schlimme hielt, war, Zeit zu gewinnen dadurch, daß er die Trauung auf die lange Bank schob. Er erinnerte sich gerade noch, daß nach wenigen Tagen die geschlossene Zeit eintrete; — und wenn ich den jungen Menschen die wenigen Tage noch hinhalten kann, dann habe ich zwei Monate lang Ruhe, und in zwei Monaten kann viel geschehen. Er besann sich auf Ausflüchte, und obwohl sie ihm ziemlich gehaltlos vorkamen, so beruhigte er sich doch mit dem Gedanken, daß sein Ansehen sie vollwichtig mache, und seine alte Erfahrung ihm über einen unwissenden jungen Mann ein großes Übergewicht geben würde. — Wir wollen sehen — sagte er bei sich — er denkt an seine Liebste, ich an meine Haut; ich bin also bei der Sache am meisten beteiligt, abgesehen davon, daß ich auch der Klügste bin. Lieber Sohn, wenn du dabei Herzweh bekömmst, so ist mir das sehr leid, aber ich will darum nicht den kürzeren ziehen! —

Nachdem er so halb und halb zu einem Entschlusse gekommen, konnte er endlich die Augen schließen. Aber welcher Schlaf! Welche Träume! Bravi, Don Rodrigo, Renzo, Fußpfade, Felsen, Flucht, Verfolgung, Geschrei, Flintenkugeln, — alles wild durcheinander.

Das erste Erwachen vor einem unglücklichen oder unangenehmen Ereignisse ist ein sehr bitterer Augenblick. Die Seele, die sich eben erst wieder ihrer bewußt geworden, kehrt zu der gewohnten Vorstellung des früheren ruhigen Lebens zurück. Allein der Gedanke an den gegenwärtigen Stand der Dinge tritt plötzlich auf unsanfte

Weise an sie heran; und die augenblicklich angestellte Vergleichung macht den Verdruß darüber um so lebhafter. Nachdem er diesen Augenblick schmerzlich empfunden, wiederholte sich Don Abbondio schnell die in dieser Nacht gefaßten Entschlüsse, bestärkte sich darin, ordnete sie zweckmäßiger, stand dann auf und erwartete Renzo mit Furcht und zugleich mit Ungeduld.

Lorenzo, oder, wie ihn alle nannten, Renzo ließ nicht lange auf sich warten. Kaum schien es ihm an der Zeit, ohne Unbescheidenheit vor dem Pfarrer erscheinen zu können, so ging er hin mit der freudigen Aufregung eines Mannes von zwanzig Jahren, der an diesem Tage seine Geliebte heiraten soll. Er war seit seinem Knabenalter elternlos gewesen und trieb das Gewerbe eines Seidenspinners, das in seiner Familie sozusagen erblich war, ein Gewerbe, das in früherer Zeit sehr einträglich gewesen, damals aber schon in Verfall geriet, jedoch nicht in dem Grade, daß ein geschickter Arbeiter nicht seinen anständigen Lebensunterhalt hätte verdienen können. Die Arbeit nahm von Tag zu Tag ab; die fortdauernde Auswanderung der durch Versprechungen, Privilegien und hohen Lohn nach den benachbarten Ländern gelockten Arbeiter bewirkte aber, daß sie denen noch nicht mangelte, welche im Lande blieben. Außerdem aber besaß Renzo noch ein Gütchen, das er bearbeiten ließ und selbst bearbeitete, wenn die Spinnerei stillstand, so daß man ihn für seinen Stand wohlhabend nennen konnte. Und obgleich jener Jahrgang viel magerer ausfiel als die früheren, und man schon anfing, eine Teuerung zu befürchten, so war doch der junge Mann, der, seit er seine Augen auf Lucia geworfen, ein guter Wirtschafter geworden, mit allem wohl versehen und durfte wegen des lieben Brotes ganz unbesorgt sein. Er erschien in seinem besten Staate vor Don Abbondio, mit vielfarbigen Federn auf dem Hute, den Dolch mit dem

schönen Griff in der Hosentasche, und mit einem festlichen, beinahe trotzigen Wesen, welches damals auch den ruhigsten Leuten eigen war. Die unsichere, geheimnisvolle Aufnahme Don Abbondios bildete zu der jugendlichen und entschlossenen Haltung des jungen Mannes einen eigentümlichen Gegensatz.

— Es geht ihm etwas quer im Kopf herum — dachte Renzo bei sich und sagte dann: „Ich komme, Herr Pfarrer, um anzufragen, zu welcher Stunde wir uns in der Kirche einfinden sollen?"

„Von welchem Tage sprichst Du?"

„Wie, von welchem Tage? Erinnert Ihr Euch nicht, daß die Feier auf heute festgesetzt ist?"

„Auf heute?" versetzte Don Abbondio, als ob er das erste Mal davon sprechen hörte. „Heute? heute? Habe Geduld, aber heute kann es nicht sein."

„Heute könnt Ihr nicht, Herr Pfarrer? Was ist denn geschehen?"

„Erstens befinde ich mich heute nicht wohl, wie Du siehst."

„Das thut mir leid; aber was Ihr dabei zu thun habt, erfordert so wenig Zeit und Mühe . . ."

„Und zweitens . . . und zweitens . . ."

„Und was denn zweitens?"

„Zweitens ist es ein verwirrter Handel."

„Verwirrter Handel? Was denn für ein verwirrter Handel?"

„Du müßtest Dich in meiner Lage befinden, um zu begreifen, welch verdrießliche Geschichten aus derlei Dingen entstehen, welche Rücksichten man zu nehmen hat. Ich bin zu gutherzig; ich suche nur die Hindernisse zu beseitigen, alles zu erleichtern, um es den Leuten recht zu machen, und versäume darüber meine Pflicht; darüber bekomme ich Vorwürfe und Schlimmeres."

„Aber um Gottes willen, spannt mich nicht so auf

die Folter, hochwürdiger Herr, und saget mir klar und deutlich, was es ist!"

„Weißt Du, welche endlosen Formalitäten erfordert werden, um eine Ehe nach den Gesetzen zu schließen?"

„Ich muß wohl etwas davon wissen," sagte Renzo, welcher bereits anfing, sich zu erhitzen, „weil ich mir die letzten Tage her den Kopf gewaltig darüber zerbrochen habe. Aber ist denn jetzt nicht alles beendigt? Ist nicht alles geschehen, was geschehen sollte?"

„Alles, alles, so scheint es Dir; darum habe Geduld, ich bin der Pinsel, der seine Pflicht versäumt hat, um die Leute nicht herumzuziehen. Aber nun . . . Es ist genug, ich weiß, was ich sage. Wir armen Pfarrer sind zwischen Ambos und Hammer. Du Ungeduldiger, es thut mir leid um Dich, armer Bursche! Und die Vorgesetzten . . . genug, man kann nicht alles sagen. Und ich komme am übelsten dabei weg."

„Aber erklärt mir doch einmal, hochwürdiger Herr, welche andere Formalität noch zu erfüllen ist, wie Ihr sagt, und es soll sogleich geschehen."

„Weißt Du, wie viele trennende Ehehindernisse es giebt?"

„Was soll ich von Hindernissen wissen?"

„Error, conditio, votum, cognatio, crimen, cultus disparitas, vis, ordo, ligamen, honestas, si sis affinis . . ." fing Don Abbondio an, indem er an den Fingerspitzen zählte.

„Ihr habt mich zum besten, Herr Pfarrer," unterbrach ihn der Jüngling, „ich weiß nichts von Eueren lateinischen Brocken!"

„Wenn Du es nicht weißt, so habe Geduld, und überlaß es dem, der's versteht."

„Nun wohlan . . ."

„Lieber Renzo, werde nicht böse; denn ich bin bereit,

alles zu thun . . ., was von mir abhängt. Ich möchte Dich gerne zufrieden sehen, ich bin Dir gut. Ach! . . . wenn ich bedenke, daß Dir so wohl war, was ging Dir ab? Da kam Dich auf einmal die Grille an, zu heiraten . . ."

„Was sind das für Reden, Herr Pfarrer?" platzte Renzo mit halb erstaunter, halb erzürnter Miene heraus.

„Ich sage Dir, habe doch Geduld! Mir liegt daran, Dich zufrieden zu stellen."

„In Summa . . ."

„In Summa, mein Sohn, ich bin nicht schuld daran, ich habe das Gesetz nicht gemacht. Bevor wir eine Ehe schließen, sind wir strengstens verpflichtet, viele, viele Nachforschungen anzustellen, um uns zu versichern, daß keine Hindernisse vorhanden sind."

„Aber sagt mir doch, welches Hindernis dazwischen gekommen ist?"

„Habe Geduld, das sind Dinge, die man nicht stehenden Fußes auseinander setzen kann. Ich hoffe, es wird nichts hindern. Aber dennoch müssen diese Nachforschungen erfolgen. Der Text ist klar und einleuchtend: antequam matrimonium denunciet . . ."

„Ich habe es Euch schon gesagt, daß ich des Lateinischen unvermögend bin."

„Aber ich muß Dir doch erklären . . ."

„Habt Ihr denn diese Nachforschungen noch nicht angestellt?"

„Ich habe nicht alle angestellt, wie ich gesollt hätte, ich sag's Dir ja."

„Warum habt Ihr sie aber nicht bei Zeiten angestellt? Warum mir sagen, alles sei in Ordnung? Warum warten bis . . ."

„Sieh', Du machst mir meine übergroße Güte zum Vorwurf. Ich that alles das, um die Sache desto schneller

abzumachen: aber . . . aber nun sind mir Zweifel gekommen, Zweifel . . . doch genug, ich weiß es schon."

„Aber was verlangt Ihr, daß ich jetzt thue?"

„Daß Du einige Tage Geduld habest. Lieber Sohn, einige Tage sind ja keine Ewigkeit; habe Geduld!"

„Wie lange?"

„Nun wir sind auf guten Wegen," dachte Don Abbondio bei sich, und sagte freundlicher als je: „Nun, in vierzehn Tagen will ich suchen . . . will versuchen . . ."

„In vierzehn Tagen? Das ist mir eine schöne Neuigkeit! Alles ist geschehen, was Ihr verlangt habt, der Tag zur Hochzeit ist festgesetzt, der Tag kommt, und nun sagt Ihr mir, ich solle vierzehn Tage warten? Vierzehn Tage . . .," fuhr er dann lauter und zorniger fort, streckte den Arm aus und fuhr mit der Faust in der Luft hin und her; und wer weiß, wie weit er in seiner Aufregung noch gegangen wäre, wenn ihn nicht Don Abbondio unterbrochen und mit schüchterner Freundlichkeit seine Hand ergriffen hätte: „Nicht doch! Ereifere Dich nicht, um Gottes willen! Ich will sehen, ich will suchen, die Sache in acht Tagen . . ."

„Und was soll ich Lucien sagen?"

„Daß ich einen Schnitzer gemacht habe."

„Aber das Geschwätz der Leute?"

„Sage nur allen, daß ich aus übergroßem Diensteifer und aus Herzensgüte ein Versehen begangen habe. Schiebe nur alle Schuld auf mich. Kann ich's besser machen? Nun denn, in acht Tagen."

„Wird es dann nicht wieder neue Hindernisse geben?"

„Wenn ich Dir sage . . ."

„Gut denn! Ich will mich eine Woche gedulden; aber merkt's Euch, Herr Pfarrer, nach Ablauf derselben werde ich mich nicht mehr mit leeren Worten abspeisen lassen! Inzwischen empfehle ich mich."

Nachdem er dies gesagt hatte, machte er dem Don Abbondio ein weniger tiefes Kompliment als gewöhnlich, warf ihm noch einen mehr bedeutungsvollen als ehrerbietigen Blick zu und entfernte sich.

Indem er zum ersten Mal ganz verstimmt dem Hause seiner Verlobten zuging, kam er, mitten in seinem Grolle auf die eben stattgehabte Unterredung zurück, welche ihm mehr und mehr auffallend vorkam. Der kalte verlegene Empfang Don Abbondios, seine schwerfällige und dabei doch ungeduldige Sprache, die zwei grauen Augen, welche während des Sprechens unstät umherirrten, als wenn sie fürchteten, mit den Worten, welche aus seinem Munde hervorgingen, zusammenzutreffen, jenes Sichanstellen, als sei ihm die so ausdrücklich verabredete Heirat etwas Neues, und vor allem jene Andeutungen über irgend etwas, worüber er sich so unklar aussprach: alle diese Umstände zusammengenommen, hatten Renzo zu glauben veranlaßt, es stecke ein ganz anderes Geheimnis dahinter, als Don Abbondio glauben machen wolle. Einen Augenblick war der junge Mensch zweifelhaft, ob er nicht zurückkehren, ihn drängen und nötigen solle, deutlicher zu sprechen; als er aber die Augen aufschlug, sah er Perpetua vor sich hergehen und in ein Gärtchen eintreten, welches wenige Schritte vom Hause entfernt war. Er rief ihr zu, während sie das Gartenthürchen aufschloß, ging schneller, holte sie ein und hielt sie auf der Schwelle zurück. Dann knüpfte er ein Gespräch mit ihr an, in der Absicht, etwas Bestimmteres aus ihr herauszulocken.

„Guten Morgen, Perpetua, ich hoffte, daß wir heute mit einander lustig sein würden.“

„Wie Gott will, mein armer Renzo!“

„Thut mir doch einen Gefallen: der gute Herr Pfarrer hat mir gewisse Gründe vorgemacht, die ich nicht recht kapieren konnte; erklärt mir doch deutlicher,

warum er uns denn heute nicht trauen kann oder will."

„Wie? Meint Ihr denn, daß ich die Geheimnisse meines Herrn weiß?"

„Ich hab's gleich gesagt, daß ein Geheimnis dahinter stecke," dachte Renzo; und um es heraus zu bekommen, fuhr er fort: „Perpetua, wir sind doch immer gute Freunde gewesen; saget mir doch, was Ihr davon wisset; helft einem armen Burschen."

„Es ist schlimm, arm geboren zu werden, mein lieber Renzo!"

„Das ist wahr," versetzte dieser, indem er sich in seinem Verdachte immer mehr bestärkte; er versuchte der Frage näher zu kommen, und fuhr fort: „Wahr ist es, aber geziemt es sich für die Priester, hart mit armen Leuten umzugehen?"

„Höret, Renzo, ich kann nichts sagen, weil . . . weil ich nichts weiß. Aber das kann ich Euch beteuern, daß mein Herr niemandem unrecht thun will, weder Euch, noch sonst jemand, und er hat keine Schuld daran."

„Wer ist denn sonst schuld?" fragte Renzo, anscheinend ganz unbefangen, aber mit erwartungsvollem Herzen und gespitzten Ohren.

„Ich sage Euch ja, ich weiß nichts . . . zur Verteidigung meines Herrn aber darf ich reden. Denn es thut mir wehe, wenn ich hören muß, daß man ihm zur Last legen will, er thue jemandem unrecht. Der arme Mann! Wenn er fehlt, so geschieht es aus übergroßer Güte. Aber es giebt auf dieser Welt Schurken, Gewaltthätige, Leute ohne Gottesfurcht . . ."

„Gewaltthätige, Schurken!" — dachte Renzo — „das sind doch nicht die Vorgesetzten. Nun," sagte er dann, indem er seine wachsende Aufregung zu verbergen suchte, „nun, so sagt mir doch, wer es ist."

„Aha, Ihr wollt mich zum Sprechen bringen, und ich kann nicht sprechen, weil ich . . . nichts weiß, und wenn ich nichts weiß, ist es gerade so, als ob ich geschworen hätte, zu schweigen. Ihr könntet mich auf die Folter spannen und würdet doch nichts aus mir herausbringen. Lebt wohl, wir verlieren beide unsere Zeit." Bei diesen Worten trat sie in den Garten und schloß die Thür hinter sich ab. Renzo grüßte gleichfalls und kehrte ganz leise um, damit sie den von ihm eingeschlagenen Weg nicht wahrnehme. Als sie ihn nicht mehr hören konnte, verlängerte er seinen Schritt und stand in einem Augenblicke vor der Thür des Pfarrhauses. Er trat ein und ging stracks auf den Saal zu, wo er Don Abbondio verlassen hatte; er traf ihn und trat mit kecker Haltung und funkelnden Augen auf ihn zu.

„Nun, was giebt es denn schon wieder Neues?" sagte Don Abbondio.

„Wer ist der Gewaltthätige," sagte Renzo mit der Stimme eines Mannes, der entschlossen ist, eine bestimmte Antwort zu erhalten, „wer ist der Gewaltthätige, der nicht will, daß ich Lucia heirate?"

„Wa . . . was . . . was?" stammelte der arme Ertappte, dessen Gesicht plötzlich so weiß wurde wie ein Stück Leinwand, das frisch aus der Wäsche kommt. Und brummend sprang er vom Sessel auf und stürzte auf die Thüre zu. Allein Renzo, der auf eine solche Bewegung gefaßt sein mochte und auf seiner Hut war, kam ihm zuvor, drehte den Schlüssel und steckte ihn in die Tasche.

„Nun, Herr Pfarrer, werdet Ihr wohl sprechen? Alle wissen, wie es um meine Sache steht, nur ich weiß es nicht. Aber bei Gott, ich will es auch wissen! Wie heißt der Unverschämte?"

„Renzo! Renzo! Um Gottes willen, bedenke doch, was Du thust, denke an Deine Seele!"

„Ich denke, ich soll es bald erfahren, im Augenblick," und indem er dies sagte, legte er, vielleicht ohne es zu wissen, die Hand an den Griff seines Messers, der aus der Tasche hervorstand.

„Barmherzigkeit!" rief Don Abbondio mit schwacher Stimme aus.

„Ich will es wissen!"

„Wer hat Dir gesagt . . .?"

„Nein, nein, kein unnützes Geschwätz! Sprecht deutlich und schnell!"

„Willst Du mich umbringen?"

„Ich will das wissen, wozu ich ein Recht habe."

„Aber wenn ich rede, so bin ich des Todes. Soll mir denn mein Leben für nichts gelten?"

„So sprecht auf der Stelle!"

Dieses „auf der Stelle" wurde mit solcher Energie ausgesprochen, Renzos Miene wurde so drohend, daß Don Abbondio nicht daran denken konnte, ihm auszuweichen.

„Versprich mir, schwöre mir," sagte er, „mit niemanden darüber zu sprechen, niemals zu sagen . . ."

„Ich verspreche Euch, daß ich ein Unglück anrichte, wenn Ihr mir nicht sogleich den Namen nennet."

Bei dieser neuen Beteuerung sagte Don Abbondio mit dem Blicke eines Menschen, der die Zange des Zahnarztes im Munde hat: „Don . . ."

„Don," wiederholte Renzo, um dem Patienten zu helfen, auch das übrige von sich zu geben, und stand gebückt da, das Ohr an seinem Mund, die Arme straff angespannt, die Fäuste fest geballt.

„Don Rodrigo!" sprach schnell der Genötigte, indem er diese wenigen Silben hervorstotterte und über die Konsonanten leise hinglitt. Es geschah dies teils in der Bestürzung, teils weil er das Wort im nämlichen

Augenblicke unterschlagen und vernichten zu wollen schien, in welchem er es auszusprechen gezwungen war, indem er so zwischen seiner doppelten Furcht ein Auskommen zu finden meinte.

„O, der Hund!“ heulte Renzo. „Und was hat er gethan? Was hat er gesagt, um . . .?“

„Ei, wie nun?“ fragte mit beinahe zorniger Stimme Don Abbondio, welcher nach einem so großen Opfer in gewisser Hinsicht etwas vorauszuhaben meinte. „Wie nun? Ich wollte, es wäre Dir widerfahren, was mir, der ich für nichts in die Sache hineinkomme; dann wären Dir gewißlich nicht so viele Grillen im Kopfe geblieben.“ Nun fing er an, den grausigen Vorfall mit den schrecklichsten Farben zu schildern, und da er während der Rede den heftigen Ärger gewahr wurde, den er im Leibe hatte, und der bis dahin von der Furcht verschlungen war, zu gleicher Zeit aber auch bemerkte, daß Renzo zwischen Wut und Verwirrung mit gesenktem Haupte dastehe, fuhr er lustig fort: „Du hast eine schöne That ausgeübt! Du hast mir einen schönen Dienst erwiesen! Einen solchen Streich einem Ehrenmanne, Deinem Pfarrer! In seinem Hause! An einem geweihten Orte! Das war eine schöne Heldenthat! Mir mein Unglück, Dein Unglück abzudringen; mir abzudringen, was ich aus Klugheit zu Deinem Besten Dir verschwieg! Und nun, da Du es weißt? Ich möchte doch sehen, was Du mir . . .! Aber um des Himmels willen; es ist kein Spaß! Es handelt sich nicht um Recht oder Unrecht; es handelt sich um Gewalt. Und als ich Dir diesen Morgen einen guten Rat gab . . . hu! da gerietest Du gleich in Wut. Ich hatte Verstand für uns beide; aber so geht es, wenn man . . . Nun aber öffne mir und gieb mir meinen Schlüssel!“

„Ich mag gefehlt haben,“ antwortete Renzo mit

sanfterer Stimme, in der jedoch die Wut gegen den entdeckten Feind nicht zu verkennen war, „ich mag gefehlt haben, aber legt die Hand aufs Herz und denkt Euch in meine Lage . . .“

Während er so sprach, hatte er den Schlüssel aus der Tasche genommen, und wollte aufschließen. Don Abbondio ging hinter ihm, und als jener den Schlüssel im Schlosse herumdrehte, näherte er sich ihm, hielt ihm mit ernster, ängstlicher Miene die drei ersten Finger der rechten Hand vor und sagte: „Schwöre mir wenigstens . . .“

„Ich mag gefehlt haben; verzeiht mir, hochwürdiger Herr,“ entgegnete Renzo, indem er öffnete und hinausgehen wollte.

„Schwöre mir! . . .“ fuhr Don Abbondio fort, indem er mit zitternder Hand seinen Arm ergriff.

„Ich mag gefehlt haben,“ wiederholte Renzo, machte sich von ihm los, entfernte sich voll Wut, und schnitt so die Frage ab, welche, gleich einer litterarischen oder philosophischen Fehde Jahrhunderte hätte schweben können, da jede Partei nichts anderes that, als daß sie ihre Rede wiederholte.

„Perpetua! Perpetua!“ schrie Don Abbondio, nachdem er den Flüchtling vergebens zurückgerufen hatte. Perpetua antwortete nicht; Don Abbondio wußte nicht, wo ihm der Kopf stand.

Bedeutendere Leute als Don Abbondio haben sich schon mehr als einmal in so verdrießlichen Händeln, in so verzweifelten Umständen befunden, und es dann für das beste Auskunftsmittel gehalten, sich als fieberkrank ins Bett zu legen. Diesen Ausweg brauchte er nicht erst zu suchen; er bot sich ihm vor selbst dar. Die Aufregung vom vorigen Tag, die in tausend Ängsten durchwachte Nacht, die eben überstandene Angst, die Sorge wegen der Zukunft, alles das that seine Wirkung. Bekümmert und

betäubt ruhte er in seinem Lehnsessel aus, fühlte Fieberfrost in seinen Gebeinen, betrachtete seufzend seine Nägel und rief von Zeit zu Zeit mit zitternder, ärgerlicher Stimme: „Perpetua!“ Endlich kam sie, mit einem großen Kohlkopf unter dem Arm, und mit ganz unbefangener Miene, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Ich verschone den Leser mit den Wehklagen, Beileidsbezeigungen, Beschuldigungen, Verteidigungen, den „Ihr allein könnt geplaudert haben“, und den „Ich habe nichts gesagt“, kurz, mit dem ganzen Durcheinander dieser Unterredung. Es genüge zu sagen, daß Don Abbondio Perpetua befahl, die Riegel der Hausthüre vorzuschieben, unter keinem Vorwande mehr zu öffnen, und wenn jemand anklopfe, vom Fenster aus zu antworten, daß der Herr Pfarrer das Fieber habe, und zu Bette gegangen. Er stieg dann langsam die Treppe hinauf, sagte bei jeder dritten Stufe „ich bin angeführt“, und legte sich dann wirklich zu Bette, wo wir ihn für jetzt auch lassen wollen.

Renzo ging inzwischen mit wütendem Schritte nach Hause, ohne zu wissen, was er thun solle, aber mit dem tollen Vorsatz, etwas Außerordentliches, Entsetzliches zu unternehmen.

Der übermütige Beleidiger, und alle jene, welche anderen in irgend einer Weise Unrecht zufügen, sind nicht an ihrem eigenen Vergehen, sondern auch an der Verkehrtheit schuld, in welche sie die Gemüter der Verletzten stürzen. Renzo war ein friedfertiger, durchaus nicht rachsüchtiger junger Mensch, voll Aufrichtigkeit und ein Feind jeder Hinterlist, aber in diesem Augenblicke dürstete sein Herz nur nach Blut, seine Seele sann nur auf Rache. Er hätte sofort in Rodrigos Haus rennen mögen, um ihn an der Gurgel zu fassen und . . . aber er wußte, daß es wie eine Festung, von innen mit Bravi vollgepfropft, von außen wohl bewacht sei; daß nur Freunde und bekannte

Gesellen freien Zutritt hatten, ohne von Kopf bis zu Fuß genau durchsucht zu werden; daß ein unbekannter Handwerker ohne strenges Verhör nicht hineinkäme, und daß man ihn, ihn vor allen . . . dort leider nur allzugut kennen würde. Es war ihm, als ergreife er seine Büchse, kauere sich hinter eine Hecke nieder, um abzuwarten, ob sein Feind nicht etwa allein vorübergehe, und nachdem er sich mit wilder Freude in dieses Bild vertieft hatte, meinte er Fußtritte, jene Fußtritte zu hören; er hob ruhig seinen Kopf, erkannte den Gottlosen, machte die Büchse zurecht, zielte, feuerte ab, sah ihn fallen, sterben, schleuderte ihm noch einen Fluch zu, und floh über die Grenze, um sich in Sicherheit zu bringen. — Und Lucia? —

Kaum war dieser Name aus den wirren Phantasiebildern aufgetaucht, als die guten Gedanken, womit Renzos Seele stets erfüllt war, wieder die Oberhand gewannen. Er erinnerte sich der letzten Ermahnungen seiner Eltern, er dachte an Gott, an die heilige Jungfrau, und die Heiligen, an den Trost, den er immer darüber empfunden hatte, keiner Schuld sich bewußt zu sein, er dachte an seinen früheren Abscheu gegen den Mord und verscheuchte den blutigen Traum mit Schrecken, Gewissensbissen, und einer gewissen Freude, daß es nichts als Einbildung gewesen sei. Aber der Gedanke an Lucia, wie viele andere hatte er im Gefolge? So viele Hoffnungen, so viele Versprechungen, eine so liebliche Zukunft, der er mit Zuversicht entgegengegangen, und nun dieser Unglückstag! Wie, mit welchen Worten sollte er ihr eine solche Nachricht beibringen? Was sollte er ferner thun? Wie sollte sie die Seinige werden, der Gewaltthätigkeit dieses ungerechten Wüterichs zum Trotze? Bei alledem durchkreuzte zwar kein bestimmter Verdacht, aber doch ein qualvoller Zweifel seine Seele. Dieser Gewaltakt Don Rodrigos konnte nur in einer scheußlichen Leidenschaft für Lucia seine Ursache

haben. Dem Gedanken, daß sie selbst auch nur die mindeste Gelegenheit, nur die leiseste Anregung hierzu habe geben können, konnte Renzo keinen Augenblick Raum geben. Allein wußte sie es? Konnte bei diesem die schändliche Leidenschaft aufkeimen, ohne daß sie es gewahr geworden wäre? Sollte er die Sache so weit getrieben haben, ehe er in irgend einer Weise sie ausgeforscht? Und Lucia hatte ihm nie ein Wort davon gesagt! Ihm, ihrem Verlobten! Von diesem Gedanken beherrscht, ging er an seinem Hause, welches mitten im Dorfe lag, vorüber und durch dieses hindurch nach Lucias Wohnung am äußersten Ende. Dieses Häuschen hatte vorne einen kleinen Hof, der es von der Straße abtrennte und mit einem Mäuerchen umgeben war. Als Renzo in den Hof trat, hörte er plötzlich ein verworrenes, anhaltendes Getöse von Stimmen, welche aus einem Zimmer des oberen Stockwerks zu kommen schienen. Er dachte, es seien die Freundinnen und Verwandten, welche gekommen, um Lucia zu beglückwünschen, und wollte sich mit der Botschaft, die ihm im Gesichte geschrieben stand, vor diesem Markte nicht sehen lassen. Ein Kind, das im Hofe stand, lief ihm mit dem Rufe entgegen: „Der Bräutigam! Der Bräutigam!"

„Stille, Bettina, stille!" rief Renzo. „Komm her; gehe doch zu Lucia hinauf, nimm sie beiseite und sage ihr ins Ohr . . . aber daß es niemand hört, und niemand merkt . . . sag' ihr, ich müsse mit ihr reden und erwarte sie im unteren Zimmer, aber sie soll schnell kommen." Das Kind stieg eilends die Treppe hinauf, voll Freude und Stolz, daß es etwas Geheimes auszurichten habe.

In diesem Augenblicke trat Lucia, von den Händen ihrer Mutter zierlich geschmückt, ein. Die Freundinnen rissen sich um die Braut und wollten sie zwingen, sich sehen zu lassen; sie aber erwehrte sich ihrer mit der etwas

gezierten Bescheidenheit, die Bäuerinnen eigen ist, indem sie die Hände vors Gesicht hielt, dieses gegen die Brust hinabneigte und die langen schwarzen Augenbrauen zusammenzog, während aber doch der Mund zum Lächeln sich verzog.

Das schwarze, üppige Haar, auf der Stirne gescheitelt, wand sich um den Kopf in künstlich geflochtenen Ringen, welche von silbernen Nadeln zusammengehalten waren, die nach Art der Strahlen eines Heiligenscheines sich ringsherum verteilten, wie dies noch heute bei den Mailänder Landleuten üblich ist. Um den Hals hatte sie einen Schmuck von Granaten, die mit goldenen Knöpfen in Filigranarbeit abwechselten. Sie trug ein schönes Mieder von geblumten Brokat mit besonderen Ärmeln, die mit schönen Seidenbändern befestigt waren, einen kurzen, floretseidenen, vielgefälteten Rock, hochrote Strümpfe und gestickte seidene Pantoffeln. Außer diesem besonderen Hochzeitsschmucke hatte Lucia noch den täglichen Schmuck ihrer bescheidenen Schönheit, welche durch die verschiedenen Gemütsbewegungen noch mehr hervorgehoben wurde, die sich in ihrem Gesichte abspiegelten: eine von leichter Unruhe gemäßigte Freude und jene sanfte Betrübnis, die sich zuweilen auf dem Gesichte der Bräute ausprägt und, ohne der Schönheit Eintrag zu thun, ihr ein eigentümliches Gepräge verleiht. Die kleine Bettina eilte nach der Plauderstube, näherte sich Lucia, gab ihr zu verstehen, daß sie ihr etwas mitzuteilen habe, und sagte es ihr leise ins Ohr.

„Ich gehe einen Augenblick, komme aber gleich wieder,“ sagte Lucia zu den Frauen und ging hinab. Als sie die Veränderung in Renzos Gesicht, und seine unruhige Haltung wahrnahm, sagte sie, nicht ohne ein Gefühl banger Ahnung: „Was giebt es?“

„Lucia, für heute ist's nichts! Gott weiß, wann wir überhaupt Mann und Weib werden können.“

„Was?“ fragte Lucia ganz außer Fassung. Renzo erzählte ihr kurz, was vorgefallen. Sie hörte ihm ängstlich zu, und als sie den Namen Don Rodrigos vernahm, rief sie errötend und zitternd aus: „Ach, so weit mußte es kommen.“

„Du wußtest also . . .?“ sagte Renzo.

„Nur zu viel!“ versetzte Lucia. „Aber daß es so weit kommen würde . . .!“

„Was wußtest Du?“

„Bring' mich jetzt nicht zum Reden und zum Weinen! Ich will meine Mutter rufen und die Frauen fortschicken, wir müssen allein sein.“ Als sie ging, murmelte Renzo: „Und Du hast mir nie etwas gesagt!“

„Ach, Renzo!“ antwortete Lucia, indem sie sich umwandte, ohne stehen zu bleiben. Renzo empfand sofort, daß sein Name von Lucia in diesem Augenblicke in einem solchen Tone ausgesprochen, sagen sollte: „Kannst Du glauben, daß ich aus anderen als reinen und wohlgemeinten Beweggründen geschwiegen habe?“

Inzwischen war die gute Agnese, Lucias Mutter, die wegen des Geheimthuns und wegen Lucias Verschwinden neugierig geworden, gleichfalls aus dem Zimmer gegangen, um nachzusehen, was es Neues gebe. Die Tochter ließ sie mit Renzo allein, ging zu den versammelten Frauen, nahm, so viel möglich, eine unbefangene Miene an und sagte: „Der Herr Pfarrer ist krank geworden; heute kann also die Trauung nicht vor sich gehen.“ Nach diesen Worten grüßte sie eilig und ging wieder hinab.

Die Frauen gingen auseinander und erzählten den Zwischenfall weiter. Zwei oder drei verfügten sich sogar bis zur Thüre des Pfarrhauses, um sich zu überzeugen, ob der Herr Pfarrer wirklich krank sei.

„Ein Fieberchen!“ rief Perpetua vom Fenster herab;

und die traurige Kunde, die sogleich anderen mitgeteilt wurde, brachte die Vermutungen zum Schweigen, welche schon in manchen Köpfen spukten und in abgerissenen, geheimnisvollen Redensarten laut geworden waren.

Drittes Kapitel.

Lucia trat ins untere Zimmer, während Renzo Agnese den Vorfall in Angst berichtete und diese ihm in Angst zuhörte. Beide wandten sich an die, welche mehr wußte, als sie, und von welcher sie Aufklärungen erwarteten, die nur schmerzlich sein konnten. Beide ließen, mitten in ihrem Schmerze, trotz der verschiedenartigen Liebe, die sie für Lucia hegten, einen eben so verschiedenartigen Unwillen durchblicken, daß sie ihnen etwas, und zwar ein solches Etwas habe verschweigen können.

„Deiner Mutter nichts von einem solchen Vorfalle zu sagen!"

„Ach, ich will gleich alles sagen!" entgegnete Lucia, indem sie ihre Augen mit der Schürze abtrocknete.

„Sprich! sprich! —" schrieen wie mit einer Stimme Mutter und Bräutigam.

„Heilige Jungfrau!" rief Lucia. „Wer hätte glauben können, daß es so weit kommen würde?" Und nun erzählte sie mit von Weinen unterbrochener Stimme, daß sie vor einigen Tagen aus der Filanda zurückgekehrt und hinter ihren Gefährtinnen zurückgeblieben sei; wie dann Don Rodrigo in Begleitung eines anderen Herrn an sie herangetreten und sie mit frechen Reden zu unterhalten gesucht habe. Sie habe ihm jedoch kein Gehör gegeben, sei schneller gegangen und habe ihre Genossinnen wieder eingeholt; sie habe aber den anderen Herrn laut lachen

und Don Rodrigo sagen hören: „Wir wollen wetten!“ Tags darauf hätten sie sich wieder auf der Straße eingefunden; aber Lucia sei mit niedergeschlagenen Augen mitten unter ihren Gefährtinnen gelaufen; der andere Herr habe überlaut gelacht, und Don Rodrigo gesagt: „Wir werden ja sehen, wir werden ja sehen!“ „Dem Himmel sei Dank!“ fuhr Lucia fort, „es war der letzte Spinntag. Ich erzählte es gleich . . .“

„Wem hast Du es erzählt?“ fragte Agnese, nicht ohne einigen Unwillen auf den Namen des bevorzugten Vertrauten wartend.

„Dem Pater Christophoro in der Beichte, Mutter,“ versetzte Lucia mit sanft entschuldigender Betonung. „Ich erzählte ihm alles, als wir das letzte Mal miteinander in die Klosterkirche gingen; und Ihr werdet Euch erinnern, daß ich an jenem Morgen erst verschiedenes besorgte, um Zeit zu gewinnen, bis Leute kämen, die eben dahin gingen, um den Weg in ihrer Gesellschaft zurückzulegen. Denn seit jener Begegnung fürchtete ich die Landstraße . . .“

Als der verehrte Name des Pater Christophoro ausgesprochen wurde, milderte sich Agnesens Unwille. „Du hast wohl gethan, Kind!“ sagte sie. „Aber warum hast Du nicht auch alles Deiner Mutter erzählt?“

Lucia hatte dazu zwei gute Gründe gehabt: der eine war der, die gute Frau nicht zu betrüben und zu beängstigen, um einer Sache willen, in der sie doch nicht hätte helfen können; der andere, um nicht am Ende eine Geschichte unter die Leute kommen zu lassen, die sie in Stillschweigen zu begraben wünschte, um so mehr, als Lucia hoffte, daß ihre baldige Heirat diese abscheuliche Verfolgung abbrechen würde. Von diesen beiden Gründen sagte sie indes nur den ersteren.

„Und mit Dir,“ fuhr sie, sich an Renzo wendend, in einem Tone fort, der einem Freunde begreiflich machen

sollte, daß er Unrecht gehabt: „und mit Dir hätte ich hierüber sprechen sollen? Du weißt es jetzt leider nur zu gut.“

„Und was hat der Pater Dir gesagt?“ fragte Agnese. „Er sagte mir, wir sollten die Trauung möglichst beschleunigen, ich solle inzwischen hübsch zu Hause bleiben und fleißig beten. Er hoffe, daß jener Mann, wenn er mich nicht sehe, sich nicht ferner um mich kümmern würde. Damals zwang ich mich,“ fuhr sie fort, indem sie, ohne jedoch die Augen aufzuschlagen und über und über rot, sich von neuem an Renzo wandte, „damals war ich so unverschämt, Dich zu bitten, die Sache zu beschleunigen, daß die Hochzeit noch vor dem festgesetzten Tage stattfinden könne. Ich that es aber in guter Absicht, es war mir ja geraten worden, und ich hielt es für gewiß, daß . . . und noch diesen Morgen war ich weit entfernt . . .“ Hier unterbrach ein heftiger Thränenstrom ihre Rede.

„Ha, der Schurke! Der verdammte Mörder!“ schrie Renzo, indem er im Zimmer herumrannte und von Zeit zu Zeit nach seinem Dolche griff.

„Ach Gott, welch verwirrter Handel!“ rief Agnese aus. Der junge Mann aber blieb plötzlich vor Lucia stehen, welche weinte. Er betrachtete sie mit einer Miene voll Schwermut, Wut und Zärtlichkeit, und sagte: „Das soll der letzte Streich sein, den der Mörder verübt!“

„Ach nein, Renzo, um Gottes willen nicht!“ schrie Lucia. „Nein, nein; um Gottes willen nein! Der Herr steht auch den Armen bei; aber wie kannst Du verlangen, daß er uns helfe, wenn wir Böses thun?“

„Nein, nein, Renzo, um Gottes willen!“ wiederholte Agnese.

„Renzo,“ sagte Lucia voll der Hoffnung und fester Entschlossenheit, „Du kannst ein Gewerbe und ich kann

arbeiten, wir wollen weit von hier wegziehen, daß dieser Mensch nicht mehr von uns reden hört."

„Ach Lucia! Und dann? Wir sind noch nicht Mann und Weib. Wird uns der Pfarrer ein Zeugnis geben wollen, daß wir ledig sind? Ein Mann wie dieser da? Ja, wenn wir erst verheiratet wären, ja, dann . . .!"

Lucia fing wieder an zu weinen, und alle drei schwiegen in einer Niedergeschlagenheit, die gegen ihren festlichen Staat grell abstach.

„Hört Kinder, gebt acht," sagte Agnese nach einer Weile. „Ich bin eher auf die Welt gekommen, als ihr, und kenne die Welt ein bißchen. Ihr dürft nicht so fürchterliche Angst haben, der Teufel ist nicht so schwarz, wie man ihn malt. Uns armen Leuten scheint der Zwirn verwickelter, weil wir das Drum nicht finden können, aber der Rat, ein Wörtchen bisweilen von einem Manne, der studiert hat . . . ich weiß, was ich sagen will. Thue, was ich Dir sage, Renzo, suche den Doktor Rechtsverdreher auf und erzähle ihm . . . Aber nenne ihn um Gottes willen nicht so — es ist ein Spitzname. Du mußt sagen Herr Doktor . . . Wie heißt er doch? Na, na! ich weiß seinen Namen nicht! Alles heißt ihn so. Nun, es kommt auf eins heraus. Suche diesen Doktor auf, es ist ein langer, hagerer, kahlköpfiger Mann mit einer roten Nase, mit einer Himbeere auf der Wange."

„Ich kenne ihn vom Sehen," sagte Renzo.

„Gut dann," fuhr Agnese fort, „das ist ein Ausbund von einem Manne. Ich habe mehr als einen gekannt, der drinn steckte wie ein Hühnchen im Werg und nicht wußte, wo es den Kopf verstecken solle, und wenn er bei dem Doktor Rechtsverdreher (aber nenn' ihn ja nicht so) eine Stunde unter vier Augen zugebracht hatte, dann sah ich ihn nachher darüber lachen. Nimm die vier Kapaunen, denen ich für das Sonntagsmahl den Hals

umdrehen wollte, und bringe sie ihm. Denn man darf niemals mit leeren Händen zu solchen Herren gehen. Erzähle ihm den ganzen Vorfall, und Du wirst sehen, daß er Dir in einem Augenblicke Dinge sagt, die unsereinem in einem Jahre nicht eingefallen wären."

Renzo nahm den Rat mit Freuden an, Lucia billigte ihn, und Agnese, stolz auf ihren Einfall, nahm die armen Tierchen eines nach dem anderen aus der Hühnersteige heraus, faßte ihre acht Füße zusammen, als wenn sie einen Blumenstrauß wände, band sie mit einem Bindfaden zusammen und übergab sie Renzo. Nachdem dieser sodann aufmunternde Worte gegeben und empfangen hatte, ging er zum hinteren Gartenpförtchen hinaus, um nicht von den Gassenjungen gesehen zu werden, welche ihm sonst nachgelaufen wären und ihm „der Bräutigam! der Bräutigam!" nachgerufen hätten. Er ging quer durch die Felder, erreichte den Fußweg und wanderte tobend vorwärts, indem er über sein Mißgeschick nachdachte und sich überlegte, was er dem Doktor Rechtsverdreher sagen sollte.

Ich überlasse dem Leser, sich vorzustellen, wie auf der Reise den armen Tieren zu Mute sein mußte, die so zusammengekoppelt und den Kopf nach unten gekehrt von einem Manne in der Hand getragen wurden, der von so vielen Gemütsbewegungen bestürmt, die Gedanken, die sich wirr in seinem Kopfe kreuzten, mit entsprechenden Gebärden begleitete. Bald streckte er im Zorn seinen Arm aus, bald erhob er ihn verzweifelnd, bald fuhr er damit drohend in der Luft herum, und bei jeder dieser Bewegungen gab er ihnen harte Stöße und erschütterte die baumelnden Köpfe, welche sich gleichwohl abmühten, einander mit dem Schnabel zu picken, wie es unter Unglücksgefährten nur zu oft geschieht.

Als er beim Dorfe angekommen war, fragte er nach der Wohnung des Doktors. Beim Eintreten fühlte er

sich von jener Befangenheit ergriffen, welche arme, unstudierte Leute in Gegenwart eines Vornehmen oder Gelehrten empfinden, und vergaß die ganze Ansprache, die er sich ausgedacht hatte; aber er warf einen Blick auf die Kapaune und faßte wieder Mut. Nachdem er an die Küche gekommen, fragte er die Köchin, ob man den Doktor sprechen könne. Sie beäugelte die Tiere gleichfalls und an dergleichen Geschenke gewöhnt, griff sie darnach, obgleich Renzo die Hand zurückzog, weil er wollte, daß der Doktor wisse und sehe, daß er etwas mitgebracht habe. Dieser trat eben herein, als die Köchin sagte: „Gebt her und geht hinein!" Renzo machte eine tiefe Verbeugung, der Doktor nahm ihn freundlich auf. Mit den Worten: „Kommt, mein Sohn," ließ er ihn in die Schreibstube eintreten. Dies war ein Zimmer, an dessen drei Wänden die Bilder der zwölf Kaiser hingen; die vierte war von einem großen Fachgestell mit alten bestaubten Büchern bedeckt. In der Mitte stand ein großer Tisch, mit einem Wust von Auszügen, Bittschriften, Büchern, öffentlichen Bekanntmachungen. Rings herum standen drei oder vier Stühle, dazwischen ein riesiger Sessel mit einer hohen viereckigen Rücklehne, an den Ecken mit hölzernen Verzierungen versehen, die nach Art von Hörnern hervorstanden; er war mit Kuhleder überzogen, das mit metallenen Schildchen befestigt war; mehrere derselben waren im Laufe der Zeiten abgefallen, so daß das lose Leder an den Ecken des Überzuges sich da und dort aufrollte. Der Doktor war in seinen Schlafrock, das heißt in eine abgetragene Toga eingehüllt, die ihm viele Jahre vorher als Staatskleid gedient hatte, wenn er in irgend einer wichtigen Angelegenheit nach Mailand reiste, um dort zu plaidieren. Er drückte die Thüre zu und sprach dem jungen Manne Mut ein mit den Worten: „Erzählet mir nun Euer Anliegen, mein Sohn!"

„Ich möchte gerne ein paar Worte im Vertrauen mit Euch reden.“

„Sprecht nur zu, ich höre schon.“ Damit setzte er sich in den Lehnstuhl. Renzo stand aufrecht vor dem Tisch, die eine Hand in dem Hute, den er mit der anderen herumdrehte, und fing an: „Ich möchte von Euch wissen, was Ihr studiert habt . . .“

„Sagt mir den Fall, wie er liegt,“ unterbrach ihn der Doktor.

„Ihr müßt mir verzeihen; wir armen Landleute können nicht gut sprechen, ich möchte daher wissen . . .“

„Ihr guten Leute seid doch alle gleich; anstatt die Sache zu erzählen, wollt ihr immer nur fragen, weil ihr schon euere Pläne im Kopfe habt.“

„Verzeiht, Herr Doktor! Ich möchte wissen, ob es strafbar ist, einen Pfarrer zu bedrohen, weil er eine Trauung vornehmen will.“

„Ich begreife schon —“, sagte der Doktor bei sich, obgleich er in Wahrheit nichts begriffen hatte. — „Ich verstehe schon —“ und plötzlich wurde er ernst; sein Ernst war aber mit Mitleid und Hast vermischt; er kneifte die Lippen fest zusammen und ließ einen unartikulierten Laut vernehmen, der eine Empfindung andeutete, die schon deutlicher in seinen ersten Worten ausgedrückt war. „Ein ernster Fall, mein Sohn, ein bereits erwogener Fall. Ihr habt recht gethan, zu mir zu kommen. Es ist ein klarer Fall, in hundert Verordnungen vorgesehen, und . . . gerade in einer vom verflossenen Jahre von dem wirklichen Herrn Statthalter. Ich will sie Euch zeigen, handgreiflich machen.“

So sprechend sprang er vom Stuhle auf und steckte seine Hände in jenes Bücherchaos, indem er es durcheinander warf, als wenn er Korn in einen Scheffel schüttete.

„Wo mag sie wohl sein. Heraus damit! Es kommen einem so viele Sachen unter die Hände; aber hier muß sie sein, sicher hier, weil es eine wichtige Verordnung ist. Ah, hier ist sie!" Er nahm sie, schlug sie auf, sah aufs Datum, machte ein noch ernsthafteres Gesicht und rief: „Vom 15. Oktober 1627! Wahrlich, sie ist vom vorigen Jahr; eine neue Verordnung, vor diesen hat man mehr Respekt! Könnt Ihr lesen, mein Sohn?"

„Ein klein wenig, Herr Doktor!"

„Gut, so stehet hinter mich, und Ihr könnt es selbst sehen."

Indem er die Verordnung in die Höhe hielt, fing er an zu lesen, über einige Stellen rasch hineilend, auf anderen, je nach Bedürfnis, mit großem Nachdruck verweilend:

„Wenn gleich durch den auf Befehl des Herrn Herzog Oserio unterm 14. Dezember 1620 veröffentlichten und von Sr. Gnaden dem Herrn Herrn Gonzalo Fernandez de Cordova bestätigten Erlaß u. s. w. durch außerordentliche und strenge Maßregeln gegen die Unterdrückungen, Erpressungen und andere tyrannische Handlungen, welche einige gegen die getreuen Unterthanen Sr. Majestät sich erlauben, das Nötige vorgekehrt ist, so haben doch derlei Ausschweifungen und die Bosheit u. s. w. dermaßen zugenommen, daß Se. Gnaden u. s. w. sich in die Notwendigkeit versetzt sehen u. s. w. Deshalb haben Se. Gnaden auf das Gutachten des Senats und der Junta u. s. w. beschlossen, nachstehendes bekannt zu machen:

„Was zuvörderst die Gewaltthätigkeiten betrifft, so hat die Erfahrung gelehrt, daß viele in Städten wie in Dörfern . . . „Hört Ihr?" Erpressungen begehen und die Schwächeren in verschiedener Weise unterdrücken, in der Weise, daß sie dieselben zu Verkäufen und Pachtkontrakten zwingen u. s. w.:" Wo bist du? ah!

hier hört: „daß Heiraten erfolgen oder nicht . . .“ Aha!

„Das ist mein Fall,“ sagte Renzo.

„Hört, hört nur; es kommt noch mehr, und dann wollen wir nach der Strafe sehen.“

„Daß man Zeugnis ablege oder nicht ablege; daß einer von dem Orte wegziehe, wo er wohnt u. s. w.; der eine eine Schuld bezahlt; der andere ihn nicht belästige; daß jener zu seiner Mühle geht;“ alles das geht uns nichts an. Ah, nun kömmt's: „ein Priester nicht thue, was er amteshalber zu thun verpflichtet ist, oder Dinge thue, die ihn nichts angehen.“ Nun?

„Es ist gerade, als wäre die Verordnung extra für mich gemacht.“

„Nun? Ist's nicht wahr? Jetzt hört weiter:

„Und andere dergleichen Gewaltthätigkeiten, ob sie von Lehensherren, Adeligen Leuten aus dem Mittelstande, geringen oder gemeinen Leuten ausgehen.“ Es kommt keiner durch, alle stehen darin. Es ist wie das Thal Josaphat. „Obgleich alle diese und ähnliche Übelthaten bereits verboten sind, nichtsdestoweniger aber notwendig geworden, größere Strenge anzuwenden, so verordnen Se. Gnaden ohne Aufhebung u. s. w., daß gegen alle jene, die einem der oben bezeichneten Punkte zuwider handeln, mit Geld- oder Lebensstrafe, Landesverweisung, oder den Galeeren, ja mit Todesstrafe eingeschritten werden solle . . .“ Kleinigkeit! „nach dem Gutbefinden Sr. Gnaden oder des Senates, je nach Beschaffenheit des Falles, der Personen und der Umstände. Und dies unnachsichtlich, und mit aller Strenge u. s. w.“ Das sind Geschichten nicht wahr? Hier könnt Ihr auch noch die Unterschriften sehen: „Gonzales Fernandez de Cordova;“ und weiter unten: „Platanus;“ und dann noch: „Vidit Ferrer;“ da fehlt auch gar nichts.“

Derweil der Doktor las, folgte ihm Renzo langsam mit den Augen, indem er den Sinn des Gelesenen sich klar zu machen suchte und die hochheiligen Worte, die, wie er meinte, ihm Hilfe bringen sollten, selbst anschauen wollte. Der Doktor, welcher sah, daß der neue Klient mehr aufmerksam als erschrocken sei, wunderte sich darüber. — Der muß ein Teufelskerl sein, — dachte er bei sich: „Ah," sagte er dann: „Ihr habt Euch deshalb den Schopf abschneiden lassen. Das war klug. Da Ihr Euch jedoch mir anvertrauen wollt, so war es nicht nötig. Der Fall ist ernst; aber Ihr wißt nicht, was ich bei einer Veranlassung zu thun mir getraue."

Um diese Abschweifung des Doktors zu verstehen, muß man wissen oder sich erinnern, daß in jener Zeit die Bravi von Profession und die Strolche jeder Gattung einen langen Haarschopf zu tragen pflegten, den sie sich, im Begriffe, jemanden anzufallen, in den Fällen über das Gesicht herabzogen, wo sie es für nötig hielten, sich unkenntlich zu machen und das Unternehmen ein solches war, welches zugleich Kraft und Klugheit erforderte. Die Verordnungen hatten auch über diesen Brauch nicht stille geschwiegen. Se. Gnaden (der Marchese de la Hynochosa) befiehlt, „daß, wer die Haare so lange trägt, daß sie die Stirne bis an die Augenbrauen bedecken, oder wer Flechten vor oder hinter den Ohren trägt, in die Strafe von dreihundert Skudi; und im Falle der Unvermögenheit in eine Galeerenstrafe von drei Jahren für das erste Mal; für das zweite Mal, neben der obgenannten, noch in eine weitere Geld- und Leibesstrafe, je nach dem Ermessen Sr. Gnaden verfalle. Jedoch erlaubt er, daß, so jemand einen Kahlkopf, ein Muttermal oder eine Wunde hätte, dergleichen Leute des Anstandes oder der Gesundheit halber die Haare so lange tragen dürfen, als erforderlich ist, um derlei Mängel zu bedecken; aber nicht weiter; indem

er die Warnung hinzufügt, das schuldige und nötige Maß hierin nicht zu überschreiten, um nicht die den anderen Zuwiderhandelnden angedrohte Strafe zu verwirken."

„Gleichfalls befiehlt er den Bartscherern bei Strafe, hundert Skudi zu zahlen, und öffentlich dreimal mit dem Folterseile gespannt und nach Gutbefinden wie oben, noch schärfer körperlich gezüchtigt zu werden, daß sie denen, welchen sie die Haare schneiden, durchaus keine Flechten, Schöpfe, Haarbüschel oder ungewöhnlich lange Haare weder auf der Stirne, noch an den Seiten, noch hinter den Ohren lassen sollen; sondern alle Haare sollen gleich geschnitten sein, wie oben angeführt, mit Ausnahme der Kahlköpfe und anderer Mängel, wie bereits gesagt wurde." Der Schopf war demnach gleichsam ein Theil der Ausrüstung, und ein unterscheidendes Merkmal der Raufer und Strolche, welche darum gewöhnlich selbst Schöpfe genannt wurden. Dieser Ausdruck hat sich erhalten und lebt in milderer Bedeutung noch jetzt in der italienischen Volkssprache.

„So wahr ich ein armer Bursche bin," antwortete Renzo, „ich habe in meinem ganzen Leben keinen Schopf getragen!"

„Damit kommen wir nicht weiter," erwiderte kopfschüttelnd der Doktor mit halb boshaftem, halb ungeduldigem Lächeln. „Wenn Ihr kein Vertrauen zu mir habt, so kommen wir nicht weiter. Wer den Doktor anlügt, hört, mein Sohn, ist ein Narr, der dem Richter die Wahrheit sagen wird. Dem Advokaten muß man reinen Wein einschenken; unsere Sache ist es dann, die Dinge auseinander zu klauben. Wenn Ihr wollt, daß ich Euch helfe, so müßt Ihr mir alles sagen von A bis Z, Ihr müßt das Herz in den Händen haben, wie beim Beichtvater. Ihr müßt mir die Person nennen, von welcher Ihr Auftrag hattet, es wird wahrscheinlich ein angesehener

Mann sein; und in diesem Falle werde ich zu ihm gehen, um mit ihm Rücksprache zu halten. Ich werde ihm nicht sagen, ich hätte von Euch erfahren, daß er Euch den Auftrag gegeben; verlaßt Euch darauf! Ich werde ihm sagen, daß ich zu ihm komme, um ihn für einen armen, verleumdeten Burschen um seinen Schutz zu bitten. Und dann werde ich mit ihm das Geeignete verabreden, um die Sache in Ehren abzumachen. Ihr sehet doch ein, daß er, indem er sich sicher stellt, auch zugleich Euch aus der Schlinge zieht? Wenn ihr aber den Streich allein verübt habt, so ziehe ich mich doch nicht zurück; ich habe anderen schon aus schlimmeren Verlegenheiten herausgeholfen. Wenn Ihr nur keinem Mann von Gewicht und Ansehen zu nahe getreten seid, versteht Ihr, so mache ich mich anheischig, Euch aus der Patsche zu ziehen mit geringen Kosten. Versteht Ihr wohl? Ihr müßt mir sagen, wer der Beleidigte ist, und je nach dem Stand und Charakter des Freundes wird man sehen, ob es rätlich sei, ihn durch die Protektion zu Paaren zu treiben oder irgend einen Grund aufzusuchen, ihn unsererseits strafrechtlich anzugreifen und ihm einen Floh ins Ohr zu setzen. Denn seht, wenn man mit den Verordnungen recht umzuspringen weiß, so ist niemand schuldig und niemand unschuldig. Was aber den Pfarrer anbetrifft, so wird er schweigen, wenn er verständig ist; wenn er aber seinen Kopf aufsetzt, so wird man auch dafür Mittel finden. Aus jedem schlimmen Handel kann man sich herauswinden; aber es gehört ein Mann dazu. Euer Fall ist ernsthaft, ich sag' es Euch, sehr ernsthaft, das Gesetz spricht deutlich; und wenn die Sache zwischen Euch und der Justiz unter vier Augen abgemacht werden muß, so seid Ihr schlimm daran. Ich spreche als Freund mit Euch; dumme Streiche kosten Geld! Wenn Ihr ungerupft davonkommen wollt, Geld und Aufrichtigkeit, Vertrauen zu dem, der es gut

mit Euch meint, und Gehorsam in allem, was Euch angeraten wird!"

Derweil der Doktor so sprach, betrachtete ihn Renzo ganz verblüfft, wie ein Einfaltspinsel einem Taschenspieler zusieht, der, nachdem er Werg auf Werg in den Mund gestopft hat, Bänder auf Bänder wieder herauszieht, daß es kein Ende nehmen will. Als er jedoch begriffen hatte, was der Doktor sagen wolle und welches Mißverständnis stattgefunden habe, fiel er ihm mit den Worten in die Rede: „O! Herr Doktor, wie übel habt Ihr mich verstanden! Die Sache ist gerade umgekehrt. Ich habe niemanden bedroht, ich gebe mich nicht mit solchen Dingen ab. Fragt nur meine Gemeinde und Ihr werdet hören, daß ich nie etwas mit der Justiz zu schaffen gehabt habe. An mir hat man das Schelmenstück verübt und ich komme nun, mich bei Euch Rats zu erholen, wie ich es anzugehen habe, um Gerechtigkeit zu erlangen; und ich bin herzlich froh, daß ich diese Verordnung zu Gesicht bekommen habe."

„Zum Teufel!" schrie der Doktor, indem er die Augen aufriß. „Was für Dummheiten macht Ihr mir? So ist es aber, so seid ihr alle! Ist es denn nicht möglich, daß Ihr die Sachen deutlich erzählen könnt?"

„Verzeiht, Ihr habt mir nicht Zeit dazu gelassen; nun will ich Euch die Sache erzählen, wie sie ist. Heute sollte ich mich verheiraten," hier wurde Renzos Stimme bewegt, „heute wollte ich ein Mädchen heiraten, mit dem ich seit dem Sommer her verlobt war; und heute war, wie ich sage, der mit dem Herrn Pfarrer abgesprochene Tag, und alles war zur Hochzeit vorbereitet. Aber da fängt der Herr Pfarrer an, Schwierigkeiten zu machen . . . genug, um Euch nicht aufzuhalten, ich habe ihn gezwungen, deutlich zu reden, wie ich es verlangen konnte. Da hat er mir denn eingestanden, daß ihm bei Todesstrafe verboten

worden sei, die Trauung vorzunehmen. Jener übermütige Don Rodrigo . . . ."

„Ei was!" fiel ihm der Doktor plötzlich in die Rede, indem er die Augenbrauen zusammenzog, die rote Nase rümpfte und den Mund verzog. „Ei was! Warum soll ich mir über diesem unnützen Geschwätz den Kopf zerbrechen? Sprecht solches Zeug mit Menschen Eueres Gleichen, die ihre Worte nicht abzuwägen verstehen, und haltet nicht einen Ehrenmann damit hin, der weiß, was sie zu bedeuten haben. Packt Euch! Ihr wißt nicht, was Ihr sagt! Ich lasse mich nicht mit Knaben ein! Ich will Euer unnützes Geschwätz nicht länger anhören!"

„Ich schwöre Euch . . . .!"

„Packt Euch, sag' ich! Was sollen mir Euere Schwüre? Ich lasse mich nicht darauf ein und wasche meine Hände." Dabei rieb er sie aneinander, als wenn er sie wirklich wüsche. „Lernt zuerst sprechen! Man überfällt einen Ehrenmann nicht auf solche Weise."

„Aber hört doch!" wiederholte Renzo vergebens; der Doktor, immer schreiend, trieb ihn mit den Händen zur Thüre hin, machte sie auf, stieß ihn hinaus und rief seiner Köchin: „Gebt dem Manne sogleich, was er gebracht hat, ich will nichts von ihm!"

In der ganzen Zeit, seit sie im Hause war, hatte diese Person noch nie einen solchen Befehl zu vollziehen gehabt; allein er war mit solcher Festigkeit erteilt, daß sie nicht säumte, zu gehorchen. Sie nahm die vier Tiere und gab sie Renzo mit einem Blicke verächtlichen Mitleids zurück, welcher sagen zu wollen schien: Du mußt etwas Schönes angestellt haben. Renzo wollte Umstände machen, aber der Doktor war unerbittlich, der junge Mensch, verdutzter und ärgerlicher, als je, mußte die zurückgewiesenen Schlachtopfer zurücknehmen und nach Hause zurückkehren, um den Frauen von dem üblen Erfolg seiner Sendung Bericht zu erstatten.

Nachdem diese während seiner Abwesenheit das Festgewand mit den Alltagskleidern vertauscht hatten, fingen sie von neuem an, sich zu beraten. Lucia schluchzte und Agnese seufzte. Diese versprach sich Wunder von dem Rate des Doktors, Lucia aber sagte, man müsse sich auf jede Weise zu helfen suchen. Pater Christophoro sei ein Mann, der, wenn es gelte, armen Leuten beizustehen, nicht nur zu raten, sondern auch Hand zur Hilfe anzulegen wisse, und es wäre gut, wenn man ihn wissen lassen könnte, was vorgefallen sei. „Gewiß!“ sagte Agnese; und sie besprachen sich über die Art und Weise, wie man sich mit ihm ins Vernehmen setzen könne. Denn sie hatten nicht den Mut, an jenem Tage noch nach dem Kloster zu gehen, das etwa eine Miglie von ihrem Dorfe entfernt war; und sicherlich hätte ihnen dies kein verständiger Mensch anraten können. Während sie indes die verschiedenen Pläne gegeneinander abwogen, hörte man ein Klopfen an der Thüre, und zu gleicher Zeit ein leises, aber deutliches: „Deo gratias.“ Lucia, die sich nicht denken konnte, wer es wohl sein möge, ging, um aufzuschließen; und herein trat mit einem leichten und vertrauten Bückling ein terminierender Laienbruder vom Kapuzinerorden, auf der linken Schulter den Quersack tragend, dessen zusammengedrehten Schlitz er in beiden Händen auf der Brust hielt.

„Ah, der Bruder Galdino!“ sagten die Frauen.

„Der Herr sei mit Euch!“ grüßte der Bruder. „Ich komme, um die Nüsse für unser Kloster einzusammeln.“

„Geh', hol' die Gabe für die guten Väter!“ sagte Agnes. Lucia stand auf, um ins andere Zimmer zu gehen; bevor sie aber hineintrat, blieb sie hinter dem Rücken des Bruders Galdino stehen, welcher in derselben Stellung geblieben war, legte den Finger an den Mund und warf der Mutter einen Blick zu, welcher zärtlich, flehend, ja gewissermaßen gebieterisch um Verschwiegenheit bat.

Der Bruder blinzelte Agnesen von ferne an und sagte: „Wie ist es denn mit der Hochzeit? Sie sollte doch heute stattfinden. Ich habe im Dorfe eine gewisse Aufregung bemerkt, als wenn es etwas Besonderes gäbe. Was ist denn vorgefallen?"

„Der Herr Pfarrer ist krank, und deshalb mußte man die Hochzeit aufschieben," versetzte die Frau hastig. Wenn Lucia nicht den Wink gegeben hätte, würde die Antwort wahrscheinlich eine ganz andere gewesen sein. „Und wie geht es mit dem Einsammeln?" fuhr sie dann fort, um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken.

„Nicht gut, liebe Frau, nicht gut. Hier ist alles." Bei diesen Worten nahm er den Quersack von der Schulter und ließ ihn in den Händen tanzen. „Hier ist alles und um diesen Überfluß zusammenzubringen, habe ich an zehn Thüren anklopfen müssen."

„Es ist eben ein mageres Jahr, Bruder Galdino, und wenn man um das liebe Brod sorgen muß, kann man seine milde Hand nicht aufthun."

„Wißt Ihr, liebe Frau, was es für ein Mittel giebt, die gute Zeit zurückzubringen? Das Almosen. Kennt Ihr auch das Wunder mit den Nüssen, welches sich vor vielen Jahren in unserem Kloster zu Romagna begab?"

„Nein, wahrlich nein; erzählt es mir doch!"

„In unserem Kloster war einst ein Pater, der ein Heiliger war und Macario hieß. Als Pater Macario an einem Wintertage über ein Feld ging, welches einem unserer Gutthäter, einem gleichfalls sehr frommen Manne gehörte, sah er diesen Gutthäter an einem großen Nußbaum stehen und neben ihm vier Bauern mit der Hacke in der Hand, welche im Begriffe waren, den Baum auszugraben. — Was thut Ihr da dem armen Baume?

fragte Pater Macario. — Ach, Herr Pater, er hat seit Jahren keine Nüsse getragen, und ich will Brennholz daraus machen. — Laßt ihn doch stehen, sagte der Pater. Denn wisset, er wird dieses Jahr mehr Nüsse als Blätter tragen. Der Gutthäter, welcher wohl wußte, wer der Mann sei, der das Wort gesprochen hatte, befahl nun den Arbeitern, sie sollten die Erde wieder auf die Wurzeln werfen und rief dem Pater, welcher weiter ging, zu: Vater Macario, sagte er, die Hälfte der Ernte soll das Kloster haben. Die Prophezeiung wurde ruchbar, und alles lief, den Nußbaum anzuschauen. Wirklich erschienen im Frühling Blüten im Überfluß, und dann im Herbste Nüsse über Nüsse. Der gute Mann hatte nicht den Trost, sie herabzuschlagen, weil er vor der Ernte heimging, um den Lohn seiner Mildthätigkeit zu empfangen. Aber das Wunder war deshalb nur um so größer, wie Ihr hören werdet. Jener brave Mann hatte einen Sohn von ganz anderem Gepräge. Der Einsammler ging bei der Ernte hin, um die Hälfte der Nüsse einzufordern, welche dem Konvent versprochen worden war. Aber jener stellte sich ganz verwundert, hatte sogar die Keckheit zu antworten, er habe nie sagen hören, daß Kapuziner Nüsse machen könnten. Nun hört, was geschah? Der liederliche Mensch hatte bald nachher einige Freunde von demselben Schlage eingeladen, um mit ihnen zu schwelgen. Er erzählte ihnen auch die Geschichte von den Nüssen und machte sich über die Mönche lustig. Die jungen Schlemmer wollten den ungeheueren Haufen von Nüssen sehen, und er führte sie auf den Speicher. Aber hört nun: Er macht die Thüre auf, läuft gegen die Ecke hin, wo der große Haufen aufgeschüttet worden war, und während er sagte: Schaut her, schaute er selbst hin, und sieh' . . . Was sieht er? Einen ganzen Haufen trockener Nußblätter. Das war wohl ein Exempel? Der Konvent aber, anstatt einzubüßen, gewann

dabei. Denn nach einer so auffallenden Thatsache fiel das Einsammeln der Nüsse so reichlich aus, daß ein Gutthäter aus Mitleid mit dem armen Sammler, der sie gar nicht tragen konnte, dem Konvent einen Esel zum Geschenke machte, der jenem helfen sollte, die Nüsse nach Hause zu bringen. Und man bekam so viel Öl, daß die Armen, so viel sie brauchten, davon holen durften. Denn wir sind wie das Meer, welches von allen Seiten das Wasser aufnimmt und es wieder zurückgiebt und unter die Flüsse verteilt."

Nun erschien Lucia wieder, mit so vielen Nüssen in der Schürze, daß sie diese kaum tragen konnte, indem sie die beiden Zipfel mit ausgestreckten Armen in die Höhe hielt. Während Bruder Galdino den Quersack wieder herabnahm und den Schlitz aufwickelte, um das reichliche Almosen einzusacken, sah die Mutter Lucia wegen ihrer verschwenderischen Freigebigkeit betroffen und ärgerlich an. Diese aber warf ihr einen Blick zu, welcher sagen wollte: „Ich werde mich schon rechtfertigen." Bruder Galdino brach in Lobeserhebungen, Glückwünsche, Versprechungen und Danksagungen aus, nahm den Quersack wieder auf und ging fort. Lucia aber rief ihn zurück und sagte: „Ihr könntet mir einen Gefallen erweisen; saget doch dem Pater Christophoro, er möge uns den Liebesdienst thun, bald, recht bald zu uns armen Leuten zu kommen. Denn wir könnten nicht in die Kirche gehen."

„Sonst nichts? Ehe eine Stunde vergeht, soll Pater Christophoro Euer Begehren erfahren."

„Ich verlasse mich darauf!"

„Zweifelt nicht!" Mit diesen Worten ging er fort, jedoch ein wenig gebückter und zufriedener, als er gekommen war.

Wer hört, wie ein armes Mädchen mit so viel Zuversicht den Pater Christophoro bestellen ließ, und wie

der Einsammler den Auftrag annahm, ohne Umstände zu machen oder sich zu verwundern, der denke nicht, daß dieser Christophoro ein Mönch gewesen sei, wie man sie zu Dutzenden haben könne und aus denen man sich nichts zu machen brauche. Er war im Gegenteil ein Mann von großem Ansehen unter den Seinigen, wie in der ganzen Umgegend. Aber das Verhalten der Kapuziner war so, daß ihnen gering und vornehm gleich galt. Den Niedrigsten zu dienen und von den Mächtigen bedient zu werden, in Paläste und Hütten mit der gleichen Demut und Zuversicht zu gehen, in derselben Hütte bald ein Gegenstand der Kurzweil, bald eine Person zu sein, ohne welche man nichts beschließen wollte, von allen Almosen einzufordern, und es allen zu spenden, die den Konvent darum ansprachen; an all das war der Kapuziner gewöhnt. Wenn er über die Straße ging, konnte er ebensowohl einem Fürsten begegnen, der ihm ehrfurchtsvoll das Ende seines Gurtstrickes küßte, als unter einen Haufen von Gassenjungen geraten, welche sich stellten, handgemein untereinander zu sein, um ihm den Bart mit Kot zu bespritzen. Das Wort „Mönch" wurde in jener Zeit bald mit der höchsten Ehrerbietung, bald mit der tiefsten Verachtung ausgesprochen. Die Kapuziner, vielleicht mehr als jeder andere Orden, waren ein Gegenstand der beiden entgegengesetzten Gefühle und erfuhren die beiden entgegengesetzten Geschicke. Denn da sie nichts besaßen, ein Kleid trugen, das von der gewöhnlichen Art sich zu kleiden auffallend verschieden war, und die Demut auffallender an ihnen hervortrat, so setzten sie sich mehr in der Nähe der Verehrung und der Geringschätzung aus, welche jene Dinge je nach den verschiedenen Launen und der verschiedenen Denkungsart der Menschen auf sich ziehen können.

Nachdem Bruder Galdino sich entfernt hatte, rief

Agnese aus: „So viele Nüsse in einem solchen Jahrgang wegzuschenken!“

„Verzeiht mir, Mutter!“ versetzte Lucia. „Aber wenn wir ein Almosen gegeben hätten, wie die übrigen, hätte Bruder Galdino noch da und dort, weiß Gott, wie lange, umherstreifen müssen, ehe sein Sack gefüllt war, und da er viel hätte schwatzen und anhören müssen, so weiß Gott, ob er es nicht vergessen hätte, daß . . .“

„Du hast recht; und zudem ist es ja ein Almosen, das immer gute Früchte bringt,“ sagte Agnes, die bei allen ihren Fehlern doch eine gute Frau war und für ihr Töchterchen, an dem sie mit aller Zärtlichkeit hing, sozusagen durchs Feuer gegangen wäre.

Mittlerweile kam Renzo zurück, und indem er, Zorn und Scham im Gesicht, hereintrat, warf er die Kapaunen auf den Boden, und dies war für heute der letzte traurige Schicksalswechsel für die armen Tiere.

„Ihr habt mir einen guten Rat gegeben!“ sagte er zu Agnes. „Ihr habt mich zu einem rechten Ehrenmanne geschickt, zu einem, der den armen Leuten wahrhaft hilft.“ Und nun erzählte er seine Unterredung mit dem Doktor. Die Frau war über einen so mißlichen Erfolg verblüfft und wollte Renzo nun begreiflich machen, der Rat sei doch gut gewesen, aber er müsse die Sache nicht recht angegriffen haben. Lucia machte endlich dem Streit ein Ende mit der Bemerkung, sie hoffe, einen besseren Weg eingeschlagen zu haben. Renzo gab sich dieser Hoffnung gleichfalls hin, wie Leute, die sich im Unglück oder in der Klemme befinden, zu thun pflegen. „Wenn aber der Pater,“ sagte er, „keinen Ausweg findet, werde ich einen finden auf eine oder die andere Weise!“

Die Frauen rieten zum Frieden, zur Geduld und zur Vorsicht.

„Morgen,“ sagte Lucia, „kommt sicher Pater Christo-

phoro, und ihr sollt sehen, daß er irgend ein Auskunftsmittel finden wird, eins von denen, die unsereinem nicht von ferne eingefallen wären."

„Ich hoffe es," versetzte Renzo, „aber in jedem Falle werde ich mir Recht zu verschaffen wissen. Am Ende giebt es doch noch Gerechtigkeit in der Welt."

Über den schmerzlichen Wechselgesprächen, über dem Gehen und Kommen, worüber schon berichtet, war der Tag zu Ende gegangen, und es fing bereits an, zu dämmern.

„Gute Nacht!" sagte Lucia traurig zu Renzo, dem der Abschied schwer fiel.

„Gute Nacht!" sagte Renzo noch betrübter.

„Kommt Zeit, kommt Rat," versetzte Lucia. „Sei vorsichtig und vertraue auf Gott."

Die Mutter fügte noch weitere ähnliche Ermahnungen hinzu, und der Bräutigam ging mit stürmisch bewegtem Herzen hinweg, indem er immer und immer die Worte wiederholte: „Am Ende giebt es doch noch Gerechtigkeit in der Welt!"

Viertes Kapitel.

Die Sonne war noch nicht ganz am Horizont aufgegangen, als Pater Christophoro schon den Konvent in Pascarenico verließ, um sich nach dem Häuschen zu begeben, wo er erwartet wurde. Pascarenico ist ein kleiner Flecken auf dem linken Ufer der Adda, oder vielmehr des Sees unweit der Brücke, damals eine Gruppe von Häusern, größtenteils von Fischern bewohnt und da und dort mit Garnen und Netzen umstellt, welche zum Trocknen aufgehängt waren. Der Konvent lag außerhalb, am Eingang des Dorfes, etwa in der Mitte der Straße, die von

Lecco nach Bergamo führt, und das Klostergebäude besteht noch heute. Als die Sonne allmählich hinter den Bergen heraufstieg, sah man ihr Licht von den Gipfeln der gegenüber liegenden Berge sich herabsenken, um sich über die Abhänge und Thäler zu verbreiten. Der Herbstwind schüttelte die welken Blätter von den Bäumen. Rechts und links in den Weinbergen erglänzten die rötlichen Blätter an den noch aufgebundenen Rebstöcken in den buntesten Farben, und die braunen frisch bestellten Äcker stachen scharf gegen die weißlichen, von Tautropfen funkelnden Stoppelfelder ab. Die Scene war freundlich; aber jede Menschengestalt, die zum Vorschein kam, störte den Blick und das Gemüt in einer unangenehmen Weise. Alle Augenblicke begegnete man zerlumpten, abgezehrten Bettlern, die in ihrem Handwerke ergraut oder nun von der Not gezwungen waren, die Hand nach Almosen auszustrecken. Sie gingen stille an Pater Christophoro vorüber, sahen ihn ehrfurchtsvoll an, und obgleich sie nichts von ihm zu hoffen hatten, weil ein Kapuziner ja kein Geld mit sich führt, so machten sie ihm doch eine dankende Verbeugung für das Almosen, das sie schon erhalten hatten oder im Konvente abzuholen im Begriffe waren. Der Anblick der in den Feldern zerstreuten Landleute war noch betrübender. Manche streuten ihren Samen dünn und spärlich, fast mit Widerwillen aus, wie einer, der etwas aufs Spiel setzt, woran ihm sehr viel gelegen ist; andere führten mühsam den Pflug und kehrten die Scholle mit Unlust um. Jenes ausgehungerte Mädchen, das die magere Kuh am Stricke auf die Weide führte, sah sorgfältig vor sich hin und bückte sich hastig, um dem Tiere, zur Speise für die Angehörigen, irgend ein Kraut wegzustehlen, welches, wie der Hunger gelehrt hatte, auch den Menschen zur Nahrung dienen konnte. Diese Scenen vermehrten bei jedem Schritte die Betrübnis des Mönches, der ohnedies

schon mit dem Vorgefühle traurig seine Straße wandelte, daß er irgend ein Unglück werde hören müssen.

Aber warum bekümmerte er sich so sehr um Lucia? Warum war er auf die erste Nachricht wie auf einen Ruf des Pater Provinzial mit solcher Eile aufgebrochen? Und wer war denn dieser Pater Christophoro? — Auf alle diese Fragen wollen wir Antwort geben.

Pater Christophoro von *** war ein Mann, den Sechzigern näher, als den Fünfzigern. Sein Haupt, das nach Kapuzinersitte mit Ausnahme einer kleinen, rings herum laufenden Haarkrone geschoren war, erhob sich von Zeit zu Zeit mit einer Bewegung, die einen Anflug von Stolz und Unruhe verriet, senkte sich aber aus Demut sogleich wieder. Der weiße, lange Bart, der ihm Wangen und Kinn bedeckte, ließ die scharfen Züge des oberen Teiles seines Gesichtes noch mehr hervortreten; eine zur Gewohnheit gewordene Enthaltsamkeit hatte weit eher ihren Ernst erhöht, als ihren Ausdruck gemildert. Die tiefliegenden Augen waren meistens niedergeschlagen, blitzten aber oft auf in lebhaftem Feuer, wie zwei hitzige Rosse, geleitet von der Hand eines Rossebändigers, welchen sie, wie sie aus Erfahrung wissen, nicht zu überwinden vermögen, zuweilen einen Seitensprung thun, den sie dann sogleich mit einem tüchtigen Ruck ins Gebiß zu büßen haben.

Pater Christophoro war nicht immer so gewesen, hatte auch nicht immer Christophoro geheißen. Sein Taufname war Ludovico. Er war der Sohn eines Kaufmannes aus *** (diese Sternchen rühren alle von der Vorsicht meines Anonymus her), der in späteren Jahren, da er mit Gütern reich gesegnet war und nur diesen einzigen Sohn hatte, den Handel aufgegeben hatte und nun als vornehmer Herr leben wollte.

In den müßigen Stunden seines neuen Standes

schämte er sich jener Zeit, die er in der Welt mit Geschäften zugebracht hatte. Von einer solchen Grille beherrscht, sann er über die Art und Weise nach, wie er vergessen machen könnte, daß er einst Kaufmann gewesen; ja, er hätte es selbst gerne vergessen mögen. Allein der Tuchladen, die Warenballen, das Hauptbuch und das Ellenmaß schwebten ihm immer vor Augen, wie dem Macbeth Bancos Geist, sogar bei den Zechgelagen und unter den Schmeicheleien seiner Schmarotzer. Diese armen Kreaturen mußten mit der größten Sorgfalt jedes Wort zu vermeiden suchen, das als Anspielung auf das frühere Gewerbe des Gastgebers hätte gedeutet werden können. Eines Tages, um nur eines zu erzählen, am Ende eines Gastmahles, in den Augenblicken ausgelassenster Fröhlichkeit, als man nicht zu sagen vermocht hätte, ob der Appetit der Schmarotzerschar, die die Schüsseln leerte, oder jener des Wirtes, der sie füllte, größer sei, stichelte er mit freundschaftlicher Überlegenheit auf einen seiner Tischgenossen, den stärksten Esser der Welt. Um Scherz mit Scherz zu erwidern, antwortete ihm dieser, jedoch ohne den leisesten Schatten von Bosheit und in der Unschuld eines Kindes, mit den Worten des Sprichwortes: „Ich höre gar nichts, wie das Ohr eines Kaufmannes.“ Doch sogleich beim Ertönen des ihm entschlüpften Wortes betroffen, sah er ängstlich dem Gönner ins Gesicht, das sich bereits zu umwölken begann. Beide hätten gerne die vorige Stimmung wieder gewonnen, allein es war nicht möglich. Die anderen Gäste sannen nach, wie die kleine Reibung wieder gut zu machen und etwas anderes aufs Tapet zu bringen sei; allein nachsinnend schwiegen sie, und dieses Schweigen machte die Verdrießlichkeit noch fühlbarer. Jeder vermied den Blick des anderen, jeder fühlte, daß alle mit dem Gedanken beschäftigt waren, den sie äußerlich nicht merken lassen wollten. Die Freude kehrte ihnen für diesen Tag den

Rücken; und der Unkluge, oder um uns richtiger auszudrücken, der Unglückliche erhielt nie mehr eine Einladung. So brachte der Vater Ludovicos seine letzten Jahre in beständiger Angst zu, indem er immer fürchtete, verspottet zu werden, und nicht bedachte, daß das Verkaufen kein verächtlicheres Ding sei, als das Kaufen, und daß er das Gewerbe, dessen er sich nun schämte, viele Jahre lang unter den Augen des Publikums ohne alles Bedenken getrieben habe. Seinem Sohne ließ er eine nach Art der damaligen Zeiten vornehme Erziehung geben, wie es ihm Gesetze und Herkommen gestatteten. Er gab ihm Lehrer, um ihn in den Wissenschaften und in den ritterlichen Übungen zu unterrichten und hinterließ ihn jung und reich, als er starb.

Ludovico hatte vornehme Gewohnheiten angenommen, und da er nur unter Schmeichlern aufgewachsen, war er gewöhnt, mit vieler Rücksicht behandelt zu werden. Wenn er aber unter die Vornehmen seiner Stadt sich mischen wollte, stieß er auf eine Behandlung, welche von jener sehr verschieden war, die er sonst gewöhnt war. Er sah, daß er, um, wie er wünschte, in ihrer Gesellschaft zu sein, eine neue Schule der Geduld und Unterwürfigkeit durchmachen, immer eine untergeordnete Rolle spielen und viel verschlucken müsse. Eine solche Lebensweise stimmte weder zu der Erziehung, noch zum Charakter Ludovicos. Er zog sich schmollend zurück, hielt sich aber doch nur mit Bedauern fern. Denn ihm dünkte, jene Leute müßten eigentlich seine Gesellschafter sein; nur hätte er gewünscht, daß sie geschmeidiger wären. Da er bei dieser Mischung von Zuneigung und Groll keinen freundschaftlichen Umgang mit den Vornehmen pflegen konnte, aber dennoch in einem gewissen Verkehr mit ihnen bleiben wollte, so suchte er an Pracht und Aufwand es anderen zuvorzuthun, und zog sich hierdurch Feindschaften, Neid und Spöttereien zu.

Seine an sich gute, dabei aber aufbrausende Gemütsart hatte ihn bald in ernste Streitigkeiten verwickelt. Er hatte nämlich einen ganz natürlichen und aufrichtigen Abscheu gegen Unrecht und Bedrückungen. Dieser Abscheu wurde in ihm um so mehr gesteigert, als die Personen, welche sich täglich solcher Unthaten schuldig machten, gerade jene waren, gegen welche er einen Groll hegte. Um alle diese Leidenschaften zu beschwichtigen und zu befriedigen, ergriff er unaufgefordert die Partei eines schwachen Unterdrückten, unternahm es, einen Beleidiger zu züchtigen, mischte sich in einen Handel, der ihm einen zweiten auf den Hals zog und wurde so nach und nach zum Beschützer aller Bedrückten und zum Rächer jeglichen Unrechtes. Das Amt war beschwerlich, und man wird kaum fragen, ob der arme Ludovico Feinde, Schwierigkeiten und Sorgen hatte. Infolge dieses äußeren Krieges wurde er aber auch von innerem Zwiespalt gequält. Denn um in einem Unternehmen die Oberhand zu gewinnen, mußte auch er Ränke und Gewalt anwenden, die sein Gewissen nicht billigen konnte. Er mußte eine Schar von Raufbolden um sich sammeln; und sowohl um seiner persönlichen Sicherheit willen, als auch um eine kräftige Unterstützung zur Hand zu haben, mußte er die Verwegensten, d. h. die Gottlosesten auswählen und aus Liebe zur Gerechtigkeit mit Schurken leben. Mehr als einmal, wenn er wegen des Mißlingens eines Unternehmens entmutigt, von einer bevorstehenden Gefahr beunruhigt, der beständigen Wachsamkeit überdrüssig, über seine Helfershelfer ärgerlich oder, da sein Vermögen durch gute Werke und Prahlereien von Tag zu Tag mehr zusammenschmolz, um seine Zukunft besorgt war, kam ihm der Gedanke, Mönch zu werden, was zu jener Zeit sehr oft der Ausweg war, um sich aus Verlegenheiten herauszuwinden. Aber, was vielleicht sein ganzes Leben hindurch Gedanke geblieben wäre, reifte

zum festen Entschluß infolge einer Begebenheit, der ernsthaftesten, die ihm je zugestoßen war.

Eines Tages ging er durch die Straßen seiner Vaterstadt. Sein Gefolge bestand aus zwei Bravi und einem gewissen Christophoro, der, früher Handlungsdiener, später sein Hausverwalter wurde. Dieser war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, Ludovico von Jugend auf treu ergeben; er kannte ihn seit seiner Geburt und bezog von ihm durch Gehalt und reichliche Geschenke nicht nur seinen Lebensunterhalt, sondern auch die Mittel, eine zahlreiche Familie zu ernähren und zu erziehen. Da sah Ludovico von weitem einen gewissen Herrn herankommen, der die Beleidigung und Bedrückung anderer gewerbsmäßig betrieb. Er hatte in seinem Leben nie mit diesem Manne gesprochen, der aber dennoch sein geschworener Feind war, und dessen Haß er auch aus tiefster Seele erwiderte. Denn es ist nun einmal so in der Welt, daß man hassen und gehaßt werden kann, ohne daß man sich recht eigentlich kennt. Dieser, mit seinen vier Bravi hinter sich, kam stolzen Schrittes, mit hocherhobenem Kopfe und übermütiger, verächtlicher Miene heran. Beide gingen hart an der Mauer und zwar so, daß Ludovico dieselbe zur rechten Seite hatte. Letzterer Umstand gab ihm nach dem Herkommen das „Recht“, sich nicht von der Mauer zu entfernen, um einem anderen, wer er auch sein mochte, Platz zu machen; ein Gebrauch, auf den man damals großen Wert legte.

Der andere glaubte hingegen, daß ihm als Edelmann Ludovico aus dem Wege zu gehen habe, und dies in Kraft eines anderen Herkommens. Denn hier, wie in manchen anderen Dingen galten zwei entgegengesetzte Gewohnheiten, ohne daß entschieden gewesen wäre, welche der anderen weichen müsse. Dies gab dann Veranlassung zu einem Streite, so oft zwei harte Köpfe aufeinander stießen. So geschah es denn auch hier. Jeder drückte

sich so fest an die Mauer, wie zwei in halb erhabener Arbeit geschnitzte wandelnde Figuren. Als sie sich Gesicht an Gesicht gegenüberstanden, maß jener den Ludovico mit aufgeworfenem Kopfe und finsterem, gebieterischem Blicke und befahl ihm in erregtem Tone: „Macht Platz!“

„Macht Ihr selbst Platz!“ erwiderte Ludovico. „Ich bin im Rechte.“

„Bei Euresgleichen gebührt mir stets der Vorrang.“

„Ja wohl, wenn die Anmaßung bei Euresgleichen Gesetz wäre für meinesgleichen.“

Die Bravi der beiden Kampfhähne waren stehen geblieben, jeder hinter seinem Herrn, indem sie sich grimmig ansahen und kampfbereit die Hand ans Schwert legten. Die Leute, welche sogleich neugierig zusammenliefen, blieben in einiger Entfernung stehen, um zu sehen, was da kommen werde, und dieser Umstand machte die Streitlust noch ärger.

„Aus dem Wege, gemeiner Knecht! Oder ich will Dich lehren, wie man sich gegen Edelleute zu benehmen hat!“

„Ihr lügt, daß ich gemein sei!“

„Du lügst, daß ich gelogen!“ Diese Antwort war entscheidend. „Wenn Du ein Edelmann wärest wie ich,“ fügte der Ritter hinzu, „würde ich Dir mit Schwert und Mantel beweisen, daß Du der Lügner bist.“

„Dies ist ein guter Vorwand, Euch der Mühe zu überheben, Euere unverschämten Reden durch die That zu vertreten.“

„Werft den Schurken in den Kot!“ schrie der Edelmann, zu den Seinigen gewandt.

„Wir wollen sehen!“ versetzte Ludovico, indem er rasch einen Schritt zurücktrat und die Hand ans Schwert legte.

„Unverschämter!“ schrie der andere, das seinige aus der Scheide ziehend. „Ich werde das meinige zerbrechen, wenn es von Deinem gemeinen Blute befleckt wird.“

Nun begann die Rauferei. Die Diener beider Parteien kamen ihren Herren zu Hilfe. Der Kampf war ungleich, schon der Zahl wegen, besonders aber deshalb, weil Ludovico mehr den Streichen auszuweichen und seinen Feind zu entwaffnen, als ihn zu töten suchte. Dieser aber verlangte dessen Tod um jeden Preis. Schon hatte Ludovico von einem Bravo einen Dolchstich in den linken Arm und eine leichte Ritze in die Wange erhalten, und sein Gegner setzte ihm heftig zu, um ihn zu vernichten, als Christophoro, der seinen Herrn in so drohender Gefahr sah, dem Ritter mit dem Dolche zu Leibe ging. Dieser richtete seinen ganzen Ingrimm gegen ihn und stach ihn nieder. Bei diesem Anblicke geriet Ludovico außer sich und stieß dem Mörder das Schwert in den Bauch, daß er fast im nämlichen Augenblicke mit dem armen Christophoro sterbend niedersank. Als die Bravi des Ritters ihren Herrn fallen sahen, wandten sie sich übel zugerichtet zur Flucht; jene Ludovicos, die gleichfalls ihre Püffe und Stöße bekommen hatten und keinen Gegner mehr vor sich sahen, wollten sich nicht von der Volksmenge einschließen lassen, die sich zusammenrottete, und rissen nach der entgegengesetzten Seite hin aus. Ludovico aber blieb ganz allein, mit den beiden beklagenswerten Opfern zu seinen Füßen, inmitten eines Volkshaufens zurück.

„Wie ist es zugegangen? — Ist's nur einer? — Es sind ihrer zwei. — Wer ist ums Leben gekommen? — Jener Gewaltthätige. — O, heilige Maria, was war das für eine Metzelei! — Wer sucht, der findet. — Dem ist's recht geschehen. — Das war ein Stoß. — 's wird eine garstige Geschichte geben. — Und dieser Unglückselige hier? — Ach Gott, welcher Anblick? — Rettet ihn, rettet ihn. — Dem wird's auch heiß. — Seht, wie er zugerichtet ist! — Er blutet am ganzen Leibe. — Flieht, flieht, laßt euch nicht erwischen.“

Diese Reden, die man aus dem wirren Geschrei der Menge unterscheiden konnte, drückten den allgemeinen Wunsch aus, und mit dem Rate kam auch die Hilfe. Der Vorfall hatte sich in der Nähe einer Kapuzinerkirche zugetragen, einer Freistätte, die damals, wie jedermann weiß, den Schergen wie überhaupt der öffentlichen Gerechtigkeit unzugänglich war. Der verwundete Totschläger wurde fast besinnungslos von der Menge dahin geleitet oder vielmehr getragen, und die Mönche übernahmen ihn aus den Händen des Volkes, das ihn mit den Worten empfahl: „Es ist ein rechtschaffener Mann; er hat einen übermütigen Schurken kalt gemacht; aber er hat es zu seiner Verteidigung gethan; der Streit war mit den Haaren herbeigezogen.“

Ludovico hatte bis dahin kein Blut vergossen; und obwohl der Mord in jenen Zeiten etwas so Gewöhnliches war, daß jedermanns Ohren und Augen gewöhnt waren, davon erzählen zu hören oder ihn zu schauen, so war ihm doch der schauerliche Eindruck, den der Anblick zweier Toten auf ihn machte, von denen der eine für ihn, der andere durch ihn gefallen war, durchaus neu und kaum zu beschreiben. Es traten hier bisher ganz unbekannte Gefühle zu Tage. Der Sturz seines Feindes, die Veränderung jenes Gesichtes, das im Augenblicke von Drohung und Wut zur Erschlaffung und zur grausigen Todesstille überging, war ein Anblick, der eine plötzliche Umwandlung in seiner Seele hervorbrachte. Während man ihn ins Kloster schleppte, wußte er fast nicht, wo er sei und was er thue. Als er zur vollen Besinnung kam, befand er sich im Krankenzimmer unter den Händen des Bruder Wundarztes (die Kapuziner hatten gewöhnlich einen solchen in jedem Kloster). Dieser verband ihm die beiden im Kampfe erhaltenen Wunden. Ein Pater, der besonders bestellt war, den Sterbenden beizustehen, und dieses Amt bisweilen

selbst auf der Straße verwalten mußte, wurde schleunig auf den Kampfplatz gerufen. Als er nach kurzer Zeit zurückkehrte, begab er sich ins Krankenzimmer, näherte sich dem Bette Ludovicos und sagte zu diesem: „Tröstet Euch, wenigstens ist er christlich gestorben, und hat mich beauftragt, Euch um Verzeihung zu bitten und die seinige Euch zu überbringen." Diese Worte brachten Ludovico erst recht zur Besinnung und brachten die Gefühle, welche verwirrt seine Seele bewegten, zur lebhafterer Empfindung: den Schmerz um den hingeschiedenen Freund, Entsetzen und Gewissensbisse über den Streich, den er geführt, und zugleich ein beängstigendes Mitleid mit dem Manne, den er getötet hatte. „Und der andere?" fragte er ängstlich den Mönch.

„Der andere starb gerade, als ich ankam."

Bald wimmelte die nächste Umgebung des Klosters von neugierigem Volke. Als aber die Häscher kamen, drängten sie dasselbe zurück und stellten sich in einiger Entfernung vom Eingang in der Weise auf, daß niemand ungesehen herausgehen konnte. Ein Bruder des Getöteten, zwei Vettern und ein alter Oheim kamen gleichfalls herbei, vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet und mit einem großen Gefolge von Bravi. Sie fingen an, das Kloster zu umkreisen, und sahen mit drohender Verachtung auf jene Neugierigen herab, die sich zwar nicht getrauten, zu sagen: „Es ist ihm recht geschehen," denen es aber im Gesicht geschrieben stand.

Kaum hatte Ludovico seine Gedanken wieder sammeln können, so ließ er einen Beichtvater holen, bat, Christophoros Witwe aufzusuchen, sie in seinem Namen um Verzeihung zu bitten, daß er die Ursache dieses Unglückes gewesen und ließ ihr die Versicherung geben, daß er für sie und ihre Kinder sorgen werde. Indem er hierauf über seine eigene Lage nachdachte, fühlte er den Gedanken, mit

dem er sich schon früher getragen hatte, Mönch zu werden, lebhafter und ernstlicher als je wieder erwachen. Es schien ihm, Gott selbst habe ihm denselben eingeflößt und ihm seinen Willen dadurch zu erkennen gegeben, daß er ihn unter solchen Umständen in ein Kloster versetzt habe. Sein Entschluß war gefaßt. Er ließ den Pater Guardian rufen, eröffnete ihm seinen Wunsch, erhielt aber die Antwort, man müsse sich vor übereilten Entschlüssen hüten. Er würde übrigens nicht zurückgewiesen werden, wenn er beharre. Nun ließ er einen Notar kommen und diktierte eine Schenkungsakte über alles, was ihm noch verblieben war (immerhin noch ein schönes Vermögen), zu Gunsten der Familie Christophoros, nämlich dessen Witwe und die hinterbliebenen acht Kinder.

Ludovicos Entschluß kam seinen Gastfreunden sehr gelegen, die seinetwegen sich in großer Verlegenheit befanden. Ihn aus dem Kloster wegschicken und ihn der Rache seiner Feinde preisgeben, war ein Ausweg, den man nicht einmal in Erwägung zog. Sie hätten durch ein solches Verfahren den eigenen Vorrechten entsagt, das Kloster beim Volke um sein Ansehen gebracht, sich den Tadel ihrer übrigen Ordensgenossen zugezogen, weil das Recht aller dadurch verletzt worden wäre, ja, sie hätten gegen die kirchliche Autorität selbst verstoßen, die als Hüterin dieses Rechtes galt. Andererseits hatte sich die Familie des Getöteten, die an sich, sowie durch ihren Anhang sehr mächtig war, vorgenommen, Rache zu nehmen, und erklärte jeden für ihren Feind, der es versuchen würde, sie daran zu hindern. Die Geschichte berichtet nicht, ob man um den Getöteten getrauert habe, und auch nur eine Thräne in der ganzen Verwandtschaft um ihn vergossen worden sei; sie sagt nur, daß alle darauf ausgingen, den Ludovico lebendig oder tot in ihre Hände zu bekommen. Nun aber machte sein Eintritt in den Orden der ganzen

Sache ein Ende. Er leistete ja gewissermaßen Genugthuung, that Buße, bekannte sich rückhaltlos für schuldig, zog sich vor jedem Kampfe zurück; kurz, er war ein Feind, der die Waffen streckte. Die Verwandten des Toten konnten nun, wenn sie wollten, glauben und sich rühmen, er sei aus Verzweiflung und aus Furcht vor ihrem Zorn Mönch geworden. Jedenfalls müßte es auch dem grausamsten Beleidigten als genügende Strafe erscheinen, wenn man einen Mann zwänge, sich seines Vermögens zu entäußern, die Hauptharre abscheren zu lassen, barfuß zu gehen, auf einem Sacke zu schlafen und vom Almosen zu leben.

Der Pater Guardian erschien mit unverstellter Demut vor dem Bruder des Ermordeten, und nach tausend Versicherungen der Hochachtung für das erlauchte Haus und des Wunsches, demselben in allem Erdenklichen zu Willen zu sein, sprach er von der Reue Ludovicos und dessen Entschluß, wobei er zu verstehen gab, daß die Familie sich nun beruhigen könnte, dabei aber eben so höflich und in noch geschickterer Weise andeutete, daß die Sache, es möge nun gefallen oder nicht, nunmehr als abgemacht zu betrachten sei. Der Bruder geriet in Wut, die der Kapuziner mit den Worten austoben ließ: „Es ist ein nur zu gerechter Schmerz.“ Er bemerkte, daß seine Familie sich schon Genugthuung zu verschaffen gewußt hätte, und der Kapuziner, was er auch darüber denken mochte, widersprach nicht. Endlich stellte er noch die Bedingung, daß der Mörder seines Bruders sogleich die Stadt verlassen müsse. Der Guardian, der dies schon beschlossen hatte, sagte zu und überließ ihm, zu glauben, es geschehe aus Gehorsam gegen ihn. Damit war die Sache geschlichtet. Die Familie war zufrieden, daß sie sich eine ehrenvolle Genugthuung verschafft hatte, die Mönche zufrieden, daß sie einen Menschen gerettet, ohne sich einen Feind zu machen, die Adelspartei zufrieden, daß eine Ehrensache zu

ihren Gunsten geschlichtet war, das Volk zufrieden, da es einen allgemein beliebten Mann aus einem bösen Handel gezogen sah, und dabei noch seine Bekehrung anstaunte; zufrieden endlich und vor allen, inmitten seines Schmerzes, war Ludovico, der nun ein Leben der Sühne und der Demut begann, welches seine Unthat, wenn auch nicht ungeschehen machen, doch sühnen und den unerträglichen Stachel des Gewissens besänftigen konnte. Einen Augenblick überkam ihn die Versuchung, daß sein Entschluß der Furcht zugeschrieben werden möchte, allein sogleich tröstete er sich mit dem Gedanken, daß auch dies ungerechte Urteil für ihn eine Buße und ein Mittel der Sühne sein würde. So nahm er mit dreißig Jahren das Bußkleid; und da er, den Ordensstatuten gemäß, seinen Namen ablegen, und einen anderen annehmen mußte, so wählte er den Namen, der ihn jeden Augenblick an das erinnern sollte, was er abzubüßen hatte: er nannte sich Christophoro.

Kaum war die Ceremonie der Einkleidung vorüber, als der Guardian ihm eröffnete, daß er sein Noviziat in ****, einem sechzig Miglien entfernten Kloster zu bestehen habe, und schon tags darauf abreisen müsse. Der Novize verneigte sich, brachte aber noch folgende Bitte vor: „Erlaubt mir, hochwürdiger Vater, daß, bevor ich diese Stadt verlasse, wo ich das Blut eines Menschen vergossen habe und eine schwerbeleidigte Familie zurücklasse, ich die Beleidigung wieder gut zu machen suche, indem ich ihr mein tiefes Leid bezeige, den Schaden nicht mehr vergüten zu können; ich will den Bruder des Ermordeten um Verzeihung bitten, um den Kummer seiner Seele zu lindern, wenn Gott mein Vorhaben segnet." Dem Guardian schien ein solcher Schritt nicht nur an sich lobenswert, sondern auch ganz besonders geeignet zu sein, jene Familie völlig mit dem Kloster auszusöhnen. Er ging sogleich zu dem Bruder, um ihm Bruder Christophoros

Absicht mitzuteilen. Bei einem so unerwarteten Vorschlage fühlte jener neben seinem mit einigem Wohlgefallen gemischten Erstaunen gleichwohl seinen Zorn von neuem aufwallen. Nach einigen Augenblicken ruhigen Nachdenkens sagte er: „Er mag morgen kommen," bestimmte die Stunde, und der Guardian ging ins Kloster zurück, um dem Novizen die gewünschte Erlaubnis zu überbringen.

Der Edelmann dachte bei sich, je feierlicher und pomphafter dieser Akt vor sich gehen würde, um desto mehr würde sein Ansehen bei der ganzen Verwandtschaft und dem Publikum gewinnen, und meinte, es würde dies ein „schönes Blatt in der Geschichte der Familie" abgeben. Er ließ daher alle Verwandten schleunigst benachrichtigen, daß sie des anderen Tages um die Mittagszeit belieben möchten, zu ihm zu kommen, um eine gemeinschaftliche Genugthuung zu empfangen. Um Mittag wimmelte der Palast von Edeln jeden Alters und Geschlechtes. Es war ein Hin- und Hergehen, ein buntes Durcheinander von reichen Gewändern, schwankenden Federn, klirrenden Schwertern, eine Pracht von feinen Spitzen, Krausen und gestickten Schleppkleidern. Die Vorzimmer, der Hof und die Straße wimmelten von Dienern, Pagen, Bravi und Neugierigen. Bruder Christophoro bemerkte bei seinem Herannahen diese Anstalten, erriet sofort den Grund und fühlte sich etwas verlegen. Doch nach einer Weile sagte er zu sich: „Es ist gut: ich habe ihn öffentlich getötet, in Gegenwart seiner vielen Feinde; es war ein öffentliches Ärgernis, nun mag auch die öffentliche Buße folgen."

So trat er, mit niedergeschlagenen Augen, den Pater an seiner Seite, durch die Hausthüre, ging über den Hof durch ein Gedränge von Leuten, die ihn mit unhöflicher Aufmerksamkeit fixierten, stieg die Treppe hinauf, und gelangte endlich, mitten durch ein anderes Gedränge von Edelleuten, die sämtlich ihre Blicke auf ihn richteten und

ihm auswichen, zu dem Herrn des Hauses, der, umgeben von den nächsten Verwandten aufrecht in der Mitte des Saales stand, die Stirne gerunzelt und das Kinn in die Höhe geworfen, während er die linke Hand an den Griff seines Schwertes legte und mit der rechten den Mantelkragen auf der Brust zusammenhielt.

Oft liegt in Gesicht und Haltung eines Menschen ein so deutlicher Ausdruck, man möchte fast sagen, ein Ausguß seines innersten Wesens, daß das Urteil von Tausenden, die ihn in solchen Augenblicken sehen, nur eines sein wird. So sagte auch Christophoros Gesicht und Haltung den Anwesenden deutlich, daß er nicht aus menschlicher Furcht Mönch geworden und zu dieser Demütigung sich herabgelassen habe und diese Überzeugung gewann ihm aller Herzen. Als er den Beleidigten sah, beschleunigte er seine Schritte, warf sich vor ihm auf die Knie, kreuzte die Arme auf der Brust, beugte sein geschorenes Haupt und sprach: „Ich bin der Mörder Eueres Bruders. Gott weiß, daß ich gerne um den Preis meines Lebens ihn Euch zurückgeben möchte. Da ich aber nur armselige und nachträgliche Entschuldigungen vorzubringen vermag, so beschwöre ich Euch, sie um Gottes willen anzunehmen.“

Aller Augen waren auf den Novizen und auf den Mann gerichtet, mit welchem er sprach, alle horchten mit gespannter Aufmerksamkeit. Als Bruder Christophoro schwieg, gaben sich im ganzen Saale leise Äußerungen des Mitleids und der Hochachtung kund. Der Ritter, welcher mit der Gebärde gezwungener Herablassung und schlecht verhaltenen Zornes dastand, wurde durch diese Worte in Verwirrung gesetzt, beugte sich zu dem Knieenden herab und sagte mit bewegter Stimme: „Die Beleidigung . . . wahrlich diese That . . . aber das Kleid, das Ihr tragt . . . nicht das allein, sondern auch um Eueretwillen . . . Mein Bruder . . .

ich kann es nicht leugnen . . . war ein Mann . . . ein wenig heißblütig . . . ein wenig hitzig . . . Aber alles geschieht nach Gottes Willen. Sprecht nicht mehr davon . . . Aber, Bruder, Ihr dürft nicht länger in dieser Stellung bleiben.“ Er faßte ihn an den Armen und hob ihn auf. Bruder Christophoro antwortete aufrecht stehend, aber mit gesenktem Haupte: „Ich darf also hoffen, daß Ihr mir verziehen habt? Und wenn ich Euere Verzeihung erlangt habe, von wem sollte ich sie nicht hoffen dürfen? O! könnte ich doch aus Euerem Munde das Wort Vergebung vernehmen!“

„Vergebung?“ sagte der Ritter: „Ihr bedürft ihrer nicht, weil Ihr es aber wünschet, gewiß, gewiß, ich verzeihe Euch und alle . . .“

„Alle, alle!“ murmelten die Anwesenden einstimmig. Auf dem Angesichte des Mönches gab sich eine dankbare Rührung kund, die jedoch jenen Zug demütiger und tiefer Zerknirschung über eine That nicht zu verwischen vermochte, welche die Vergebung der Menschen nicht ungeschehen machen konnte. Der Ritter, von diesem Anblick überwältigt und ergriffen von der ganzen Scene, fiel ihm um den Hals und gab und empfing den Friedenskuß.

„Bravo! Schön!“ schallte es aus allen Teilen des Saales, alles geriet in Bewegung und drängte sich um den Mönch. Inzwischen kamen die Diener mit Erfrischungen aller Art. Der Ritter näherte sich unserem Christophoro, welcher Miene machte, sich zu entfernen und sagte: „Bruder, thut mir einen Gefallen, gebt mir diesen Beweis der Freundschaft!“ Dabei schickte er sich an, ihn vor allen anderen zu bedienen. Aber der Mönch zog sich unter einem gewissen herzlichen Sträuben zurück und sagte: „Diese Dinge ziemen mir nicht mehr; aber ferne sei es von mir, Euere Gaben zu verschmähen. Ich bin im Begriffe, abzureisen; laßt mir ein Brot bringen, damit ich

sagen könne, ich hätte Euerer Mildthätigkeit genossen, von Euerem Brote gegessen und ein Zeichen Euerer Verzeihung erhalten." Der tief bewegte Ritter befahl, es zu thun, ein Diener brachte ein Brot auf silbernem Teller und reichte es dem Mönche dar, der es mit Dank annahm und einsteckte. Hierauf nahm er Abschied, und umarmte nochmals den Herrn des Hauses, und alle, die, in seiner Nähe stehend, sich an ihn herandrängten. Nur mit Mühe konnte er sich von ihnen losmachen; sogar in den Gängen konnte er sich der Diener und sogar der Bravi kaum erwehren, die den Saum seiner Kutte und seinen Gürtelstrick küßten; auf der Straße wurde er vom Volke wie im Triumphe fortgetragen, und bis an das Stadtthor begleitet. Dann erst konnte er ungehindert seine Reise nach dem fernen Noviziat antreten.

Der Bruder des Erschlagenen und die Verwandtschaft, die gehofft hatten, an jenem Tage die kindische Freude geschmeichelten Stolzes zu kosten, waren nun erfüllt von der sanften Freude des Verzeihens und des Wohlwollens. Die Gesellschaft blieb noch eine gute Weile in Frohsinn und ungewohnter Herzlichkeit versammelt und führte Gespräche, auf die beim Kommen gewiß niemand gefaßt war. Anstatt genommener Genugthuung, gerächten Schimpfes, bildeten das Lob des Novizen, die Versöhnung, der Friede den Gegenstand der Unterhaltung. Nachdem die Versammlung auseinander gegangen war, überdachte der Ritter, der noch ganz bewegt war, voll Verwunderung das, was er gehört, was er selbst gesagt hatte. Er murmelte zwischen den Zähnen: „Der Teufelsmönch! Wenn er noch einige Augenblicke auf den Knieen liegen geblieben wäre, so hätte ich ihn beinahe um Verzeihung gebeten, daß er mir meinen Bruder umgebracht hat." — Unsere Geschichte bemerkt ausdrücklich, daß seit jenem Tage der Ritter etwas weniger aufbrausend und merklich leutseliger geworden sei. Der

arme Christophoro machte seine Reise mit einer Beruhigung, die er nie mehr empfunden hatte seit jenem schrecklichen Tage, dessen Sühnung sein ganzes Leben geweiht sein sollte. Er beobachtete das den Novizen auferlegte Stillschweigen, ohne sich dessen bewußt zu sein, versunken in Gedanken an die Mühseligkeiten, Entbehrungen und Demütigungen, die er gerne erduldete, um sein Vergehen gut zu machen. Um die Stunde der Mahlzeit kehrte er bei einem Wohlthäter ein, und aß mit einer gewissen Gier von dem Brot der Vergebung; ein Stück davon steckte er in seine Reisetasche, um es zum ewigen Andenken aufzubewahren.

Es ist nicht unsere Absicht, die Geschichte seines Klosterlebens zu erzählen; wir sagen nur, daß er die ihm aufgetragenen Pflichten, zu predigen und den Sterbenden beizustehen, immer mit Eifer und Sorgfalt erfüllte. Er ließ nie eine Gelegenheit vorübergehen, ohne zwei andere zu üben, die er sich auferlegt hatte: Streitigkeiten zu vermitteln und Bedrückten beizustehen. Bei dieser Neigung wandelte ihn, ohne daß er es bemerkte, jene alte Gewohnheit und ein Restchen des kriegerischen Geistes wieder an, den die Demütigungen und Abtötungen nicht ganz zu erlöschen vermocht hatten. Seine Sprache war gewöhnlich demütig und ruhig, wenn es sich aber um Gerechtigkeit und Wahrheit handelte, belebte den ruhigen Mann plötzlich das frühere Feuer, das, unterstützt und gemäßigt durch ein gewisses Pathos, seiner Sprache einen eigentümlichen Charakter verlieh. Seine ganze Haltung wie sein Anblick verrieten einen langen Kampf zwischen seinem feurigen, reizbaren Temperament und seinem entgegenstrebenden, meist siegreichen, immer wachsamen, von höheren Beweggründen und Eingebungen geleiteten Willen. Einer seiner Mitbrüder und Freunde, der ihn gut kannte, hatte ihn einst mit gewissen in ihrer natürlichen Form allzu ausdrucksvollen

Worten verglichen, die manche sonst wohl erzogene Leute in der Hitze der Leidenschaft mit Veränderung irgend eines Buchstabens verstümmelt aussprechen, Wörter, die jedoch auch in dieser Verstümmelung noch an ihre ursprüngliche Energie erinnern. Wenn ein armes, ihm ganz unbekanntes Mädchen in Lucias trauriger Lage den Pater Christophoro um seinen Beistand angerufen hätte, hätte er sich sogleich auf den Weg gemacht. Da es sich aber nun sogar um Lucia selbst handelte, eilte er mit um so größerer Angst herbei, als er ihre Tugendhaftigkeit kannte und bewunderte, ihrer Gefahr wegen bereits in Sorgen war und eine heilige Entrüstung empfand über die schändliche Verfolgung, deren Gegenstand sie geworden war. Überdies hatte er ihr als das geringere Übel angeraten, die Sache geheim zu halten und ruhig zu sein; nun aber fürchtete er, daß sein Rat irgend eine traurige Wirkung hervorgebracht haben möchte, und zu der bekümmerten Nächstenliebe kam in diesem Falle noch jene Gewissensangst, die so oft gute Menschen quält.

Während wir aber die Lebensgeschichte des Pater Christophoro erzählten, ist er selbst angekommen, pocht an die Thüre, die Frauen stellen die Haspel, die sie eben schnurren ließen, beiseite, stehen auf, und rufen wie mit einer Stimme: „Gott sei Dank, da ist Pater Christophoro!“

Fünftes Kapitel.

Pater Christophoro blieb aufrecht auf der Schwelle stehen, und hatte kaum einen Blick auf die Frauen geworfen, als er schon wahrnehmen mußte, daß seine Ahnungen nicht falsch gewesen seien. Er sagte daher mit jenem Fragetone, der auf eine traurige Antwort gefaßt ist, indem er

mit einer leichten Bewegung des Kopfes den Bart erhob: „Nun?“ Lucia antwortete mit einem Thränenstrom; die Mutter fing an, sich zu entschuldigen, daß sie es gewagt habe ... allein der Mönch trat herein, setzte sich auf einen Stuhl mit drei Beinen nieder und schnitt die Komplimente mit den an Lucia gerichteten Worten ab: „Sei ruhig, armes Mädchen. Und Ihr,“ sagte er zu Agnes, „erzählt mir, was vorgefallen ist!“ Während die gute Frau ihren traurigen Bericht aufs beste abstattete, wechselte öfter die Gesichtsfarbe des Mönches und bald blickte er gen Himmel, bald stampfte er mit den Füßen. Als die Erzählung vorüber war, bedeckte er mit den Händen das Gesicht und rief aus: „Heiliger Gott! wie lange ...“ Ohne den Satz zu vollenden, kehrte er sich wieder gegen die Frauen und sagte: „Ihr Armen! Gott hat euch heimgesucht. Arme Lucia!“

„Ihr werdet uns doch nicht verlassen?“ entgegnete diese schluchzend.

„Ich euch verlassen?“ versetzte er hierauf. „Mit welchem Angesichte könnte ich ferner noch Gott um etwas für mich bitten, wenn ich euch verließe? Euch verließe in solcher Lage! Euch, die er mir anvertraut hat! Seid guten Mutes! Er wird euch beistehen; er sieht alles; er kann sich auch eines unwürdigen Mann, wie ich bin, bedienen, um einen solchen ... zu Schanden zu machen. Nun, laßt uns überlegen, was zu thun sei.“

Indem er so sprach, stützte er den Ellenbogen auf das Knie, beugte seinen Kopf in die flache Hand und faßte mit der rechten den Bart und das Kinn, als wenn er alle Kräfte der Seele fest zusammennehmen wollte. Allein das tiefste Nachdenken diente nur dazu, ihm zu zeigen, wie dringend und verwickelt der Fall, wie eng, ungewiß und gefährlich der Ausweg sei. — Don Abbondio ein wenig Schamgefühl einflößen und ihm bemerklich

machen, wie sehr er seine Pflicht verabsäume? Schamgefühl und Pflichten sind ihm nichts, wenn er Furcht hat. Ihm Furcht einjagen? Welche Mittel habe ich, ihm eine Furcht einzujagen, die jene überträfe, welche er vor einer Büchsenkugel hat? Den Erzbischof von allem in Kenntnis setzen und seine Hilfe anrufen? Das erfordert Zeit, und inzwischen? Und dann? Selbst wenn die arme Unschuldige verheiratet wäre, würde das für einen solchen Menschen ein Zügel sein? Wer weiß, wie weit er es treiben könnte? . . . Ihm Widerstand leisten? Auf welche Weise? „Ach, wenn ich,“ dachte der arme Mönch, „wenn ich meine hiesigen Klosterbrüder und jene von Mailand herbeiziehen könnte! Aber, es ist keine gemeinschaftliche Sache; ich würde im Stiche gelassen werden. Zudem spielt jener den Freund des Klosters, giebt sich für einen Anhänger der Kapuziner aus, und seine Bravi haben schon mehr als einmal in unserem Kloster Zuflucht gefunden! Ich würde allein stehen und gar für einen unruhigen Kopf, für einen Ränke- und Händelstifter angesehen werden. Was noch schlimmer ist, ich könnte mit einem unzeitigen Versuch die Lage des armen Mädchens verschlimmern.“ — Nachdem er das Für und Wider dieses oder jenes Planes erwogen hatte, hielt er es für das beste, Don Rodrigo selbst gegenüberzutreten, einen Versuch zu machen, ihn durch Bitten, durch die Schrecken jenes oder dieses Lebens wo möglich von seinem ehrlosen Vorhaben abzubringen. Im schlimmsten Falle könnte man auf diesem Wege erfahren, ob er auf seinem schnöden Vorsatze fest beharre, welches seine Absichten seien, und wie denselben zu begegnen wäre.

Während der Mönch im Nachdenken versunken war, war Renzo, der aus leicht begreiflichen Gründen nicht lange vom Hause entfernt bleiben konnte, am Eingange erschienen. Da er aber den Pater so vertieft sah und

die Frauen ihm ein Zeichen gaben, ihn nicht zu stören, so blieb er schweigend auf der Schwelle stehen. Als nun der Mönch den Kopf erhob, um den Frauen seinen Plan mittzuteilen, gewahrte er ihn und grüßte ihn mit der gewohnten Freundlichkeit, die vom Mitleid noch gesteigert wurde.

„Haben sie Euch gesagt . . . hochwürdiger Vater?“ fragte Renzo mit bewegter Stimme.

„Nur zu viel; und deswegen bin ich hier.“

„Was sagt Ihr von dem Schurken . . .“

„Was willst Du, daß ich von ihm sage? Er ist nicht hier, und kann's nicht hören, was würden also meine Worte nützen? Dir aber, lieber Renzo, sage ich, daß Du auf Gott vertrauest, und daß Gott Dich nicht verlassen wird.“

„Gesegnet seien Euere Worte,“ rief der Jüngling aus. „Ihr seid keiner von denen, die den Armen immer unrecht geben. Aber der Herr Pfarrer und jener verwünschte Doktor . . .“

„Grüble nicht über Dinge, die Dich nur unnötig beunruhigen. Ich bin ein armer Mönch; aber ich wiederhole Dir, was ich bereits den Frauen gesagt habe, so wenig ich auch vermag, ich werde euch nie verlassen.“

„O, Ihr seid nicht wie die Weltfreunde! Eitle Schwätzer! Wer ihren Beteuerungen geglaubt hätte, die sie mir in guten Tagen machten! Ach! ach! Sie wollten Gut und Blut für mich hingeben; gegen den Teufel hätten sie mir beigestanden. Wenn ich einen Feind gehabt hätte . . . ich hätte es nur sagen dürfen; er hätte bald kein Brot mehr gegessen. Und wenn Ihr sähet, wie sie sich jetzt zurückziehen . . .“ Bei diesen Worten richtete er seine Blicke auf des Paters Gesicht und sah, daß es sich ganz umwölkte. Daraus merkte er, daß er etwas gesagt habe, was er hätte verschweigen sollen. Da er es

aber gut machen wollte, so verwickelte er sich immer mehr und wurde immer verwirrter: „Ich wollte sagen . . . ich meine nicht . . . das heißt, ich wollte eigentlich sagen . . .“

„Was wolltest Du sagen? Wie? Du fingst also an, mein Werk zu zerstören, ehe es begonnen war! Es ist gut für Dich, daß Dir die Augen zur rechten Zeit aufgegangen sind. Was? Du sahest Dich also nach Freunden um . . . und nach welchen Freunden? . . . Die Dir nicht hätten helfen können, selbst wenn sie gewollt hätten! Und Du gingst damit um, den einzigen zu verlieren, der es kann und will! Weißt Du nicht, daß Gott der Freund der Betrübten ist, welche auf ihn vertrauen? Weißt Du nicht, daß der Schwache nichts dabei gewinnt, wenn er die Krallen herausläßt? Und doch . . .“ Hier faßte er Renzos Arm fest an. Sein Anblick, ohne etwas von seiner Würde zu verlieren, steigerte sich zu einer feierlichen Zerknirschung; seine Blicke senkten sich zu Boden, seine Stimme wurde langsam und wie unterirdisch: „Und doch . . . es ist ein schrecklicher Gewinn! Renzo, willst Du mir vertrauen? . . . Was sage ich, mir, dem schwachen Menschenkinde, dem armen Mönch? Willst Du auf Gott vertrauen?“

„Ach ja!“ versetzte Renzo. „Er ist der wahrhafte Herr!“

„Nun gut, so versprich mir, daß Du niemanden angreifen, niemanden herausfordern, daß Du Dich von mir leiten lassen wirst?“

„Ich verspreche es.“

Lucia stieß einen tiefen Seufzer aus, als wenn man ihr einen Centnerstein von der Brust weggewälzt hätte, und Agnes sagte: „Brav, mein Sohn!“

„Hört, Kinder,“ fuhr Pater Christophoro fort, „ich will heute noch mit jenem Manne sprechen. Wenn Gott sein Herz rührt und meinen Worten Kraft verleiht, dann

ist es gut; wo nicht, wird er uns ein anderes Auskunftsmittel zeigen. Ihr verhaltet euch inzwischen ruhig und zurückgezogen, vermeidet alles Geschwätz und laßt euch nicht sehen. Diesen Abend oder spätestens morgen früh werdet ihr mich wieder sehen." Mit diesen Worten machte er allen Danksagungen und Segnungen ein Ende und ging hinweg. Er kehrte ins Kloster zurück und kam gerade noch recht, um im Chor die Sext mitzubeten, aß dann zu Mittag und machte sich auf den Weg nach der Höhle des wilden Tieres, das er zu zähmen versuchen wollte.

Das Schloß Don Rodrigos erhob sich nach Art einer Festung, auf der Spitze eines der Vorgebirge, welche an jener Küste so zahlreich sind. Dieser Andeutung fügt unser Anonymus hinzu, daß der Ort — er hätte besser gethan, den Namen anzugeben — höher lag als das Dörfchen der Verlobten, und von diesem etwa drei, vom Kloster vier Miglien entfernt war. Am Fuße des Hügels auf der südlichen Seite, die dem See zugekehrt ist, lag eine Gruppe von Häusern, welche von Leuten Don Rodrigos bewohnt waren. Es war sozusagen die Hauptstadt seines kleinen Reiches. Es genügte hindurchzugehen, um über die Beschaffenheit und die Sitten des Ortes aufgeklärt zu werden. Wenn man einen Blick in die Erdgeschoße warf, wo gerade ein Eingang offen stand, sah man Büchsen, Trompeten, Hacken, Rechen, Strohhüte, kleine Netze und Pulverhörner durcheinander an den Wänden aufgehängt. Die Leute, denen man begegnete, waren vierschrötige, mürrische Kerle, die auf dem Kopfe einen großen Schopf trugen, der in ein kleines Netz eingeschlossen war. Alte Leute, die ihre Vorderzähne schon verloren hatten, schienen stets bereit, ohne im mindesten gereizt zu werden, das Zahnfleisch zu weisen. Weiber mit männlichen Zügen und stämmigen Armen, stark genug, der Zunge, wenn sie nicht ausreichte, zu Hilfe zu kommen, gingen hin und her; selbst

in den Mienen und Gebärden der Kinder, die auf der Gasse spielten, konnte man Trotz und frechen Mutwillen erkennen.

Pater Christophoro ging durch das Dorf, stieg einen schneckenförmig gewundenen Fußweg hinauf und gelangte auf einen kleinen Platz vor dem Schlosse. Das Thor war geschlossen, ein Zeichen, daß der Schloßherr an der Tafel sitze und nicht behelligt werden wolle. Die wenigen, kleinen Fenster nach der Straßenseite, mit den von der Zeit abgenützten, auseinanderfallenden Rahmen, waren mit großen Eisenstangen vergittert und jene des Erdgeschoßes so hoch angebracht, daß sie kaum ein Mann hätte erreichen können, der auf die Schultern eines anderen stieg. Es herrschte das tiefste Schweigen. Ein Fremder hätte glauben können, das Gebäude sei unbewohnt, wenn nicht vier Wesen, zwei lebende und zwei tote, die symmetrisch aufgestellt waren, auf Bewohner hätten schließen lassen. Zwei große Geier mit ausgespannten Flügeln und herabhängenden Köpfen, der eine entfiedert und verwittert, der andere noch frisch und unversehrt, waren an die beiden Thorflügel angenagelt und zwei Bravi lagen auf den rechts und links angebrachten Bänken ausgestreckt, hielten Wache und waren in der Erwartung, bald gerufen zu werden, um den Abtrag des Herrentisches zu verzehren.

Der Pater blieb stehen, in der Stellung eines Mannes, der sich zum Warten anschickt. Aber einer der Bravi stand auf und sagte zu ihm: „Pater, kommt nur heran, hier läßt man die Kapuziner nicht warten. Wir sind Freunde des Klosters, und ich bin in Augenblicken dort gewesen, wo es außen nicht geheuer war für mich; hätten sie mir die Thüre verschlossen gehalten, wär's mir nicht zum besten ergangen.“ Bei diesen Worten that er zwei Schläge mit dem Thorklopfer. Den Schall beantwortete sogleich von innen Geheul und Gekläff großer und kleiner Hunde; und

einige Augenblicke darauf erschien brummend ein alter Diener; als er aber den Pater erblickte, machte er ihm einen tiefen Bückling, beschwichtigte die Bestien, führte den Gast in einen engen Hof und schloß das Thor wieder zu. Er begleitete ihn dann in einen Saal und sagte, indem er ihn mit erstaunter, achtungsvoller Miene ansah: „Seid Ihr nicht . . . der Pater Christophoro von Pescarenico?"

„Ich bin's."

„Ihr hier?"

„Wie Ihr seht, guter Mann."

„Es wird sein, um Gutes zu thun. Gutes," fuhr er zwischen den Zähnen murmelnd, fort, indem er weiter ging, „kann man überall thun." Nachdem sie zwei oder drei dunkle Gänge durchschritten hatten, gelangten sie an den Eingang des Speisesaales. Hier hörte man ein wirres Getöse von Gabeln, Messern, Gläsern, Tellern, und vor allem von streitenden Stimmen, welche sich wechselweise zu überschreien suchten. Der Mönch wollte sich zurückziehen und stritt eben mit dem Diener, um zu erlangen, daß er ihn in irgend einer Ecke des Hauses warten lasse, bis die Mahlzeit zu Ende sein würde, als die Thüre plötzlich geöffnet wurde. Ein gewisser Graf Attilio, welcher gerade gegenüber saß (er war ein Vetter des Hausherrn, und wir haben seiner schon gedacht, ohne ihn zu nennen), erblickte den geschorenen Kopf und die Kutte, und da er die bescheidene Absicht des guten Mönches merkte, rief er: „Heda, nicht ausreißen, Pater, kommt nur herein!"

Don Rodrigo, ohne gerade den Gegenstand des Besuches genau zu kennen, sah dies aus einem gewissen dunkeln Vorgefühl nicht gerne. Da aber der vorlaute Attilio die laute Einladung hatte ergehen lassen, so schickte es sich nicht für ihn zu schweigen, und er sagte: „Kommt nur herein, Pater, kommt nur herein!" Der Pater trat

vorwärts, verbeugte sich gegen den Hausherrn und erwiderte mit beiden Händen die Grüße der Tischgenossen.

Man pflegt den ehrlichen Mann dem Bösewicht gegenüber gewöhnlich mit erhabener Stirne, sicherem Blicke, hoher Brust und gelöster Zunge sich vorzustellen. Um jedoch in Wirklichkeit eine solche Stellung annehmen zu können, werden noch manche Umstände erfordert, die sehr selten zusammentreffen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Pater Christophoro trotz des guten Zeugnisses, das ihm sein Gewissen gab, trotz der festen Überzeugung von der Gerechtigkeit der Sache, die er zu verteidigen unternahm, und trotz des aus Abscheu und Mitleid gemischten Gefühles, das er für Don Rodrigo empfand, dennoch mit einer gewissen Unterwürfigkeit und Achtung vor eben diesem Rodrigo stand, welcher hier am Ehrenplatze der Tafel, in seinem Hause, in seinem Reiche, umgeben von huldigenden Freunden und mit einer Miene ihm gegenüber saß, die jedem, wer er auch sein mochte, eine Bitte, und noch mehr einen Rat, eine Zurechtweisung oder gar einen Tadel im Munde ersterben machen konnte. Zu seiner Rechten saß jener Graf Attilio, sein Vetter, und wenn es der Bemerkung noch bedarf, der Genosse seiner Ausschweifungen und Schandthaten, welcher von Mailand gekommen war, um einige Tage bei ihm in seinem Schlosse zuzubringen. Zu seiner Linken und an der anderen Seite des Tisches saß in tiefer Ehrfurcht, die jedoch von einer gewissen Sicherheit und Anmaßung gemäßigt war, der Landvogt, derselbe, dem, der Theorie nach, obgelegen hätte, dem Renzo Tramaglino Gerechtigkeit zu verschaffen und den Don Rodrigo in Kraft der oben angeführten Edikte zu zügeln. Dem Landvogte gegenüber saß mit der Miene der reinsten, innigsten Verehrung unser Doktor Rechtsverdreher, in schwarzem Mantel und mit der roten Nase, die diesmal mehr ins Bläuliche spielte.

Noch fanden sich zwei weitere Gäste an der Tafel, von denen unsere Geschichte nur erzählt, daß sie weiter nichts thaten, als essen, kopfnicken, lächeln und alles billigen, was irgend einer der Gäste sagte, dem ein anderer nicht widersprach.

„Für den Pater einen Stuhl!" sagte Don Rodrigo.

Ein Diener brachte einen Sessel, auf welchem Pater Christophoro sich niederließ, indem er bei dem Hausherrn sich entschuldigte, daß er zu so ungelegener Stunde gekommen sei.

„Ich wünsche nach Euerer Bequemlichkeit über eine wichtige Angelegenheit ein paar Worte mit Euch unter vier Augen zu reden," sagte er mit verhaltener Stimme zu Don Rodrigo.

„Schon gut, wir wollen nachher miteinander sprechen," antwortete dieser, „allein inzwischen trinken wir erst ein Glas zusammen."

Der Pater sträubte sich, aber Don Rodrigo erhob mitten unter dem Lärm, der wieder begonnen hatte, seine Stimme und rief: „Nein, bei Gott, das dürft Ihr mir nicht thun! Niemals soll ein Kapuziner aus diesem Hause gehen, ohne meinen Wein, oder ein unverschämter Gläubiger, ohne das Holz aus meinen Wäldern gekostet zu haben." Diese Worte erregten allgemeines Gelächter und unterbrachen auf eine Weile die Frage, welche unter den Tischgenossen mit Wärme besprochen worden war. Ein Diener brachte auf einem Kredenzteller eine Flasche Wein, samt einem langen Kelchglas und präsentierte es dem Pater. Dieser konnte die so dringende Einladung eines Mannes, den er gerne günstig stimmen wollte, nicht ausschlagen, schenkte daher sogleich ein und fing an, den Wein langsam einzuschlürfen.

„Tassos Ansehen spricht nicht für Euere Behauptung, verehrter Herr Landvogt, vielmehr gegen dieselbe," fing

Graf Attilio wieder an zu heulen. „Denn dieser gelehrte, dieser große Mann, der die Regeln der Ritterschaft an den Fingern hersagen konnte, läßt den Abgesandten des Argant vorher bei dem frommen Gottfried von Bouillon um die Erlaubnis nachsuchen, bevor er den christlichen Rittern die Herausforderung überbrachte."

„Aber das ist überflüssig!" versetzte der Landvogt, nicht weniger brüllend, „rein überflüssig, weil der Gesandte seiner Natur nach, vermöge des Völkerrechtes, Jure gentium, unverletzlich ist. Und ohne uns so weit umzusehen, sagt es schon das Sprichwort: Der Knecht kann nicht für den Herrn. Und Sprichwörter, Herr Graf, sind die Weisheit des menschlichen Geschlechtes. Da nun der Bote nichts in seinem eigenen Namen gesagt hatte, sondern die Herausforderung nur schriftlich . . ."

„Aber Ihr werdet begreifen, daß der Bote ein frecher Esel war, der nicht einmal die ersten Regeln des . . ."

„Mit Euerer Erlaubnis, Ihr Herren," unterbrach ihn Don Rodrigo, der nicht wünschte, daß die Sache zu weit getrieben werde. „Laßt uns die Frage dem Pater Christophoro vorlegen, und seine Meinung soll entscheidend sein."

„Gut, sehr gut!" sagte Graf Attilio, dem es spassig vorkam, daß eine Frage über ritterliche Bräuche von einem Kapuziner entschieden werden sollte, während der Landvogt, der sich beim Streit am meisten erhitzt hatte, sich kaum beschwichtigen ließ und dabei ein Gesicht schnitt, das sagen zu wollen schien: „Dummheiten!"

„Aber, so viel ich begriffen zu haben vermeine," sagte der Pater, „so sind das keine Dinge, die ich zu verstehen brauche."

„Das sind nur bescheidene Ausflüchte von Euch, Pater," bemerkte Don Rodrigo. „Aber Ihr sollt mir nicht entschlüpfen. Man weiß ja, daß Ihr nicht mit

der Kapuze über dem Kopf zur Welt gekommen seid, und daß die Welt Euch gekannt hat. Nun schnell zur Frage."

„Die Sache verhält sich so," fing Graf Attilio an zu schreien.

„Laßt mich's sagen, Vetter, ich bin neutral," versetzte Don Rodrigo. „Der Hergang ist folgender: Ein spanischer Ritter sendet einem mailändischen eine Ausforderung zu. Der Überbringer, der den Ausgeforderten nicht zu Hause antrifft, giebt den Forderungsbrief einem Bruder des Ritters; dieser Bruder liest die Forderung und giebt anstatt der Antwort dem Überbringer eine Tracht Prügel. Es handelt sich . . ."

„Sie waren gut gegeben, gut angewendet!" schrie Graf Attilio. „Es war eine wahre Eingebung."

„Des Teufels," setzte der Landvogt hinzu, „einen Gesandten zu schlagen! Eine geheiligte Person! Ihr, Pater, sollt mir sagen, ob das eine ritterliche Handlung war."

„Ja, freilich war es ritterlich!" schrie der Graf. „Lasset es mich sagen, der ich mich darauf verstehen muß, was sich für einen Ritter ziemt. Ja, wenn er mit den Fäusten zugeschlagen hätte, aber der Stock beschmutzt niemanden die Hand. Was ich aber nicht begreifen kann, ist, warum Ihr Euch so sehr um den Rücken eines Schlingels bekümmert."

„Wer hat vom Rücken gesprochen, mein Herr Graf? Ihr schiebt mir Ungereimtheiten unter, die mir nicht in den Sinn gekommen sind. Ich sprach vom Charakter, und nicht vom Rücken. Vor allem aber spreche ich vom Völkerrecht. Saget mir gefälligst, ob die Fecialen, die von den alten Römern abgesandt wurden, um den anderen Völkern die Absagebotschaft zu eröffnen, um die Erlaubnis baten, ihren Auftrag auszurichten; und zeigt mir einen Schriftsteller, welcher Meldung thut, daß ein Feciale je geprügelt worden sei."

„Was haben die Fecialen der alten Römer mit uns zu schaffen? Diese Leute machten zu viele Umstände und waren in solchen Dingen weit, weit zurück. Aber nach den Gesetzen der neueren Ritterschaft, welche die wahre ist, sage und behaupte ich, daß ein Abgesandter, der es wagt, einem Ritter eine Ausforderung einzuhändigen, ohne ihn um die Erlaubnis hiezu gebeten zu haben, ein frecher Bursche ist, der verletzt werden darf und muß, geprügelt werden kann und muß.“

„Antwortet mir einmal auf diesen Syllogismus . . .“

„Nein, nein, nein.“

„So hört doch, hört doch, hört doch! Einen Unbewaffneten zu schlagen, ist eine verräterische Handlung; atqui der Abgesandte ist ohne Waffen; ergo . . .“

„Sachte, sachte, Herr Landvogt!“

„Was sachte?“

„Sachte, sage ich! Was habt ihr eben gesagt? Eine verräterische Handlung ist es, einem von hinten das Schwert in den Leib zu stoßen, oder ihm eine Büchsenkugel in den Rücken zu schießen, aber selbst hier kann es gewisse Fälle geben . . . doch, bleiben wir bei der Frage. Ich gebe zu, daß dies im allgemeinen eine verräterische Handlung genannt werden kann; aber einem Schlingel vier Stockstreiche aufzumessen, das wäre mir eine schöne Geschichte, wenn ich ihm sagen müßte: Gieb acht, ich will Dich prügeln, wie man etwa einem Edelmann sagen würde: Hand ans Schwert! — Und Ihr, verehrter Herr Doktor, anstatt mir mit den Augen zu zwinkern, um mir zu verstehen zu geben, daß Ihr meiner Meinung seid, warum unterstützt Ihr meine Gründe nicht mit Euerem guten Mundwerk, um mir zu helfen, diesen Herrn zu überzeugen?“

„Ich . . .,“ versetzte der Doktor etwas verwirrt; „ich freue mich dieses gelehrten Streites und danke dem

Zufall, daß er zu einem so anmutigen Wettkampf der Geister die Veranlassung geboten. Übrigens steht es mir gar nicht zu, den Schiedsspruch zu thun. Se. Gnaden haben schon einen Schiedsrichter bestellt . . . Hier den Pater . . ."

„Das ist wahr," sagte Don Rodrigo, „aber wie kann denn der Richter sprechen, wenn die Parteien nicht schweigen wollen?

„Ich verstumme," entgegnete der Graf Attilio. Der Landvogt biß die Lippen zusammen und erhob zum Zeichen seiner Zustimmung die Hand.

„Gott sei Dank! Nun ist die Reihe an Euch, Pater," sagte Don Rodrigo mit halb spöttischem Ernste.

„Ich habe bereits meine Entschuldigungsgründe vorgebracht, indem ich bemerkte, daß ich mich nicht auf solche Dinge verstehe," antwortete Pater Christophoro und gab dem Diener das Glas zurück.

„Magere Ausflüchte!" schrieen die Vettern. Wir wollen den Ausspruch!"

„Wenn es sein muß," versetzte nun der Mönch, „so ist meine einfältige Meinung die, daß es weder Herausforderungen, noch Kartelträger, noch auch Schläge geben sollte."

Die Tischgenossen sahen einander verwundert an.

„Das ist stark," sagte Graf Attilio, „verzeiht mir, Pater, das ist stark! Man sieht, daß Ihr die Welt nicht kennt."

„Er die Welt nicht kennen?" erwiderte Don Rodrigo. „Erlaubt mir, dem zu widersprechen. Er kennt sie, Vetter, so gut als Ihr. Nicht wahr, Pater? Sagt, ob Ihr nicht auch Euere Schule durchgemacht habt?"

Anstatt auf diese freche Frage zu antworten, sagte der Pater zu sich selbst: — „Jetzt geht's an dich; aber erinnere dich, daß du nicht um deinetwillen da bist, und

daß alles, was dich allein angeht, nicht in Rechnung kommen darf."

„Mag sein," sagte der Vetter; „aber der Pater . . . wie heißt er denn?"

„Pater Christophoro," antworteten mehrere Stimmen.

„Aber, Pater Christophoro, mein verehrtester Gönner, mit diesen Eueren Grundsätzen würdet Ihr in der Welt das Unterste zu oberst kehren. Ohne Forderungen, ohne Schläge! Adieu, Ehrgefühl! Jeder Lotterbube würde ungestraft bleiben. Zum Glück ist die Annahme eine Unmöglichkeit."

„Mut, Herr Doktor!" platzte Don Rodrigo heraus, der den Streit immer mehr von den beiden ersten Kämpfern ablenken wollte. „Mut, Herr Doktor! Ihr seid ja der Mann dazu, allen recht zu geben. Laßt sehen, wie Ihr es anstellt, um dem Pater Christophoro diesmal recht zu geben."

„Wahrlich," erwiderte der Doktor, indem er die Gabel in der Luft schwang und sich gegen den Pater wandte, „wahrlich, ich kann nicht begreifen, wie der Pater Christophoro, der ein ausgemachter Geistlicher und Weltmann zugleich ist, übersehen kann, daß seine Ansicht, die auf der Kanzel gut, sehr gut, vollwichtig sein mag, in einem Streit über ritterschaftliche Gebräuche, mit schuldigem Respekte sei's gesagt, durchaus nichts taugt. Aber der Pater weiß besser als ich, daß jedes Ding an seinem Platze gut ist, und ich glaube, daß er diesmal mit einem Scherze sich aus der Verlegenheit ziehen wollte, einen Ausspruch zu thun."

Was konnte man auf diese Auslassungen einer so alten und doch immer neuen Weisheit erwidern? Nichts, und so machte es auch unser Pater.

Don Rodrigo aber, der die Frage abschneiden wollte, brachte eine andere aufs Tapet. „Weil mir's eben ein-

fällt," sagte er, „in Mailand geht das Gerücht, es sei ein Vergleich im Werke."

Der Leser weiß, daß man sich in diesem Jahre um die Erbfolge im Herzogtum Mantua stritt, das beim kinderlosen Absterben Vincenzo Gonzagos in den Besitz des Herzogs von Nevers, seines nächsten Anverwandten, übergegangen war. Ludwig XIII. oder der Kardinal Richelieu unterstützte diesen Fürsten, der ihm sehr ergeben und ein naturalisierter Franzose war. Philipp IV. oder der Graf von Olivarez, gewöhnlich der Graf-Herzog genannt, wollte ihn aus diesen Gründen nicht dort haben und bekriegte ihn. Da nun dieses Herzogtum ein Reichslehen war, so bemühten sich beide Parteien durch Umtriebe, Bitten, Drohungen bei Kaiser Ferdinand II., jener, daß er dem neuen Herzog die Belehnung erteile, dieser, daß er sie ihm abschlage und ihm beistehe, den Fremdling aus dem Lande zu treiben.

„Ich bin geneigt, zu glauben," sagte Graf Attilio, „daß die Sache beigelegt werden könne. Ich habe gewisse Anzeigen . . ."

„Glaubt es nicht, Herr Graf," unterbrach ihn der Landvogt, „glaubt es nicht. Ich in meinem Winkelchen kann das wissen. Denn der spanische Herr Kastellan, bei dem ich etwas gelte, und der der Sohn eines Günstlings des Grafen-Herzogs ist, ist über alles aufs genaueste unterrichtet . . ."

„Ich sage Euch, daß ich in Mailand täglich mit ganz anderen Personen zu sprechen Gelegenheit habe, und ich weiß von guter Hand, daß der Papst, dem am Frieden sehr viel gelegen sein muß, Vorschläge gemacht hat, die . . ."

„So mag es sein; die Sache ist ganz in Ordnung; Se. Heiligkeit thun ihre Schuldigkeit; ein Papst muß zwischen christlichen Fürsten immer zu vermitteln suchen; aber der Graf-Herzog hat seine Politik, und . . ."

„Und, und, und, wisset Ihr, wie der Kaiser in diesem Augenblicke die Sache ansieht? Glaubt Ihr, es gebe sonst nichts in der Welt als Mantua? Es giebt gar vieles, woran man denken muß, mein Herr. Wißt Ihr z. B., wie weit der Kaiser jetzt auf seinen Fürsten Valdistano oder Vallistai, oder wie er sonst heißen mag, sich verlassen kann, und ob . . .“

„Sein eigentlicher Name,“ unterbrach der Landvogt, „heißt auf deutsch Vagliensteino, wie ich ihn von unserem spanischen Kastellan mehrmals nennen hörte. Seid aber versichert, daß . . .“

„Wollt Ihr mich belehren?“ . . . entgegnete der Graf; aber Don Rodrigo warf ihm einen Blick zu, der ihm sagen sollte, daß er ihm zu liebe das Streiten unterlassen möchte. Der Graf schwieg darum, und der Landvogt ließ, wie ein von einer Sandbank freigewordenes Fahrzeug, seiner Beredsamkeit vollen Lauf. „Vagliensteino macht mir wenig Kummer. Denn der Graf-Herzog hat sein Auge überall, und wenn Vagliensteino Sprünge machen will, wird der Graf-Herzog ihn schon wieder zurechtrichten, in Gutem oder mit Gewalt. Er hat sein Ohr überall, sage ich, und dabei lange Arme; und wenn er sich einmal etwas vorgenommen hat, wie er, als bedeutender Politiker, sich auch wirklich und zwar mit Recht vorgenommen hat, daß der Herzog von Nevers in Mantua nicht aufkommen dürfe, so wird der Herzog von Nevers auch nicht aufkommen, und der Herr Kardinal von Ricilin wird den kürzeren ziehen. Es ist zum Lachen, daß dieser liebe Herr Kardinal es mit einem Grafen-Herzog, mit einem Olivarez aufnehmen will. Ich möchte in zweihundert Jahren wieder auf die Welt kommen, um zu hören, was die Nachwelt von dieser saubern Anmaßung sagen wird. Dazu gehört mehr als bloßer Neid; das verlangt Kopf, und zwar einen Kopf, wie der Kopf eines

Grafen-Herzogs, der in der Welt einzig dasteht. Der Graf-Herzog, meine Herren," fuhr der Landvogt fort, immer vor dem Winde segelnd, und selbst ein wenig verwundert, daß er auf keine Klippe stoße, „der Graf-Herzog ist ein alter Fuchs, mit schuldiger Ehrfurcht sei's gesagt, dem niemand auf die Fährten kommt, und wenn er rechts zielt, so kann man sicher sein, daß er links schlägt. Daher kommt es auch, daß niemand sich rühmen kann, seine Absichten zu durchschauen. Selbst diejenigen, welche sie vollziehen müssen, oder welche die Depeschen schreiben, verstehen nichts davon. Ich kann mit einiger Sachkenntnis darüber sprechen. Denn jener würdige Herr Kastellan ist so freundlich, sich mit mir ganz zutraulich darüber zu unterhalten. Umgekehrt weiß der Graf-Herzog ganz genau, was bei anderen Höfen im Topfe kocht. Und alle jene großen Politiker, deren es, wie nicht zu leugnen, auch manche schlaue giebt, haben kaum einen Plan ausgedacht, so hat ihn der Graf-Herzog mit seinem feinen Kopfe, durch seine geheimen Wege und allerwärts ausgespannten Fäden gleich herausgebracht. Der arme Kardinal versucht's da, probiert's dort, schwitzt und zerbricht sich den Kopf, und was dann? Wenn es ihm gelungen ist, eine Mine anzulegen, so stößt er gleich auf die fertige Gegenmine, die der Graf-Herzog gemacht . . ."

Der Himmel weiß, wann der Landvogt zu Ende gekommen wäre, aber Don Rodrigo, durch die Grimassen seines Vetters mit veranlaßt, kehrte sich plötzlich, als wenn eine Eingebung über ihn gekommen wäre, gegen einen Diener, hieß ihn eine gewisse Sorte Wein bringen und sagte dann: „Herr Landvogt und meine Herren, die Gesundheit des Grafen-Herzogs! Sie mögen mir dann sagen, ob der Wein eines solchen Mannes würdig sei." Der Landvogt antwortete mit einer Verbeugung, aus der eine ganz besondere Dankbarkeit durchblickte, weil er alles, was

man zur Ehre des Grafen-Herzogs that und sagte, so ansah, als wäre es ihm selbst geschehen.

„Don Gaspar Guzmann, Graf von Olivarez, Herzog von San Lucar, der große Liebling des Königs Don Philipps des Großen, unseres allergnädigsten Herrn, möge er tausend Jahre leben!“ rief er aus, indem er das Glas erhob.

„Er lebe tausend Jahre!“ antworteten die anderen.

„Dem Pater ein Glas!“ sagte Don Rodrigo.

„Verzeiht,“ antwortete der Pater; „aber ich habe schon eine Unordnung begangen und ich könnte nicht . . .“

„Wie? Es handelt sich um einen Trunk auf die Gesundheit des Grafen-Herzogs. Wollt Ihr den Verdacht auf Euch laden, daß Ihr es mit den Navarresen [1]) haltet?“

Auf eine solche Beschwörung hin mußte getrunken werden. Alle Tischgenossen brachen in Lebehochrufe und Lobpreisungen des Weines aus, mit Ausnahme des Doktors, welcher mit hocherhobenem Kopf, stieren Augen und zusammengepreßten Lippen viel mehr ausdrückte, als er mit Worten hätte thun können.

„Was sagt Ihr davon, Doktor?“ fragte Don Rodrigo.

Der Doktor zog aus dem Glase seine Nase zurück, die dunkler leuchtete als jenes, und antwortete, indem er jede Silbe mit Nachdruck betonte: „Ich sage, erkläre und urteile, daß dies der Olivarez der Weine ist: censui et in eam ivi sententiam, daß in allen zweiundzwanzig Reichen des Königs, unseres Herrn, den Gott erhalten wolle, kein solcher Wein zu finden sei; ich erkläre und

---

[1]) So hieß man damals zum Spotte die Franzosen, wegen der Fürsten von Navarra, die mit Heinrich IV. angefangen hatten, über sie zu herrschen.

thue kund, daß die Mittagstafeln Sr. Gnaden des Herrn Don Rodrigo die Abendmahlzeiten Heliogabels übertreffen, und daß Teuerung und Not von diesem Palaste ferne bleiben werden, wo Pracht und Üppigkeit herrscht und thront."

„Wohl gesprochen!" schrien einstimmig alle Tischgenossen; aber das Wort „Teuerung", das der Doktor zufällig hingeworfen hatte, lenkte plötzlich aller Sinn auf den traurigen Gegenstand und man sprach nur noch von der Teuerung. Hier waren nun alle einig, wenigstens in der Hauptsache. Aber der Lärm war vielleicht noch größer, als wenn sie verschiedener Meinung gewesen wären. Alle sprachen zu gleicher Zeit. „Es ist keine Not vorhanden," sagte einer. „Aber die Zwischenhändler, die Ankäufer . . ."

„Und die Bäcker," sagte ein zweiter, „sie verstecken das Getreide. Man sollte sie aufhängen."

„Ja, aufhängen sollte man sie ohne Erbarmen!"

„Das wäre der kürzeste Prozeß," schrie der Landvogt.

„Was, Prozeß?" schrie Graf Attilio noch lauter. „Summarische Justiz! Man sollte drei oder vier oder fünf oder sechs von denen herausnehmen, die nach der allgemeinen Meinung die reichsten und filzigsten sind, und sie aufknüpfen."

„Beispiele! Beispiele! Ohne Beispiele geht es nicht."

„Aufknüpfen! aufknüpfen! Dann wird das Getreide von allen Seiten zum Vorschein kommen."

Wer auf einem Jahrmarkte Gelegenheit hatte, sich an der Harmonie zu ergötzen, welche eine Bande von wandernden Musikanten hervorbringt, wenn nach irgend einem Musikstücke ein jeder sein Instrument stimmt und es aus Leibeskräften ertönen läßt, um es mitten im Lärm der übrigen deutlich zu hören, der kann sich einen Begriff machen, wie diese Unterredung, wenn man so sagen darf, ungefähr gelautet haben mag. Man schenkte

von jenem „Echten“ ein und wieder ein, und die demselben, wie billig, gespendeten Lobsprüche wurden mit landwirtschaftlicher Jurisprudenz vermischt, so daß die Worte „Ambrosia“ und „Aufknüpfen“ am deutlichsten und häufigsten zu vernehmen waren.

Don Rodrigo warf inzwischen einen Blick auf den einzigen am Tische, der schwieg. Er sah ihn ruhig und fest, ohne ein Zeichen von Eile und Ungeduld, ohne eine Miene zu bemerken, die ihn etwa hätte erinnern sollen, daß er in Erwartung begriffen sei, sondern mit einer Miene, welche sagte, daß er nicht fortgehen werde, ohne Gehör erhalten zu haben. Er hätte ihn gerne fortgeschickt und wäre der Unterredung eben so gerne ausgewichen, aber einen Kapuziner zu entlassen, ohne ihn gehört zu haben, das war gegen die Grundsätze seiner Politik. Weil er also der Unannehmlichkeit nicht ausweichen konnte, so beschloß er, ihr entschieden gegenüber zu treten und sie sich vom Hals zu schaffen. Er stand vom Tisch auf und mit ihm die ganze weinglühende Sippschaft, ohne daß darum der Lärm unterbrochen worden wäre. Nachdem er sich bei den Gästen beurlaubt hatte, näherte er sich mit stolzer Haltung dem Mönche, der zugleich mit den anderen aufgestanden war, sagte zu ihm: „Nun stehe ich Euch zu Befehl,“ und führte ihn in ein anderes Zimmer.

Sechstes Kapitel.

„Womit kann ich Euch dienen?“ sagte Don Rodrigo, indem er sich mitten im Saale stolz aufpflanzte. Der Ton der Worte war sanft, aber die Art und Weise, wie sie ausgesprochen wurden, sagte deutlich: „Gieb acht, vor wem Du stehst, wäge Deine Worte ab und spute Dich.“

Es gab kein zuverlässigeres und besseres Mittel, unserem Pater Christophoro Mut zu machen, als ihm mit anmaßender Gebärde gegenüberzutreten. Er, der verlegen dastand und die Körner des Rosenkranzes, der an seinem Gürtel hing, durch die Finger laufen ließ, als hoffe er, in einem derselben den Anfang seiner Rede zu finden, fühlte, wie ihm bei diesem Auftreten Rodrigos plötzlich mehr Worte auf die Lippen strömten, als er bedurfte. Da er aber bedachte, wie wichtig es sei, seine Sache, oder, was noch viel mehr war, die Sache anderer Leute nicht von vorneherein zu verderben, verbesserte und milderte er die Rede, die ihm in den Sinn kam und sagte mit vorsichtiger Demut: „Ich komme, um Euch um eine Handlung der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe zu bitten. Schlechte Menschen haben den Namen Euerer Gnaden mißbraucht, um einem armen Pfarrer Angst einzujagen, ihn an der Erfüllung seiner Pflicht zu hindern und zwei Unschuldige zu kränken. Ihr könnt sie mit einem Worte zu Schanden machen, dem Rechte seine Wirksamkeit wieder geben und jene wieder aufrichten, denen so schändliche Gewalt angethan wurde. Ihr könnt es; und da Ihr es könnt . . . so wird Ehre und Gewissen . . .“

„Von meinem Gewissen mögt Ihr sprechen, wenn ich zu Euch zur Beichte komme. Was aber meine Ehre betrifft, so wisset, daß ich und ich allein ihr Wächter bin, und daß ich jeden, der es wagt, sich mit mir in die Sorge um meine Ehre teilen zu wollen, als den Kecken betrachte, der sie verletzt.“

Pater Christophoro, durch diese Worte gewarnt, daß der Ritter beabsichtige, die seinigen übel zu deuten, die Unterredung in Zank zu verkehren und ihn nicht auf die Hauptsache kommen zu lassen, hielt sich um so mehr zur Geduld verpflichtet, beschloß alles zu verschlucken, was der Ritter auch sagen möge, und antwortete alsbald mit unter-

würfigem Tone: „Wenn ich etwas gesagt habe, was Euch übel berührte, so geschah es gegen meine Absicht. Weiset mich nur zurecht, scheltet mich, wenn ich nicht spreche, wie es sich geziemt; aber hört mich doch gefälligst an. Um des Himmels, um Gottes willen, vor dem wir alle erscheinen müssen . . ." Und indem er so sprach, hielt er seinem finstern Zuhörer den an seinem Rosenkranze hängenden hölzernen Totenkopf unter die Augen . . . „Weigert Euch nicht länger, einen Akt der Gerechtigkeit zu üben, die Euch so leicht ist, die Ihr jenen Armen so gewiß schuldig seid. Denket, daß Gott immer seine Augen auf sie richtet, und daß ihr Rufen, ihre Seufzer bis zu ihm dringen. Die Unschuld ist mächtig in ihrem . . ."

„Heda, Pater!" unterbrach ihn Don Rodrigo barsch; „die Achtung, die ich vor Euerem Kleide habe, ist groß. Aber wenn irgend etwas mich sie vergessen lassen könnte, so ist es der Umstand, daß es ein Mann trägt, der es wagt, als Spion in mein Haus einzudringen."

Diese Worte trieben dem Mönche glühende Flammen auf die Wangen, er erwiderte ihm jedoch mit der Miene eines Menschen, der eine bittere Arznei verschluckt: „Ihr glaubt selbst nicht, daß mir ein solcher Titel zukommt. Ihr fühlt in Euerem Herzen, daß der Schritt, den ich hier thue, weder gemein, noch verächtlich ist. Höret mich an, Don Rodrigo, und möge nie ein Tag kommen, an dem es Euch reuen sollte, mich nicht angehört zu haben! Setzet Euere Ehre nicht aufs Spiel . . .! Welche Ehre, Don Rodrigo, welche Ehre vor den Menschen! Aber auch vor Gott! Ihr vermöget hienieden viel, aber . . ."

„Wisset," unterbrach ihn Don Rodrigo grimmig, aber nicht ohne einiges Bangen, „wenn mir einmal der wunderliche Einfall kommt, eine Predigt anzuhören, so werde ich in die Kirche gehen, wie die anderen Leute. Aber in meinem Hause!" fuhr er mit einem erzwungenen

spöttischen Gelächter fort, „Ihr behandelt mich ja wie einen, der ich nicht bin. Einen Hofprediger haben doch nur die Fürsten.“

„Und jener Gott, der von den Fürsten Rechenschaft verlangt über das Wort, das er in ihren Residenzen ihnen zu vernehmen giebt; jener Gott, der Euch heute einen Akt seiner Barmherzigkeit erweiset, indem er einen seiner Diener, einen unwürdigen und elenden zwar, aber doch einen seiner Diener zu Euch sendet, um Fürbitte einzulegen für eine Unschuldige . . .“

„Kurz, Pater!“ sagte Don Rodrigo und schickte sich zum Fortgehen an. „Ich weiß nicht, was Ihr wollt; ich begreife nur so viel, daß es ein Mädchen sein muß, das Euch am Herzen liegt. Macht indessen einen anderen zu Euerem Vertrauten und nehmt Euch nicht ferner mehr heraus, einen Edelmann zu belästigen.“

Als Don Rodrigo weggehen wollte, trat ihm der Mönch, jedoch achtungsvoll, in den Weg, erhob die Hände, wie um zu bitten und ihn zu gleicher Zeit aufzuhalten und sagte dann: „Es ist wahr, sie liegt mir am Herzen, aber nicht mehr, als Ihr selbst; zwei Seelen sind es, die mir mehr als mein Leben am Herzen liegen. Don Rodrigo, ich kann nichts für Euch thun, als zu Gott beten, aber ich werde es gerne thun. Saget nicht nein! Laßt nicht länger eine arme Unschuldige in Angst und Schrecken leben. Ein Wort von Euch vermag alles!“

„Nun,“ sagte Don Rodrigo, „da Ihr glaubt, daß ich viel für diese Person thun könne; da diese Person Euch so sehr am Herzen liegt . . .“

„Nun?“ fragte angstvoll Pater Christophoro, dem die Gebärde und Haltung Don Rodrigos nicht erlaubten, sich der Hoffnung hinzugeben, welche seine Worte anzukündigen schienen.

„Nun, ich rate ihr, sich unter meinen Schutz zu

begeben. Es soll ihr an nichts fehlen, und niemand wird sich unterstehen, sie zu beunruhigen, so wahr ich ein Edelmann bin."

Bei diesem Vorschlage brach die bisher nur mit Mühe zurückgehaltene Entrüstung des Mönchs gewaltsam los. Alle schönen Vorsätze von Klugheit und Geduld gingen in Rauch auf; der alte Mensch war wieder eines Sinnes mit dem neuen; und in solchen Fällen galt Pater Christophoro für zwei. „In Eueren Schutz?" rief er aus, indem er zwei Schritte zurücktrat, sich ungestüm auf den rechten Fuß stützte, die linke Hand an die Hüfte legte, die rechte mit ausgestrecktem Zeigefinger gegen Don Rodrigo erhob und ihm mit funkelnden Augen ins Gesicht sah: „In Eueren Schutz? Es ist besser, daß Ihr so gesprochen, daß Ihr mir einen solchen Antrag gemacht habt. Ihr habt das Maß gefüllt; ich fürchte Euch nicht mehr."

„Was redet Ihr, Mönch? . . ."

„Ich rede, wie man mit einem redet, der von Gott verlassen ist und keine Furcht mehr verursachen kann. In Eueren Schutz? Ich wußte wohl, daß die Unschuldige unter dem Schutze Gottes stehe; aber Ihr macht, daß ich es jetzt mit solcher Gewißheit fühle, daß ich ferner keine Rücksichten mehr zu nehmen brauche, mit Euch von ihr zu sprechen. Lucia, sage ich, seht, wie ich diesen Namen ausspreche, mit freier Stirne und festem Auge."

„Wie? In diesem Hause . . .!"

„Ich bemitleide dieses Haus; der Fluch schwebt über ihm. Glaubet Ihr wohl, die Gerechtigkeit Gottes könne durch Euere vier Mauern und eine Handvoll Waffenknechte abgehalten werden? Ihr habt geglaubt, daß Gott ein Geschöpf nach seinem Bilde erschaffen habe, um Euch die Freude zu machen, es zu quälen. Ihr habt geglaubt, Gott könne es nicht schützen! Ihr habt seine Warnung verachtet! Ihr seid gerichtet! Das Herz Pharaos war

verhärtet, wie das Euerige, und Gott hat ihn gerichtet. Lucia ist sicher vor Euch! Ich sage es Euch, ich armer Mönch. Und Ihr, höret wohl, was ich Euch verkünde! Ein Tag wird kommen ...“

Don Rodrigo hatte bis jetzt, von Wut und Staunen betäubt, dagestanden, ohne Worte zu finden; als er aber eine Weissagung ertönen hörte, gesellte sich zur Wut ein geheimnisvoller Schrecken.

Rasch ergriff er die in der Luft schwebende, drohende Hand, und indem er seine Stimme erhob, um jene des Unglückspropheten zum Schweigen zu bringen, schrie er: „Weiche von hier, frecher Bauer, vermummter Faulenzer!“

Diese so deutlichen Worte beruhigten den Pater Christophoro in einem Augenblicke. Mit dem Begriff von Verachtung und Lästerung war in seinem Geiste der Gedanke an Dulden und Schweigen so innig und seit so lange her verknüpft, daß bei dem Komplimente sogleich jede Anwandlung von Zorn und Erhitzung verschwand, und nur der Entschluß zurückblieb, ruhig anzuhören, was Don Rodrigo etwa noch beizufügen habe. Er entwand daher seine Hand der Faust des Ritters, senkte sein Haupt und blieb unbeweglich, wie mitten im wütendsten Sturme der erschütterte Baum beim Nachlassen des Windstoßes seine Äste wieder in die natürliche Lage bringt und die Schlossen auf sich niederfallen läßt, wie sie der Himmel sendet.

„Verkappter Bauer!“ fuhr Don Rodrigo fort; „Du behandelst mich wie Deinesgleichen? Aber dank' es dem Gewande, das Deine nichtswürdigen Schultern bedeckt, und rette Dich vor den Liebkosungen, die man Menschen Deinesgleichen zu geben pflegt, um sie zu lehren, wie man mit Edelleuten spricht. Geh' nur für diesmal!“

Indem er so sprach, deutete er mit gebieterischem Blicke auf eine Thür, jener gegenüber, durch die sie ein-

getreten waren. Pater Christophoro neigte sein Haupt, ging und überließ das Schlachtfeld dem Don Rodrigo, der es mit stürmischen Schritten durchmaß.

Als der Mönch die Thür hinter sich geschlossen hatte, sah er in dem Zimmer, in das er eintrat, einen Mann sachte sich entfernen. Er schlich dicht an der Wand hin, wie um von dem Zimmer aus, wo die Unterredung stattgefunden hatte, nicht gesehen zu werden. Er erkannte den alten Diener wieder, welcher ihn am Hausthor empfangen hatte. Dieser war seit etwa vierzig Jahren, noch ehe Don Rodrigo geboren wurde, im Hause. Er war bei dessen Vater in den Dienst getreten, der ein ganz anderer Mann gewesen. Als er gestorben war, schickte der neue Herr die ganze Dienerschaft fort, behielt aber diesen Diener bei, weil er schon alt war, und, wenn er gleich Grundsätze und Sitten hatte, die von den seinigen ganz verschieden waren, diesen „Fehler" durch zwei Eigenschaften wieder gut machte: durch seine hohe Meinung von der Würde des Hauses und seine große Erfahrung im Ceremonienwesen, dessen alte Überlieferungen und kleinste Eigentümlichkeiten er besser als jeder andere kannte. Seinem Herrn gegenüber hätte freilich der arme Greis sich nicht getraut, seine Mißbilligung alles dessen, was er jeden Tag sehen mußte, auch nur anzudeuten, geschweige denn, auszusprechen. Kaum ließ er sich bei seinen Kollegen im Dienste einen leisen Ausruf oder Tadel entschlüpfen. Diese lachten dann über ihn und machten sich manchmal das Vergnügen, diese Saite bei ihm anzuschlagen, um ihn auszuforschen und zu hören, wie er wieder und wieder die frühere Lebensweise in diesem Hause anpries. Seine Kritik gelangte zu den Ohren des Herrn nur in Begleitung der Erzählung des Gelächters, das sie verursache, so daß sie auch für diesen ein Gegenstand des Spottes wurde, ohne daß er den mindesten Unwillen darüber empfunden hätte. An Empfangs-

tagen und bei Gastmahlen wurde der gute Alte eine Person von Wichtigkeit.

Pater Christophoro betrachtete ihn im Vorübergehen, grüßte ihn, und ging weiter. Aber der Alte näherte sich ihm geheimnisvoll, legte den Finger an den Mund und gab ihm dann einen Wink, mit ihm in einen dunklen Gang zu treten. Als sie dort waren, sagte er zu ihm: „Pater, ich habe alles gehört, und muß Euch sprechen."

„Sprechet schnell, guter Mann."

„Hier nicht; denn wenn der Ritter mich sähe . . . Aber ich weiß manches und will sehen, ob ich nicht morgen ins Kloster kommen kann."

„Giebt's etwa einen Anschlag?"

„Dem Anscheine nach giebt's sicherlich etwas; ich habe es schon wahrnehmen können. Aber ich will auf der Lauer sein, und hoffe alles herauszubringen. Laßt mich nur machen. Ach ich muß Dinge sehen und hören . . .! Schreckliche Dinge . . .! Ich bin in einem Hause . . .! Aber ich möchte meine Seele retten."

„Der Herr segne Euch!" sagte der Mönch und legte dabei seine Hand auf das Haupt des Dieners, der, obgleich älter als er, gebeugt vor ihm stand, mit der Haltung eines Sohnes.

„Der Herr wird's Euch lohnen," sagte er. „Unterlaßt ja nicht, zu kommen!"

„Ich komme gewiß," erwiderte der Diener, „aber nun geht geschwind fort! Und . . . um des Himmels willen . . . verratet mich nicht." Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um und ging auf der andern Seite des Ganges in ein Zimmer, das mit dem Hof in Verbindung stand. Da er die Luft rein sah, so rief er den Mönch heraus, dessen Blicke ihm auf die letzten Worte deutlicher antworteten, als tausend Beteuerungen es vermocht hätten. Der Diener zeigte ihm den Aus-

gang, und der Mönch entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

Der Mann hatte an der Thür seines Herrn gehorcht; hatte er recht gethan? Und that Pater Christophoro recht, ihn dafür zu loben? Nach den gewöhnlichen, unbestrittenen Regeln ist es ein häßliches Ding; allein könnte dieser Fall nicht als eine Ausnahme angesehen werden? Und giebt es Ausnahmen von den allgemeinsten, unbestrittensten Regeln? Das sind wichtige Fragen, die der Leser für sich beantworten mag, wenn er Lust dazu hat. Wir wollen keinen Ausspruch thun und begnügen uns, die Thatsachen erzählt zu haben.

Pater Christophoro atmete wieder freier auf, als er dem Hause den Rücken gekehrt hatte, und stieg eilig den steilen Fußpfad hinab, mit glühendem Gesichte, aufgeregt und verwirrt, wie jeder sich denken kann, über das, was er gehört und gesagt hatte. Aber das so ganz unerwartete Anerbieten des Alten war für ihn eine große Herzstärkung. Es schien ihm, der Himmel habe ihm ein sichtbares Zeichen seines Schutzes gegeben. — Dies ist ein Faden, dachte er, ein Faden, den die Vorsehung mir in die Hand giebt. Und in diesem Hause selbst! Und ohne daß ich auch nur daran gedacht hätte, ihn zu suchen!

Unter diesen Gedanken richtete er den Blick gegen Abend, und sah die Sonne so tief stehen, daß sie bereits den Gipfel des Berges berührte, und der Tag sich zu Ende neigte. Obwohl er nun fühlte, daß seine Glieder von den Anstrengungen und Aufregungen dieses Tages ganz gebrochen waren, so beschleunigte er doch seine Schritte so sehr er konnte, einerseits um seinen Schützlingen noch Nachricht zu geben, so wenig günstig sie auch sein mochte, dann aber auch um noch vor Nacht ins Kloster zurückzukommen, was eine der festesten und am strengsten beobachteten Kapuzinerregeln war.

Inzwischen waren in Lucias Häuschen Pläne entworfen und besprochen worden, über welche wir unsere Leser unterrichten müssen. Nach der Entfernung des Mönchs hatten die Zurückgebliebenen einige Zeit geschwiegen. Lucia bereitete traurig das Mittagsmahl, Renzo wollte jeden Augenblick fortgehen, um ihren Kummer nicht länger mit ansehen zu müssen, und konnte sich doch nicht losreißen, Agnes war, dem Anscheine nach, nur mit dem Spinnrade beschäftigt, das sie schnurren ließ; in Wirklichkeit aber brütete sie über einem Plane, und als er ihr zeitig schien, brach sie das Stillschweigen mit folgenden Worten:

„Hört, Kinder! Wenn ihr Mut und Geschick habt, so viel nötig ist, und euerer Mutter vertrauet," bei dem Wörtchen euerer fuhr Lucia zusammen, „so mache ich mich anheischig, euch vielleicht besser und schneller aus euerer Verlegenheit zu ziehen, als Pater Christophoro, obgleich er der Mann ist, der er ist."

Lucia blieb stehen, und sah sie mit einem Gesichte an, das mehr Verwunderung als Vertrauen auf eine so großartige Zusage ausdrückte; und Renzo sagte schnell: „Mut? Geschick? Sagt, sagt nur, was zu thun ist."

„Ist es nicht wahr," fuhr Agnes fort, „daß wir ein gutes Stück voran wären, wenn Ihr erst verheiratet wäret? Und daß sich fürs übrige leichter ein Ausweg finden ließe?"

„Daran ist nicht zu zweifeln," sagte Renzo, „wären wir verheiratet . . ., wäre die ganze Welt unsere Heimat; und ein paar Schritte von hier, im Gebiete von Bergamo, wird jeder Seidenarbeiter mit offenen Armen aufgenommen. Wißt ihr nicht, wie oft Vetter Bartolo mir angetragen hat, hinzukommen und bei ihm zu wohnen; ich würde mein Glück machen, wie er. Wenn ich ihm aber nicht folgte, so geschah es . . ., je nun, weil mein Herz hier war. Verheiratet gingen wir mit einander, schlügen da

ein Hauswesen auf, lebten in heiligem Frieden, außer den Krallen dieses Schurken, und fern von der Versuchung, einen dummen oder bösen Streich zu machen. Nicht wahr, Lucia?"

„Ja," sagte Lucia, „aber wie . . .?"

„Wie ich gesagt habe," versetzte die Mutter; „Mut und Geschick, und die Sache ist leicht."

„Leicht?" riefen zugleich beide, denen der Vorschlag so außerordentlich und peinlich schwer vorkam.

„Leicht, wenn man's anzustellen weiß," entgegnete Agnes. „Höret nun, ich will es euch begreiflich machen. Ich hab's von Leuten gehört, die es wissen, ja ich habe selbst einen solchen Fall erlebt. Um eine Ehe gültig zu schließen, braucht man zwar wohl den Pfarrer, aber es ist nicht notwendig, daß er wolle; es genügt, daß er dabei sei."

„Aber wie das anstellen?" fragte Renzo.

„Hört nur. Man muß zwei gescheite, wohl einverstandene Zeugen haben. Dann geht man zum Pfarrer; es gilt, ihn unversehens zu überraschen, daß er nicht entwischen kann. Der Bräutigam sagt: Herr Pfarrer, diese ist mein Weib; die Braut sagt: Herr Pfarrer, dies ist mein Mann. Es ist aber nötig, daß der Pfarrer und die Zeugen es hören, — und die Ehe ist fix und fertig, — so unverbrüchlich, als wenn sie der Papst selbst eingesegnet hätte. Wenn die Worte gesprochen sind, so mag der Pfarrer Zeter schreien, toben, einen Höllenlärm anfangen; es hilft alles nichts, ihr seid Mann und Weib."

„Ist's möglich?" rief Lucia.

„Wie?" sagte Agnes. „Meint ihr, ich hätte in den dreißig Jahren, die ich in dieser Welt zugebracht, noch bevor ihr geboren wurdet, nichts gelernt? Die Sache ist so, wie ich euch sage. Und ich will es euch beweisen. Eine meiner Jugendfreundinnen, die gegen den Willen

ihrer Verwandten heiraten wollte, hat es so gemacht und ihre Absicht durchgesetzt. Der Pfarrer, der Wind davon bekam, war auf seiner Hut, aber die beiden Teufelchen wußten es so gut anzugehen, daß sie ihn am rechten Orte erwischten, die Worte aussprachen und Mann und Weib waren, obwohl es die Arme nach drei Tagen schon gereut hat."

Agnes sagte die Wahrheit, sowohl in Hinsicht auf die Möglichkeit, als in Hinsicht auf die Gefahr des Mißlingens. Denn, wie nur solche Personen zu diesem Auskunftsmittel ihre Zuflucht nehmen, die auf dem gewöhnlichen Wege auf ein Hindernis oder eine Weigerung gestoßen sind, so suchen auch die Pfarrer mit großer Sorgfalt jene gezwungene Mitwirkung zu vermeiden. Wenn aber einer von einem solchen Paare, das von Zeugen begleitet ist, dennoch überrascht wird, so thut er sein Möglichstes, um von ihm loszukommen, wie Proteus von jenen, die ihn zum Wahrsagen zwingen wollten.

„Wenn das wahr wäre, Lucia!" sagte Renzo und sah sie dabei mit einer Miene flehender Erwartung an.

„Was? Wenn es wahr wäre?" entgegnete Agnes zornig. „Ihr glaubt also, ich erzähle Märchen? Ich mühe mich um euretwillen ab, und ihr glaubt mir nicht? Gut, helft euch doch selbst aus der Patsche, wenn ihr könnt; ich wasche meine Hände."

„Ach nein! Verlaßt uns doch nicht!" sagte Renzo. „Ich sage so, weil mir die Sache so gar schön vorkommt. Ich bin in Eueren Händen, ich sehe Euch als meine eigene Mutter an."

Diese Worte besänftigten Agnesens Unwillen und ließen sie die Drohung vergessen, welche in Wahrheit auch nicht so ernst gemeint war.

„Aber Mutter," sagte Lucia mit ihrer bisherigen unterwürfigen Haltung, „warum ist denn das dem Pater Christophoro nicht eingefallen?"

„Eingefallen?“ versetzte Agnes. „Nun, warum sollte es ihm nicht eingefallen sein! Aber er hat vielleicht nicht davon sprechen wollen.“

„Warum denn?“ fragten die jungen Leute zu gleicher Zeit.

„Weil . . . weil, wenn ihr es doch wissen wollt, die Geistlichen sagen, es sei eine Sache, die sie nicht schicke.“

„Wie kann es denn sein, daß es sich nicht schicke, und daß es doch gelte, wenn es geschehen ist?“ sagte Renzo.

„Was soll ich sagen?“ versetzte Agnese. „Sie haben eben das Gesetz gemacht, wie es ihnen gefallen hat, und wir armen Leute können nicht alles begreifen. Und zudem wie viele Dinge . . . Seht, es ist, wie wenn man einem Christenmenschen eine Maulschelle giebt. Es schickt sich auch nicht; aber wenn man sie einmal ausgeteilt hat, da kann sie selbst der Papst nicht mehr abnehmen.“

„Wenn es etwas ist, was sich nicht schickt,“ sagte Lucia, „so darf man es auch nicht thun.“

„Was?“ rief Agnese. „Wollte ich Dir vielleicht gar einen Rat geben gegen die Gottesfurcht? Wenn es gegen den Willen Deiner Eltern geschähe, und Du einen Taugenichts nehmen wolltest . . . Aber da ich einverstanden bin, daß Du den Burschen da nimmst, der aber, der alle die Schwierigkeiten gemacht hat, ein Schurke ist und der Herr Pfarrer . . .“

„Es ist klar, es ist handgreiflich,“ sagte Renzo.

„Wir dürfen dem Pater Christophoro nichts davon sagen, bevor es geschehen ist,“ fuhr Agnese fort. „Aber wenn es geschehen und gelungen ist, was meinst Du wohl, was der Pater dazu sagen wird? — Mein Kind, Du hast mit Übereilung gehandelt. — Die Geistlichen müssen so reden. Aber glaube mir nur, auch er wird im Inneren damit einverstanden sein.“

Lucia wußte zwar auf diese Reden nichts zu antworten,

schien aber doch noch nicht überzeugt. Renzo jedoch, der wieder ganz mutig war, sagte: „Wenn es so ist, so ist die Sache abgemacht.“

„Sachte!“ rief Agnese dazwischen. „Die Zeugen? Wie kann man zwei finden, welche bereit sind und dabei schweigen können! Und wie kann man den Herrn Pfarrer erwischen, der sich seit zwei Tagen zu Hause verkrochen hat? Und wie ihn fest machen? Er ist zwar von Natur schwerfällig, aber ich sage euch, wenn er euch so miteinander heranziehen sieht, wird er so flüchtig, wie eine Katze, und nimmt Reißaus, wie der Teufel vor dem Weihwasser.“

„Ich hab's, ich hab's,“ sagte Renzo, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die zum Mittagessen aufgestellten irdenen Teller in die Höhe sprangen. Und nun setzte er Agnese seinen Einfall auseinander, den sie vollkommen billigte.

„Das ist ein Wirrwar,“ bemerkte Lucia, „das sind krumme Wege. Bisher sind wir aufrichtig zu Werk gegangen, wir wollen auch ferner redlich handeln, und Gott wird uns beistehen. Pater Christophoro hat es gesagt. Fragen wir ihn um Rat.“

„Laß Dich von Leuten leiten, die es besser verstehen als Du!“ sagte Agnese mit ernster Miene. „Was braucht man um Rat zu fragen? Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott. Dem Pater erzählt man alles, wenn's vorüber ist.“

„Lucia,“ sagte Renzo, „willst Du mich nun im Stiche lassen? Haben wir nicht alles als gute Christen angefangen? Sollten wir nicht schon Mann und Weib sein? Hatte nicht der Herr Pfarrer schon Tag und Stunde bestimmt? Und wessen Schuld ist es, wenn wir uns jetzt mit Schlichen zu helfen suchen müssen? Nein, Du wirst mich nicht im Stiche lassen! Ich gehe, und komme wieder, um die Antwort zu holen.“ Er grüßte

Lucia mit bittender Gebärde und Agnese mit einverstandener Miene und entfernte sich eilig.

Bedrängnisse schärfen den Verstand und Renzo, der auf der geraden und ebenen Lebensbahn, die er bis jetzt durchlaufen, sich nie in der Lage befunden hatte, den seinigen besonders anzustrengen, dachte in diesem Falle einen Plan aus, der einem Rechtsgelehrten Ehre gemacht hätte. Er ging, nachdem er mit sich im reinen war, geradenwegs in das Häuschen eines gewissen Tonio, der in der Nähe wohnte. Er traf ihn in der Küche, wie er eben auf der Herdstufe kniete, den Henkel eines auf glühende Kohlen gestellten Kesselchens mit der Hand hielt, und mit dem Kochlöffel eine aschgraue Polenta umrührte. Die Mutter, der Bruder, das Weib Tonios saßen am Tisch, und drei oder vier Bübchen standen aufrecht neben dem Vater, und erwarteten, die Augen auf das Kesselchen gerichtet, mit Ungeduld den Augenblick, wo die Polenta fertig auf den Tisch gestellt werden würde. Aber es herrschte nicht jene Freude, die man beim Anblick einer durch eigene Arbeit verdienten Mahlzeit empfindet. Die Masse der Polenta stand im Verhältnis zur Mißernte, keineswegs aber zur Anzahl und zum Appetit der Tischgenossen. Jeder schien, wenn er mit dem scheelen Blicke des Heißhungers die gemeinschaftliche Schüssel betrachtete, an die Portion Appetits zu denken, für die sie ausreichen sollte. Während Renzo und die Familie sich grüßten, richtete Tonio die Polenta in die flache Schüssel von Buchenholz an, die zu ihrer Aufnahme bereit stand, wo sie aussah, wie ein kleiner Mond in einem großen Dunstkreise. Dessenungeachtet sagten die Frauen freundlich zu Renzo: „Wollt Ihr nicht mithalten?“ eine Einladung, welche der Landmann in der Lombardei und wer weiß in wie vielen anderen Ländern an jeden richtet, der ihn beim Essen antrifft, wenn dieser auch ein reicher, gerade von

der Tafel aufgestandener Schwelger wäre, er selbst aber am Hungertuche nagte.

„Ich danke Euch," antwortete Renzo, „ich kam bloß, um mit Tonio ein paar Wörtchen zu sprechen; und wenn Du willst, so wollen wir, um die Frauen nicht zu stören, miteinander im Wirtshause speisen und uns da besprechen."

Der Antrag wurde von Tonio um so bereitwilliger angenommen, je unerwarteter er kam. Die Frauen und Buben aber, welche über diese Materie schnell zu kalkulieren anfingen, sahen es nicht ungerne, daß bei der Polenta ein Konkurrent, und zwar der furchtbarste, ausfalle. Der Eingeladene fragte nicht weiter und ging mit Renzo.

Nachdem sie im Wirtshaus angekommen waren, setzten sie sich ungeniert und ganz allein nieder; denn die Not hatte die Besucher dieses Belustigungsortes verscheucht. Renzo ließ von dem wenigen auftragen, was zu haben war, trank mit Tonio ein Glas Wein und sagte dann mit geheimnisvoller Miene: „Wenn Du mir einen kleinen Dienst erweisen willst, so will ich Dir einen großen dagegen erweisen."

„Rede, rede, befiehl nur!" antwortete Tonio. „Heute ginge ich durchs Feuer für Dich."

„Du bist dem Herrn Pfarrer fünfundzwanzig Lire schuldig als Pachtzins für die Wiese, die Du voriges Jahr gepachtet hattest."

„Ach, Renzo, Du verdirbst mir den Appetit! Mit welchem Zeug kommst Du mir da? Du hast mich übler Laune gemacht."

„Wenn ich von dieser Schuld spreche," sagte Renzo, „so geschieht es darum, weil ich, wenn Du willst, beabsichtige, Dir die Mittel zu verschaffen, sie zu bezahlen."

„Ist's wahr?"

„Jawohl, nun, ist Dir's recht?"

„Recht? Ob es mir recht sei? Und wenn's wegen nichts anderem wäre, als wegen der Gesichter und dem Kopfwinken des Herrn Pfarrers, so oft wir uns begegnen. Da heißt es gleich: Tonio, denk' doch darauf! Tonio, wann kommen wir zusammen wegen der Sache, Du weißt schon? Wenn er mich während der Predigt ansieht, fürchte ich jedesmal, er möchte mir vor der ganzen Gemeinde sagen: Wie ist's denn mit den fünfundzwanzig Lire? Die verdammten fünfundzwanzig Lire! Und dann müßte er mir auch die goldene Halskette meines Weibes zurückgeben, das gäbe wenigstens wieder Polenta genug. Aber . . ."

„Aber, aber, wenn Du mir einen kleinen Dienst thun willst, so liegen die fünfundzwanzig Lire bereit."

„Topp!"

„Aber . . .," sagte Renzo, indem er den Finger an den Mund legte.

„Braucht's solche Umstände zwischen uns? Du kennst mich."

„Der Herr Pfarrer sucht allerlei unstichhaltige Gründe aufzufinden, um meine Heirat auf die lange Bank zu schieben. Ich dagegen möchte sie beschleunigen. Und da hat man mir für sicher gesagt, daß, wenn er vor den beiden Verlobten steht, mit zwei Zeugen, und ich sage: Diese da ist mein Weib, und Lucia sagt: Dieser da ist mein Mann, daß dann die Ehe fix und fertig ist. Hast Du verstanden?"

„Du willst, daß ich als Zeuge komme?"

„Jawohl."

„Und willst dann die fünfundzwanzig Lire für mich bezahlen?"

„Das will ich."

„Ein Schuft, wer sein Wort nicht hält."

„Aber Du mußt noch einen anderen Zeugen auftreiben."

„Den hab' ich schon. Mein Bruder Gervaso, der Einfaltspinsel thut, was ich ihn heiße. Aber Du mußt ihm etwas zum Trinken bezahlen . . ."

„Und zum Essen. Wir führen ihn hieher, um miteinander lustig zu sein. Aber wird er's auch können?

„Ich will's ihm schon beibringen. Du weißt, ich habe sein Teil Hirn auch bekommen."

„Morgen also."

„Gut."

„Gegen Abend . . ."

„Ganz gut."

„Aber! . . ." sagte Renzo und legte den Finger wieder an den Mund.

„Bah! . . ." entgegnete Tonio, indem er den Kopf auf die rechte Schulter bog, und die linke Hand erhob, mit einem Gesichte, das sagen wollte: Du thust mir Unrecht.

„Wenn Dich aber Deine Frau fragt, und sie wird Dich gewiß fragen . . ."

„Mit Lügen bin ich bei meinem Weibe so sehr in der Schuld, daß ich nicht weiß, ob ich je dazu kommen werde, die Rechnung zu saldieren. Es wird mir auch irgend ein Märchen einfallen, um sie zur Ruhe zu bringen."

„Morgen früh," sagte Renzo, „wollen wir die Sache mit mehr Muße noch einmal besprechen, um alles ins reine zu bringen."

Damit verließen sie das Wirtshaus. Tonio ging nach Hause und sann im Gehen auf das Märchen, das er den Frauen aufbinden wollte, und Renzo ging zu Lucia, um über die verabredeten Maßregeln Rechenschaft abzulegen.

Mittlerweile hatte sich Agnese vergebens bemüht, ihre Tochter zu überreden. Diese setzte allen Gründen bald

den einen, bald den anderen Teil der Alternative entgegen: Entweder ist es etwas Böses und dann darf man es nicht thun; oder es ist nichts Schlechtes, warum sollte man es dem Pater Christophoro nicht sagen?

Renzo kam ganz triumphierend an, erstattete seinen Bericht, und schloß mit einem „aber nun", was so viel sagen wollte, als: Bin ich nicht ein rechter Mann? Hätte man es besser machen können? Wäre es euch auch eingefallen? Und hundert dergleichen Dinge.

Lucia schüttelte den Kopf; aber die beiden, erhitzt wie sie waren, achteten nicht darauf, wie man es mit einem Kinde zu machen pflegt, dem man die Gründe für eine Sache nicht begreiflich machen kann, das man aber später mit Güte oder Gewalt dahin zu bringen gedenkt, wo man es haben will.

„Es geht gut," sagte Agnese, „es geht gut; aber . . . Du hast nicht an alles gedacht."

„Was fehlt noch?" fragte Renzo.

„Und Perpetua? Du hast nicht an Perpetua gedacht. Den Tonio und seinen Bruder wird sie einlassen; aber Dich? Euch beide? Denke doch, sie wird den Befehl haben, Euch fernzuhalten, wie einen Buben von einem Birnbaum, der reife Früchte trägt."

„Was sollen wir thun?" sagte Renzo ein wenig verdutzt.

„Sieh'! Aber ich habe dran gedacht. Ich gehe mit euch; ich besitze das Geheimmittel, sie anzulocken und so zu verzaubern, daß sie euch gar nicht bemerken wird, und ihr ungeniert eintreten könnt. Ich werde ihr rufen und eine Saite bei ihr anschlagen . . . Ihr werdet schon sehen."

„Ach, liebste Mutter," rief Renzo, „ich hab's immer gesagt, Ihr seid in allem unsere Hilfe!"

„Aber das hilft alles nichts," sagte Agnese, „wenn man diese da nicht überreden kann, sie hat sich in den Kopf gesetzt, es sei Sünde."

Renzo ließ gleichfalls seine Beredsamkeit gegen sie spielen; aber Lucia war nicht zu erweichen.

„Ich weiß nicht, was ich auf euere Gründe erwidern soll," sagte sie. „Aber ich sehe, daß man zu Schlichen, Lügen und Erdichtungen seine Zuflucht nehmen muß, wenn man es durchsetzen will. Ach, Renzo! So haben wir nicht angefangen. „Ich will Dein Weib werden," sie konnte dies Wort und diese Absicht nicht aussprechen, ohne über und über zu erröten, „ich will Dein Weib werden, aber auf geradem Wege, in der Furcht Gottes, vor dem Altare. Laß den da oben sorgen! Siehst Du nicht, daß er den Weg weiß, wie uns zu helfen ist, besser als wir mit all unserer List? Und warum sollen wir vor dem Pater Christophoro Geheimnisse haben?"

Der Streit dauerte dennoch fort und schien noch nicht enden zu wollen, als rasche Sandalentritte, und das Rauschen einer bewegten Kutte, ähnlich jenem eines von wiederholten Windstößen gepeitschten Segels die Ankunft des Paters Christophoro ankündigte. Da schwiegen alle, und Agnese hatte kaum noch Zeit, Lucia zuzuflüstern: „Sag' ihm beileibe nichts."

Siebentes Kapitel.

Pater Christophoro kam an in der Verfassung eines braven Generals, der, nach einer ohne seine Schuld verloren gegangenen Schlacht, niedergeschlagen, aber nicht entmutigt, nachdenkend, aber nicht kopflos, rasch sich bewegend, aber nicht flüchtig, überallhin sich wendet, wo die Not es erheischt, um die bedrohten Punkte zu decken, die Truppen zusammenzuziehen und neue Befehle zu erteilen.

„Der Friede sei mit euch!“ sagte er beim Eintreten. „Es ist nichts zu hoffen von jenem Manne, um so mehr müssen wir auf Gott vertrauen, und schon hat er mir ein Unterpfand seines Schutzes gegeben.“

Obschon keines von den dreien von Christophoros Versuch viel gehofft hatte, weil der Fall, daß ein Mächtiger ungezwungen und aus purer Nachgiebigkeit gegen waffenlose Bitten von einer Gewaltthat abgelassen hätte, eher unerhört, als selten ist, so war nichtsdestoweniger die traurige Gewißheit ein Donnerschlag für alle. Die Frauen ließen die Köpfe hängen; aber in Renzos Gemüt gewann der Zorn die Oberhand über die Niedergeschlagenheit. Diese Nachricht fand ihn schon von so manchen schmerzlichen Überraschungen, so manchen gescheiterten Versuchen und getäuschten Hoffnungen erbittert, und Lucias Weigerung hatte ihn noch mehr gereizt.

„Ich möchte doch wissen,“ schrie er zähneknirschend und mit erhöhter Stimme, wie er sonst in Christophoros Gegenwart nie gethan, „ich möchte doch wissen, welche Gründe jener Hund angegeben, für die Gewaltthat . . ., daß meine Braut nicht mein Weib werden soll.“

„Armer Renzo!“ versetzte der Mönch in feierlichem mitleidsvollen Tone, und mit einem Blicke, der ihn bittend zur Geduld mahnte. „Wenn der Mächtige, welcher eine Ungerechtigkeit begehen will, immer genötigt wäre, seine Gründe anzugeben, so würde vieles nicht geschehen, was geschieht.“

„Hat der Hund also gesagt, er wolle nicht, weil er nicht wolle?“

„Er hat nicht einmal dies gesagt, armer Renzo. Es wäre schon ein Vorteil, wenn man, um die Unthat zu verüben, dies offen gestehen müßte.“

„Aber etwas hat er doch sagen müssen! Was hat er denn gesagt, der Höllenbrand?“

„Ich habe seine Worte gehört, ich kann sie Dir aber nicht wiederholen. Die Worte des Gottlosen, der mächtig ist, sind scharf und ausweichend. Er kann zürnen, daß Du Verdacht gegen ihn hegst und zu gleicher Zeit Dich fühlen lassen, daß das gewiß ist, wegen dessen Du ihn im Verdacht hast; er kann beleidigen und sich für den Beleidigten ausgeben, verhöhnen und Rechenschaft fordern, in Schrecken setzen und sich beklagen, schamlos und dabei untadelhaft sein wollen. Frage mich nicht mehr darüber. Er hat den Namen der Unschuldigen nicht genannt, auch den Deinigen nicht, er stellte sich an, als kenne er Dich nicht, er hat nicht gesagt, daß er etwas beabsichtige, aber . . . aber doch habe ich nur zu deutlich erkennen müssen, daß er unbeugsam ist. Habt aber dennoch Vertrauen auf Gott! Verliert den Mut nicht, ihr Armen, und Du Renzo . . . glaube nur, daß ich mich in Deine Lage denken kann, daß ich fühle, was in Deinem Herzen vorgeht. Aber habe Geduld! Es ist ein groẞes, ein bitteres Wort für den, der nicht glaubt; aber Du . . .! Willst Du denn Gott nicht einen, zwei Tage, die ganze Zeit einräumen, die er sich nehmen will, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen? Die Zeit gehört ihm, und er hat uns so viel versprochen! Laß ihn nur walten, Renzo, und wisse . . . wisset alle, daß ich schon einen Faden in der Hand halte, um euch zu helfen. Für jetzt kann ich euch nicht mehr sagen. Morgen werde ich nicht heraufkommen; ich muß den ganzen Tag im Kloster bleiben, um euertwillen. Du, Renzo, versprich mir, hinzukommen. Für den Fall aber, daß Du nicht kommen könntest, sende mir einen vertrauten Mann, einen verständigen Burschen, durch den ich euch wissen lassen kann, was vorfallen wird. Es wird dunkel, ich muß ins Kloster zurück. Glaube, Mut, und damit Gott befohlen!"

Nach diesen Worten verließ er eilends das Haus und

eilte rasch laufend, teilweise springend, den gewundenen, steinigen Fußweg hinab, um nicht zu spät im Kloster anzulangen. Denn er besorgte, einen tüchtigen Verweis oder, was ihm noch schwerer aufs Herz gefallen wäre, eine Buße zu erhalten, die ihn hätte hindern können, des anderen Tags zu allem bereit zu sein, was die Not seiner Schützlinge erheischen möchte.

„Habt ihr's gehört, was er von einem, ich weiß nicht was . . . von einem Faden gesagt hat, der uns helfen solle?" sagte Lucia. „Man muß Vertrauen zu ihm haben, er ist ein Mann, der, wenn er etwas verspricht . . ."

„Wenn's nichts weiteres ist . . ." unterbrach Agnese. „Er hätte deutlicher reden, oder mich auf die Seite nehmen und mir sagen sollen, was es denn sei, dieser . . ."

„Geschwätz! Ich will der Sache ein Ende machen, ich!" schrie Renzo, im Zimmer auf- und abrennend, und mit einer Stimme, einem Gesicht, die über den Sinn seiner Worte keinen Zweifel ließen.

„Ach, Renzo!" rief Luzia aus, und Agnese fragte ängstlich: „Was willst Du sagen?"

„Wozu ist's nötig, daß ich's sage? Ich mache der Sache ein Ende! Hätte er auch hundert, tausend Teufel im Leibe, am Ende ist er doch auch von Fleisch und Bein . . .!"

„Nein, nein, ums Himmels willen . . .!" fing Lucia wieder an, aber Thränen erstickten ihre Stimme.

„Das sind Reden! So etwas sollte man nicht einmal im Scherze reden," sagte Agnese.

„Im Scherze?" schrie Renzo, indem er sich aufrecht vor Agnese hinstellte und ihr mit flammenden Augen ins Gesicht sah. „Im Scherze? Ihr werdet schon hören, ob es Scherz ist."

„O Renzo!" sagte Lucia schluchzend, „so hab' ich Dich noch nie gesehen."

„Sag' doch nicht solche Dinge," fing Agnes wieder

mit leiserer Stimme an. „Weißt Du nicht, wie viele Arme diesem Manne zu Gebote stehen? Und wenn auch . . . Gott bewahre Dich! . . . Gegen die armen Leute gibt's noch immer eine Gerechtigkeit."

„Ich will Gerechtigkeit üben, ich! Jetzt ist's Zeit! Ich weiß es wohl, die Sache ist nicht leicht. Der mörderische Hund ist wohl auf seiner Hut, er weiß, wie's steht. Aber es liegt nichts dran. Entschlossenheit und Geduld . . . und der Augenblick kommt endlich doch. Ja, ich will die Gerechtigkeit handhaben! Ich will das Land befreien! Wie viele Leute werden mich dafür segnen . . .! Und in drei Schritten bin ich dann . . .!"

Der Schrecken, den Lucia über diese nur zu deutliche Sprache empfand, hemmte plötzlich den Lauf ihrer Thränen und gab ihr Kraft zum Reden. Indem sie ihr thränenfeuchtes Gesicht aus den Händen erhob, sagte sie zu Renzo mit bekümmerter, aber entschlossener Stimme: „Liegt Dir also nichts mehr daran, mich zum Weibe zu bekommen? Ich hatte mich einem gottesfürchtigen Jüngling verlobt; aber ein Mensch, der . . . wäre er auch sicher vor jeder Strafe und jeder Rache, wäre er auch der Sohn eines Königs . . ."

„Recht so!" schrie Renzo mit verzerrtem Gesichte. „Ich soll Dich nicht haben, aber er soll Dich auch nicht haben! Ich ohne Dich, aber er in der . . ."

„Um Gottes willen, sprich nicht so, mach' keine solchen Augen! Ich kann Dich nicht sehen in diesem Zustande!" rief Lucia weinend und mit bittend gefalteten Händen aus, während Agnese den Jüngling beim Namen rief und wieder rief und ihm Schultern, Arme und Hände streichelte, um ihn zu besänftigen. Er stand eine Weile unbeweglich und nachsinnend und starrte in Lucias flehendes Antlitz. Plötzlich verfinsterte sich sein Blick, er trat zurück, streckte den Arm und den Zeigefinger aus und schrie: „Diese also! Auf diese hat er's abgesehen! Sie muß sterben!"

„Was habe ich Dir denn gethan, daß Du mich umbringen willst?" sagte Lucia und warf sich vor ihm auf die Kniee.

„Du?" sagte er mit etwas sanfterer, aber immer noch zorniger Stimme. „Und Du, was hast Du mir denn Gutes gethan? Welche Beweise hast Du mir hierin gegeben? Habe ich Dich nicht gebeten, angefleht, beschworen? Und Du sagst: Nein! und wieder nein!"

„Ja, ja," antwortete Lucia hastig. „Ich will zum Pfarrer gehen, morgen, jetzt, wenn Du willst; gewiß, ich gehe. Aber werde wieder, wie Du warst, ich will ja gehen."

„Du versprichst es mir," sagte Renzo mit einer Stimme und Miene, die plötzlich freundlicher wurde.

„Ich verspreche es Dir."

„Du hast es mir versprochen."

„Gott sei Dank!" rief Agnese, nun doppelt zufrieden aus.

Kam nicht mitten im Zorne Renzo der Gedanke, ob es ihm nicht etwa vorteilhaft sein könnte, wenn es ihm gelänge, Lucia in Schrecken zu setzen? Und hatte er nicht Verstellung zu Hilfe genommen, um den Schrecken zu steigern, und ihn erfolgreich zu machen? Unser Autor beteuert, es nicht zu wissen, und ich glaube, daß nicht einmal Renzo es recht wußte. Das steht fest, daß er gegen Don Rodrigo wirklich wütend war, und daß er Lucias Einwilligung glühend wünschte. Aber wenn zwei heftige Leidenschaften im Herzen des Menschen miteinander toben, so kann oft niemand, am wenigsten der Patient, eine Stimme von der anderen immer deutlich unterscheiden und mit Bestimmtheit sagen, welche die vorherrschende sei.

„Ich habe es Dir versprochen," antwortete Lucia mit schüchternem, zärtlichem Vorwurf; „aber auch Du hast mir versprochen, kein Unrecht zu begehen und Dich von Pater Christophoro leiten zu lassen."

„Ei, was! Aus Liebe zu wem gerate ich in Wut? Willst Du wieder umkehren und irgend einen verkehrten Vorschlag machen?"

„Nein, nein," sagte Lucia, die von neuem in Schrecken geriet. „Ich habe es versprochen und halte mein Wort, Gott bewahre . . .!"

„Warum machst Du schon wieder böse Prophezeiungen, Lucia? Gott weiß, daß ich niemand etwas zu leide thun will."

„Versprich mir wenigstens, das dies das letzte Mal sein soll."

„Ich verspreche es, so wahr ich ein ehrlicher Bursche bin."

„Aber nun mußt Du auch Wort halten," sagte Agnese.

Unser Autor bemerkt hier, nicht zu wissen, ob Lucia wirklich böse darüber gewesen, daß sie zu ihrer Einwilligung gezwungen worden sei. Wir lassen, wie er, die Sache dahingestellt.

Renzo hätte die Unterredung gerne fortgesetzt und ausgemacht, was tags darauf geschehen sollte, aber es war schon Nacht und sie wünschten ihm gute Ruhe, da sie es nicht für schicklich hielten, zu solcher Stunde noch länger beisammenzubleiben.

Die Nacht verlief allen dreien so, wie eben eine Nacht verlaufen kann, die auf einen Tag voll Aufregung und Unglück folgt und einem Tag vorangeht, der zu einem wichtigen Unternehmen von zweifelhaftem Erfolg bestimmt ist. Renzo erschien frühe und verabredete mit den Frauen oder vielmehr mit Agnese den großen Operationsplan für den Abend, indem er abwechselnd Schwierigkeiten aufstellte und sie löste, für unvorhergesehene Zwischenfälle sorgte, und beide, bald er, bald sie die Scene zu beschreiben anfingen, als erzählten sie einen bereits vollendeten Akt.

Lucia horchte zu und ohne mit Worten zu billigen,

was sie im Herzen mißbilligen mußte, versprach sie ihr Bestes dabei zu thun.

„Wirst Du heute ins Kloster gehen, um den Pater Christophoro zu sprechen, wie er Dir gestern gesagt hat?“ fragte Agnese den Renzo.

„Warum nicht gar!“ antwortete dieser; „Ihr wißt, was der Pater für Teufelsaugen hat. Er würde mir aus dem Gesichte lesen, daß etwas im Werke ist, und wenn er gar anfinge, mich auszufragen, so würde ich mich sicher verraten. Überdies muß ich hier bleiben, um die Sache zu betreiben. Es wird besser sein, wenn man einen anderen schickt.“

„Ich will den Menico schicken,“ sagte Agnese.

„Gut,“ antwortete Renzo und eilte fort, um, wie er gesagt hatte, die nötigen Anordnungen zu treffen.

Agnese ging in ein benachbartes Haus, um Menico zu holen, einen aufgeweckten Burschen von zwölf Jahren, der weitläufig mit ihr verwandt war. Sie verlangte ihn von seinen Eltern für jenen Tag wie mietweise „zu einem gewissen Dienste“, wie sie sagte. Nachdem sie ihn bekommen hatte, führte sie ihn in die Küche, gab ihm ein Frühstück und sagte ihm dann, er solle nach Pescarenico gehen und sich vor dem Pater Christophoro sehen lassen, der ihn dann, wenn es Zeit wäre, mit einer Antwort zurückschicken werde. „Du weißt schon, der Pater Christophoro, der ehrwürdige Alte mit dem weißen Bart, der, den die Leute nur den Heiligen nennen?“

„Ich verstehe schon,“ sagte Menico, „der uns Knaben immer liebkost und uns Heiligenbilder schenkt.“

„Ja, der ist's, Menico. Und wenn er Dir sagt, Du solltest nahe am Kloster ein wenig warten, so gehe nicht fort; gehe nicht mit Deinen Kameraden an den See, um den Fischern zuzusehen, oder mit den zum Trocknen an der Mauer aufgehängten Netzen Dich zu unterhalten oder sonst ein Spiel zu treiben.“

„Base! Ich bin doch kein Kind mehr?“

„Ich weiß, Du bist verständig und wenn Du mit der Antwort zurückkömmst . . . sieh', dann sollst Du diese beiden schönen neuen Parpagliolen bekommen.“

„Gebt sie mir lieber gleich; es ist ja eins.“

„Nein, nein, Du könntest sie verspielen. Geh', und mach' Deine Sache gut, dann bekommst Du noch mehr!“

Im Verlaufe jenes langen Morgens ereigneten sich Dinge, welche die ohnedies schon beunruhigten Gemüter der Frauen noch mehr beängstigten. Ein Bettler, der gar nicht so abgerissen und lumpig aussah, wie seinesgleichen, und in seinem Aussehen etwas Düsteres und Abschreckendes hatte, trat ins Haus, um Almosen zu begehren und musterte alles wie ein Spion. Er bekam ein Stück Brot, das er annahm, aber mit kaum verhehlter Gleichgültigkeit einsteckte. Er verweilte dann mit einer gewissen Frechheit und mit offenbar absichtlichem Zögern und stellte allerlei Fragen, welche Agnese stets auf eine der Wirklichkeit entgegengesetzte Weise beantwortete. Beim Fortgehen stellte er sich, als verfehle er den Ausgang, trat in eine Thür, die zur Treppe führte und warf auch hier einen raschen Späherblick umher. Als sie ihm zurief: „Heda, guter Freund, wo geht Ihr hin? Da geht's hinaus!“ kehrte er um und entschuldigte sich mit einer Unterwürfigkeit und verstellten Demut, die er nur mit knapper Not in den harten Zügen seines Gesichtes auszudrücken vermochte. Nach diesem ließen sich von Zeit zu Zeit andere auffallende Gestalten sehen. Was für eine Sorte Menschen es war, hätte man nicht leicht sagen können, aber man konnte unmöglich annehmen, daß es ehrsame Wanderer seien, für die sie sich ausgaben. Der eine trat unter dem Vorwande ein, um sich den Weg zeigen zu lassen, andere gingen langsamen Schrittes am Häuschen vorüber, und sahen verstohlen quer über den Hof ins Zimmer, wie

Leute, die spähen wollen, ohne Verdacht zu erregen. Gegen Mittag endigte endlich die lästige Prozession. Agnes stand von Zeit zu Zeit auf, ging über den Hof, stellte sich an die Straße und sah nach rechts und links; endlich kam sie und sagte: „Niemand,“ ein Wort, das sie mit Vergnügen aussprach, und Lucia mit Vergnügen anhörte, ohne daß beide bestimmt wußten, warum. In beiden aber blieb eine gewisse Unruhe zurück, die ihnen, besonders aber der Tochter, einen guten Teil des Mutes benahm, den sie sich für den Abend angesammelt hatten.

Der Leser muß jedoch etwas Bestimmteres über jene geheimnisvollen Landläufer erfahren, und um ihn über alles zu unterrichten, müssen wir einen Schritt rückwärts gehen, und den Don Rodrigo wieder aufsuchen, welchen wir gestern beim Weggehen des Pater Christophoro allein in einem Saale seines Schlosses verlassen haben.

Don Rodrigo ging, wie wir gesagt haben, mit langen Schritten in jenem Saale auf und ab, an dessen Wänden Familienbilder verschiedener Generationen hingen. Als er mit dem Gesicht vor der Wand stand, und umkehrte, sah er sich einem seiner Ahnen gegenüber, einem Krieger, der Schrecken der Feinde und seiner Soldaten, finstern Angesichts, mit kurz geschorenen Haaren, einem langgezogenen, in Spitzen gedrehten Schnurrbarte, der über die Backen hinausstand, und nach oben gebogenem Kinne. Der Held stand aufrecht, mit Beinschienen, Schenkelharnisch, Brustharnisch, Armschienen, Handschuhen, alles von Eisen, die rechte Hand an der Hüfte, die linke am Schwertgriff. Don Rodrigo betrachtete ihn, und als er, unter ihm angekommen, sich umdrehte, siehe, da stand ihm ein anderer Ahne gegenüber, eine Gerichtsperson, der Schrecken der Parteien und der Advokaten, in einem großen, mit rotem Samt überzogenen Sessel sitzend, in eine weite, schwarze Toga gehüllt, alles schwarz, mit Ausnahme einer breiten

Krause und des umgeschlagenen Futters aus Zobelpelz, blaß und abgezehrt, mit gerunzelter Stirne, er hielt ein Bittschreiben in der Hand und schien zu sagen: wir wollen sehen. Hier eine Matrone, der Schrecken ihrer Kammerzofen; dort ein Abt, der Schrecken seiner Mönche, kurz lauter Leute, welche Schrecken eingeflößt hatten und noch im Bilde einflößten. In Gegenwart solcher Erinnerungen geriet Don Rodrigo in heftigen Zorn, schämte sich und konnte sich durchaus nicht beruhigen, daß ein Mönch es gewagt hatte, mit einer Strafpredigt des Propheten Nathan ihm über den Hals zu kommen. Er entwarf einen Racheplan, verwarf ihn wieder, sann dann nach, wie er zu gleicher Zeit seine Leidenschaft und das befriedigen könnte, was er seine Ehre nannte. Und doch, wenn ihm der Anfang der unheimlichen Prophezeiung in den Ohren klang, standen ihm die Haare zu Berg, und er war nahe daran, dem Gedanken an die doppelte Genugthuung zu entsagen. Endlich, um doch etwas zu thun, rief er einen Diener und befahl ihm, bei der Gesellschaft ihn zu entschuldigen, indem er vorgab, daß er durch ein dringendes Geschäft abgehalten werde. Als dieser mit der Meldung zurückkam, daß die Herren fortgegangen seien, fragte er, immer auf- und abgehend: „Und Graf Attilio?"

„Er ist mit den Herren fortgegangen, gnädiger Herr."

„Gut! Sechs Mann Gefolge zum Ausgehen! Geschwind, Schwert, Mantel, Hut, geschwind!"

Der Diener antwortete mit einem Bückling und ging. Kurz darauf kam er wieder und brachte das reiche Schwert, mit dem der Herr sich umgürtete, den Mantel, den er sich über die Schultern warf, den Hut mit den hohen Federn, den er mit einem Bande kühn auf dem Kopf befestigte, was auf stürmisches Wetter deutete. Er setzte sich in Bewegung und stieß am Thore auf die sechs Banditen, die

ihm Platz machten, sich ehrfurchtsvoll verbeugten und hinter ihm sich aufstellten.

Grämlicher, stolzer und finsterer als sonst trat er aus dem Thor und wandelte gen Lecco hin. Die Bauern und die Handwerker drückten sich bei seiner Annäherung ängstlich an die Wand, zogen den Hut ab und machten tiefe Bücklinge, auf die er nicht antwortete. Als Untergeordnete verbeugten sich vor ihm auch jene, die vom Volke Herren genannt wurden. Denn auf hundert Miglien in die Runde war keiner, der mit ihm sich messen konnte in Beziehung auf Namen, Reichtum, Anhang und Willen, jedes Mittel zu ergreifen, um über andere sich zu erheben. Diesen begegnete er mit stolzer Herablassung. Wenn er mit dem spanischen Kastellan zusammentraf, was an jenem Tage nicht geschah, war die Verneigung von beiden Seiten gleich tief. Sie benahmen sich gegen einander wie zwei vornehme Herren, die nichts mit einander zu schaffen haben wollen, aber des Anstandes halber dem Range die Ehre erweisen. Um sich die üble Laune zu vertreiben und sich den Mönch aus dem Sinne zu schlagen, dessen Bild ihm immer vorschwebte, ging er an jenem Tage in ein Haus, wo sich gewöhnlich viele Leute zusammenfanden, und er mit jener geschäftigen, dienstbeflissenen und augendienerischen Achtung empfangen wurde, die man Männern erweist, welche sich sehr beliebt und sehr gefürchtet zu machen wissen. Abends kehrte er ins Schloß zurück. Auch Graf Attilio war eben zurückgekommen, und die Abendmahlzeit wurde aufgetragen, bei welcher indes Don Rodrigo ziemlich schweigsam blieb und wenig sprach.

„Vetter, wann bezahlt Ihr denn die Wette?“ sagte Graf Attilio mit einem Anstrich boshaften Spottes, nachdem die Tafel aufgehoben war und die Diener sich entfernt hatten.

„Noch ist St. Martinstag nicht vorüber.“

„Es ist besser, Ihr bezahlt sie gleich. Denn alle Heiligen des Kalenders werden vorübergehen, ehe . . ."

„Das wollen wir erst sehen."

„Vetter, Ihr wollt den Politiker spielen; aber ich habe alles gemerkt und bin so sehr überzeugt, die Wette gewonnen zu haben, daß ich bereit bin, eine andere einzugehen."

„Laßt hören."

„Daß der Pater . . . der Pater Dings, na, jener Mönch Euch bekehrt hat."

„Das ist wieder einer von Eueren Einfällen."

„Bekehrt, Vetter, bekehrt, sage ich. Ich freue mich darüber. Es wird ein schöner Anblick sein, Euch ganz zerknirscht und mit niedergeschlagenen Augen herumgehen zu sehen! Wie stolz wird er nach Hause gegangen sein! Solche Fische fängt man nicht alle Tage und mit allen Netzen. Gewiß, er wird Euch als Beispiel anführen, und wenn er eine Mission in der Nähe abhält, wird er von Eueren Thaten reden. Ich meine, ich hörte es schon."

Nun fing er an zu pusten, und indem er seine Worte mit affektierten Gebärden begleitete, fuhr er im Predigertone fort: „An einem Orte in dieser Welt, welchen ich aus wichtigen Gründen nicht nenne, meine geliebtesten Zuhörer, lebte und lebt noch jetzt ein liederlicher Edelmann, welcher die Mädchen lieber sah als die Männer; dieser, der daran gewöhnt war, das Gute vom Bösen nicht zu unterscheiden, richtete sein Augenmerk auf . . ."

„Genug, genug!" unterbrach ihn Don Rodrigo, halb schmunzelnd, halb ärgerlich. „Wenn Ihr die Wette verdoppeln wollt, so bin ich gleichfalls bereit."

„Teufel, solltet ihr den Pater bekehrt haben?"

„Redet mir nicht von dem! Und was die Wette betrifft, so soll der Martinstag den Ausschlag geben." Die Neugierde des Grafen war gereizt. Er sparte keine

Fragen, aber Don Rodrigo wußte ihnen auszuweichen, indem er sich immer auf den Tag der Entscheidung bezog, auch seinem Gegner Pläne nicht mitteilen wollte, welche noch nicht gehörig entworfen, noch auch unabänderlich festgestellt waren.

Am folgenden Morgen stand Don Rodrigo als Don Rodrigo auf. Die Angst, welche die paar Worte: „es wird ein Tag kommen," ihm in den Leib gejagt hatten, war mit den Träumen der Nacht gänzlich verschwunden, und nichts blieb übrig als die Wut allein, die vom Schamgefühl über jene vorübergehende Schwäche noch gesteigert wurde. Die neuesten Eindrücke des Triumphzugs, der Bücklinge, der zuvorkommenden Aufnahme und des Spottes des Vetters hatten nicht wenig dazu beigetragen, den alten Geist in ihm wieder zu wecken. Kaum war er vom Bette aufgestanden, so ließ er den „Grauen" rufen. — Große Dinge, — sagte der Diener bei sich, dem der Befehl aufgetragen war. Denn der Mann, der jenen Beinamen trug, war kein anderer, als das Haupt der Bravi, dem die gefährlichsten und empörendsten Gewaltthaten aufgetragen wurden, der vertrauteste Diener seines Herrn und diesem aus Dankbarkeit und Eigennutz gänzlich ergeben. Nachdem er am hellen Tage und auf offenem Markte einen ermordet, hatte er sich zu Don Rodrigo geflüchtet und ihn um seinen Schutz angefleht. Dieser steckte ihn in seine Livree und brachte ihn dadurch vor allen Nachforschungen der Gerechtigkeit in Sicherheit. Indem er auf diese Weise sich verpflichtete, jede Unthat auszuführen, die ihm aufgetragen werden mochte, hatte er sich die Straflosigkeit für sein erstes Verbrechen gesichert.

Für Don Rodrigo war diese Acquisition von nicht geringer Wichtigkeit. Denn abgesehen davon, daß der „Graue" ohne allen Vergleich der Tapferste unter der ganzen Sippe war, so war er auch der lebendige Zeuge,

daß sein Herr mit dem besten Erfolg dem Gesetze die Spitze bieten könne, so daß hierdurch sein Ansehen in der öffentlichen Meinung und in Wirklichkeit gestiegen war.

„Grauer,“ sagte Don Rodrigo, „bei dieser Gelegenheit wollen wir sehen, was Du zu leisten vermagst! Vor morgen muß die Lucia in meinem Schlosse sein.“

„Niemand wird sagen können, daß der Graue jemals einen Befehl seines gnädigsten Herrn unausgeführt gelassen habe.“

„Nimm Leute, so viel Du brauchst, ordne alles an, wie es Dir gutdünkt, wenn nur die Sache gelingt. Aber gieb acht, daß ihr kein Leids geschehe!“

„Herr, ein bißchen Schrecken, damit sie kein zu großes Geräusch mache . . . Weniger kann man nicht thun.“

„Schrecken . . . ich verstehe . . . ist unvermeidlich. Aber es darf ihr kein Haar gekrümmt werden, und ihr müßt sie in jeder Weise mit Achtung behandeln. Verstanden?“

„Herr, man kann keine Blume pflücken und sie Euch bringen, ohne sie anzurühren, aber es soll nur geschehen, was unumgänglich nötig ist.“

„Du haftest mir dafür. Und wie willst Du es anstellen?“

„Ich habe schon darüber nachgedacht, Herr. Glücklicherweise liegt das Häuschen am Ende des Dorfes. Dann brauchen wir einen Ort zum Hinterhalt. Und hiefür paßt gerade eine einsame, halbverfallene Hütte, die mitten im Felde steht, jene Hütte . . . aber Eure Gnaden wissen nichts von dergleichen . . . die vor einigen Jahren abgebrannt ist. Die Leute hatten kein Geld, sie wieder herzustellen und haben sie verlassen. Nun kommen die Hexen da zusammen, aber es ist nicht Sabbath, und ich fürchte mich nicht. Die Bauern, die voll Aberglauben sind, würden in der Nacht um alles Geld der Welt nicht hin-

gehen, so daß wir mit aller Sicherheit uns dahin zurückziehen können, ohne daß jemand kommt, uns den Spaß zu verderben."

„Gut! Was dann?"

Nun machte der Graue seine Vorschläge, und Don Rodrigo prüfte sie, bis sie über die Art und Weise einig geworden, wie das Unternehmen so ausgeführt werden könne, daß man den Thätern nicht auf die Spur komme, der Verdacht durch falsche Indicien vielmehr auf andere gewälzt werde, wie die arme Agnese zum Schweigen gebracht und Renzo dermaßen eingeschüchtert werden solle, daß ihm der Schmerz und der Gedanke, sich an die Gerichte zu wenden, ja, die Lust verginge, sich auch nur zu beklagen, und was dergleichen Bubenstücke mehr sind, die zum Gelingen des Hauptbubenstücks erforderlich waren. Wir unterlassen, diese Verabredungen zu berichten, weil dies, wie der Leser wohl einsehen wird, zum Verständnis dieser Geschichte nicht notwendig ist. Auch wollen wir dem Leser nicht zumuten, das Zwiegespräch der elenden Schurken länger mit anzuhören. Es mag genügen, anzuführen, daß, als der Graue sich entfernen wollte, um Hand ans Werk zu legen, Don Rodrigo ihn zurückrief und ihm sagte: „Wenn Euch diesen Abend zufällig jener freche Bursche in die Fänge käme, so wäre es gut, ihm abschlägig ein gutes Denkzeichen auf den Rücken zu geben. So wird der Befehl zum Stillschweigen, den man ihm morgen eröffnen wird, um so zuverlässiger seine Wirkung nicht verfehlen. Aber sucht ihn nicht auf, um die Hauptsache nicht zu gefährden. Verstanden?"

„Laßt nur mich machen," antwortete der Graue, indem er sich beim Fortgehen mit dienstbeflissener, aber zugleich prahlerischer Gebärde verneigte. Der Morgen wurde mit Umherrennen hingebracht; jener geheimnisvolle Bettler, der sich in der bekannten Weise ins Häuschen eingedrängt hatte

war kein anderer als der Graue, der gekommen war, um es in Augenschein zu nehmen; die verdächtigen Wanderer waren seine Spießgesellen, für welche, um unter seinen Befehlen mitzuwirken, eine oberflächliche Ortskenntnis genügte. Nachdem sie gesehen hatten, was sie wünschten, ließen sie sich nicht mehr blicken, um keinen Verdacht zu erregen. Als sie in das Schloß zurückkamen, erstattete der Graue Bericht, setzte den Plan des Unternehmens fest, teilte dann die Rollen aus und gab Verhaltungsbefehle. Alles dies konnte nicht geschehen, ohne daß jener alte Diener, der mit offenen Augen und Ohren auf der Lauer stand, wahrnahm, daß etwas Wichtiges im Werke sei. Durch Aufmerksamkeit und Nachfragen, indem er bald hier, bald dort ein halbes Wort erhaschte, eine dunkle Äußerung zergliederte und einen geheimnisvollen Gang deutete, gelang es ihm, herauszubringen, was diese Nacht geschehen sollte. Allein bis ihm dies gelungen war, war die Nacht nicht mehr fern und schon eine kleine Vorhut ausgezogen, um sich in dem verfallenen Häuschen in Hinterhalt zu legen. Obwohl der arme Alte fühlte, welch gewagtes Spiel er treibe und dabei fürchten mußte, mit seiner Hilfe zu spät zu kommen, wollte er doch sein Wort halten. Unter dem Vorwand, ein wenig frische Luft zu schöpfen, verließ er das Schloß und machte sich in großer Eile nach dem Kloster auf, um dem Pater Christophoro die versprochene Mitteilung zu machen. Bald darauf setzten sich auch die übrigen Bravi einzeln in Bewegung, um nicht für eine Bande angesehen zu werden. Ihnen folgte der Graue, und eine Sänfte sollte in der Dämmerung ins Häuschen getragen werden, was auch geschah. Nachdem sie sich dort zusammengefunden hatten, schickte der Graue drei von ihnen in das Wirtshaus im Dörfchen. Der eine sollte sich an der Hausthüre aufstellen und aufpassen, was auf der Straße vorgehe, und wann alle Einwohner

sich zur Ruhe begeben hätten. Die beiden anderen sollten indessen spielen, trinken und sich lustig machen, auch nebenbei aufpassen und ausspionieren, wenn es etwas zu spionieren gebe. Er selbst blieb mit dem größeren Haufen im Hinterhalte auf der Lauer.

Der arme Alte trabte dem Kloster zu, die drei Kundschafter begaben sich auf ihren Posten. Die Sonne neigte sich zum Untergange, als Renzo zu den Frauen kam und ihnen sagte: „Tonio und Gervaso erwarten mich draußen; ich gehe mit ihnen ins Wirtshaus, um etwas zu genießen, und wenn es „Engel des Herrn" läutet, werden wir kommen, um euch abzuholen. Mut, Lucia, alles hängt an einem Augenblicke!"

Lucia seufzte und wiederholte: „Mut!" in einem Tone, der das Wort Lügen strafte.

Als Renzo und seine beiden Gefährten beim Wirtshause ankamen, trafen sie den Posten bereits auf der Wache. Er nahm das halbe Hausthor ein, lehnte mit dem Rücken am Thürpfosten und kreuzte die Arme über der Brust, schaute und schaute wieder, nach links, nach rechts, und zeigte bald das Weiße, bald das Schwarze seines Falkenauges. Eine flache Mütze von karmoisinrotem Samt, die schief auf dem Kopfe saß, bedeckte die Hälfte des Schopfes, der, auf der sonnverbrannten Stirne sich teilend, an beiden Seiten unter den Ohren hinlief und in Flechten endigte, die durch einen Kamm im Nacken befestigt waren. In der Hand hielt er einen dicken Knittel, Waffen im eigentlichen Sinne konnte man an ihm nicht bemerken, aber auch ein Kind hätte bei seinem bloßen Anblicke gesagt, daß er solche unter seiner Kleidung verborgen halte. Renzo, der vorausging, wollte eintreten. Jener sah ihn starr an, ohne im mindesten seine Lage zu ändern, aber der junge Mann, welcher jeden Streit zu vermeiden suchte, wie jeder, der eine gefährliche Sache

unternehmen will, schien es nicht zu bemerken und bat nicht einmal um Platz, sondern drückte sich an die andere Thürpfoste und ging quer durch die von der Wache gelassene Öffnung. Die beiden Gefährten mußten, wenn sie durchkommen wollten, die nämliche Schwenkung machen. Nachdem sie eingetreten waren, sahen sie die beiden anderen Bursche, welche an einer Seite des Tisches saßen und ein Spiel machten, wobei sie beide miteinander laut aufschrieen und aus einer großen Flasche einschenkten, die zwischen ihnen stand. Auch diese schauten auf die neue Gesellschaft. Einer besonders, der die Hand mit drei lang ausgestreckten Fingern in die Luft hielt, und dessen Mund nach einem lauten „seht den da" noch offen stand, besah Renzo von oben bis unten. Dann winkte er seinem Kameraden, dann jenem am Hausthor, der ihm mit Kopfnicken antwortete. Renzo wurde argwöhnisch, und schaute auf seine beiden Gäste, als wenn er in ihren Mienen die Deutung aller dieser Zeichen suchen wollte. Aber ihr Aussehen zeigte ihm nichts, als einen guten Appetit. Der Wirt sah ihm ins Gesicht, als erwarte er seine Befehle; er nahm ihn ins Nebenzimmer und bestellte ein Nachtessen.

„Wer sind diese Fremdlinge?" fragte er dann mit leiser Stimme, als der Wirt, mit einem groben Tischtuch unter dem Arm und einer Flasche Wein in der Hand, zurückkam.

„Ich kenne sie nicht," antwortete der Wirt, indem er den Tisch deckte.

„Wie? Keinen einzigen?"

„Ihr wisset wohl," versetzte jener wieder, indem er das Tischtuch glatt strich, „daß die erste Regel unseres Gewerbes ist, nicht nach anderer Thun zu fragen, nicht einmal unsere Weiber sind neugierig. Wir wären schön daran, bei so vielen Leuten, welche gehen und kommen; hier ist es wie in einem Seehafen, d. h. wenn der Jahrgang

gut ist. Doch sind wir schon froh, wenn es wieder gut Wetter wird. Uns ist es genug, wenn die Gäste ehrliche Leute sind; wer sie aber sind, oder nicht sind, das ist uns gleich. Jetzt sollt Ihr eine Schüssel Klöße bekommen, wie Ihr sie noch nicht gegessen."

„Wie könnt Ihr wissen . . .?" nahm Renzo wieder das Wort, aber der Wirt, der schon auf dem Wege nach der Küche war, hörte nicht mehr auf ihn, und als er da die Pfanne mit den erwähnten Klößen vom Feuer nahm, nahte sich ihm ganz sachte jener Bravo, der unsere Gäste fixiert hatte, und sagte zu ihm halblaut: „Wer sind die da drinn?"

„Gute Leute aus dem Dorfe," antwortete der Wirt, indem er die Klöße auf die Platte anrichtete.

„Gut, aber wie heißen sie? Wer sind sie?" drängte jener in ziemlich grobem Tone.

„Einer heißt Renzo," antwortete der Wirt, aber nur leise, „ein ordentlicher junger Mensch, ein Seidenspinner, der sein Handwerk gut versteht. Der andere ist ein Bauer und heißt Tonio, ein lustiger Gesell; schade, daß er nicht viel hat, er ließe sein Geld unter die Leute kommen; der dritte ist ein einfältiger Bursche, der aber gern viel ißt, wenn man's ihm giebt. — Mit Verlaub!" Mit einem Sprunge setzte er zwischen dem Herde und dem Frager weg, und brachte die Platte dahin, wohin sie gehörte. „Wie könnt Ihr aber wissen," begann Renzo von neuem, als er ihn wieder erscheinen sah, „daß es ehrliche Leute sind, wenn Ihr sie nicht kennt?"

„Aus den Handlungen, mein Lieber, den Menschen lernt man aus den Handlungen kennen. Jene, die ihren Wein trinken, ohne ihn zu kritisieren, ihre Rechnung bezahlen, ohne etwas abzuzwacken, mit anderen Gästen keine Händel anfangen, wenn sie aber mit einem ein Hühnchen zu rupfen haben, ihn außen, fern vom Wirtshause erwarten,

daß der Wirt in keine Verlegenheit kommt, das sind ehrliche Leute. — Doch wenn man einander näher kennt, wie wir vier einander kennen, dann ist's besser. Aber wie, beim Teufel! kommt Euch denn die Lust an, so vieles Zeug wissen zu wollen, da Ihr doch Bräutigam seid und ganz andere Dinge im Kopf haben solltet, besonders vor einer Platte solcher Klöße, die einen Toten wieder zum Leben erwecken könnten?" Bei diesen Worten ging er wieder in die Küche zurück.

Unser Autor sagt in Beziehung auf die so verschiedene Weise, womit der Wirt die Fragen beantwortete, er sei ein Mann gewesen, der immer die Worte auf der Zunge gehabt, er habe die ehrlichen Leute besonders gerne; in der That aber habe er sich gegen jene stets gefälliger und freundlicher bewiesen, die im Rufe standen, Schufte zu sein, oder die wie Schufte ausgesehen hätten. Welch ein sonderbarer Charakter!

Beim Abendessen ging's nicht lustig her. Die Eingeladenen hätten es sich gerne nach Bequemlichkeit schmecken lassen, aber der Einladende, der nur an sein Vorhaben dachte, dem's aber auch wegen des auffallenden Benehmens der Unbekannten ein wenig unheimlich wurde, konnte den Augenblick nicht erwarten, bis man fortgehen könnte. Man sprach wegen derselben nur leise und in abgerissenen Sätzen.

„Es ist doch eine schöne Sache," platzte ganz unvermutet Gervaso heraus, „daß Renzo ein Weib nehmen will, und . . ." Renzo machte ihm ein saueres Gesicht. „Willst Du stille sein, Dummkopf?" sagte Tonio und gab ihm dabei einen Rippenstoß. Die Unterhaltung wurde immer kälter. Renzo aß und trank beinahe gar nicht, schenkte aber den beiden Zeugen mäßig ein, damit sie ein wenig Feuer bekämen, ohne aber berauscht zu werden. Nachdem die Mahlzeit vorüber und die Zeche von dem

bezahlt war, der am wenigsten genossen hatte, mußten nun alle drei wieder an den Larven vorübergehen, welche sich wieder gegen Renzo kehrten, wie bei seinem Eintritte. Nachdem dieser einige Schritte vom Wirtshause entfernt war, wandte er sich um und sah, daß die beiden, die bei seinem Weggehen in der Küche gesessen hatten, ihm nachgingen. Er blieb nun mit seinen Gefährten stehen, was so viel hieß, als: Wir wollen doch sehen, was die von mir wollen. Als aber jene bemerkten, daß sie beobachtet seien, blieben sie gleichfalls stehen, sprachen leise mit einander und machten Kehrt. Wenn Renzo nahe genug gewesen wäre, um ihre Worte zu hören, würden sie ihm sonderbar vorgekommen sein. „Es wäre doch eine schöne Sache, vom Trinkgeld ganz abgesehen,“ sagte einer der Schurken, „wenn wir bei der Heimkehr erzählen könnten, wir hätten ihm in der Eile das Fell gegerbt, und zwar ganz für uns allein, ohne daß Herr Grauschimmel dabei war, um zu kommandieren.“

„Jawohl, um das Hauptgeschäft darüber zu verderben!“ antwortete der andere. „Sieh', er hat etwas gemerkt, er bleibt stehen und sieht nach uns. Ah, wenn's doch ein wenig später wäre! Wir wollen umkehren, um keinen Verdacht zu erregen. Schau', da kommen Leute von allen Seiten, lassen wir sie zu Bette gehen!“

In der That war jetzt ein Gewimmel und ein Gesumme, wie man es abends in einem Dorfe wahrnehmen kann, das aber sehr bald der feierlichen Ruhe der Nacht Platz macht. Die Frauen kamen vom Felde zurück, mit ihren Kleinen auf dem Arme, während sie die Größeren an der Hand führten und sie den englischen Gruß beten ließen, die Männer kamen mit Spaten und Hacken auf den Schultern. Beim Öffnen der Hausthüren sah man da und dort die zur Bereitung der ärmlichen Mahlzeit angezündeten Feuer lodern; man hörte auf der Straße Grüße murmeln, auch

manches Wort über die Mißernte und die schlechten Zeiten und dergleichen Reden, man hörte die gemessenen, volltönenden Glockenschläge, welche das Ende des Tages verkündeten. Als Renzo sah, daß die drei Unverschämten sich zurückgezogen hatten, setzte er in der einfallenden Dämmerung seinen Weg fort, indem er bald dem einen, bald dem anderen der Brüder eine Warnung oder einen Rat erteilte. So kamen sie bei Lucias Häuschen an, als es schon Nacht war.

Die Zeit zwischen dem ersten Gedanken einer unseligen That und deren Ausführung, hat ein Barbar gesagt, der nicht ohne Geist war, ist nur ein Traum voll von Furcht- und Schreckbildern. Lucia befand sich seit vielen Stunden in einem solchen angstvollen Traume, und Agnes, sogar Agnes, die Urheberin des Anschlages war in Gedanken versunken und fand kaum Worte, ihre Tochter aufzumuntern. Aber im Augenblicke des Erwachens, d. h. im Augenblicke, wo das Werk begonnen werden soll, fühlt sich die Seele ganz umgewandelt. Dem Schrecken und dem Mut, die sich eben um die Herrschaft stritten, folgt ein anderer Schrecken, ein anderer Mut. Das Unternehmen stellt sich dem Geist als eine neue Erscheinung vor. Was bisher erschreckte, scheint zuweilen plötzlich leicht geworden zu sein, zuweilen aber scheint das Hindernis, dessen man eben erst gespottet, unübersteiglich. Die Einbildungskraft zieht sich entmutigt zurück, die Glieder scheinen den Dienst zu versagen, und das Herz bricht die Versprechungen, die es mit Bestimmtheit gemacht hatte. Als Renzo leise anklopfte, wurde Lucia von einem solchen Schrecken ergriffen, daß sie einen Augenblick entschlossen war, eher alles zu dulden, für immer von ihm getrennt zu sein, als ihren früheren Entschluß zur Ausführung zu bringen. Da er aber nun eintrat mit den Worten: „Hier sind wir, laß uns gehen!“ als alle, wie zu einem unwiderruflich festgesetzten Geschäfte bereit, sich zum Fortgehen anschickten, da hatte Lucia weder Zeit noch

Kraft, Schwierigkeiten zu erheben, und wie fortgerissen, ergriff sie einen Arm ihrer Mutter, einen ihres Verlobten und setzte sich mit der abenteuerlichen Gesellschaft in Bewegung. Schweigend, mit gemessenem Schritte traten sie in der Dunkelheit aus dem Hause und schlugen den Weg ein, der aus dem Dorfe führte. Der kürzeste Weg wäre freilich der durchs Dorf gewesen, der gerade nach dem Pfarrhause ging, sie wählten aber jenen, um nicht gesehen zu werden. Auf Umwegen, zwischen Gärten und Wiesen kamen sie endlich dahin und verteilten sich. Die beiden Verlobten verbargen sich hinter der Hausecke, Agnes mit ihnen, aber ein wenig mehr nach vorn, um gleich bei der Hand zu sein, bevor Perpetua schlöße und um ihrer habhaft zu werden. Tonio und der simpelhafte Gervaso, der nichts für sich allein thun konnte, ohne den man aber auch nichts thun konnte, stellten sich keck an der Hausthüre auf und klopften an.

„Wer kommt noch so spät?" rief eine Stimme aus dem Fenster, das sich augenblicklich öffnete. Es war die Stimme Perpetuas. „Es giebt doch keine Kranke, so viel ich weiß. Ist vielleicht ein Unglück vorgefallen?"

„Ich bin's," antwortete Tonio, „und mein Bruder; wir müssen mit dem Herrn Pfarrer sprechen."

„Hat man je von Christenmenschen so etwas gehört, um diese Zeit . . ." sagte Perpetua barsch. „Welche Frechheit! Kommt morgen wieder!"

„Hört mich an! Ich habe da einiges Geld eingenommen, und will nun die alte Schuld bezahlen, Ihr wißt schon. Ich hätte da fünfundzwanzig funkelnagelneue Berlingen. Wenn man aber nicht kann, auch recht, ich weiß schon, wo ich sie anbringen kann, und will dann kommen, wenn ich das Geld wieder zusammengebracht habe."

„Nun so wartet nur, ich komme gleich wieder! Aber warum denn so spät?"

„Ich habe eben das Geld jetzt erst bekommen und da habe ich gedacht, wie ich Euch sage, wenn ich sie über Nacht im Haus behalte, weiß ich nicht, wie mir morgen sein wird. Wenn Euch aber die Stunde nicht angenehm ist, weiß ich nicht, was ich sagen soll. Ich bin jetzt hier. Wenn Ihr aber nicht wollt, so gehe ich wieder.“

„Nein, nein, wartet nur ein wenig, ich bring' Euch gleich Antwort.“

Bei diesen Worten schloß sie das Fenster. Nun trennte sich Agnese von den Verlobten; sie sagte noch vorher zu Lucia: „Mut, es ist nur ein Augenblick, wie wenn man sich einen Zahn ausziehen ließe.“ Dann ging sie zu den beiden Brüdern an der Hausthüre, und fing an, mit Tonio in einer Weise zu plaudern, daß Perpetua, wenn sie zum Aufschließen komme, glauben sollte, sie sei bloß zufällig vorübergegangen und Tonio habe sie eine Weile aufgehalten.

Achtes Kapitel.

„Carneades? Wer ist denn der?“ — brummte Don Abbondio, der in einem Zimmer des obern Stockwerks, ein aufgeschlagenes Buch vor sich, auf einem Stuhle saß, als Perpetua hereintrat. — „Carneades? Ich muß den Namen schon gelesen oder gehört haben, er muß ein Gelehrter des Altertums gewesen sein, der Name ist einer von jenen. Aber wer, zum Teufel, war er denn?“ So weit entfernt war der arme Mann, zu ahnen, daß ein Gewitter sich über seinem Haupte zusammenzog.

Es ist zu bemerken, daß Don Abbondio jeden Tag sich damit unterhielt, etwas weniges zu lesen. Ein benachbarter Pfarrer hatte eine kleine Bibliothek, aus der er

ihm ein Buch nach dem anderen lieh, das nächste beste, das ihm in die Hand kam. Don Abbondio hatte sich eben von seinem Schreckensfieber erholt, ja er war eigentlich geheilt, mehr geheilt (nämlich vom Fieber), als er es merken lassen wollte, und das Buch, welches er gerade studierte, war eine Lobrede auf den heiligen Karl, die mit großem Schwulst abgefaßt und vor zwei Jahren im Dome zu Mailand mit großer Bewunderung angehört worden war. Der Heilige war darin in Beziehung auf seinen Eifer im Studieren mit Archimedes verglichen, und bis dahin fand Don Abbondio keine Schwierigkeit. Denn Archimedes hatte so Außerordentliches geleistet und so viel von sich reden gemacht, daß keine umfassende Gelehrsamkeit erforderlich war, um etwas davon zu wissen. Aber nach Archimedes hatte der Redner auch den Carneades zum Vergleich herangezogen, und hier war der Leser stecken geblieben. In diesem Momente trat Perpetua herein, um Tonios Besuch anzumelden.

„Um diese Stunde,“ sagte, wie natürlich, auch Don Abbondio.

„Was wollet Ihr? Die Leute wissen nicht, was sich schickt. Aber wenn Ihr es nicht sogleich nehmt . . .“

„Ja, wenn ich es jetzt nicht nehme, wer weiß, wann ich es kriege! Laßt ihn nur heraufkommen . . . Aber seid Ihr auch sicher, daß er es wirklich ist?“

„Ei freilich!“ antwortete Perpetua und stieg die Treppe hinab, öffnete die Thür und sagte: „Wo seid Ihr?“ Tonio zeigte sich. Zu gleicher Zeit mit ihm trat aber auch Agnese herein und grüßte Perpetua beim Namen.

„Guten Abend, Agnese!“ sagte Perpetua. „Woher so spät?“

„Ich komme von . . . und sie nannte ein benachbartes Häuschen. „Und wenn Ihr wüßtet . . .“ fuhr

sie fort . . . „Euretwegen habe ich mich aufgehalten, bloß Euch zu Gefallen.“

„Warum denn?“ fragte Perpetua und hieß die beiden Brüder eintreten.

„Weil,“ antwortete Agnes, „eine von den Weibern, welche nichts wissen und doch überall dareinsprechen wollen . . . würdet Ihr es glauben? . . . darauf bestand, daß Ihr den Beppe Suolavecchia und den Anselmo Lunghina nicht geheiratet habt, weil sie Euch nicht genommen haben. Ich aber habe behauptet, Ihr wäret es gewesen, die beide ausgeschlagen habe . . .“

„Gewiß! O die Lügnerin, die infame Lügnerin! Wer ist es?“

„Fragt mich nicht, ich will die Leute nicht hintereinander bringen.“

„Ihr müßt's mir sagen! O, die Lügnerin!“

„Genug . . . Aber Ihr könnt nicht glauben, wie leid es mir war, daß ich die ganze Geschichte nicht recht gewußt habe, um sie zu überführen.“

„Ist's möglich, daß man solche Lügen erdenken kann?“ rief Perpetua von neuem aus und fuhr dann schnell fort: „Was den Beppe betrifft, so wissen es alle und haben es sehen können . . . He Tonio! Komm' nur herein und gehe hinauf.“ Tonio trat herein, und Perpetua fuhr in ihrer leidenschaftlichen Erzählung fort.

Der Thüre des Pfarrhauses gegenüber war ein Gäßchen, das zwischen zwei Häuschen hinlief und sich dann dem Felde zuwandte. Dahin ging Agnese unter dem Vorwande, dort das Gespräch freier führen zu können, und Perpetua folgte ihr. Als sie um die Ecke herum waren, von wo aus man nicht mehr sehen konnte, was vor dem Pfarrhause vorging, fing Agnese an, heftig zu husten. Dies war das verabredete Zeichen. Renzo hörte es, ermutigte Lucia mit einem Armdrucke, und beide schlichen sich auf

den Zehen vorwärts, indem sie sich an die Wand hindrückten und den Atem anhielten. Sie gelangten an die Thüre, machten sie ganz sachte auf und traten leise in den Gang, wo die Brüder sie erwarteten. Renzo schloß die Thüre ganz still wieder, alle vier gingen die Treppe hinauf und machten nicht einmal Geräusch für eines. Als sie auf dem Treppenabsatze angekommen waren, näherten sich die Brüder der Zimmerthüre, welche seitwärts von der Treppe war, die Verlobten aber drückten sich an die Wand.

„Deo gratias,“ sagte Tonio mit deutlicher Stimme. „Nun, Tonio, komm' nur herein!“ antwortete die Stimme von innen.

Der Gerufene öffnete die Thüre nur so weit, daß kaum er und sein Bruder auf einmal hineingehen konnten. Der Lichtstreifen, welcher durch die Öffnung auf den dunkeln Boden des Treppenabsatzes fiel, machte Lucia erzittern, als wenn sie entdeckt worden wäre. Nachdem die Brüder eingetreten waren, stellte sich Tonio hinter die Thür; die Verlobten aber blieben unbeweglich im Dunkeln, mit gespannter Aufmerksamkeit und den Atem an sich haltend. Das lauteste Geräusch machte Lucias Herzschlag.

Don Abbondio saß, beim spärlichen Lichte einer kleinen Lampe, auf einem alten Stuhle, in eine alte Sutane gehüllt, ein altes Käppchen auf dem Kopfe, das ihm wie ein Gesims um die Stirne lief. Zwei dichte Haarbüschel, die unter dem Käppchen hervorstanden, ein paar dichte Augenbrauen, ein dichter Schnurr- und Zwickelbart, alles grau und über dem braunen, runzligen Gesichte verstreut, konnten mit schneebedecktem, vom Mondschein bestrahltem Buschwerk verglichen werden, das an einem Bergabhang hervorsteht.

„Aha!“ war sein Gruß, indem er seine Brille abnahm und sie aufs Buch legte.

„Der Herr Pfarrer wird sagen, wir seien spät ge-

kommen," sagte Tonio, sich verbeugend, was auch Gervaso that, aber ein bißchen unbeholfener.

„Gewiß ist es spät, spät in jeder Beziehung. Ihr wisset, daß ich krank bin."

„Das ist mir sehr leid."

„Ihr werdet es schon gehört haben, ich bin krank und weiß nicht, wann ich wieder ausgehen kann . . . Aber warum hast Du denn den . . . Burschen da mitgebracht?"

„O, bloß der Gesellschaft wegen, Herr Pfarrer."

„Nun laß sehen!"

„Es sind fünfundzwanzig neue Berlingen von denen mit dem heiligen Ambrosius zu Pferd," sagte Tonio, indem er ein Packetchen aus der Tasche zog.

„Laß sehen!" versetzte Don Abbondio, und nachdem er das Packetchen in Empfang genommen hatte, setzte er die Brille auf, öffnete es, nahm die Berlingen heraus, zählte sie, kehrte sie um und wieder um und fand sie ohne Fehler.

„Nun, Herr Pfarrer, müßt ihr mir aber auch das Halsband meiner Thekla zurückgeben."

„Das ist billig," antwortete Don Abbondio; dann ging er zu einem Schranke, nahm einen Schlüssel aus der Tasche und nachdem er sich umgeschaut hatte, als wollte er die Besucher ferne halten, öffnete er eine Flügelthüre, stellte sich davor, steckte den Kopf hinein, um zu suchen, und einen Arm, um die Halskette herauszunehmen, und nachdem der Schrank wieder geschlossen war, händigte er sie dem Tonio ein, indem er sagte: „Ist's recht so?"

„Jetzt," sagte Tonio, „seid so gut, mir schwarz auf weiß zu geben."

„Auch das noch?" sagte Don Abbondio. „Alle wissen's ja. I! wie ist doch die Welt so argwöhnisch! Trauest Du mir denn nicht?"

„Wie, Herr Pfarrer, ob ich Euch traue? Ihr thut mir unrecht. Aber da mein Name einmal in Euerem Schuldbuch steht . . . und Ihr Euch also schon einmal die Mühe genommen, zu schreiben, so . . . ist es nur des Lebens und Sterbens wegen.“

„Schon gut,“ unterbrach ihn Don Abbondio, zog brummend die Tischschublade heraus, nahm Papier, Feder und Tinte und fing an zu schreiben, indem er mit lauter Stimme die Worte wiederholte, wie sie ihm aus der Feder flossen. Während nun Tonio und auf seinen Wink Gervaso sich vor den Tisch hinpflanzten, daß der Schreiber nicht nach der Thür hinsehen konnte und etwas mit den Füßen scharrten, um den Außenstehenden das Zeichen zum Eintreten zu geben und das Geräusch ihrer Tritte zu übertönen, ergriff Renzo Lucias Arm, drückte ihn, um ihr Mut zu machen, ging dann vorwärts und zog die Zitternde nach sich. Denn für sich allein hätte sie nicht von der Stelle kommen können. Sie traten ganz leise ein, indem sie auf den Fußspitzen schlichen und versteckten sich hinter den beiden Brüdern. Mittlerweile war Don Abbondio mit Schreiben fertig geworden, las das Geschriebene mit lauter Stimme vor, ohne vom Papier aufzusehen, und sagte, indem er es zusammenlegte: „Nun werdet Ihr doch zufrieden sein?“ Hierauf nahm er mit einer Hand die Brille ab, reichte mit der anderen die Quittung Tonio hin und sah in die Höhe. Tonio streckte die Hand aus, um sie in Empfang zu nehmen, trat dabei auf eine Seite, Gervaso auf seinen Wink auf die andere, und in der Mitte, wie beim Hinwegziehen einer Coulisse, kamen Renzo und Lucia zum Vorschein. Don Abbondio sah verwirrt, dann deutlich, erschrak, erstarrte, geriet in Wut, besann sich und faßte rasch einen Entschluß, alles in den wenigen Augenblicken, die Renzo brauchte, um die Worte hervorzusagen: „Herr Pfarrer, in Gegenwart dieser Zeugen erkläre ich, diese

da ist mein Weib." Noch hatten sich seine Lippen nicht geschlossen, als schon Don Abbondio das Papier weggeworfen, mit der Linken die Lampe gefaßt, mit der Rechten den Tischteppich ergriffen und an sich gerissen hatte, wodurch Buch, Papier, Tintenzeug und Streubüchse zu Boden geschleudert wurden. Mit einem Sprunge setzte er zwischen Stuhl und Tisch weg, auf Lucia los. Die Arme, die noch am ganzen Leib zitterte, hatte mit ihrer lieblichen Stimme kaum das Wort: „und dieser . . ." aussprechen können, als Don Abbondio ihr unsanft den Teppich über Kopf und Gesicht warf, um sie zu verhindern, die Formel ganz auszusprechen. Wütend warf er dann die Lampe weg, die er in der anderen Hand hielt und half sich auch mit dieser, ihr mit dem Teppich den Mund zuzuhalten, daß er sie beinahe erstickte. Inzwischen schrie er aus voller Kehle: „Perpetua, Perpetua! Verrat! Zu Hilfe!" Die Lampe, die halb erloschen am Boden lag, warf ein mattes, flimmerndes Licht auf Lucia, die, hoffnungslos, nicht einmal den Versuch machte, sich loszuwickeln, so daß sie eine in Thon skizzierte Statue zu sein schien, über welche der Künstler ein feuchtes Tuch geworfen hat. Nachdem das Licht erloschen war, ließ Don Abbondio von der Armen ab und suchte herumtappend die Thür zu erreichen, die in ein anstoßendes Zimmer führte, fand sie, trat hinein und schloß sie hinter sich ab, immer schreiend: „Perpetua! Verrat! Hilfe! Zum Haus hinaus! Zum Haus hinaus!" Im anderen Zimmer herrschte grenzenlose Verwirrung. Renzo, der den Pfarrer aufzuhalten suchte und mit den Händen umhertastete, als wenn er blinde Kuh spielte, war an die Thüre gekommen, pochte an und schrie: „Schließt auf! Schließt auf! Macht doch keinen Lärm!" Lucia rief mit schwacher Stimme nach Renzo und sagte flehend: Laßt uns fortgehen um Gottes willen!" Tonio kroch auf allen Vieren am Boden umher, um seiner Quittung wieder

habhaft zu werden. Gervaso schrie wie besessen und suchte hüpfend nach dem Ausgang, um mit heiler Haut davonzukommen.

Mitten in diesem Wirrwarr können wir nicht unterlassen, einen Augenblick stehen zu bleiben, um einige Erwägungen anzustellen. Renzo, der bei Nacht in einem fremden Hause lärmte, in das er sich wie ein Dieb eingeschlichen hatte, der den Herrn des Hauses in seinem eigenen Zimmer belagert, hat ganz den Anschein eines Unterdrückers, und doch war er, bei Licht betrachtet, der Unterdrückte. Don Abbondio überfallen, in die Flucht geschlagen, zum Tod erschreckt, während er ruhig zwischen seinen vier Wänden hauste, könnte als der Unterdrückte erscheinen, und doch war in Wirklichkeit er es, auf dessen Seite das Unrecht war. So geht's gar oft in der Welt . . . so ging's im siebzehnten Jahrhundert.

Als der Belagerte sah, daß der Feind keine Miene machte, sich zurückzuziehen, öffnete er ein Fenster, das nach dem Kirchhof ging und fing an zu schreien: „Zu Hilfe! Zu Hilfe!" Es war der schönste Mondschein; der Schatten der Kirche, und weiter vorn der lange spitzige Schatten des Kirchturms lag dunkel und scharfbegrenzt auf der rasenbedeckten, leuchtenden Fläche des Kirchhofes. Man konnte jeden Gegenstand wie am Tage unterscheiden. Aber so weit das Auge reichte, war kein lebendes Wesen zu entdecken. Doch befand sich nahe an der Seitenwand der Kirche, gerade an einer Seite, die dem Pfarrhaus gegenüberstand, ein kleines Gemach, ein Schlupfwinkel, wo der Küster schlief. Dieser wurde von dem schrecklichen Geschrei aufgeweckt, sprang eilends aus dem Bette, öffnete das Fenster, steckte den Kopf hinaus und rief: „Was giebt's denn?"

„Lauft, Ambrosio! Zu Hilfe! Es sind Leute in meinem Hause!" schrie Don Abbondio. „Ich komme gleich," antwortete jener, zog seinen Kopf zurück, schloß das papierene

Fensterflügelchen und fand auf der Stelle, wenngleich noch halb schlaftrunken und ganz bestürzt, ein Auskunftsmittel, um noch kräftigere Hilfe zu bringen, als verlangt worden war, ohne in irgend eine Rauferei verwickelt zu werden. Er greift hastig nach den Hosen, die auf dem Bette lagen, nimmt sie, wie einen Gallahut, unter den Arm, rennt eine hölzerne Treppe hinauf in den Glockenturm, langt nach dem Seil der größten von den beiden Glocken und fängt an zu läuten.

Bom, bom, bom — die Bauern richten sich im Bette auf, die jungen Bursche auf dem Heuboden spitzen die Ohren und springen in die Höhe. „Was giebt's? Was giebt's? Es läutet! Brennt's? Sind's Räuber? Banditen?"

Die Frauen beratschlagen, bitten ihre Männer, sich nicht zu rühren und die anderen laufen zu lassen. Einige stehen auf und treten ans Fenster, die Feigen geben den Bitten nach und stecken sich unter die Decke, die Mutigen greifen nach Heugabel und Flinte, um dem Lärm zuzulaufen, andere machen die Zuschauer.

Bevor jedoch jene bereit, ja bevor auch nur alle wach waren, war der Lärm zu den Ohren anderer Personen gedrungen, die nicht weitab völlig angekleidet wachten und auf den Beinen waren, die Bravi an einem, Agnese und Perpetua an einem anderen Orte. Zuerst wollen wir in Kürze erzählen, was jene thaten, nachdem wir sie teils im verfallenen Häuschen, teils im Wirtshause verlassen haben. Als diese drei sahen, daß alle Hausthüren verschlossen und die Gassen verlassen seien, gingen sie eilig fort, als wenn sie erst gewahrt hätten, daß sie sich zu lange aufgehalten. Sie sagten, sie wollten nun gleich nach Hause gehen, machten aber einen Gang durchs Dorf, um sich zu überzeugen, ob alle sich zur Ruhe begeben hätten. Wirklich begegneten sie keinem lebendigen Wesen, noch hörten sie das mindeste Geräusch. Sie kehrten dann so leise als

möglich nach unserem Häuschen zurück, dem ruhigsten von allen, weil niemand mehr darin war. Nun gingen sie in die Feldhütte, und erstatteten dem Grauen Bericht. Sogleich setzte dieser einen großen Hut auf, warf einen mit Muscheln besetzten Wachstuchmantel über die Schultern, nahm einen Pilgerstab in die Hand und sagte: „Nun vorwärts als tapfere Männer, aber stille und der Befehle gewärtig!“ Er ging voraus, die übrigen folgten ihm und nach einer Weile kamen sie zum Häuschen, aber von einer Seite her, die jener entgegengesetzt war, nach welcher hin sich unsere kleine Schar entfernt hatte, als auch sie zu ihrer Expedition ausrückte. Der Graue ließ seine Truppe in einer Entfernung von wenigen Schritten halten, ging allein vor, um zu kundschaften, und als er außen alles still und ruhig fand, ließ er zwei von den Schuften herankommen, mit dem Befehle, über die Mauer zu steigen, die das Höfchen umschloß. Wenn sie drin sein würden, sollten sie hinter einem dichtbelaubten Feigenbaume sich verbergen, der ihm am Morgen in die Augen gefallen war. Hierauf klopfte er leise an, in der Absicht, sich für einen verirrten Wanderer auszugeben, der um ein Nachtquartier bitte. Niemand antwortet, er klopft wieder, ein wenig stärker; tiefe Stille. Nun ruft er einem dritten, läßt ihn, wie die beiden anderen, ins Höfchen steigen, mit dem Befehle, den Riegel leise zu öffnen, um freien Eintritt und freien Rückzug zu haben. Alles wird mit Vorsicht und glücklichem Erfolge ausgeführt. Er ruft auch die anderen, geht mit ihnen hinein und heißt sie, sich bei den ersteren zu verstecken. Er nähert sich sachte dem Eingang von der Straße her, stellt da nach innen zwei Schildwachen auf und geht dann gerade auf die Hausthüre los. Er klopft auch da und wartet, natürlich vergebens. Er öffnet ganz stille auch diese Thüre. Niemand sagt: „Wer da?“ Niemand läßt sich hören. Besser kann's nicht gehen.

Vorwärts also! Er ruft die Leute am Feigenbaum, geht mit ihnen in das Zimmer des Erdgeschoßes, wo er am Morgen in so verbrecherischer Absicht das Stück Brot erbettelt hatte. Er nimmt Feuerzeug aus der Tasche, zündet sein Laternchen an und geht ins anstoßende Zimmer, um sich Gewißheit zu verschaffen, daß niemand da sei. Er kehrt um, geht an die Treppenthüre, schaut, horcht; alles öd und still. Er stellt im Erdgeschoße zwei andere Schildwachen auf, ruft den Grunzer, einen Bravo aus dem Gebiete von Bergamo, der allein drohen, beschwichtigen, befehlen, kurz den Sprecher machen sollte, damit sein Dialekt Agnese glauben mache, die Expedition komme von da her. Mit diesem neben sich, den anderen hinter sich, steigt der Graue ganz leise hinauf, und stößt bei jeder knarrenden Treppenstufe, bei jedem lauten Fußtritte seiner Gesellen einen Fluch aus. Endlich ist er oben. Hier liegt der Hase im Pfeffer. Er stößt sachte an die Thüre, die ins erste Zimmer führt, die Thüre giebt nach, er öffnet ein klein wenig, schaut hinein, es ist stockfinster. Er horcht, ob drin jemand schnarche, atme, sich rege, alles ist mäuschenstille. Vorwärts also! Er leuchtet mit der Laterne hinein, macht die Thüre angelweit auf, sieht ein Bett, springt darauf los. Das Bett ist gemacht, der Überwurf umgekehrt und auf den Kopfpfühl zurechtgelegt. Er zuckt die Achseln, wendet sich gegen seine Gefährten, winkt ihnen, das andere Zimmer zu durchsuchen und ihm stille dahin nachzukommen, er geht hinein, nimmt die nämlichen Manipulationen vor und findet dasselbe. „Was, zum Teufel ist das?“ sagt er nun. „Hat etwa ein Spion uns verraten?“ Nun fangen sie an, sich kecker umzusehen, alles zu durchsuchen, und im Hause das Unterste zu oberst zu kehren.

Während sie so beschäftigt sind, hören die beiden, welche am Eingang von der Straße her Schildwache

stehen, eilige Fußtritte sich nähern; sie glauben aber, es werde vorübergehen. Indessen bleiben sie ruhig und sind auf ihrer Hut. Aber die Fußtritte hören gerade am Hofthor auf. Es war Menico, der den Frauen von Pater Christophoro die Eilbotschaft zurückbrachte, sie möchten ums Himmels willen sogleich ihr Haus verlassen und sich ins Kloster flüchten, weil . . . nun das Weil ist bekannt. Er ergreift die Handhabe des hölzernen Riegels und fühlt diesen unter seiner Hand bewegt und zurückgeschoben. — Was ist das? — denkt er, giebt der Thüre ängstlich einen Druck und sie öffnet sich. Menico setzt argwöhnisch den Fuß über die Schwelle, fühlt sich plötzlich an beiden Armen gefaßt, und zwei Stimmen von links und rechts flüstern ihm mit drohender Stimme zu: „Stille, oder Du bist des Todes!“ Er dagegen stößt einen Schrei aus; einer der Bravi hält ihm aber den Mund zu, der andere zieht ein Messer heraus, um ihm Angst einzujagen. Der Bursche zittert wie Espenlaub und versucht es nicht einmal mehr, zu schreien. Aber plötzlich läßt sich statt seiner, und noch viel lauter, jener erste Glockenstreich vernehmen, und hintennach ein ununterbrochenes Sturmläuten. Wer kein gutes Gewissen hat, sagt ein mailändisches Sprichwort, wird leicht erschreckt, die beiden Spitzbuben glaubten in den Glockenschlägen ihren Tauf-, Geschlechts- und Spitznamen zu hören, sie lassen Menicos Arme los, sperren Maul und Augen auf, glotzen einander an und laufen ins Häuschen zurück, wo das Hauptcorps stand. Menico macht sich in langen Sätzen davon, flugs dem Glockenturm zu, wo inzwischen Leute sich eingefunden haben mußten. Auf die anderen Spitzbuben, die das Haus von oben bis unten durchstöberten, machte das fürchterliche Läuten den nämlichen Eindruck. Sie werden verwirrt, geraten außer Fassung, stoßen einander, jeder sucht den kürzesten Weg zur Thüre. Und doch waren es bewährte

Leute, die daran gewöhnt waren, die Zähne zu zeigen, aber sie konnten nicht standhalten gegen eine unbestimmte Gefahr, die sich ihnen nicht einmal von ferne gezeigt hatte, ehe sie ihnen über den Hals kam. Es bedurfte der ganzen Übermacht des Grauen, um sie insoweit zusammenzuhalten, daß ihr Rückzug nicht zur wilden Flucht wurde. Wie der Hund, der eine Herde Schweine bewacht, hin und her rennt und sich auf jene losstürzt, die sich vom Haufen trennen, eines am Ohr faßt und zur Herde zurückzieht, ein anderes an der Schnauze nimmt, ein drittes durch Bellen schreckt, wenn es aus der Reihe springt, so ergreift der Pilger den einen, der schon die Thürschwelle erreicht hat, am Schopf und reißt ihn zurück; einen anderen, der sich dorthin flüchten will, jagt er mit dem Pilgerstab zurück, noch andere, die herumrennen, ohne zu wissen, wohin, ruft er heran, bis er alle mitten im Höfchen zusammenbringt. „Schnell, die Pistolen zur Hand, die Messer bereit, fest aneinander geschlossen und nun vorwärts! Wer soll uns anrühren, ihr Thoren, wenn wir beisammen sind? Wenn wir uns aber einzeln erwischen lassen, werden sogar die Bauern über uns Meister werden. Pfui der Schande, mir nach, und festgeschlossen!“ Nach dieser kurzen Anrede stellte er sich an ihre Spitze und rückte aus dem Thor. Das Häuschen stand, wie wir bereits gesagt haben, am Ende des Dorfes, der Graue schlug den Weg ein, der aufs Feld führte, und alle folgten ihm in guter Ordnung.

Lassen wir sie ziehen und kehren wir zu Agnese und Perpetua zurück, die wir in jenem Gäßchen verlassen haben. Agnese hatte versprochen, diese so weit als möglich von Don Abbondios Haus wegzulocken, und bis auf einige Entfernung war die Sache gut gegangen. Aber plötzlich erinnerte sich die Haushälterin, daß das Haus offen geblieben war und wollte umkehren. Dagegen war

nichts einzuwenden. Um keinen Verdacht zu erwecken, mußte Agnese mit ihr zurückgehen. Sie suchte sie aber immer wieder aufzuhalten, wenn sie sah, daß sie sich bei der Erzählung der zu Wasser gewordenen Heiraten recht erhitzt hatte. Sie stellte sich, als schenke sie ihr aufmerksames Gehör, und um ihr zu zeigen, daß sie zuhöre, oder um das Geschwätz im Flusse zu erhalten, sagte sie von Zeit zu Zeit: „Sicherlich, nun verstehe ich's, ganz recht, es ist klar, und dann? Und er? Und Ihr?" Mittlerweile aber führte sie bei sich ein anderes Selbstgespräch. — Sind sie jetzt wieder heraus? oder sind sie noch drin? Was waren wir doch für Narren, uns nicht über ein Zeichen zu verabreden, um mich wissen zu lassen, wann die Sache zu Ende sei! Es war eigentlich ein starkes Stück! Aber nun ist's geschehen, jetzt gilt's, die da aufzuhalten, so gut ich kann. Im schlimmsten Fall ist eben ein wenig Zeit verloren. — So waren sie unter Gehen und Stehenbleiben wieder nahe ans Pfarrhaus herangekommen, das sie aber wegen der Hausecke noch nicht sehen konnten; und Perpetua, die gerade bei einem wichtigen Punkte der Erzählung angekommen war, ließ sich aufhalten, ohne Widerstand zu leisten, ja ohne es gewahr zu werden, als man plötzlich durch die feierliche Stille der Nacht, da kein Lüftchen sich rührte, jenen ersten Notschrei Don Abbondios erschallen hörte: „Zu Hilfe! zu Hilfe!"

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, was ist das gewesen?" schrie Perpetua und wollte fortrennen.

„Was giebt's? Was ist los?" sagte Agnese, sie am Rocke haltend.

„Habt Ihr's denn nicht gehört?" versetzte jene, indem sie sich loszumachen suchte.

„Was giebt's denn? Was ist's denn?" wiederholte Agnese und faßte sie am Arme.

„Du Teufelsweib!“ schrie Perpetua, indem sie sie zurückstieß, um loszukommen, und lief dem Pfarrhause zu. Nun hörte man auch von ferne, aber noch lauter, Menicos Geschrei.

„Erbarmen!“ schrie nun auch Agnese und galoppierte hinter jener her. Kaum hatte sie die Fersen in Bewegung gesetzt, als die Glocke losbrach: ein, zwei, drei Schläge würden sie genug angespornt haben, wenn es dessen bedurft hätte. Perpetua kam einen Augenblick vor Agnese am Pfarrhaus an. Während sie an die Thüre drückt, wird sie von innen angelweit aufgerissen, und auf der Schwelle erscheinen Tonio, Gervaso, Renzo, Lucia, die endlich die Treppe gefunden hatten und herabgesprungen waren, und als sie das schreckliche Läuten hörten, aus Leibeskräften rannten, um ungefährdet davonzukommen.

„Was giebt's? Was ist los?“ fragte Perpetua keuchend die beiden Brüder, die sie, statt aller Antwort, auf die Seite stießen und durchbrannten. „Und ihr? Wie? was macht denn ihr hier?“ fragte sie darauf das andere Pärchen, als sie es erkannt hatte. Aber diese gingen gleichfalls davon, ohne zu antworten. Perpetua eilte nun, ohne weiter zu fragen, dahin, wo die Hilfe am nötigsten, und lief so schnell es in der Dunkelheit möglich war, durch den Gang gegen die Treppe.

Die beiden Gatten in spe, die aber Verlobte geblieben waren, standen Agnese gegenüber, die zu Tode erschrocken daherkam. „Ach, ihr hier!“ sagte diese, kaum der Rede mächtig. „Wie ist es gegangen? Warum läutet man? Mich dünkt, ich habe gehört . . .“

„Nach Hause, nach Hause,“ sagte Renzo, „ehe Leute kommen!“ Sie schlugen den Weg nach Hause ein; da kam Menico atemlos, erkannte sie, hielt sie an, und sagte noch am ganzen Leibe zitternd, mit schwacher Stimme: „Wohin geht ihr? Kehrt um, kehrt um! Von hier aus dem Kloster zu!“

„Bist Du's, der . . .?“ begann Agnese.

„Was giebt's denn schon wieder?“ fragte Renzo.

Lucia ganz aus der Fassung schwieg und zitterte.

„In euerem Hause ist der Teufel los!“ antwortete Menico keuchend. „Ich habe sie gesehen, sie wollten mich umbringen. Pater Christophoro hat gesagt, auch Ihr, Renzo, Ihr sollt sogleich kommen; ich habe sie mit meinen leiblichen Augen gesehen. Es ist ein Glück, daß ich euch alle beisammen angetroffen habe. Ich will euch alles sagen, wenn wir draußen sind.“

Renzo, der von allen am meisten gefaßt war, meinte, man müsse schleunig dahin oder dorthin gehen, bevor Leute kämen, und es sei wohl am sichersten, zu thun, was Menico rate, ja er befahl es mit der Gewalt des Schreckens. Unterwegs, und fern von der Gefahr könne man von dem Knaben eine deutlichere Erklärung erlangen. „Vorwärts also!“ sagte er zu den Frauen. „Laßt uns mit ihm gehen!“ Sie kehrten um, gingen eilig der Kirche zu, über den Platz vor der Kirche weg, wo, Gott sei Dank, noch keine lebende Seele zu sehen war. Dann betraten sie ein Gäßchen, das zwischen Kirche und Pfarrhaus hinlief, schlüpften durch die erste Zaunlücke, die sie antrafen, und fort ging's durch die Felder.

Noch waren sie nicht fünfzig Schritte entfernt, als die Leute schon auf dem Kirchplatze zusammenliefen und der Haufe sich jeden Augenblick vergrößerte. Sie sahen einander an; jeder hatte eine Frage, keiner eine Antwort. Die zuerst Angekommenen rannten an die Kirchthüre, sie war verschlossen. Sie rannten an die Thüre zum Glockenturm, und einer schrie durch ein Fensterchen, eine Art Schießscharte: „Was Teufels giebt's denn?“ Als Ambrosio eine bekannte Stimme hörte, ließ er das Glockenseil fahren, und nachdem das Gesumme ihm angedeutet hatte, daß viele Leute zusammengelaufen seien, antwortete

er: „Ich mache sogleich auf.“ Er zog in Eile das Kleidungsstück an, das er unterm Arm getragen, trat von innen an die Kirchthüre und öffnete sie.

„Was ist denn das für ein Lärm? — Was ist es? — Wo ist es? — Wer ist es?“ schrieen die Frager wirr durcheinander.

„Wie? Wer ist es?“ sagte Ambrosio, der mit der einen Hand den Thorflügel, mit der anderen das in der Eile angezogene Kleidungsstück hielt. „Wie? Ihr wißt es nicht? Es sind Leute im Pfarrhaus. Mut, Kinder, zu Hilfe!“ Die ganze Schar zieht nun vors Pfarrhaus, sie sehen hinauf, sie horchen, — alles ist stille. Einige gehen vor die Hausthüre, — sie ist verschlossen, und es scheint, sie sei nicht berührt worden. Sie schauen ebenfalls hinauf. Es ist kein Fenster offen, man hört keinen Laut.

„Wer ist drinn? — Heda! — Herr Pfarrer! — Herr Pfarrer!“

Don Abbondio, der, als er kaum die Flucht der Eindringlinge wahrgenommen, gleich das Fenster schloß und sich zurückzog, und der in diesem Augenblicke Perpetua heftig, aber ganz leise auszankte, daß sie ihn in dem bösen Handel allein gelassen habe, mußte nun, da der ganze Haufe nach ihm schrie, nochmals am Fenster erscheinen. Als er aber die zu seinem Beistande herbeigelaufenen Leute sah, bereute er herzlich, daß er um Hilfe gerufen.

„Was ist geschehen? — Was haben sie Euch gethan? — Wer ist es gewesen? — Wo sind sie?“ wurde ihm auf einmal aus fünfzig Kehlen zugerufen.

„Es ist niemand mehr hier. Ich danke euch, geht nur nach Hause.“

„Aber wer ist es denn gewesen? — Wo sind sie hingegangen? — Was ist denn geschehen?“

„Schlechte Leute, Leute, die in der Nacht herum=

schweifen. Aber sie sind geflohen. Geht nur nach Hause, es ist nichts mehr; ein anderes Mal, ihr lieben Leute, ich danke euch für eueren guten Willen." Bei diesen Worten zog er sich zurück und schloß das Fenster. Da fingen die einen an zu murren, andere scherzten oder fluchten, noch andere zuckten die Achseln und gingen; da kam ein Mann ganz atemlos, der kaum sprechen konnte. Dieser wohnte unseren Frauen gerade gegenüber, und als er bei dem Lärm ans Fenster getreten war, hatte er den verworrenen Haufen Bravi gesehen, gerade als der Graue sich bemühte, sie wieder zu sammeln. Als er wieder zu Atem kam, rief er: „Was macht ihr hier, Kinder? Der Teufel ist nicht hier, draußen im Häuschen der Agnese Mondella. Es sind bewaffnete Leute drinn. Mir scheint, sie wollen einen Pilger ermorden. Wer weiß, welche Teufelei dahinter steckt!"

„Wie? — Was? —" Und nun beginnt eine stürmische Beratung. „Man muß hingehen. — Man muß nachsehen. — Wie viele sind es? — Wie viel sind unser? — Wer sind sie? — Zum Bürgermeister, zum Bürgermeister!"

„Hier bin ich schon," sagte der Bürgermeister aus der Mitte des Haufens. „Hier bin ich, aber man muß mich unterstützen, man muß gehorchen. Geschwind! Wo ist der Küster? Läutet Sturm, läutet Sturm! Schnell! Einer muß nach Lecco laufen, um Succurs zu holen; kommt alle hierher!"

Einige kommen, andere schlüpfen zwischen den Leuten durch und machen sich aus dem Staube; der Lärm war groß, als ein Mann, der gesehen, wie die Bravi eilig abgezogen, dahergelaufen kommt und ruft: „Lauft, Kinder, Räuber oder Banditen waren hier; sie sind wieder abgezogen und haben einen Pilger mit sich geschleppt; sie sind schon außerhalb des Dorfes! Ihnen nach! Ihnen nach!"

Bei dieser Nachricht brechen alle in Masse auf, ohne die Befehle des Anführers abzuwarten und rennen in größter Unordnung die Gasse hinab. Aber während das kleine Heer nach und nach vorrückt, schreitet mancher von der Vorhut langsamer voran, läßt sich überholen und mischt sich unter den großen Haufen, die hintern aber drängen vorwärts. Endlich langt der Schwarm bei der bezeichneten Stelle an. Die Spuren des Einfalls waren noch frisch und sichtbar, das Hofthor entriegelt und angelweit aufgesperrt; aber die Einbrecher waren verschwunden. Man tritt in den Hof und nähert sich der Hausthür. Auch diese steht offen; man ruft: „Agnese! Lucia! Pilger! Wo ist der Pilger? Es wird dem Stefan vom Pilger wohl geträumt haben. — Nein, nein, Carlandreo hat ihn auch gesehen. Ach, der arme Pilger! Agnes! Lucia!" Keine Antwort. „Man hat sie fortgeschleppt, man hat sie fortgeschleppt!" Da erhoben einige ihre Stimmen und schlagen vor, man solle die Räuber verfolgen. Es sei eine Schmach und eine Schande für das Dorf, wenn jeder Landstreicher ungestraft die Frauen wegholen könne, wie der Habicht die Küchlein. Nun folgte eine neue, noch lautere Beratung. Aber einer — und man hat nie erfahren, wer es gewesen sei — rief in der Versammlung, Agnese und Lucia hätten sich in ein Haus geflüchtet. Die Nachricht verbreitete sich pfeilschnell, sie fand Glauben. Man dachte nicht mehr daran, den Flüchtlingen nachzusetzen, der Haufen zerstreute sich und jeder lief nach Haus. Da ging's an ein Flüstern, Lärmen, Anklopfen und Aufmachen, Lampen erschienen und verschwanden, Weiber sprachen zu den Fenstern heraus, von der Gasse her antwortete man. Als es außen endlich stille geworden, ging das Schwatzen in den Häusern fort, bis es unter Gähnen erstarb, um des anderen Morgens wieder anzufangen. Weitere Thatsachen gab es jedoch keine, außer daß der Bürgermeister an jenem Morgen auf seinem

Acker stand, die Hand am Kinn und den Ellbogen auf den Stiel seines Spatens gestützt, den er zur Hälfte in den Boden getreten hatte. Während er so dastand und über die Geheimnisse der verflossenen Nacht und über das nachdachte, was er thun könne und thun müsse, sah er zwei Männer von keckem Aussehen auf sich zukommen, aufgeputzt wie zwei Frankenkönige, im übrigen jenen beiden äußerst ähnlich, die vor fünf Tagen dem Don Abbondio sich in den Weg gestellt hatten, wenn es nicht gar die nämlichen waren. Diese befahlen dem Bürgermeister, ohne viele Umstände zu machen, gerade heraus, er dürfe von dem Vorfalle dem Landvoigte beileibe keine Anzeige machen, falls er aber gefragt werde, den wahren Sachverhalt nicht angeben, nicht schwatzen und dem Geschwätz der Leute keinen Vorschub leisten, wenn er anders im Bette zu sterben hoffe.

Unsere Flüchtlinge schritten eine gute Strecke weit schweigend voran, nur wandten sie sich von Zeit zu Zeit um, um zu sehen, ob ihnen niemand nachkomme. Alle waren ob der Anstrengung ihrer Flucht, ob der Angst und Ungewißheit, in der sie gewesen waren, wegen des Mißlingens ihres Unternehmens und der Besorgnis einer neuen, unbekannten Gefahr sehr niedergeschlagen. Noch mehr aber beängstigten sie die fortwährenden Glockenschläge, die, je weiter sie kamen, desto trauriger und drohender zu tönen schienen. Endlich verhallten sie und die Flüchtlinge befanden sich in einem weiten Felde. Da sich ringsum kein Lüftchen regte, fingen sie an, langsamer zu gehen. Agnese, die nun wieder zu Atem gekommen war, brach zuerst das Stillschweigen und fragte Renzo, wie es gegangen und Menico, was es mit dem Teufel in ihrem Häuschen für eine Bewandtnis habe. Renzo erzählte in Kürze seine traurige Geschichte. Beide wandten sich sodann an den Knaben, der nun den Rat des Paters ausführlicher berichtete und

erzählte, was er selbst gesehen und ausgestanden habe, und was die Warnung nur zu sehr bestätigte. Die Hörer begriffen mehr, als Menico hätte sagen können. Bei dieser Enthüllung fühlten sie einen Schauder, alle drei blieben stehen, sahen einander entsetzt an, und plötzlich, mit einer einmütigen Bewegung, legten sie ihm die Hände auf Kopf oder Schultern, als wollten sie ihn liebkosen, ihm stillschweigend danken, daß er ihr Schutzengel geworden, ihm ihr Mitleid bezeigen wegen der ausgestandenen Angst und ihn um Verzeihung bitten wegen der um ihrer Rettung willen bestandenen Gefahr. „Kehre nun nach Haus zurück, damit die Deinigen nicht länger um Dich besorgt seien,“ sagte Agnes zu ihm, und sich der versprochenen Parpagliolen erinnernd, zog sie vier solcher aus der Tasche und gab sie ihm mit den Worten: „Da nimm und bitte Gott, daß wir uns bald wiedersehen; dann . . .“

Renzo gab ihm eine neue Berlinge und schärfte ihm ein, ja nichts von dem Auftrage zu sagen, den er von dem Mönche erhalten. Lucia liebkoste ihn nochmals und verabschiedete sich von ihm mit besorgtem Herzen; der gerührte Knabe grüßte sie alle und wandte sich dem Dorfe wieder zu. Sie aber setzten nachdenklich ihren Weg fort, die Frauen voran, Renzo wie zur Bedeckung hinter ihnen. Lucia schmiegte sich fest an den Arm der Mutter und lehnte freundlich und geschickt die Hilfe ab, die der Jüngling auf dem beschwerlichen, ungangbaren Pfade ihr anbot. Sogar in einer solchen Unruhe schämte sie sich vor sich selber, so allein und so vertraut mit ihm verkehrt zu haben, als sie in einigen Augenblicken erwarten durfte, sein Weib zu werden. Nun, da dieser Traum so schmerzlich verschwunden war, bereute sie es, so weit gegangen zu sein, und trotz so vieler anderen Ursachen, zu zittern, zitterte sie auch für jene Schamhaftigkeit, welche nicht erst aus der Bekanntschaft mit der Sünde entsteht, sondern für jene, die sich selbst

nicht kennt und der Furcht des Kindes gleicht, das im Finstern zittert, ohne zu wissen, vor was.

„Und unser Haus?" fragte plötzlich Agnese. Aber so wichtig auch die Frage war, niemand antwortete, weil niemand eine befriedigende Antwort geben konnte. Sie setzten schweigend ihren Weg fort und langten endlich nach einiger Zeit auf dem Platze vor der Klosterkirche an.

Renzo stellte sich ans Thor und gab ihm einen leisen Druck. Das Thor ging wirklich auf, und der Mond, der durch die Öffnung schien, beleuchtete das blasse Angesicht und den Silberbart des Pater Christophoro, der in erwartender Stellung vor ihnen stand. Als er sah, daß niemand fehle, sagte er: „Gott sei gepriesen!" und hieß sie eintreten. Neben ihm stand ein anderer Kapuziner, der Bruder Sakristan, den er mit Bitten und Gründen vermocht hatte, mit ihm zu wachen, die Kirchenthüre offen zu lassen und Wache zu stehen, um die armen Bedrohten aufzunehmen. Es bedurfte aber nichts weniger, als Pater Christophoros Ansehen und seines Rufes als Heiliger, um von dem Laienbruder eine so beschwerliche, gefährliche und sogar ordnungswidrige Gefälligkeit zu erlangen.

Nachdem sie eingetreten waren, schloß Pater Christophoro die Kirchthüre leise zu. Da konnte sich der Sakristan nicht mehr halten, nahm den Pater beiseite und lispelte ihm ins Ohr: „Aber hochwürdiger Herr! . . . bei Nacht . . . in der Kirche . . . mit Frauen . . . zuschließen . . . die Regel . . . aber, hochwürdiger Herr!" Dabei schüttelte er bedenklich den Kopf. Während er diese Worte stotterte, dachte Pater Christophoro bei sich: Wenn ein Bravo hereingekommen wäre, würde Bruder Fazio nicht den mindesten Anstand genommen haben, und nun, da eine arme Unschuld den Krallen des Wolfes entkommen ist . . . — „omnia munda mundis!" sagte er dann, indem er sich plötzlich an Bruder Fazio wandte, dabei aber vergaß, daß

dieser nicht Latein verstand. Aber gerade dieses Vergessen that seine Wirkung. Wenn der Pater angefangen hätte, mit Gründen zu fechten, hätte es dem Bruder Fazio nicht an Gegengründen gefehlt, und der Himmel weiß, wann und wie die Sache geendet hätte. Als er aber die geheimnisvollen Worte hörte, die mit solcher Festigkeit ausgesprochen wurden, glaubte er darin die Lösung aller seiner Zweifel zu finden. Er beruhigte sich dabei und sagte: „Meinetwegen! Ihr müßt ja die Sache besser verstehen.“

„Verlaßt Euch darauf,“ antwortete Pater Christophoro; und beim unsichern Schimmer des ewigen Lichtes, das vor dem Altar brannte, näherte er sich den Geretteten, die voll Erwartung dastanden und sagte zu ihnen: „Kinder, danket dem Herrn, der euch einer großen Gefahr entrissen hat! Vielleicht in diesem Augenblicke schon . . .!“ Nun setzte er ihnen auseinander, was er ihnen durch den kleinen Boten nur angedeutet hatte. Denn er konnte nicht vermuten, daß sie mehr davon wüßten als er und setzte voraus, daß Menico sie ruhig zu Hause getroffen habe, bevor die Räuber gekommen. Niemand enttäuschte ihn, nicht einmal Lucia, die jedoch ob ihrer Verstellung gegen einen solchen Mann heimliche Gewissensbisse fühlte. Aber es war nun einmal eine Nacht der Verwirrung und der Täuschung.

„Nach alle dem,“ fuhr er fort, „seht ihr wohl, Kinder, daß nun das Dorf euch keine Sicherheit mehr bietet. Es ist euer Dorf, ihr seid dort geboren, ihr habt niemand etwas zu leide gethan, aber Gott will es so. Es ist eine Prüfung! Nehmt sie hin mit Ergebung, mit Vertrauen, ohne Haß und seid versichert, es wird eine Zeit kommen, die euch über das tröstet, was euch jetzt widerfährt. Ich habe darauf gedacht, für die ersten Augenblicke eine Zufluchtsstätte für euch zu ermitteln. Bald, hoffe ich, sollt ihr sicher nach Hause zurückkehren, auf jeden

Fall wird Gott für euer Bestes sorgen. Ich werde mich bemühen, der Gnade mitzuwirken, die er mir dadurch erweist, daß er mich zu seinem Werkzeuge in euerem Dienste erwählet, ihr armen, lieben Bedrängten. Ihr," fuhr er fort, indem er sich an die Frauen wandte, „könnt euch in *** aufhalten. Da seid ihr außer aller Gefahr und zu gleicher Zeit nahe bei der Heimat. Sucht unser Kloster auf, laßt den Pater Guardian rufen und gebt ihm diesen Brief. Er wird euch ein anderer Pater Christophoro sein; und auch Du, mein Renzo, mußt für jetzt Dich vor fremder Wut und vor Deiner eigenen in Sicherheit setzen. Bring' diesen Brief dem Pater Bonaventura von Lodi, in unserem Kloster zur orientalischen Pforte in Mailand. Er wird Vaterstelle an Dir vertreten, wird Dich leiten und Dir Arbeit verschaffen, so lange Du nicht nach hier zurückkehren und ungestört leben kannst. Geht ans Seeufer hinab, nahe zu der Mündung der Bione. Da werdet ihr einen Nachen angebunden finden. Rufet das Wort: Barke! Man wird euch fragen, für wen? Antwortet dann: Für den heiligen Franziskus! Die Barke wird euch aufnehmen und ans andere Ufer bringen, wo ihr eine Karre finden werdet, die euch geradewegs nach *** fahren wird."

Wer fragte, wie Pater Christophoro so schnell solche Transportmittel zu Wasser und zu Land zu seiner Verfügung erhalten konnte, würde zeigen, daß er nicht wisse, wie groß die Macht eines Mannes ist, der im Geruche der Heiligkeit steht.

Noch blieb übrig, an die Bewachung der verlassenen Häuser zu denken. Pater Christophoro nahm die Schlüssel in Empfang und machte sich anheischig, sie an jene Personen abzuliefern, welche Renzo und Agnese ihm bezeichneten. Als letztere den ihrigen aus der Tasche zog, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, indem sie daran dachte, daß das Haus in jenem Augenblicke offen stehe, daß der Teufel

darin gewesen sei, und daß es da, wer weiß was, zu bewachen gebe.

„Ehe ihr abreiset," sagte der Pater, „laßt uns insgesamt den Herrn bitten, daß er auf der Reise und immerdar mit euch sei und euch vor allem Kraft und den freudigen Willen verleihe, das zu wollen, was er will." Bei diesen Worten kniete er mitten in der Kirche nieder. Auch die übrigen thaten so. Nachdem sie einige Augenblicke stille gebetet hatten, sprach der Pater mit leiser, aber deutlicher Stimme folgende Worte: „Wir bitten Dich auch noch für den armen Sünder, der uns zu diesem Schritte gebracht hat. Wir wären Deiner Barmherzigkeit nicht wert, wenn wir sie nicht auch für ihn von Dir erflehten; er bedarf ihrer so sehr! Wir haben in unserer Trübsal den Trost, daß wir sie auf jenen Wegen beenden, wo Du uns hingeführt hast. Wir können unsere Leiden Dir aufopfern, und sie werden ein Gewinn. Aber jener! . . . Er ist unser Feind. Ach, der Unglückliche! Er streitet wider Dich! Habe Mitleid mit ihm, o Herr! Rühre sein Herz, mache ihn zu Deinem Freunde und verleihe ihm alle Güter, die wir uns selbst wünschen können."

Nun stand er eilig auf und sagte: „Gehet jetzt, Kinder, es ist keine Zeit zu verlieren! Gott behüte euch, sein Engel geleite euch, ziehet hin im Frieden!" Und während sie fortzogen, fügte der Pater mit einer Bewegung, zu welcher es keine Worte giebt, die sich aber ohne solche verstehen läßt, hinzu: „Mein Herz sagt mir, daß wir bald uns wiedersehen werden."

Gewiß, wer auf das Herz merkt, dem hat es immer etwas von dem zu sagen, was da gewünscht wird. Aber was weiß das Herz? Kaum ein bißchen von dem, was vorübergegangen.

Ohne Antwort abzuwarten, entfernte sich Pater Christophoro nach der Sakristei hin, die Flüchtlinge verließen

die Kirche, und Bruder Fazio schloß die Thüre, indem auch er mit gerührter Stimme von ihnen Abschied nahm. Sie gingen rasch dem ihnen bezeichneten Ufer zu, sahen den Nachen bereitliegen, wechselten das Losungswort und stiegen ein. Der Schiffer machte den Nachen flott, ruderte mit beiden Armen und steuerte dem gegenüberliegenden Ufer zu. Es wehte kein Lüftchen, der See lag spiegelglatt da und hätte ohne das sanfte Beben und Wogen des Mondes, der sich im Wasser abspiegelte, ganz unbeweglich geschienen. Man hörte nur, wie die sanfte Flut sich am Ufersande brach, wie in größerer Ferne die Gewässer sich durch die Brückenpfeiler durchzwängten, und wie die Ruder in gemessenen Schlägen die azurfarbene Fläche furchten und sich triefend aus dem Wasser erhoben, um sogleich wieder unterzutauchen. Die vom Nachen durchschnittenen Wellen, die hinter dem Schiffchen wieder zusammenflossen, waren mit einem gekräuselten Streifen bezeichnet, der sich vom Ufer mehr und mehr entfernte. Die Wanderer betrachteten, das Gesicht rückwärts gewendet, stillschweigend die Berge und die vom Mondlicht beleuchtete, da und dort in tiefe Schatten eingehüllte Landschaft. Man unterschied die Dörfer, die Hütten, die Landhäuser. Das Schloß Don Rodrigos, mit seinem breiten Turme, der über die am Fuße des Vorgebirgs zusammengedrängten Hütten emporragte, glich einem Wüterich, der inmitten der Finsternis unter einer Schar Schlummernder steht und über einer Unthat brütet. Lucia sah ihn und schauderte. Sie senkte den Blick langsam auf die umliegende Fläche bis zu ihrem Dörfchen herab; sie sah starr nach dessen Ausgang hin, entdeckte ihr Häuschen, entdeckte den dichtbelaubten Feigenbaum, der über die Hofmauer emporragte, entdeckte das Fensterchen ihrer Stube, und mitten im Schiffchen sitzend, legte sie nun den Arm auf den Rand, das Gesicht auf den Arm, als wenn sie schlafen wollte, und weinte in der Stille.

Lebt wohl, ihr dem See entsteigenden himmelwärts strebenden Berge! Ihr zackigen Gipfel, die ihr dem, der unter euch aufgewachsen ist, so wohl bekannt, und seiner Erinnerung nicht weniger eingeprägt seid, als es seine nächsten Angehörigen sind! Ihr Bergströme, deren Rauschen er wie den Klang der Stimmen seiner Hausgenossen unterscheidet! Ihr wie Herden weidender Schafe auf den Abhängen zerstreuten Landsitze, lebet wohl! Wie traurig, wie zögernd ist der Schritt dessen, der, unter euch aufgewachsen, von euch scheidet! Selbst im Geiste dessen, der von der Hoffnung verlockt, anderwärts sein Glück zu machen, freiwillig euch den Rücken kehrt, verblassen in diesem Augenblicke die Träume von Reichtum. Er wundert sich ob seines Entschlusses und würde umkehren, wenn nicht der Gedanke ihn abhielte, eines Tages werde er mit Überfluß gesegnet in die Heimat zurückkommen. Je weiter er in der Ebene voranschreitet, mit desto größerem Überdrusse wendet sich sein Auge von der einförmigen Fläche ab. Die Luft scheint ihm drückend und tot, traurig und zerstreut wandelt er in den geräuschvollen Städten umher, die Häuser, die sich an Häuser reihen, die Straßen, die in andere ausmünden, scheinen ihm den Atem zu benehmen, und vor den von dem Fremdlinge bewunderten Gebäuden stehend, denkt er mit unruhiger Sehnsucht an das Gärtchen im heimatlichen Dorfe, an die Hütte zurück, an die er schon längst gedacht, die er kaufen wird, wenn er einst reich in seine Berge heimkehrt.

Wie aber muß erst dem Unglücklichen zu Mute sein, der nie auch nur einen flüchtigen Wunsch über die Berge hinüberschweifen ließ, dessen ganze Zukunft zwischen ihnen geplant war, und der nun durch schnöde Gewalt hinausgeschleudert wird! Der zu gleicher Zeit von seinen lieb gewordenen Gewohnheiten losgerissen, in seinen teuersten Hoffnungen getäuscht, diese Berge verlassen muß, um anderen

unbekannten sich zuzuwenden, die zu sehen er nie ein Verlangen trug, der den Zeitpunkt nicht abzusehen vermag, wo ihm die Heimkehr vergönnt sein werde!

Lebe wohl, du heimatliches Haus, wo ich so oft saß, in einen tief verborgenen Gedanken vertieft und vom Geräusche gewöhnlicher Fußtritte die Tritte eines sehnsüchtig Erwarteten mit geheimnisvoller Furcht unterscheiden lernte!

Lebe wohl, du mir noch fremdes Haus, das ich im Vorübergehen so oft verstohlen und nicht ohne Erröten anblickte, in dem ich als Gattin ein glückliches Leben führen zu können träumte! Lebe wohl, du Kirche, wo so oft meine Seele sich erheiterte, wenn sie das Lob des Allerhöchsten sang, wo eine hehre Feier mir verheißen war, wo des Herzens geheimnisvoller Seufzer gesegnet, wo die Liebe zur Pflicht gestempelt und geheiligt werden sollte. Lebet wohl! Der euch so viele Lieblichkeit gab, ist überall, und er trübt die Freude seiner Kinder nur, um ihnen eine höhere, unvergängliche zu bereiten.

Dies ungefähr waren Lucias Gedanken; ähnliche mögen die beiden anderen Pilger beschäftigt haben, als die Barke sich dem rechten Ufer der Adda näherte.

Neuntes Kapitel.

Der Stoß der Barke gegen das Ufer weckte Lucia aus ihren Träumereien. Nachdem sie ihre Thränen getrocknet hatte, erhob sie den Kopf, als erwache sie. Renzo stieg zuerst aus und reichte Agnesen die Hand, die, als sie ausgestiegen war, auch Lucien heraushalf; alle drei dankten dem Schiffer traurig. „Wofür?" antwortete dieser. „Wir sind hienieden, um einander zu helfen," und zog erschrocken die Hand zurück, als wenn man ihm zugemutet hätte, zu

stehlen, als Renzo ihm einige von den Münzstücken hineindrücken wollte, die er am Abend in der Absicht zu sich gesteckt hatte, um Don Abbondio großmütig damit zu belohnen, wenn er ihm, wenngleich wider Willen, den Dienst geleistet haben würde. Die Karre stand bereit; der Fuhrmann grüßte die drei Erwarteten, ließ sie aufsteigen, sprach ein Wort zu seinem Tiere, knallte und fuhr ab.

Unser Autor beschreibt diese nächtliche Reise nicht, verschweigt den Namen des Dorfes, in das er die beiden Frauen gewiesen hatte, ja, er sagt ausdrücklich, daß er es nicht nennen wolle. Im Verlauf der Geschichte werden wir den Grund dieser Verschwiegenheit erfahren. Lucias Abenteuer in diesem Aufenthalte hängen mit den Intriguen einer Person zusammen, welche einer Familie angehörte, die zur Zeit, als unser Autor schrieb, anscheinend sehr mächtig war. Um das auffallende Benehmen jener Person in dem vorliegenden Falle zu erklären, hat er eine Skizze ihres früheren Lebenslaufes geben müssen. Die Familie spielt dabei eine Rolle, wie der ersehen wird, der sich die Mühe nimmt, fortzulesen. Was aber die Vorsicht dieses Mannes uns vorenthalten wollte, haben unsere Nachforschungen an den Tag gebracht. Ein mailändischer Schriftsteller [1]), der jener Person Erwähnung thun mußte, nennt zwar weder sie, noch den Ort, von letzterem aber sagt er, es sei ein alter berühmter Flecken, dem zur Stadt nur der Namen fehle, ferner, daß der Lambro durchfließe, und endlich, daß er der Sitz eines Erzpriesters sei. Aus der Zusammenhaltung dieser Andeutungen ziehen wir ohne weiteres den Schluß, daß es Monza war. In dem reichen Schatze gelehrter Untersuchungen mag es wohl feinere Schlüsse geben, daß es aber zuverlässigere giebt, glauben

---

[1]) Josephi Ripamontii historiae Patriae Decadis V. lib. VI. cap. III. pag. 358 et seq.

wir nicht. Wir könnten, auf sehr gegründete Vermutungen hin, auch den Namen der Familie angeben, aber wenn sie auch ausgestorben ist, scheint es uns doch besser, daß sie ungenannt bleibe, um uns einerseits nicht der Gefahr auszusetzen, wenn auch nur den Toten, unrecht zu thun und um andererseits den Gelehrten noch einen Gegenstand zu kritischen Untersuchungen übrig zu lassen.

Unsere Reisenden kamen also kurze Zeit nach Sonnenaufgang in Monza an. Der Fuhrmann ging in ein Wirtshaus, ließ ihnen als Ortskundiger und Bekannter des Wirtes ein Zimmer anweisen und begleitete sie dahin. Unter Danksagungen versuchte Renzo ihm ein Trinkgeld aufzubringen; aber dieser, der, wie der Schiffer, eine andere, zwar entferntere, aber höhere Belohnung im Auge hatte, zog gleichfalls die Hand zurück und ging weg, um für sein Pferd zu sorgen.

Nach einem Abend, wie wir ihn geschildert, und einer Nacht, die jeder sich denken kann, hingebracht in trüben Gedanken, in der unabläßigen Furcht vor unliebsamen Begegnissen, beim Wehen eines rauhen Herbstwindes und unter den beständigen Stößen des ungemächlichen Fuhrwerkes, die jedes von den dreien, das ein Auge zu schließen begann, wieder aufgeweckt hatten, schien es ihnen kaum eine Wirklichkeit, daß sie nun in einem Zimmer auf einer feststehenden Bank saßen. Sie frühstückten, wie die Teurung, die im Verhältnis zu den voraussichtlichen Bedürfnissen einer ungewissen Zukunft kärglichen Mittel und der geringe Appetit es gestatteten. Allen dreien fiel der Schmaus ein, den sie vor wenigen Tagen noch zu halten gedachten, und jedes stieß einen tiefen Seufzer aus. Renzo wäre gerne wenigstens noch einen Tag dageblieben, um zu warten, bis die Frauen untergebracht sein würden, und um ihnen die ersten Dienste zu leisten; aber der Pater hatte diesen anempfohlen, ihn alsbald seines Weges ziehen

zu lassen. Sie brachten darum diese Befehle und hundert andere Gründe vor; die Leute würden Anstoß nehmen, eine länger verschobene Trennung sei schmerzlicher, er könne bald Nachricht von sich geben und von ihnen erhalten. Er entschloß sich darum zur Abreise. Sie besprachen sich, so gut sie konnten, über die Art und Weise eines wo möglich baldigen Wiedersehens. Lucia verbarg ihre Thränen nicht; Renzo hielt mit Mühe die seinigen zurück, und indem er Agnesens Hand fest drückte, sagte er mit erstickter Stimme „auf Wiedersehen“ und schied.

Die Frauen würden sich in der größten Verlegenheit befunden haben, wenn der wackere Fuhrmann nicht gewesen wäre, der den Auftrag hatte, sie ins Kapuzinerkloster zu führen und ihnen allen nötigen Beistand zu leisten. Sie gingen also mit ihm ins Kloster, das, wie jedermann weiß, wenige Schritte von Monza entfernt war. Als sie an die Pforte kamen, zog der Fuhrmann die Glocke und ließ den Pater Guardian rufen. Dieser kam sogleich und nahm den Brief auf der Schwelle in Empfang.

„Ach, Pater Christophoro!“ sagte er, als er die Schriftzüge erkannte. Der Ton der Stimme und die Veränderung seiner Gesichtszüge zeigten an, daß er den Namen eines vertrauten Freundes aussprach. Es ist nötig, zu sagen, daß unser guter Christophoro in jenem Briefe die Frauen mit großer Wärme empfohlen und ihr Schicksal mit tiefem Mitgefühl erzählt hatte. Denn der Guardian zeigte in seinem Äußeren bald Erstaunen, bald Entrüstung; und indem er seine Augen vom Blatte aufschlug, ließ er sie mit einem Ausdruck des Mitleids und der Teilnahme auf den Frauen ruhen. Nachdem der Brief durchlesen war, blieb er einen Augenblick nachdenkend stehen; dann sagte er: „Da ist niemand, als das gnädige Fräulein, wenn das gnädige Fräulein diese Verbindlichkeit auf sich nehmen will . . .“

Er nahm Agnes auf dem Raume vor dem Kloster beiseite und stellte einige Fragen an sie, die sie beantwortete; dann wandte er sich gegen Lucia und sagte zu beiden: „Meine Lieben, ich will's versuchen und hoffe, euch eine mehr als sichere, mehr als ehrenhafte Zufluchtsstätte zu verschaffen, bis Gott in besserer Weise für euch sorgt. Wollt ihr mit mir gehen?"

Die Frauen bejahten erfurchtsvoll, und der Mönch fuhr fort: „Nun gut, so führe ich euch sogleich ins Kloster des gnädigen Fräuleins. Bleibt jedoch einige Schritte zurück, weil die Leute gerne arges reden. Und Gott weiß, was es für Klatschereien gäbe, wenn sie sähen, daß der Pater Guardian mit einem schönen Mädchen . . . mit Frauen, wollt' ich sagen, herumginge."

Bei diesen Worten ging er voran, Lucia errötete, der Fuhrmann schmunzelte und sah Agnes an, die sich nicht enthalten konnte, desgleichen zu thun. Die Drei setzten sich sodann in Bewegung, nachdem der Mönch vorausgegangen. Sie gingen in einer Entfernung von zehn Schritten hinter ihm. Unterwegs fragten sie dann den Fuhrmann, was sie beim Pater Guardian zu thun nicht gewagt hatten, wer das gnädige Fräulein sei. „Das gnädige Fräulein," antwortete dieser, „ist eine Nonne, aber keine, wie die anderen. Nicht als ob sie Äbtissin oder Priorin wäre; ja, wie man sagt, sie ist eine der jüngsten, aber sie ist von uraltem Adel. Ihre Voreltern waren sehr vornehme Leute, die von Spanien herüberkamen, wo diejenigen zu Hause sind, die uns regieren. Und deshalb heißt man sie gnädiges Fräulein, um zu sagen, sie sei eine vornehme Dame, und das ganze Dorf nennt sie so, weil man sagt, man habe im Kloster niemals eine solche Person gehabt. Ihre Anverwandten in Mailand unten gelten viel und sind von denen, die immer recht haben, und in Monza noch weit mehr, weil ihr Vater, wenn er

gleich nicht da wohnt, doch der erste im Bezirke ist. Deshalb geht im Kloster auch alles nach ihrem Kopf, und auch die Leute außen haben großen Respekt vor ihr; wenn sie sich zu etwas anheischig macht, so setzt sie's auch durch. Wenn demnach der gute Mönch dort es dahin bringt, euch ins Kloster zu bringen, und wenn sie euch aufnimmt, so kann ich euch sagen, seid ihr sicherer, als auf dem Altar."

Nahe bei dem Thor des Fleckens, neben welchem ein alter, halb verfallener Turm und die Ruinen eines gleichfalls zerstörten Schlosses stand, welches vielleicht manche meiner Leser noch ziemlich wohl erhalten gesehen zu haben sich erinnern werden, blieb der Guardian stehen und sah sich um, ob die anderen nachkämen. Dann trat er durchs Thor und ging nach dem Kloster hin. Dort angelangt, blieb er von neuem stehen, um die kleine Karawane zu erwarten. Er bat den Fuhrmann, nach einigen Stunden die Antwort bei ihm zu holen. Dieser versprach es und verabschiedete sich von den Frauen, die ihn mit Danksagungen und Aufträgen an Pater Christophoro überhäuften. Der Guardian ließ die Frauen in den ersten Klosterhof eintreten, führte sie von da in die Zimmer der Schaffnerin, und ging dann allein, um sein Anliegen vorzubringen. Nach einiger Zeit kam er voll Freude wieder und holte sie ab. Es war gerade zur rechten Zeit, weil Mutter und Tochter nicht mehr wußten, wie sie der Neugierde der Schaffnerin sich erwehren sollten. Er schritt durch einen zweiten Hof und gab den Frauen einige Ermahnungen über die Art und Weise, wie sie gegen das gnädige Fräulein sich benehmen sollten. „Sie ist gut für euch gestimmt," sagte er, „und kann euch Gutes thun, so viel sie will. Seid demütig und ehrerbietig, antwortet aufrichtig auf die Fragen, die sie an euch zu stellen belieben wird, und wenn ihr nicht gefragt werdet, so laßt nur mich machen." Sie traten in ein Zimmer des Erdgeschoßes,

von wo aus man ins Sprachzimmer ging. Bevor sie den Fuß hineinsetzten, sagte der Guardian, indem er auf die Thüre wies, mit leiser Stimme zu den Frauen: „Hier ist sie," als wenn er ihnen alle jene Ermahnungen wieder ins Gedächtnis rufen wollte. Als Lucia, die niemals in einem Kloster gewesen war, im Sprachzimmer stand, sah sie sich rings um, wo wohl das gnädige Fräulein sei, um ihm ihre Verbeugung zu machen. Da sie aber niemanden wahrnahm, blieb sie wie verzaubert stehen. Als sie nun den Pater und Agnese gegen einen Winkel hin gehen sah, schaute sie nach jener Seite hin und erblickte ein Fensterchen von ganz eigentümlicher Form, mit zwei starken Eisengittern, die ungefähr eine Hand breit von einander entfernt waren, und hinter diesen eine Nonne von ungefähr fünfundzwanzig Jahren in aufrechter Stellung. Sie machte beim ersten Anblick den Eindruck großer Schönheit, aber einer schmachtenden, verblühten, ich möchte fast sagen einer verstörten Schönheit. Ein schwarzer Schleier, der auf dem Kopfe befestigt war und sich in horizontaler Richtung hinzog, wallte, vom Gesichte etwas abstehend, zu beiden Seiten auf die Schultern herab. Unter dem Schleier umzog eine blühweiße Leinwandbinde bis zur Hälfte eine Stirne von verschiedener, aber nicht geringerer Weiße. Eine andere gefältete Binde umrahmte das Gesicht und lief unter dem Kinn in ein Tuch aus, das sich über einen Teil der Brust breitete, um den Oberteil eines schwarzen Leibrockes zu decken. Aber jene Stirne runzelte sich oft, als wenn sie durch eine schmerzhafte Empfindung zusammengezogen würde; und dann näherten sich zwei schwarze Augenbrauen durch eine pfeilschnelle Bewegung. Zwei Augen, gleichfalls beerschwarz, starrten manchmal stolz und forschend den Gegenüberstehenden ins Gesicht, manchmal senkten sie sich zu Boden, als wenn sie ein Versteck suchten. In gewissen Momenten würde ein

aufmerksamer Beobachter daraus gelesen haben, sie verlangten Zuneigung, Mitgefühl, Mitleid; dann hätte er wieder das augenblickliche Aufblitzen eines alten, unterdrückten Hasses, etwas Drohendes und Wildes darin zu erkennen geglaubt. Wenn sie ruhig, und ohne besondere Aufmerksamkeit vor sich hinsahen, hätte der eine an stolze Verdrossenheit gedacht, ein anderer hätte das Arbeiten eines verborgenen Gedankens, einen Kummer darin zu entdecken geglaubt, mit dem ihre Seele vertraut sei, der aber einen mächtigeren Eindruck auf sie übe, als die Außenwelt.

Die äußerst bleichen Wangen bildeten ein zartes, liebliches Oval, das aber durch Abmagerung viel von seiner Fülle eingebüßt hatte. Die Lippen, obschon nur von einem leichten Rot überflogen, stachen gegen jene Bläſſe gut ab; ihre Bewegungen waren, wie die der Augen, unstät, lebhaft und ausdrucksvoll. Ihre wohlgebildete Gestalt litt unter einer etwas nachläſſigen Haltung und wurde bei gewiſſen, plötzlichen, unregelmäßigen, und für ein Weib, geschweige denn für eine Nonne allzu freien Bewegungen entstellt. Selbst in der Kleidung war da und dort etwas Studiertes oder Nachläſſiges, was auf eine sonderbare Nonne deutete. Die Gestalt war mit einer gewiſſen weltlichen Sorgfalt herausgeputzt, und aus der Binde stand an einer Schläfe eine schwarze Locke hervor, was entweder ein Vergeſſen oder ein Hintansetzen der Regel bewies, welche vorschrieb, die Haare immer kurz zu halten, seit sie bei der feierlichen Ceremonie der Einkleidung waren abgeschnitten worden.

Diese Dinge befremdeten die beiden Frauen nicht, die keine Übung darin hatten, Nonne von Nonne zu unterscheiden. Der Pater Guardian, der das gnädige Fräulein nicht zum ersten Mal sah, war, wie so viele andere, an jenes auffallende Etwas, das in ihrer Gestalt, wie in ihren Gebärden bemerklich war, schon gewöhnt.

Sie stand, wie gesagt, aufrecht am Gitter, indem sie die Hand schlaff auf dasselbe stützte und die schneeweißen Finger in die Gitteröffnungen flocht, und sah dabei Lucia, welche zögernd vorwärts ging, starr an.

„Ehrwürdige Mutter und erlauchte Frau,“ sagte der Guardian, mit gesenktem Haupt und mit der Hand an der Brust, „diese hier ist das arme Mädchen, für welches Ihr mir Eueren mächtigen Schutz hoffen ließt, und dieses ist die Mutter.“

Die beiden Vorgestellten machten tiefe Bücklinge; das gnädige Fräulein winkte ihnen mit der Hand zu, daß es genug sei, und sagte, sich an den Pater wendend: „Ich freue mich, unseren guten Freunden, den Vätern Kapuzinern, einen Gefallen erweisen zu können. Aber,“ fuhr sie fort, „erzählt mir doch etwas genauer, was sich mit dem Mädchen begeben, damit ich sehe, was für sie geschehen kann.“ Lucia wurde rot und senkte den Kopf.

„Ihr müßt wissen, ehrwürdige Mutter . . .,“ begann Agnese, aber der Guardian schnitt ihr mit einem Blick das Wort vom Munde ab und antwortete: „Dieses Mädchen, erlauchtes Fräulein, ist mir, wie ich Euch bereits gesagt habe, von einem meiner Mitbrüder empfohlen worden. Sie mußte heimlich aus ihrem Dorfe fliehen, um sich ernsten Gefahren zu entziehen, und bedarf für einige Zeit eines Zufluchtsortes, damit sie daselbst ungekannt leben könne und niemand es wage, sie zu beunruhigen, selbst wenn . . .“

„Welchen Gefahren?“ unterbrach das gnädige Fräulein. „Ich bitte Euch, Pater Guardian, erzählt mir die Geschichte doch nicht so in Rätseln. Ihr wißt, daß wir Nonnen derlei Dinge gerne ausführlich hören.“

„Es sind Gefahren,“ antwortete der Guardian, „die vor den keuschen Ohren der erlauchten Mutter kaum leise angedeutet werden dürfen . . .“

„O, gewiß!“ sagte das gnädige Fräulein schnell, indem es ein wenig errötete. War es Schamhaftigkeit? Wer den Anflug von Spott bemerkt hätte, der dieses Erröten begleitete, hätte es bezweifeln können, und dies um so mehr, wenn er es mit jenem verglichen hätte, das von Zeit zu Zeit Lucias Wangen überzog.

„Es wird genügen,“ fuhr der Guardian fort, „wenn ich sage, daß ein übermächtiger Edelmann . . . nicht alle Großen der Welt bedienen sich der Gaben Gottes zu dessen Ehre und zum Besten der Nebenmenschen, wie Ihr, erlauchte Mutter, daß ein übermächtiger Herr das arme Geschöpf eine Zeitlang mit unwürdigen Schmeicheleien verfolgte und dann, als er sah, daß diese unnütz seien, die Frechheit hatte, sie mit offener Gewalt zu verfolgen, dermaßen, daß die Ärmste gezwungen wurde, aus ihrem eigenen Hause zu fliehen.“

„Komm' näher, mein Kind!“ sagte das gnädige Fräulein zu Lucia, indem sie ihr mit dem Finger winkte. „Ich weiß, daß der Pater Guardian der Mund der Wahrheit ist, aber niemand kann über die Sache besser unterrichtet sein, als Du. Dir gebührt es nun, uns zu sagen, ob dieser Edelmann ein verhaßter Verfolger war.“ Was das Nähertreten betrifft, so gehorchte Lucia sogleich, aber Antworten war etwas anderes. Eine Frage in solcher Weise, selbst wenn sie von einer Person ihresgleichen an sie gestellt worden wäre, hätte sie nicht wenig in Verwirrung gebracht, aber von jenem Fräulein, und zwar mit einem Anstrich boshaften Zweifels gestellt, benahm ihr jeden Mut, zu antworten. „Fräulein . . . ehrwürdige Mutter . . .,“ stammelte sie und gab dann kein Zeichen mehr von sich, als wisse sie weiter nichts zu antworten. Nun hielt Agnese, die nach jener wohl am besten unterrichtet war, sich für ermächtigt, ihr zu Hilfe zu kommen.

„Erlauchtes Fräulein," sagte sie, „ich kann bezeugen, daß meine Tochter jenen Edelmann haßte, wie der Teufel das Weihwasser; ich will damit sagen, der Teufel war er. Aber verzeiht mir, wenn ich etwas Unschickliches sage, wir sind eben Leute, die von der Leber weg reden. Die Sache verhält sich so: Das arme Mädchen war mit einem jungen Menschen unseresgleichen verlobt, einem gottesfürchtigen Burschen, der sein Auskommen hatte. Und wenn der Herr Pfarrer ein wenig mehr Mann gewesen wäre . . . ich weiß wohl, daß ich von einem Geistlichen rede, aber der Pater Christophoro, ein Freund des Pater Guardian hier, ist ein Geistlicher, wie er, und dabei ein Mann voller Nächstenliebe, und wenn er hier wäre, könnte er bezeugen . . ."

„Ihr seid schnell bei der Hand, zu sprechen, ohne gefragt zu sein," unterbrach das gnädige Fräulein mit stolzer, zorniger Gebärde, die sie beinahe häßlich erscheinen ließ. „Seid stille! Ich weiß schon, daß die Eltern immer eine Antwort bereit haben für ihre Kinder."

Die gekränkte Agnese warf Lucia einen Blick zu, der sagen wollte: Da siehst Du, wie ich's kriege, weil Du so blöde warst. Auch der Guardian bedeutete dem Mädchen, indem er ihm mit den Augen und dem Kopfe zuwinkte, daß jetzt der Moment gekommen sei, sich zu rühren und die arme Mutter nicht auf dem Trockenen zu lassen.

„Ehrwürdige Mutter," sagte nun Lucia, „was Euch meine Mutter gesagt hat, ist die reine Wahrheit. Den Jüngling, der um mich warb," hier wurde sie über und über rot, „nahm ich aus freiem Willen. Verzeiht mir, daß ich so unverschämt rede, aber es geschieht nur, damit Ihr von meiner Mutter nichts Böses denket. Was aber jenen Edelmann betrifft (Gott verzeih' ihm), so wollte ich lieber sterben, als in seine Hände fallen. Thut uns

doch die Liebe, uns aufzunehmen. Denn so weit ist es mit uns gekommen, daß wir anderen Leuten zur Last fallen und um ein Unterkommen betteln müssen. Aber Gottes Wille geschehe! Seid versichert, gnädiges Fräulein, niemand wird mehr von Herzen für Euch beten, als wir armen Vertriebenen."

„Dir glaube ich," sagte das Fräulein mit sanfterer Stimme. „Aber ich will noch unter vier Augen mit Dir sprechen. Nicht als ob ich noch anderer Erläuterungen und anderer Gründe bedürfte, um den dringenden Bitten des Pater Guardian zu willfahren," fügte sie schnell bei, indem sie sich mit erkünstelter Höflichkeit gegen ihn kehrte. „Vielmehr habe ich schon daran gedacht, und folgendes halte ich für jetzt für das beste. Die Klosterschaffnerin hat vor einigen Tagen die letzte ihrer Töchter verheiratet. Die Frauen mögen nun das von ihr verlassene Zimmer einnehmen und die wenigen Geschäfte verrichten, welche ihr oblagen. „In Wirklichkeit . . ." hier gab sie dem Guardian ein Zeichen, sich dem Gitter zu nähern und fuhr dann leise fort: „In Wirklichkeit hatte man mit Rücksicht auf die Teurung nicht die Absicht, eine andere Person anstatt jenes Mädchens anzunehmen; aber ich will mit der Frau Äbtissin reden, und ein Wort von mir . . . und die dringende Fürbitte des Pater Guardian . . . kurz ich nehme die Sache für ausgemacht an."

Der Guardian fing an, seinen Dank abzustatten, aber das gnädige Fräulein unterbrach ihn: „Machet keine Umstände! Auch ich würde in einem Falle, in einem Notfalle den Beistand der Väter Kapuziner in Anspruch nehmen. „Übrigens," fuhr sie mit einem Lächeln fort, unter welchem etwas Spöttisches und Bitteres durchleuchtete, „sind wir ja am Ende doch alle Brüder und Schwestern."

Nach diesen Worten rief sie eine Mitschwester, deren zwei durch eine ausnahmsweise Bestimmung zu ihrem Privat-

dienste bestellt waren, und befahl ihr, die Äbtissin von der Sache zu verständigen und sodann mit der Schaffnerin und Agnes das Erforderliche zu verabreden. Sie entließ letztere, nahm von dem Guardian Abschied und behielt Lucia bei sich. Der Guardian begleitete Agnese an die Thür, gab ihr neue Verhaltungsregeln und ging dann fort, um seinem Freunde Christophoro Bericht zu erstatten. — Ein wunderliches Köpfchen, das gnädige Fräulein! — dachte er bei sich auf dem Wege — wahrlich ganz sonderbar! Aber wer sie an ihrer schwachen Seite zu fassen weiß, kann alles bei ihr ausrichten. Mein lieber Christophoro ist sicherlich nicht darauf gefaßt, daß ich sein Verlangen so bald und so gut durchgeführt habe. Der brave Mann! Es hilft nichts; immer muß er sich irgend einen verdrießlichen Handel auf den Hals laden, aber er meint es redlich. Diesmal war es gut für ihn, daß er einen Freund gefunden hat, der ohne viel Lärm, ohne viel Umstände die Sache in einem Augenblicke glücklich zu Ende gebracht hat. Er wird zufrieden sein, der gute Christophoro, und wird sehen, daß auch wir hier zu etwas gut sind.

Das gnädige Fräulein, welches in Gegenwart eines alten Kapuziners ihre Gebärden und Worte sorgfältig abgemessen hatte, dachte, da sie nun mit einem jungen, unerfahrenen Bauernmädchen allein geblieben, nicht mehr daran, sich Zwang anzuthun. Ihre Reden wurden allmählich so sonderbar, daß wir, anstatt sie zu berichten, es für angemessener halten, den früheren Lebenslauf der Unglücklichen in Kürze zu erzählen, aber auch dies nur, insoweit es nötig ist, um über das ungewöhnliche, geheimnisvolle Wesen, das wir an ihr wahrgenommen haben, Licht zu verbreiten und um die Beweggründe ihres Benehmens bei späteren Begebenheiten verständlich zu machen.

Sie war die jüngste Tochter des Fürsten ***, eines mailändischen Großgrundbesitzers, den man unter die Reichsten

der Stadt zählen konnte. Aber die hohe Meinung, die er von seinem Titel hatte, ließ ihm sein Vermögen als kaum zureichend, ja als spärlich erscheinen, um den Anstand zu wahren. Sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, es wenigstens so wie es war, für ewige Zeiten zusammenzuhalten, so viel von ihm abhing. Wie viele Kinder er gehabt habe, sagt die Geschichte nicht ausdrücklich, sie giebt nur zu verstehen, daß er alle Nachgebornen beiderlei Geschlechtes für das Kloster bestimmte, um das ganze Vermögen ungeschmälert dem Erstgebornen zu hinterlassen, der bestimmt war, die Familie fortzupflanzen und dann ähnliche Quälereien zu treiben. Unsere Unglückliche war noch nicht geboren, als ihr Los schon unwiderruflich entschieden war. Nur die Entscheidung blieb vorbehalten, ob das Kind Mönch oder Nonne werden würde, eine Entscheidung, für welche es zwar nicht seiner Zustimmung, wohl aber seiner Person bedurfte. Als es zur Welt kam, nannte es der Fürst Gertrude, weil er ihm einen Namen geben wollte, der sofort Gedanken ans Kloster erwecken sollte und den eine Heilige von vornehmer Herkunft getragen hatte. Puppen, als Nonnen gekleidet, waren das erste Spielzeug, das man ihm in die Hände gab. Später gab man ihm Heiligenbildchen, welche Nonnen vorstellten; diesen Geschenken fügte man immer die Ermahnung bei, sie als etwas Kostbares ja recht in Ehren zu halten, wobei man dann nie unterließ, das Kind zu fragen: „Nicht wahr, das ist schön?“ Wenn der Fürst, die Fürstin oder der junge Fürst, der von den männlichen Sprößlingen allein im Hause erzogen wurde, das gesunde Aussehen des kleinen Mädchens loben wollten, schienen sie für ihre Gedanken keinen anderen Ausdruck finden zu können, als die Worte: „Ei, was für eine schöne Mutter Äbtissin!“ Niemand aber sagte ihr jemals geradezu, daß sie Nonne werden müßte. Es war etwas, was sich von selbst verstand und bei jedem Gespräche,

das deren künftige Bestimmung betraf, gelegentlich berührt wurde. Wenn einmal die kleine Gertrude sich eine anmaßende oder gewaltthätige Handlung zu Schulden kommen ließ, wozu sie infolge ihres Temperamentes sehr hinneigte, sagte man ihr: „Du bist noch ein kleines Mädchen, ein solches Betragen schickt sich nicht für Dich! Wenn Du einmal Mutter Äbtissin bist, dann magst Du streng regieren." Ein anderes Mal, wenn der Fürst sie wegen eines allzufreien und vertraulichen Verkehrs mit anderen, wozu sie ebenfalls sich leicht verleiten ließ, zurechtweisen wollte, konnte er ihr sagen: „Wenn Du willst, daß man Dir einst die Achtung erweise, welche Dir gebührt, so lerne jetzt schon, Dich mit Anstand zu benehmen. Bedenke, daß Du in allem die Erste im Kloster sein sollst, denn das Blut bringt man überall hin, wohin man geht."

Alle dergleichen Reden prägten dem jungen Mädchen den Gedanken ein, daß sie Nonne werden müsse. Aber jene, die aus dem Munde ihres Vaters kamen, machten einen tieferen Eindruck, als alle anderen zusammen. Die Haltung des Vaters war gewöhnlich die eines gestrengen Herrn, handelte es sich aber um den künftigen Stand seiner Kinder, so drückte sich auf seinem Gesichte und in jedem seiner Worte eine solche Festigkeit des Entschlusses aus, seine Miene nahm etwas so Befehlshaberisches an, daß man einen unabänderlichen Urteilsspruch zu vernehmen glaubte.

Als Gertrude sechs Jahre alt war, wurde sie zur Erziehung und mehr noch zur Einführung in den ihr bestimmten Beruf in das Kloster gebracht, wo wir sie getroffen haben. Die Wahl des Ortes geschah nicht ohne Absicht. Unser Fuhrmann hatte gesagt, daß der Vater des gnädigen Fräuleins der vornehmste Mann zu Monza sei. Indem wir dieses Zeugnis mit einigen anderen Winken zusammenhalten, welche dem Autor da und dort unabsichtlich

entwischen, können wir auch mit Bestimmtheit annehmen, daß er Lehensherr des Fleckens war. Wie dem auch sei, er genoß daselbst das größte Ansehen und dachte, daß hier mehr als an jedem anderen Orte seine Tochter mit jener Auszeichnung und Rücksicht würde behandelt werden, die sie aufmuntern könnten, jenes Kloster zu ihrem beständigen Aufenthalt zu wählen. Er täuschte sich nicht. Die Äbtissin und einige andere bei der Klosterverwaltung beteiligte Nonnen, die das Heft in der Hand hatten, jubelten darüber, daß ihnen das Pfand eines immerwährenden, bei jeder Gelegenheit so nützlichen und ehrenvollen Schutzes geboten ward. Sie nahmen den Antrag mit Ausdrücken des Dankes an, die nicht übertrieben waren, so stark sie auch klangen und entsprachen vollkommen den Absichten, welche der Fürst bei der bleibenden Unterbringung seiner Tochter hatte durchblicken lassen, Absichten, die mit ihren eigenen so sehr übereinstimmten. Als Gertrude kaum ins Kloster eingetreten war, wurde sie antonomastisch das kleine Fräulein genannt, ein ausgezeichneter Platz bei Tisch und im Schlafsaal wurde ihr angewiesen, ihr Betragen den übrigen als Muster vorgehalten. Hätscheleien und Liebkosungen ohne Ende, mit jener ehrerbietigen Vertraulichkeit gewürzt, welche Kinder so sehr födert, wenn sie dieselbe bei jenen finden, die andere Kinder in ihrer Gegenwart stets mit strengem Ernste behandeln. Indes glaube man nicht, daß alle Nonnen sich verschworen hätten, die Arme in ihr Netz zu stecken. Es gab viele, bei denen, da sie schlicht und jeder Intrigue abgeneigt waren, der Gedanke, ein Mädchen aus eigennützigen Absichten zu opfern, Schauder erregt hätte. Diese aber hatten alle ihre besonderen Beschäftigungen und bemerkten dieses Treiben nicht oder verstanden nicht, was Schlechtes daran sei, teils drückten sie auch ein Auge zu oder schwiegen still dazu, um keinen nutzlosen Skandal zu erregen. Manche jedoch, die sich erinnerte, durch ähnliche

Künste zu etwas verleitet worden zu sein, was sie in der Folge bereut hatte, fühlte Mitleid für die arme Unschuld und erleichterte ihr Herz dadurch, daß sie sanfte, sentimentale Liebkosungen an ihr verschwendete. Sie selbst aber war weit entfernt, zu ahnen, daß ein Geheimnis dahinter stecke, und die Sache ging so fort. Ja, sie würde vielleicht so fortgegangen sein bis ans Ende, wenn Gertrude das einzige Mädchen im Kloster gewesen wäre. Aber unter ihren Genossinnen waren einige, welche wußten, daß sie für den Ehestand bestimmt seien. Gertrude, die mit dem Gedanken an ihre Bevorzugung von Kindheit an vertraut geworden war, sprach prahlerisch von ihrer künftigen Bestimmung als Äbtissin, Klosterfürstin, wollte um jeden Preis für die übrigen ein Gegenstand des Neides sein und sah mit Verwunderung und Unwillen, daß einige von ihnen sie nicht beneideten. Den majestätischen, aber beschränkten und kalten Vorstellungen, welche die oberste Stelle in einem Kloster zu bieten vermag, setzten sie die mannigfaltigen und glänzenden Bilder von Hochzeiten, Gastmählern, Gesellschaften, Festen, Landpartien, Putz und Kutschen entgegen. Diese Bilder erweckten in Gertruds Gehirn jene Bewegung und jenes Gewimmel, das ein Korb frischgepflückter Blumen, den man vor einen Bienenkorb hinsetzt, in diesem hervorbringen würde. Ihre Eltern und Erzieherinnen hatten die natürliche Eitelkeit in ihr gepflegt und gesteigert, um Lust zum Klosterleben bei ihr zu erwecken. Als sich aber dieser Leidenschaft Gedanken, die ihrem Wesen mehr zusagten, gegenüberstellten, gab sie sich letzteren mit einer um so lebhafteren Wärme hin. Um nicht hinter ihren Gespielen zurück zu bleiben und zu gleicher Zeit ihrem neuen Hange zu fröhnen, antwortete sie, daß am Ende doch niemand ihr den Schleier ohne ihre Zustimmung aufsetzen könne, auch sie könne heiraten, in einem Palaste wohnen, die Weltfreuden genießen, und zwar besser als sie alle.

Sie könne es, wenn sie nur wolle, und sie werde es wollen, sie wolle es, — und sie wollte es in der That. Der Gedanke an die Notwendigkeit ihrer Einwilligung, der bis dahin unbemerkt in einem Winkel ihrer Seele verborgen war, kam nun zum Vorschein und zeigte sich mit seiner ganzen Wichtigkeit. Jeden Augenblick rief sie ihn zu Hilfe, um ruhiger der Bilder einer angenehmen Zukunft sich zu erfreuen. Aber hinter diesem Gedanken tauchte stets der andere auf, daß es sich darum handle, die Einwilligung dem Fürsten, ihrem Vater, abzuschlagen, der sie schon hatte, oder sich benahm, als ob er sie schon erlangt hätte. Und bei diesem Gedanken war die Seele der Tochter weit entfernt von jener Zuversicht, welche ihre Worte zur Schau trugen. Sie verglich sich dann mit ihren Gespielen, die eine ganz andere Zuversicht hegten, und schmerzlich empfand sie gegen diese den Neid, den sie anfangs bei ihnen zu erregen vermeint hatte. Mit dem Neid regte sich der Haß. Zuweilen trat dieser Haß in Spott, Unhöflichkeit, Stichelreden ans Licht, zuweilen schläferte die Gleichheit der Neigungen und der Hoffnungen ihn ein, und ließ eine anscheinende und vorübergehende Vertraulichkeit entstehen. Zuweilen suchte sie sich auch einen wirklichen, greifbaren Genuß zu verschaffen und gefiel sich in dem Vorzug, den man ihr einräumte, sie ließ die anderen ihre Überlegenheit fühlen. Wenn sie aber ihre Befürchtungen und ihre Sehnsucht nicht mehr allein zu tragen vermochte, wandte sie sich aufrichtig an die Gespielen und bettelte bei ihnen um Liebe, Rat und Mut. Unter diesen beklagenswerten Scharmützeln mit sich selbst und mit anderen war ihre Kindheit hingegangen, und sie trat in jenes so kritische Alter, in welchem in die Seele gleichsam eine geheimnisvolle Macht einzuziehen scheint, welche alle Neigungen und Gedanken erhebt, ausschmückt und kräftigt, sie zuweilen umwandelt, oder ihnen eine

unvorhergesehene Richtung giebt. Was Gertruden bis dahin bei ihren Zukunftsträumen am bestimmtesten entzückt hatte, das war Gepränge und äußerer Glanz. Eine gewisse Weichheit und Zärtlichkeit, welche anfänglich leicht wie in Nebel zerflossen war, fing nun an, sich zu entwickeln und in ihren Phantasien vorzuherrschen. Im verborgensten Winkelchen ihrer Seele hatte sie sich eine glänzende Einöde geschaffen, dahin flüchtete sie sich vor der Gegenwart, dort empfing sie gewisse Personen, die sie aus den dunkeln Erinnerungen ihrer Kindheit, aus dem wenigen, was sie von der Außenwelt hatte sehen können, aus dem, was sie aus den Erzählungen der Gespielen erfahren, auf seltsame Weise sich zusammengesetzt hatte. Sie unterhielt sich mit ihnen, sprach mit ihnen und antwortete sich in deren Namen, sie teilte Befehle aus und empfing Huldigungen aller Art. Von Zeit zu Zeit störten religiöse Gedanken diese herrlichen, aber ermüdenden Feste. Allein die Religion, wie man sie ihr beigebracht, wie sie dieselbe aufgefaßt hatte, verbannte nicht den Stolz, nein, sie heiligte ihn und bot ihn als Mittel zur Erlangung einer irdischen Glückseligkeit. Auf solche Weise ihres Wesens entkleidet, war sie nicht mehr die göttliche Religion, sondern ein Trugbild, wie die übrigen. In den Zwischenräumen, in denen das Trugbild den ersten Platz einnahm und in Gertrudens Phantasie sich vergrößerte, meinte die Unglückliche, von dunkeln Schrecken übermannt und von einem verwirrten Begriff von Pflicht erfaßt, ihre Abneigung gegen das Klosterleben und der Widerstand gegen die Zumutungen ihrer Vorgesetzten in Beziehung auf Standeswahl sei Sünde, und sie gelobte im Herzen, Buße zu thun, indem sie freiwillig ins Kloster sich einschließe.

Es war Gesetz, daß eine Jungfrau nicht als Nonne angenommen werden durfte, ehe sie nicht von einem Geistlichen, dem bischöflichen Kommissär, oder von einem

Stellvertreter desselben genau geprüft worden war, damit man gewiß sei, daß sie aus freier Wahl ins Kloster gehe. Diese Prüfung konnte erst nach einem Jahre stattfinden, nachdem die Aspirantin dem Kommissär ihren Wunsch in einer Bittschrift vorgetragen hatte. Jene Nonnen, welche das traurige Geschäft über sich genommen hatten, zu bewirken, daß Gertrude, ohne recht zu wissen, was sie thue, sich für immer binde, wählten einen jener eben geschilderten Augenblicke, um von ihr eine solche Bittschrift abschreiben und unterschreiben zu lassen. Und um sie desto leichter dahin zu bringen, verfehlten sie nicht, ihr zu sagen und zu wiederholen, daß es am Ende nur eine leere Förmlichkeit sei, welche keine Wirkung haben könne, wenn nicht später noch andere Handlungen hinzuträten, die von ihrem Willen abhingen. Trotz alledem war die Bittschrift noch nicht am Ort ihrer Bestimmung angelangt, als Gertrude es schon bereute, sie unterschrieben zu haben. Darauf reute es sie wieder, daß es sie gereut habe, und so brachte sie Tage und Monate in einem ununterbrochenen Wechsel entgegengesetzter Gefühle hin. Lange Zeit verschwieg sie ihren Genossinnen jenen Schritt, bald aus Furcht, einen löblichen Entschluß der Kritik auszusetzen, bald aus Scham, einen Mißgriff zu bekennen. Endlich siegte der Wunsch, ihr Herz zu erleichtern und sich Rat und Mut zu holen. Es bestand eine andere Regel, daß eine Jungfrau zu jener Prüfung über die Berufswahl nur zugelassen werde, wenn sie vorher wenigstens einen Monat außerhalb des Klosters gelebt hatte, in dem sie ihre Erziehung erhalten. Schon war ein Jahr verflossen, seit die Bittschrift eingereicht worden war, und Gertrude wurde benachrichtigt, daß sie binnen kurzem aus dem Kloster ins väterliche Haus zurückkehren müsse, um jenen Monat dort zuzubringen und alle erforderlichen Schritte zur Vollendung des Werkes zu thun, das sie thatsächlich begonnen hatte. Der Fürst und die

übrigen Familienglieder hielten dies für so gewiß, als ob es schon geschehen wäre, aber das Mädchen hatte etwas ganz anderes im Kopfe. Anstatt die weiteren Schritte zu thun, dachte sie darauf, den ersten rückgängig zu machen. In solchen Nöten beschloß sie, einer ihrer Gespielen, der mutigsten, sich anzuvertrauen, die stets die enschlossensten Ratschläge erteilte. Diese riet Gertruden, ihrem Vater durch einen Brief von ihrem jüngsten Entschluß Kenntnis zu geben, weil ihr der Mut abging, ihm ein kühnes: „Ich will nicht!“ ins Gesicht zu schleudern. Weil aber die unentgeltlichen Gutachten in dieser Welt sehr selten sind, so machte sich die Ratgeberin für das ihrige von Gertrud durch die vielen Spöttereien bezahlt, die sie ihr wegen ihrer Blödigkeit anhängte. Der Brief wurde unter vier oder fünf Vertrauten verabredet, heimlich niedergeschrieben, und vermittelst gut ausgedachter Kunstgriffe an den Adressaten befördert. Gertrude wartete in großen Ängsten auf eine Antwort, welche nicht kommen wollte. Nur ließ nach einigen Tagen die Äbtissin sie rufen, und gab ihr mit geheimnisvoller, ärgerlicher und mitleidiger Miene einen Wink über einen großen Zorn des Fürsten und über einen Fehlgriff, den sie gethan haben müsse, ließ jedoch dabei durchblicken, sie dürfe bei fernerem guten Betragen hoffen, daß alles vergessen werden würde. Das Mädchen hörte, wagte es aber nicht, weiter zu fragen.

Endlich kam der eben so sehr gefürchtete wie gewünschte Tag. Obgleich Gertrude wußte, daß sie zu einem harten Kampfe auszog, empfand sie doch eine stürmische Freude, als sie das Kloster und die Mauern verließ, in denen sie acht Jahre lang eingeschlossen gewesen, als sie im Wagen ins Freie fuhr und die Stadt, das Vaterhaus wieder sah. In Beziehung auf den Kampf hatte die Arme, unter Anleitung ihrer Gespielen schon ihre Maßregeln genommen, oder, wie man heutzutage

sagen würde, ihren Plan entworfen. — O, sie werden mich zwingen wollen, — dachte sie, — aber ich werde fest bleiben. Ich werde demütig, achtungsvoll sein, aber ich werde nicht einwilligen. Es handelt sich nur darum, kein zweites Ja zu sagen, und ich werde es nicht sagen. Oder werden sie mich in Güte dahin zu bringen suchen? Nun ich werde gut sein, besser als sie, ich werde bitten, werde sie zum Mitleid bewegen, schließlich verlange ich ja nichts weiter, als nicht aufgeopfert zu werden. — — Aber, wie es oft mit solchen Voraussetzungen geht, es trat weder der eine noch der andere Fall ein. Die Tage vergingen, ohne daß der Vater noch sonst jemand von ihrem Aufnahmsgesuch oder dessen Zurücknahme sprach, ohne daß man ihr, weder unter Bitten noch unter Drohungen irgend einen Vorschlag machte. Ihre Eltern waren ernst, traurig, mürrisch gegen sie, ohne ihr zu sagen, warum. Sie bemerkte bloß, daß man sie als eine Schuldige, als eine Unwürdige betrachte, daß ein geheimnisvoller Bann auf ihr laste, der sie von ihrer Familie schied, indem man nur mit ihr in Verbindung blieb, um sie ihre Gebundenheit fühlen zu lassen. Selten und nur zu bestimmten Stunden wurde sie in die Gesellschaft der Eltern und des Erstgebornen zugelassen. Zwischen diesen drei schien ein festes Einverständnis zu herrschen, welches die Verlassenheit, in der Gertrude sich befand, nur noch fühlbarer und schmerzlicher machte. Niemand sprach sie an, und wenn sie es wagte ein schüchternes Wörtchen mitzusprechen, so fand es kein Gehör, oder wurde mit einem flüchtigen, strengen, oder verächtlichen Blicke erwidert. Wenn sie dann eine so bittere und demütigende Behandlung nicht mehr ertragen konnte und sich vertraulich zu nähern suchte, wenn sie um ein wenig Liebe bettelte, so hörte sie auf eine indirekte, aber deutliche Weise auf ihre Standeswahl anspielen. Man gab ihr zu verstehen, daß es hier ein

Mittel gebe, sich die Zuneigung ihrer Familie wieder zu gewinnen. Nun war Gertrude, die einen solchen Preis nicht bieten wollte, gezwungen, sich zurückzuziehen, die ersten Zeichen von Wohlwollen, nach denen sie sich so sehr gesehnt hatte, von der Hand zu weisen und auf den Standpunkt einer Geächteten sich zu stellen; ja noch mehr, sie verblieb auf demselben mit einem gewissen Schein des Unrechtes.

Solche Eindrücke bildeten einen schmerzlichen Gegensatz zu den heiteren, lachenden Träumen, in denen Gertrude sich gewiegt hatte, und mit denen sie in ihrem Innern noch immer sich beschäftigte. Sie hatte gehofft, in den glänzenden Zirkeln des väterlichen Hauses wenigstens einen Vorgeschmack jener geträumten Freuden zu kosten, allein sie sah sich gänzlich getäuscht. Sie wurde unter strenger und vollständiger Klausur gehalten, wie im Kloster. Von Spaziergängen war nicht einmal die Rede, und ein verdeckter Gang, der vom Schloß in die anliegende Kirche führte, benahm ihr die einzige Möglichkeit zum Ausgehen. Ihre Gesellschaft war verdrießlich, spärlich und weniger mannigfaltig als im Kloster. Bei jeder Ankündigung eines Besuches mußte Gertrude ins oberste Stockwerk hinaufsteigen, um sich mit einigen alten Dienerinnen da einzuschließen. Sie mußte auch ihre Mahlzeiten dort einnehmen, wenn Gäste ins Schloß geladen waren. Die Dienerschaft richtete sich in ihrem Benehmen und ihren Gesprächen nach dem Beispiele und den Absichten der Herrschaft. Gertrude, die sie, ihrer Neigung gemäß, mit vornehmer Vertraulichkeit hätte behandeln mögen, und die in der Lage, in welcher sie sich befand, es gerne gehabt hätte, daß sie ihr wie einer ihresgleichen Zeichen von Zuneigung gäben, die sich sogar herabließ, sie darum zu bitten, erfuhr auch hier eine Demütigung und wurde immer betrübter, als sie sehen mußte, wie sie

mit einer offenbaren, wenn auch von einem Schein von Ehrerbietung begleiteten Geringschätzung behandelt werde. Dennoch bemerkte sie, daß ein Page, hierin den übrigen ganz unähnlich, sie mit Ehrerbietung behandelte und ein Mitleid ganz eigener Art für sie zu fühlen schien. Das Benehmen dieses Jünglings entsprach am meisten jenem Stande der Dinge, den Gertrude in ihren Gedanken sich zurecht gemacht hatte, und glich ganz dem Betragen jener Geschöpfe ihrer Einbildungskraft. Allmählich gab sich in dem Thun und Lassen der Jungfrau eine große Änderung kund. Man bemerkte an ihr eine Ruhe und eine Unruhe, die von der gewöhnlichen ganz verschieden war, sie benahm sich wie jemand, der etwas gefunden hat, was ihm wert ist, das er jeden Augenblick anschauen, aber doch anderen nicht zeigen möchte. Nun richtete man auf sie ein schärferes Augenmerk, denn zuvor, und siehe da, eines Morgens wurde sie von einer Dienerin überrascht, als sie eben verstohlen ein Blatt Papier faltete, welches sie besser unbeschrieben gelassen hätte. Ein kurzer Ruck, und das Papier war in den Händen der aufgedrungenen Zofe, aus denen es in jene des Fürsten gelangte.

Gertrudens Schrecken beim Geräusch seiner Tritte läßt sich nicht beschreiben. Es war jener Vater, er war erzürnt, und sie fühlte sich strafbar.

Aber als sie ihn erscheinen sah, mit jener finsteren Miene, mit jenem Papier in der Hand, da hätte sie nicht etwa im Kloster, da hätte sie hundert Ellen unter der Erde sein mögen. Der Worte waren nicht viele, aber schreckliche. Die angekündigte Strafe bestand darin, daß sie unter der Obhut jenes Weibes, welches die Entdeckung gemacht hatte, in jenes Zimmer eingesperrt werden sollte. Aber das war nur ein Anfang, nur ein Auskunftsmittel für den Augenblick, man stellte eine andere noch unbekannte, unbestimmte und deshalb um so fürchterlicher Strafe in Aussicht.

Der Page wurde selbstverständlich sogleich weggejagt. Auch ihm wurde eine fürchterliche Züchtigung angedroht, wenn er es wagen sollte, von dem Vorfalle jemals etwas laut werden zu lassen. Als der Fürst ihm die Eröffnung machte, gab er ihm zwei feierliche Ohrfeigen, um jenem Abenteuer ein Denkzeichen anzuhängen, das dem jungen Menschen jede Versuchung benehmen sollte, sich dessen zu rühmen. Ein Vorwand, um die Entlassung des Pagen zu beschönigen, war leicht zu finden; was die Tochter anbelangte, so sagte man, sie sei unwohl.

Gertrude blieb nun mit ihrem Herzeleid, ihrer Scham, ihren Gewissensbissen, ihrem Schrecken vor der Zukunft allein, und ihre einzige Gesellschafterin war jenes verhaßte Weib, die Zeugin ihrer Schuld und die Ursache ihrer Ungnade. Diese haßte ihrerseits wieder Gertrude, um deretwillen, ohne zu wissen, auf wie lange, sie sich zum langweiligen Leben einer Gefangenwärterin und für immer zur Bewahrung eines gefährlichen Geheimnisses gezwungen sah.

Der wirre Aufruhr der ersten Gefühle legte sich nach und nach. Sie kehrten aber, eines nach dem anderen der Reihe nach in ihre Seele zurück, wuchsen darin groß und setzten sich fest, um sie ärger und bequemer zu quälen. Was konnte wohl jene in Rätseln angedrohte Strafe sein? Viele, verschiedene und recht schreckliche Dinge stellten sich Gertrudens erhitzter Einbildungskraft vor. Die wahrscheinlichste schien zu sein, daß sie ins Kloster zurückgebracht würde, daß sie aber dort nicht als gnädiges Fräulein, sondern als Büßerin erscheinen müsse, um, wer weiß, wie lange, wer weiß, mit welcher Behandlung, eingesperrt zu werden! Was eine so schmerzliche Vorstellung ihr noch empfindlicher machte, das war die Furcht vor der Schande. Die Sätze, die Worte, die Buchstaben jenes

verhängnisvollen Blattes drängten sich wieder und wieder ihrem Gedächtnisse auf. Sie dachte sich, wie sie von einem unwillkommenen, von jenem, an den sie bestimmt waren, so ganz verschiedenen Leser gelesen und erwogen worden. Sie bildete sich ein, sie wären auch der Mutter, dem Bruder, oder wem sonst noch unter die Augen gekommen. Und im Vergleiche damit schien ihr alles übrige gar nichts. Das Bild desjenigen, der der Anlaß des ganzen Skandales gewesen, unterließ gleichfalls nicht, oft zu erscheinen, um die arme Gefangene zu quälen. Man denke sich, welche Figur dieses Phantasiegebilde machen mußte unter jenen von ihm so verschiedenen, strengen, kalten, drohenden Gesichtern. Aber gerade weil sie es von diesen nicht trennen, noch einen Augenblick zu jenen flüchtigen Freuden zurückkehren konnte, ohne daß die gegenwärtigen Leiden, die deren Folge waren, sogleich vor ihre Seele traten, fing sie nach und nach an, sich demselben seltener zuzuwenden, sein Andenken zu verwischen, sich dessen zu entwöhnen. Auch verweilte sie nicht mehr gern bei jenen freudigen und glänzenden Phantasiebildern von ehemals; sie waren ja ihrer wirklichen Lage und jeder Wahrscheinlichkeit einer besseren Zukunft allzusehr entgegengesetzt. Die einzige Stätte, wo Gertrude eine ruhige und ehrenvolle Zuflucht, die kein Hirngespinnst war, zu finden hoffen durfte, war das Kloster, wenn sie sich entschließen konnte, für immer einzutreten. Ein solcher Entschluß hätte ohne Zweifel alles gut gemacht, jede Schuld ausgeglichen und in einem Momente ihre Lage geändert. Gegen diesen Entschluß empörten sich allerdings die Gedanken ihres ganzen Lebens. Aber die Zeiten hatten sich geändert, und in dem Abgrunde, in welchen Gertrude gefallen war, und im Vergleich mit dem, was sie jeden Augenblick fürchten mußte, schien ihr die Stellung einer gefeierten, verehrten, gebietenden Nonne noch äußerst verlockend. Zwei Gefühle

ganz verschiedener Art trugen stufenweise dazu bei, ihren alten Widerwillen zu brechen: bald Reue über ihren Fehltritt und eine Anwandlung schwärmerischer Frömmigkeit; bald der durch das Benehmen ihrer Hüterin empörte und gereizte Stolz, die, oft von ihr gequält, sich dadurch rächte, daß sie bald ihr bange machte vor jener angedrohten Strafe, bald sie ob ihres Fehltrittes beschämte. Wenn sie dann sich wieder begütigt zeigen wollte, nahm sie eine Beschützermiene an, die Gertrude noch verhaßter war, als die Beleidigung. Bei solchen Anlässen wurde der Wunsch Gertrudens, ihren Klauen zu entkommen, und in eine Lage zu gelangen, die sie über ihren Zorn und ihr Mitleid erheben würde, so lebhaft und stechend, daß ihr alles annehmbar schien, was dazu beitragen könnte, ihn zu erfüllen.

Nach vier oder fünf langen Tagen der Einschließung setzte sich eines Morgens Gertrude, durch einen Schimpf ihrer Hüterin bis zum Übermaß erbittert, in einen Winkel ihres Zimmers, verbarg ihr Gesichtchen zwischen den Händen und verharrte so eine Weile, um ihrer Wut Herr zu werden. Da fühlte sie einen unwiderstehlichen Drang, andere Gesichter zu sehen, andere Worte zu hören, anders behandelt zu werden. Sie dachte an ihren Vater, an ihre Familie, der Gedanke wandte sich erschrocken ab. Aber es fiel ihr ein, daß es nur von ihr abhänge, Freunde in ihnen zu finden; und sie fühlte eine plötzliche Freude. Hinter dieser stieg eine Beschämung, eine außerordentliche Reue über ihren Fehltritt und der Wunsch auf, ihn abzubüßen. Nicht als ob ihr Wille schon zum festen Vorsatz geworden wäre, aber niemals hatte er sich diesem mit solchem Eifer zugewandt. Sie stand auf, ging an ihr Tischchen, ergriff jene verhängnisvolle Feder und schrieb an ihren Vater einen Brief voll Begeisterung, Niedergeschlagenheit, Betrübnis und Vertrauen, indem sie ihn

um Vergebung anflehte und sich zu allem unbedingt bereit erklärte, was dem, der sie gewähren sollte, wohlgefällig sein könnte.

Zehntes Kapitel.

Es giebt Augenblicke, in welchen die Seele, besonders die jugendliche Seele, so gestimmt ist, daß eine leise Bitte genügt, um alles von ihr zu erlangen, was auch nur den Schein des Guten und der Aufopferung an sich trägt, wie eine kaum aufgeblühte Blume sich sanft auf ihrem gebrechlichen Stiele wiegt, bereit, ihre Wohlgerüche dem ersten Lüftchen hinzugeben, das über sie hinsäuselt. Diese Augenblicke, welche die Menschen mit schüchterner Achtung bewundern sollten, sind gerade jene, die die eigennützige List aufmerksam zu erspähen sucht und im Fluge erfaßt, um einen unbewachten Willen zu fesseln.

Beim Lesen dieses Briefes ersah der Fürst *** sogleich die Gelegenheit, seine alten unwandelbaren Absichten durchzuführen. Er ließ Gertrude zu sich entbieten, und während er sie erwartete, bereitete er sich vor, das Eisen zu schmieden, so lange es warm war. Gertrude erschien, warf sich, ohne die Augen zu ihm aufzuschlagen, vor ihm auf die Kniee und vermochte kaum das Wort „Vergebung" hervorzustammeln. Er gab ihr ein Zeichen, aufzustehen, antwortete aber in einem Tone, der wenig geeignet war, Mut einzuflößen, es genüge nicht, Vergebung zu wünschen und zu erbitten, es sei dies eine ganz leichte und allzu natürliche Sache bei Leuten, welche schuldig befunden worden seien und die Strafe fürchteten, kurz, man müsse die Vergebung verdienen. Gertrude fragte leise und zitternd, was sie thun solle. Der Fürst — unser Herz läßt nicht

zu, ihm hier den Namen „Vater" zu geben — antwortete nicht direkt, sondern fing an, sich weitläufig über Gertrudens Fehltritt auszulassen; und diese Worte brannten in der Seele der Armen, wie wenn man mit rauher Hand über eine Wunde hinfährt. Er sagte ferner, daß, wenn er auch wirklich die Absicht gehabt hätte, sie in der Welt zu versorgen, sie selber diesem Vorhaben ein unübersteigliches Hindernis entgegengestellt habe. Denn ein Mann von Ehre, wie er, hätte es nie über sich gewinnen können, einem Edelmanne ein Fräulein zur Ehe zu geben, das sich in einer solchen Weise erniedrigt habe. Die arme Zuhörerin war vernichtet. Nun milderte der Fürst nach und nach Ton und Rede, indem er fortfuhr, es gebe für jeden Fehltritt ein Heilmittel und Erbarmen. Der ihrige sei einer von jenen, für welche das Heilmittel deutlich angezeigt sei. Sie solle in dem traurigen Vorfalle einen Beweis sehen, wie das Weltleben voller Gefahren für sie sei . . .

„Ach ja!" rief Gertrude, von Furcht erschüttert, von der Scham vorbereitet und von einer augenblicklichen Zärtlichkeit bewegt.

„Du siehst es nun selbst ein," fiel der Fürst alsbald ein. „Schon gut, wir wollen jetzt von vergangenen Dingen nicht mehr sprechen. Alles soll vergessen sein. Du hast den einzigen ehrenvollen, passenden Ausweg betreten, der Dir übrig blieb. Da Du es nun freiwillig und in so passender Weise gethan hast, so kommt es mir zu, es so einzurichten, daß der Schritt in jeder Beziehung angenehm für Dich ausfalle, und der ganze Vorteil und das ganze Verdienst desselben Dir zugewendet werde. Das soll meine Sorge sein!" Bei diesen Worten schellte er mit einem Glöckchen, das auf dem Tische stand, und sagte zu dem eintretenden Bedienten: „Die Fürstin und der Prinz sogleich." Dann fuhr er gegen Gertrude fort:

„Sie sollen meine Freude teilen; ich will, daß alle Dich so behandeln, wie es Dir gebührt! Du hast es mit dem strengen Vater zu thun gehabt, nun sollst Du auch den liebenden Vater kennen lernen!"

Bei diesen Worten wurde Gertrude ganz verdutzt. Nun überdachte sie, wie jenes Ja, das ihr entschlüpft war, eine solche Bedeutung haben könnte, nun überlegte sie, ob es möglich sei, es zurückzunehmen, seinen Sinn zu beschränken. Aber die Überzeugung des Fürsten schien so vollkommen, er hatte es mit seiner Freude so eilig, seine Güte war so unbedingt, daß Gertrude es nicht wagte, ein Wörtchen zu äußern, das jene Stimmung im mindesten hätte beeinträchtigen können.

Nach wenigen Augenblicken kamen die beiden Gerufenen, und als sie Gertrude da erblickten, sahen sie sie zweifelnd und verwundert an. Aber der Fürst sagte mit freudiger, freundlicher Miene, welche ihnen befahl, eine gleiche anzunehmen: „Seht hier das verirrte Schaf! Und dies sei das letzte Wort, traurige Erinnerungen zurückzurufen! Hier ist der Trost der Familie. Gertrude bedarf keines Rates mehr; was wir zu ihrem Besten wünschen, das hat auch sie gewollt von freien Stücken. Sie ist entschlossen . . . sie hat mir mitgeteilt, daß sie entschlossen sei . . ." Bei dieser Stelle erhob sie ihre Augen halb erschrocken, halb flehend zu ihrem Vater, als wollte sie ihn bitten, inne zu halten, aber er fuhr unaufhaltsam fort: „daß sie entschlossen sei, den Schleier zu nehmen."

„Ah, schön, gut!" riefen Mutter und Sohn einstimmig aus und umarmten eines nach dem anderen Gertrude, die diese Liebkosungen mit Thränen aufnahm, welche als Thränen des Trostes gedeutet wurden. Dann setzte der Fürst weitläufig auseinander, was er alles zu thun gedenke, um das Los seiner Tochter zu einem freudigen und glänzenden zu machen. Er sprach von den Auszeichnungen,

die sie im Kloster und im Flecken genießen werde. Sie werde da als Fürstin, als Repräsentantin ihrer Familie auftreten, und sobald es ihr Alter erlaube, zur obersten Würde erhoben werden. Bis dahin aber werde sie nur dem Namen nach eine Untergebene sein. Die Fürstin und der Prinz erneuerten jeden Augenblick ihre Glückwünsche und Beifallsbezeigungen. Gertrude aber war wie in einem Traume befangen.

„Nun ist es nötig, den Tag zu bestimmen, um nach Monza zu gehen und bei der Äbtissin die Aufnahme nachzusuchen," sagte der Fürst. „Wie wird es sie freuen! Ich sage euch, das ganze Kloster wird die Ehre zu würdigen wissen, die Gertrude ihm erweiset. Ja . . . warum gehen wir aber nicht heute schon? Gertrude wird gerne ein wenig frische Luft schöpfen."

„Nun so wollen wir gehen!" sagte die Fürstin.

„Ich gehe, die nötigen Befehle zu erteilen," fügte der Prinz hinzu.

„Aber . . .," bemerkte leise Gertrude.

„Sachte, sachte," versetzte der Fürst. „Überlassen wir ihr die Entscheidung! Vielleicht fühlt sie sich heute nicht hinreichend aufgelegt und möchte lieber warten bis morgen. Sag', mein Kind, willst Du, daß wir heute oder morgen gehen?"

„Morgen," antwortete mit matter Stimme Gertrude, die durch den Aufschub etwas zu gewinnen hoffte.

„Morgen also!" sagte der Fürst feierlich. „Sie hat verlangt, daß man morgen gehe. Inzwischen gehe ich zum bischöflichen Kommissär, um den Tag zur Prüfung festzusetzen." Gesagt, gethan. Der Fürst ging in höchst eigener Person, was keine geringe Gnade war, zu dem besagten Kommissär; und sie verabredeten, daß er in zwei Tagen kommen solle.

Den ganzen Rest jenes Tages über hatte Gertrude

nicht einen Augenblick Ruhe. Sie hatte gewünscht, ihr Gemüt von so vieler Aufregung sich erholen, ihre Gedanken, wie man zu sagen pflegt, sich klären zu lassen. Sie wollte sich selbst Rechenschaft geben über das, was sie gethan hatte und was ihr zu thun noch übrig blieb. Sie wollte wissen, was sie wolle, sie hätte die Maschine, die, kaum in Gang gesetzt, in eine so rasche Bewegung gebracht worden war, gern ein wenig stille stehen lassen. Allein dazu war keine Zeit. Beschäftigungen folgten sich ohne Unterbrechung, eine griff in die andere ein. Gleich nach der Entfernung des Fürsten wurde sie ins Kabinett der Fürstin geführt, um sich unter deren Anleitung von ihrer eigenen Kammerzofe frisieren und umkleiden zu lassen. Kaum war die letzte Hand angelegt, als ihnen gemeldet wurde, daß es Zeit sei zur Mittagstafel. Gertrude schritt durch die Bücklinge der Dienerschaft hin, die ihr ob ihrer Genesung Glückwünsche zuwinkte. Bei Tische traf sie einige ihrer nächsten Anverwandten, die in der Eile eingeladen worden waren, um ihr Ehre anzuthun und der beiden gücklichen Ereignisse, der wiedererlangten Gesundheit und der erklärten Standeswahl, wegen mit ihr sich zu freuen.

Das Bräutchen (so nannte man die angehenden Nonnen, und Gertrude wurde bei ihrem Erscheinen von allen mit diesem Namen begrüßt), das Bräutchen hatte vollauf zu reden und zu thun, um auf die Komplimente zu antworten, die ihr von allen Seiten zuströmten. Sie fühlte wohl, daß jede ihrer Antworten eine Annahme und Bestätigung bedeute; aber wie sollte sie anders antworten? Nachdem die Tafel aufgehoben war, kam die Stunde zur Spazierfahrt. Gertrude fuhr mit ihrer Mutter und zwei Vettern, die mit bei Tisch gewesen waren. Nach dem gewöhnlichen Ausflug gings in die Marinastraße, die damals über den Platz hinführte, wo jetzt der öffentliche

Garten sich befindet. Es war der Ort, wohin die Vornehmen zu Wagen sich zu begeben pflegten, um sich von den Mühen des Tages zu erholen. Die Vettern sprachen mit Gertrude, wie es der Anstand an jenem Tage mit sich brachte. Einer derselben aber, der genauer als der andere jede Livree zu kennen schien und jeden Augenblick über den Herrn X. und die Frau Y. etwas zu sagen hatte, wandte sich plötzlich an sie und sagte: „Du aber, Du kleiner Schelm, verschmähst alle diese Thorheiten; Du bist schlau, Du läßt uns arme Weltleute in unseren Bedrängnissen sitzen, ziehst Dich zurück, um ein gottseliges Leben zu führen, und fährst in der Kutsche ins Paradies hinein."

Bei eingetretener Dunkelheit kehrte man nach Hause zurück. Die Bedienten kamen eilig mit Fackeln herbei und meldeten, daß viele Besuche gekommen seien. Das Gerücht hatte sich verbreitet, und Verwandte und Freunde kamen, um ihre Schuldigkeit zu thun. Man trat in den Gesellschaftssaal. Das Bräutchen war der Abgott, das Spielzeug, das Opfer. Jeder wollte sie für sich; dieser ließ sich Zuckerwerk versprechen, jener versprach Besuche, einer sprach von der Mutter N., seiner Base, der andere von einer Mutter N. N., seiner Bekannten, ein fünfter lobte den Himmel von Monza, ein sechster sprach mit großer Salbung von der hohen Rolle, die sie da zu spielen haben würde. Andere, die der umlagerten Gertrude noch nicht hatten beikommen können, spähten ängstlich nach der Gelegenheit, sich ihr zu nahen, und fühlten eine gewisse Unruhe, weil sie bis jetzt ihre Huldigungen noch nicht hatten darbringen können. Nach und nach verlief sich die Gesellschaft. Alle gingen ohne Gewissensbisse fort, und Gertrude blieb mit ihren Eltern und ihrem Bruder allein.

„Endlich," sagte der Fürst, „endlich habe ich doch den Trost gehabt, meine Tochter als ihresgleichen behandelt

zu sehen. Ich muß indes bekennen, daß auch sie sich vortrefflich gehalten hat; sie hat gezeigt, daß sie nicht in Verlegenheit kommen kann, wenn sie einst die höchste Stelle bekleiden und die Ehre der Familie aufrecht zu halten haben wird."

Das Nachtessen wurde in Eile eingenommen, um sich zur Ruhe zu begeben und des anderen Morgens in der Frühe schnell bei der Hand zu sein.

Gertrude, betrübt, erbittert, zugleich aber auch ein wenig stolz über die vielen Ehrenbezeigungen, erinnerte sich in diesem Momente dessen, was sie von ihrer Gefangenwärterin zu erdulden gehabt hatte, und da sie ihren Vater so bereitwillig sah, ihr in allem, außer in einem, zu Gefallen zu sein, so wollte sie die hohe Gunst, in der sie stand, benutzen, um wenigstens eine der Leidenschaften zu befriedigen, die sie quälten. Sie zeigte daher einen großen Widerwillen, jene Person um sich zu haben, und beklagte sich bitter über ihr Benehmen.

„Wie?" sagte der Fürst, „diese hat es an Achtung gegen Dich fehlen lassen? Morgen will ich ihr den Kopf waschen, daß sie daran denken soll! Laß nur mich machen, ich will sie lehren, wer sie ist, und wer Du bist. Jedenfalls soll meine Tochter, mit welcher ich zufrieden bin, keine Person in ihrer Nähe sehen, die ihr mißfällt." Sogleich ließ er eine andere Zofe kommen und befahl ihr, Gertrude zu bedienen. Diese aber, die an der ihr zu teil gewordenen Genugthuung kaute und zehrte, war sehr erstaunt, in Anbetracht des Appetits, den sie darnach verspürt hatte, so wenig Wohlgeschmack daran zu finden. Das, was gegen ihren Willen ihrer ganzen Seele sich bemächtigt hatte, war die Wahrnehmung der großen Fortschritte, die sie an jenem Tage auf dem Wege nach dem Kloster gemacht hatte, und der Gedanke, daß, um sie wieder rückgängig zu machen, nun viel mehr Kraft und

Entschlossenheit erfordert werde, als jene, die noch vor wenigen Tagen genügt hätte, und daß sie nicht einmal so viel besessen habe.

Die Zofe, die sie in ihr Zimmer begleitete, war eine alte Dienerin des Hauses, die schon Amme beim Prinzen gewesen war, den sie schon übernommen hatte, als er kaum aus den Windeln kam, bis ins Jünglingsalter heranzog, und auf den sie alle ihre Liebe, alle ihre Hoffnungen, ihren Ruhm übertragen hatte.

Diese war mit der an jenem Tage gefallenen Entscheidung so zufrieden, als wenn ihr selbst ein solches Glück widerfahren wäre, und Gertrude mußte zu guter Letzt noch die Glückwünsche, die Lobsprüche und die Räte der Alten verschlucken, mußte von dieser und jener Tante oder Großtante sprechen hören, die sich glücklich geschätzt, Nonnen zu werden, weil sie als Abkömmlinge jenes Hauses immer die höchsten Ehren genossen hätten, weil sie immer ein Pfötchen hinauszuhalten verstanden, und von ihrem Sprachzimmer aus Dinge erlangt hätten, zu denen die größten Damen in ihren Prunksälen nicht zu gelangen vermocht haben würden. Sie erzählte ihr von den Besuchen, die sie bekommen würde. Eines schönen Tages werde sogar der Herr Prinz mit seiner Gattin, die gewiß eine außerordentlich vornehme Dame sein werde, ins Kloster kommen, worüber nicht nur dieses, sondern der ganze Flecken in Aufregung geraten werde. Die Alte hatte geschwatzt, während sie Gertrude entkleidete, sie sprach, während diese sich zu Bette legte, und sprach noch fort, als sie schon schlief. Die Jugend und die Ermüdung waren stärker gewesen, als die Gedanken. Der Schlaf war unruhig, beängstigend, voll peinlicher Träume, aber er wurde erst durch die kreischende Stimme der Alten unterbrochen, die sie aufzuwecken kam, damit sie sich vorbereite zum Gange nach Monza.

„Steht auf, steht doch auf, gnädiges Bräutlein! Es

ist schon heller Tag, und es vergeht wenigstens eine Stunde, bis Ihr frisiert und angekleidet seid. Die Fürstin zieht sich schon an. Sie hat sich vier Stunden früher wecken lassen als gewöhnlich. Der Herr Prinz ist schon in den Marstall hinuntergegangen, er ist nun wieder oben und erwartet das Zeichen zum Aufbruch. Er ist munter wie ein Hase, das Teufelsherrchen; aber er ist von Kindsbeinen an so gewesen, ich kann es sagen, denn ich habe ihn auf den Armen getragen. Aber wenn er fertig ist, darf man ihn nicht warten lassen, sonst wird er ungeduldig und lärmt, obschon er sonst der beste Mensch von der Welt ist. Der arme Herr! Man muß Mitleid mit ihm haben, es ist eben sein Temperament. Übrigens hätte er diesmal ein bißchen recht, weil er sich Eueretwegen bemüht. Wehe dem, der ihm in solchen Augenblicken zu nahe kommt! Er nimmt auf niemand Rücksicht, als auf den Fürsten. Aber eines Tages wird er selbst der Herr Fürst sein, aber so spät als nur möglich. Geschwind, geschwind, Fräulein! Warum seht Ihr mich denn wie verzaubert an? Um diese Zeit solltet ihr schon aus dem Neste sein!"

Bei der Erinnerung an den ungeduldigen Prinzen verschwanden plötzlich alle anderen Gedanken, die in Gertrudens wiedererwachter Seele aufgestiegen waren, wie ein Schwarm von Tauben beim Erscheinen des Habichts. Sie gehorchte, kleidete sich eilig an, ließ sich frisieren und verfügte sich in den Saal, wo die Eltern und der Bruder schon ihrer harrten. Sie mußte sich in einen Lehnsessel niederlassen, und es wurde ihr eine Tasse Schokolade vorgesetzt, was in jenen Zeiten so viel war, wie bei den alten Römern die Überreichung der männlichen Toga.

Als gemeldet wurde, daß der Wagen vorgefahren sei, nahm der Fürst sie beiseite und sagte zu ihr: „Wohlan, Gertrude, gestern hast Du Dir Ehre gemacht, aber heute mußt

Du Dich selbst übertreffen. Es handelt sich um Dein feierliches Auftreten im Kloster und im Flecken, wo Du die erste Rolle zu spielen haben wirst. Man erwartet Dich . . ." Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß der Fürst tags vorher die Äbtissin benachrichtigt hatte. „Man erwartet Dich, und aller Augen werden auf Dich gerichtet sein. Würde und zwanglose Haltung. Die Äbtissin wird Dich fragen, was Du wollest; — es ist eine bloße Förmlichkeit. Du kannst dann antworten, Du verlangest, zugelassen zu werden, um in dem Kloster, wo Du so liebreich erzogen worden seiest und so viele Güte genossen habest, den Schleier zu nehmen — und das ist ja auch die reine Wahrheit. Sprich diese wenigen Worte mit Unbefangenheit, damit man nicht etwa sage, man habe sie Dir in den Mund gelegt und Du könntest nicht für Dich selbst reden. Die guten Frauen wissen nichts von jenem Vorfalle, er ist ein Geheimnis, das in der Familie begraben bleiben soll. Mache deshalb kein so zerknirschtes und zweideutiges Gesicht, es könnte sonst Verdacht erregen. Zeige, welchem Blute Du entsprossen bist, sei artig und bescheiden, aber erinnere Dich, daß an jenem Ort, außer Deiner Familie, niemand über Dir stehen wird."

Ohne Antwort zu erwarten, entfernte sich der Fürst, Gertrude, die Fürstin und der Prinz folgten ihm, alle gingen die Treppe hinunter und stiegen in den Wagen. Die Wirren und Verdrießlichkeiten der Welt und das glückselige Leben im Kloster, besonders für Fräuleins von vornehmer Herkunft, waren während der Fahrt Gegenstand des Gespräches. Am Ende der Fahrt erneuerte der Fürst seine Weisungen und wiederholte ihr mehrmals die Formel für ihre Antwort. Bei der Einfahrt in Monza meinte Gertrude, das Herz werde ihr zugeschnürt, aber für einen Augenblick wurde ihre Aufmerksamkeit von einigen Herren in Anspruch genommen, die den Wagen halten

ließen und ihr verschiedene unverständliche Komplimente hersagten. Dann gings wieder weiter fast im Galoppe dem Kloster zu, unter dem Gaffen der Neugierigen, welche von allen Seiten herbeiströmten. Als man bei jenen Mauern, bei jener Pforte anlangte, fühlte sich Gertrude das Herz noch mehr zugeschnürt. Sie stieg zwischen zwei Reihen Volkes aus, das die Diener zu beiden Seiten auseinander drängten. Da aller Augen auf die Arme gerichtet waren, so war sie genötigt, ihre ganze Aufmerksamkeit beständig auf ihre Haltung zu richten. Aber mehr als diese alle hielten die beiden Augen ihres Vaters sie im Schache, denen sie, so sehr sie dieselben auch fürchtete, jeden Augenblick die ihrigen zuzuwenden nicht unterlassen konnte. Diese Augen lenkten ihre Bewegungen und Mienen wie mittelst unsichtbarer Drähte. Man ging durch den ersten Klosterhof in den zweiten, und da sah man die innere Pforte weit aufgesperrt und ganz von Nonnen besetzt. In erster Reihe stand die Äbtissin, umgeben von den Ältesten, hinter diesen die übrigen Nonnen durcheinander, einige auf den Zehen stehend, in letzter Reihe die Laienschwestern auf Bänken stehend. Auch sah man da und dort ein paar Äuglein zwischendurchleuchten, ein Gesichtlein hinter den Schleiern hervorgucken. Es waren die gewandtesten und keckften unter den Klosterzöglingen, die, zwischen den Nonnen durchschleichend und sich durchdrängend, glücklicherweise hie und da eine Lücke gefunden hatten, um auch etwas zu sehen. Aus diesem Haufen erschollen beifällige Zurufe, man sah zum Zeichen der Freude und einer freundlichen Aufnahme viele Arme sich ausstrecken. Man kam bei der Pforte an, Gertrude stand der Äbtissin gerade gegenüber. Nach den ersten Begrüßungen fragte diese mit einer halb freudigen, halb feierlichen Miene, was sie verlange an diesem Orte, wo niemand sei, der ihr etwas abzuschlagen vermöge.

„Ich stehe hier . . .," begann Gertrude, aber, im Begriffe, die Worte auszusprechen, die unwiderruflich über ihr Geschick entscheiden sollten, zögerte sie einen Augenblick und sah starr auf die vor ihr stehende Schar. Sie bemerkte in diesem Augenblicke eine von ihren früheren Mitpensionärinnen, die sie mit einer mitleidsvollen, aber zugleich boshaften Miene ansah; sie schien sagen zu wollen: So hat sie also doch nachgegeben, die Großsprecherin! Dieser Anblick weckte in ihrer Seele die früheren Gefühle wieder lebhafter als je und gab ihr auch ein bißchen ihres früheren Mutes zurück, schon besann sie sich auf eine Antwort, die anders lauten sollte, als die ihr diktierte. Als sie aber, gleichsam um ihre Kräfte zu versuchen, ihren Blick auf das Gesicht ihres Vaters heftete, bemerkte sie auf demselben eine so große Unruhe, eine so drohende Ungeduld, daß sie, getrieben von Furcht, mit der nämlichen Geschwindigkeit, womit sie vor einem schreckenerregenden Gegenstande die Flucht ergriffen hätte, in ihrer Rede fortfuhr: „Ich stehe hier, um Euch zu bitten, daß mir gestattet werde, in diesem Kloster, wo ich so liebreich erzogen worden bin, den Schleier zu nehmen." Die Äbtissin antwortete schnell, wie es ihr bei diesem Anlasse sehr leid sei, daß die Regeln ihr nicht erlaubten, sogleich eine Antwort zu geben. Diese hänge von der Abstimmung der Schwestern ab, und müsse ihr die Erlaubnis der Oberen vorangehen. Das gnädige Fräulein, welches die Gesinnungen wohl kenne, die man an diesem Orte für es hege, könne wohl mit Bestimmtheit voraussehen, welches die Antwort sein werde; indessen verbiete keine Regel der Äbtissin und den Schwestern die Freude an den Tag zu legen, welche dieses Ansuchen ihnen gemacht habe. Hierauf entstand ein wirres Durcheinander von Glückwünschen und Freudenbezeigungen. Nun wurden Körbchen mit Süßigkeiten herumgereicht und zuerst

Gertrude, dann ihren Eltern angeboten. Während die einen Nonnen sich an Gertrude drängten, die anderen die Mutter, noch andere den Prinzen beglückwünschten, ließ die Äbtissin den Fürsten ersuchen, ans Gitter des Sprechzimmers zu kommen, wo sie ihn erwarte. Sie war von zwei Ältesten begleitet, und als er erschienen war, sagte sie: „Herr Fürst, um den Regeln zu genügen . . . um eine unumgängliche Förmlichkeit zu erfüllen, obgleich in diesem Falle . . . doch muß ich Euch sagen . . . daß jedesmal, wenn eine Tochter um die Aufnahme ins Kloster nachsucht . . . die Vorsteherin, die ich, unwürdig zwar, zu sein die Gnade habe . . . die Eltern daran erinnern muß . . . daß, wenn im Falle . . . sie dem Willen der Tochter Gewalt anthäten, sie in die Exkommunikation verfallen würden. Euere fürstliche Durchlaucht werden entschuldigen, daß . . ."

„Sehr wohl, sehr wohl, ehrwürdige Mutter. Ich lobe mir Euere Pünktlichkeit; es ist billig . . . Aber Ihr dürft nicht zweifeln . . ."

„O! was denkt Ihr, Herr Fürst . . . Ich habe gemäß strenger Pflicht gesprochen . . . im übrigen . . ."

„Gewiß, ehrwürdige Mutter Äbtissin!"

Nachdem diese wenigen Worte gewechselt waren, verneigten sich die beiden redenden Personen und trennten sich, als wenn es beiden lästig fiele, einander unter vier Augen gegenüberzustehen. Jedes ging, sich seiner Gesellschaft wieder anzuschließen, er außerhalb, sie innerhalb der Klosterschwelle.

„Nun wird Gertrude bald nach Muße der Gesellschaft dieser Mütter sich erfreuen können. Wir haben Euch aber für jetzt lange genug belästigt." Nach diesen Worten machte der Fürst eine Verbeugung, seine Familie setzte sich gleichfalls in Bewegung, man erneuerte die Begrüßungen und schied.

Beim Nachhausefahren hatte Gertrude wenig Lust, zu sprechen. Erschrocken über ihren Schritt, ihrer Feigheit sich schämend, erbittert gegen andere und sich selbst, berechnete sie die Gelegenheiten, die ihr noch blieben, Nein zu sagen, und versprach sich kleinlaut und verwirrt, bei dieser oder jener, oder irgend einer anderen geschickter und stärker zu sein. Bei allen diesen Gedanken war ihr doch der Schrecken über das finstere Gesicht des Vaters noch nicht ganz vergangen, so daß, als sie durch einen verstohlenen Blick sich überzeugen konnte, daß auf seinem Gesicht nicht nur keine Spur von Zorn, sondern eine gewisse Zufriedenheit sich kundgebe, ihr dies sehr erfreulich schien, ja, sie auf einen Augenblick ganz vergnügt war.

Kaum war man zu Hause angekommen, so mußte sie sich wieder umkleiden und putzen. Dann folgte die Mittagstafel, dann einige Besuche, dann die Spazierfahrt, dann Gesellschaft, endlich Abendtafel. Gegen das Ende derselben brachte der Fürst einen anderen Gegenstand aufs Tapet, die Wahl einer Patin. So nannte man die Dame, die auf die Bitte der Eltern in der Zeit zwischen dem Gesuch um Aufnahme ins Kloster und dem wirklichen Eintritt die Wächterin und Führerin der angehenden Nonne werden sollte. Diese Zeit wurde zum Besuche der Kirchen, der Paläste, der Gesellschaften, der Landhäuser, der Reliquien, kurz aller Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend verwendet, damit die jungen Mädchen, ehe sie ein unwiderrufliches Gelübde ablegten, wissen sollten, welchen Dingen sie den Rücken zuzukehren im Begriffe seien. „Man muß an eine Patin denken,“ sagte der Fürst. „Denn morgen wird der bischöfliche Kommissär kommen wegen der Prüfungsformalität, und gleich darauf wird Gertrude dem Kapitel zur Aufnahme vorgeschlagen werden.“ Bei diesen Worten hatte er sich an die Fürstin gewandt, und diese, welche hierin eine Aufforderung zu

sehen glaubte, die Vorschläge zu machen, begann: „Da wäre . . .“ aber der Fürst unterbrach sie mit den Worten: „Nein, nein, Frau Fürstin, vor allem muß die Patin dem Bräutchen genehm sein; und obgleich dem Herkommen gemäß diese Wahl den Eltern zusteht, so hat doch Gertrude so viel Verstand und Einsicht, daß sie wohl verdient, daß um ihretwillen eine Ausnahme gemacht werde.“ Hier wandte er sich an Gertrude mit einer Miene, die eine besondere Gnade anzukündigen schien, und fuhr fort: „Eine jede von den Damen, die sich heute in der Gesellschaft befanden, besitzt jene Eigenschaften, welche zu einer Patin für eine Tochter unseres Hauses erforderlich sind; und es ist keine darunter, sollte ich meinen, die sich nicht durch die Wahl geehrt fühlen würde. So wähle denn!“

Gertrude sah wohl, daß Wählen so viel sei, als wiederholt einwilligen; aber die Aufforderung erging mit solcher Bestimmtheit, daß eine Weigerung, so bescheiden sie auch geschehen mochte, als Geringschätzung, oder wenigstens als Grille und Ziererei erscheinen konnte. Sie that also auch diesen Schritt und bezeichnete eine Dame, die am Abend ihr am besten gefallen hatte, jene nämlich, die sie am meisten geliebkost, gelobt und in jener vertraulichen, liebevollen und zuvorkommenden Weise behandelt hatte, die in den ersten Augenblicken einer Bekanntschaft wie eine alte Freundschaft aussieht. „Eine vortreffliche Wahl,“ sagte der Fürst, der gerade diese wünschte und erwartete. Sei es Kunst oder Zufall, es war gekommen, wie wenn ein Taschenspieler, indem er die Karten eines Kartenspieles vor unseren Augen vorüberspazieren läßt, sagt, wir sollten uns eine denken, er wolle sie dann erraten, wobei er sie so vorüberspazieren ließ, daß wir nur die eine sehen konnten. Jene war den ganzen Abend so viel um Gertrude herum gewesen, hatte sie so sehr an sich herangezogen, daß diese erst lange sich hätte besinnen müssen,

um auf eine andere zu verfallen. Übrigens war jene Zudringlichkeit nicht ohne Grund gewesen. Die Dame hatte seit langer Zeit ihr Augenmerk auf den Prinzen gerichtet, um ihn zu ihrem Schwiegersohn zu machen. Deshalb betrachtete sie die Angelegenheiten jenes Hauses als ihre eigenen, und es war ganz natürlich, daß sie sich um die liebe Gertrude nicht weniger als um ihre nächsten Anverwandten kümmerte.

Des anderen Tages erwachte Gertrude mit dem Gedanken an den Examinator, der da kommen sollte. Während sie darüber nachdachte, ob und wie sie die so entscheidende Gelegenheit ergreifen solle, um ihren Schritt rückgängig zu machen, ließ der Fürst sie rufen. „Wohlan, mein Kind," sagte er, „bis jetzt hast Du Dich vortrefflich benommen, heute aber handelt es sich darum, dem Werke die Krone aufzusetzen. Alles, was bis jetzt geschehen ist, ist mit Deiner Zustimmung geschehen. Wenn Dir in der Zwischenzeit irgend ein Bedenken gekommen wäre, wenn es Dich ein bißchen gereut hätte, so hättest Du Dich aussprechen müssen, aber auf dem Punkte, auf dem die Sache nun angelangt ist, wäre keine Zeit mehr, Kindereien zu machen. Der fromme Mann, der diesen Morgen kommen soll, wird hundert Fragen über Deinen Beruf an Dich stellen: ob Du freiwillig Nonne werden wollest, warum und wie, und was weiß ich, was noch weiter? Wenn Du mit der Antwort zögerst, wird er Dich, wer weiß, wie lange, foltern. Es wäre sehr unangenehm und schmerzlich für Dich. Aber es könnte noch ein anderes, viel ernsteres Unheil daraus entstehen. Nach all den Schritten, die geschehen sind, würde jedes, auch das mindeste Zaudern, das man bei Dir wahrnähme, meine Ehre in Gefahr bringen. Man könnte glauben, ich hätte Deinen Leichtsinn für festen Entschluß genommen, ich hätte die Sache überstürzt, ich hätte . . . was weiß ich? In diesem

Falle sähe ich mich in die traurige Notwendigkeit versetzt, von zweien eins zu wählen: entweder müßte ich dulden, daß die Welt sich von meinem Charakter einen traurigen Begriff machte, ein Ausweg, der sich durchaus nicht mit dem verträgt, was ich mir selbst schuldig bin. Oder ich müßte den wahren Grund Deines Entschlusses enthüllen und . . ." Als er hier wahrnahm, daß Gertrude scharlachrot wurde, ihre Augen sich mit Thränen füllten und ihr Gesicht sich zusammenzog, wie die Blätter einer Blume in der Schwüle vor einem Gewitter, so verließ er diesen Gegenstand und fuhr mit heiterer Miene fort: „Wohlan, alles hängt von Dir, von Deinem Verstand ab. Ich weiß, daß Du viel hast und nicht das Mädchen bist, das eine wohl begonnene Sache noch am Ende verdirbt, aber ich mußte alle Fälle vorsehen. Man spreche aber nicht mehr davon; wir sind einig darüber, daß Du unbefangen und so antwortest, daß dem frommen Manne keine Skrupel in den Kopf gesetzt werden. Und so wirst auch Du Dich am besten aus dem Handel ziehen." Nachdem er ihr noch einige Antworten auf die wahrscheinlichsten Fragen in den Mund gelegt hatte, kam er wieder auf seinen Lieblingsgegenstand, die Annehmlichkeiten und Genüsse zu sprechen, welche Gertrude im Kloster erwarteten, und unterhielt sie damit, bis ein Diener die Ankunft des Kommissärs meldete. Der Fürst wiederholte in Eile die wichtigsten Ermahnungen und ließ dann, der Vorschrift gemäß, seine Tochter mit jenem allein.

Der fromme Mann kam mit der fast feststehenden Meinung, daß Gertrude einen entschiedenen Beruf zum Klosterleben habe, weil der Fürst es ihm gesagt hatte, als er bei ihm gewesen war, um ihn einzuladen. Es ist wahr, der gute Priester, welcher wußte, daß das Mißtrauen eine der für sein Amt notwendigsten Tugenden sei, hatte den Grundsatz, solchen Versicherungen nicht allzu

großen Glauben zu schenken. Allein es geschieht sehr selten, daß die beteuernden und bestimmten Worte einer angesehenen Person in was immer für einer Angelegenheit nicht der Ansicht dessen, der sie anhört, ihre Färbung mitteilen.

Nach den ersten Begrüßungen sagte er zu ihr: „Fräulein, ich komme, um die Rolle des Teufels zu spielen; ich komme, um das in Zweifel zu ziehen, was Ihr in Euerem Aufnahmsgesuch für gewiß ausgegeben habt; ich komme, um Euch die Schwierigkeiten vor Augen zu stellen und mich zu vergewissern, daß Ihr sie auch gehörig erwogen habt. Gestattet also, daß ich einige Fragen an Euch stelle."

„Sprecht nur," erwiderte Gertrude.

Der gute Priester begann nun, sie in der von der Klosterregel vorgeschriebenen Weise auszufragen. „Fühlt Ihr in Euerem Herzen einen freiwilligen Antrieb zum Klosterleben? Hat man nicht Drohungen oder Schmeichelworte angewendet? Hat nicht jemand sein Ansehen dazu mißbraucht, um Euch dazu zu verleiten? Sprecht ohne Rücksicht und mit Aufmerksamkeit zu einem Manne, dessen Pflicht es ist, Eueren wahren Willen zu erforschen, um zu hindern, daß in keiner Weise Gewalt gegen Euch geübt werde."

Die wahre Antwort auf diese Fragen trat plötzlich mit einer schrecklichen Gewißheit vor Gertrudens Seele. Um eine solche Antwort geben zu können, mußte es zu einer Erklärung kommen, sie mußte sagen, von wem sie bedroht sei, sie mußte eine Geschichte erzählen . . . Die Unglückliche schrak vor diesem Gedanken zurück, suchte in Eile eine andere Antwort und fand nur eine, die sie schnell und sicher von dieser Folter befreien konnte, eine Antwort, die der Wahrheit schnurgerade entgegen war. „Ich werde Nonne," sagte sie, indem sie ihre Bestürzung

verbarg, „ich werde Nonne aus freiem, ungezwungenem Willen.“

„Seit wie lange habt Ihr diesen Gedanken gehegt?“ fragte nochmals der gute Priester.

„Ich habe ihn immer gehabt,“ antwortete Gertrude, die nach jenem ersten Schritt kecker darin geworden war, gegen sich selbst zu lügen.

„Welches ist aber der hauptsächlichste Beweggrund, der Euch veranlaßt, ins Kloster zu gehen?“

Der gute Priester wußte nicht, welch schreckliche Saite er anschlage, und Gertrude that sich große Gewalt an, um nicht in ihrem Gesichte den Eindruck durchblicken zu lassen, den jene Worte in ihrer Seele hervorbrachten. „Der Beweggrund,“ sagte sie, „ist der, Gott zu dienen und die Gefahren der Welt zu fliehen.“

„Sollte es nicht irgend ein Verdruß sein? Irgend eine . . . verzeiht mir . . . eine Laune? Zuweilen kann eine augenblickliche Regung einen Eindruck hervorbringen, der ein dauernder zu sein scheint. Wenn aber dann die Ursache wegfällt, und die Gesinnung sich ändert, dann . . .“

„Nein, nein,“ antwortete Gertrude hastig, „die Ursache ist jene, die ich Euch bereits angegeben.“

Mehr um seine Pflicht vollständig zu erfüllen, als in der Überzeugung, daß es nötig sei, setzte der Kommissär ihr noch mit weiteren Fragen zu. Aber Gertrude war entschlossen, ihn zu täuschen. Abgesehen von dem Abscheu, den ihr der Gedanke verursachte, den ernsten und frommen Priester, der soweit entfernt schien, sie einer Schwachheit für fähig zu halten, zum Mitwisser einer solchen zu machen, wußte die Arme, daß er zwar wohl hindern könne, daß sie Nonne werde, daß damit aber auch sogleich sein Einfluß und sein Schutz aufhöre. Sogleich nach seiner Abreise mußte sie ja wieder mit dem Fürsten

allein bleiben, und was sie dann im väterlichen Hause zu erdulden gehabt hätte, davon würde der gute Priester nichts erfahren haben, und selbst dann würde er bei all seiner guten Absicht nichts anderes zu thun vermocht haben, als sie zu bemitleiden. Der Prüfungskommissär wurde früher müde, zu fragen, als die Unglückliche, zu lügen, und da die Antworten immer gleichlautend blieben, und er keinen Grund hatte, an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln, so änderte er nun die Sprache. Er freute sich mit ihr, bat sie gewissermaßen um Verzeihung, sie bei Erfüllung dieser seiner Pflicht so lange hingehalten zu haben, fügte noch bei, was er für geeignet hielt, sie in ihrem guten Vorsatze zu bestärken und verabschiedete sich.

Als er durch den Saal ging, begegnete er dem Fürsten, der zufällig vorbeizugehen schien, und wünschte ihm ebenfalls Glück zu der guten Stimmung, welche er bei seiner Tochter angetroffen. Der Fürst hatte sich bis dahin in einer sehr peinlichen Ungewißheit befunden. Bei dieser Nachricht atmete er wieder freier auf, und seine gewöhnliche Gravität vergessend, begab er sich eilends zu Gertrude und spendete ihr mit jubelndem Herzen und einer größtenteils aufrichtigen Zärtlichkeit wiederholte Lobsprüche, Liebkosungen und Versprechungen. Was für ein seltsames Gemisch ist es doch um das menschliche Herz?

Wir wollen Gertrude in jene ununterbrochene Reihe von Schauspielen und Unterhaltungen nicht folgen. Ebensowenig wollen wir eingehender die Gefühle ihrer Seele in jener Zeit beschreiben. Es würde eine allzu eintönige, dem bereits Erzählten allzu ähnliche Schilderung von Schmerzen und Gemütsbewegungen sein. Die Annehmlichkeit der Gegend, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die Zerstreuung, die sie bei ihren Ausflügen ins Freie fand, machte ihr den Gedanken an den Ort, wohin sie am Ende doch für immer sich zurückziehen mußte, noch

verhaßter. Noch schmerzlicher waren die Eindrücke, welche die Gesellschaften und Feste auf sie machten. Der Anblick von Bräuten, denen man diesen Titel im eigentlichen Sinne beilegte, erweckte bei ihr einen unerträglichen Neid und Gram; und manchmal meinte sie beim Anblick irgend einer Person, es müsse ein Übermaß von Glück sein, sich diesen Titel geben zu hören. Ein anderes Mal versetzte sie die Pracht der Paläste, der Glanz des Schmuckes, das Gewimmel und das fröhliche Geräusch der Feste in einen Rausch, in einen so unwiderstehlichen Drang nach den Freuden dieses Lebens, daß sie sich selbst versprach, sich loszumachen und eher alles zu dulden, als sich in den kalten, toten Schatten des Klosters zu begraben. Allein alle diese Entschlüsse verschwanden wie Rauch bei der ruhigeren Erwägung der Schwierigkeiten, beim bloßen Anblick des gefürchteten Angesichtes. Zuweilen machte ihr der Gedanke, jene Genüsse für immer aufgeben zu müssen, die kurze Verkostung derselben bitter und schmerzlich, wie der vor Durst lechzende Kranke den ihm vom Arzte kümmerlich gestatteten Löffel Wassers mit Wut ansieht und verächtlich von sich stößt. Inzwischen hatte der bischöfliche Kommissar die erforderliche Bescheinigung ausgestellt, und es erfolgte die Erlaubnis, über die Aufnahme Gertrudens ein Kapitel abhalten zu dürfen. Das Kapitel wurde abgehalten, bei der geheimen Abstimmung ergaben sich, wie zu erwarten, für Gertrudens Aufnahme die erforderlichen zwei Drittel der Stimmen, und Gertrude war aufgenommen. Sie selbst, der langen Marter müde, verlangte nun, so bald als möglich ins Kloster einzutreten. Sicherlich wollte niemand einer solchen Ungeduld einen Zügel anlegen. Man entsprach also ihrem Willen, und sie wurde, in feierlichem Zuge ins Kloster geleitet, eingekleidet. Nach einem einjährigen Noviziat, voll der Reue, kam der Augenblick der Gelübdeablegung, d. h. der Augenblick,

da sie entweder ein Nein, ein mehr als je auffallendes, unerwartetes, ärgerliches Nein sagen oder ein so oft ausgesprochenes Ja wiederholen mußte. Sie wiederholte es, — und war Nonne für immer.

Es ist eine der besonderen und unveräußerlichen Eigenschaften der christlichen Religion, daß sie jedem, der in was immer für einer Lage, in was immer für einem Zeitpunkte zu ihr seine Zuflucht nimmt, die rechte Richtung zeigt und Trost gewährt. Wenn es für die Vergangenheit ein Heilmittel giebt, so schreibt sie es vor, reicht es dar, giebt Licht und Kraft, es um jeden Preis zur Anwendung zu bringen; giebt es keines, so zeigt sie uns die Art und Weise, wirklich und in der That, aus der Not eine Tugend zu machen, wie das Sprichwort sagt. Sie lehrt uns das mit Weisheit fortführen, was im Leichtsinn begonnen wurde, sie bewegt die Seele, das mit Liebe zu umfassen, was uns vom allmächtigen Lenker der Geschicke auferlegt wurde, und giebt einer unklugen, aber unwiderruflichen Standeswahl alle Heiligkeit, alle Weisheit und, sagen wir es nur unverholen, alle Freuden des Berufes. Sie ist ein Weg, der so beschaffen ist, daß der Mensch, aus welchem Labyrinthe, aus welchem Abgrunde immer er ihn betreten mag, von da an mit Sicherheit und guten Mutes darauf fortwandeln und freudig beim ersehnten Ziele anlangen kann. Durch dieses Mittel hätte auch Gertrude eine zufriedene, eine heilige Nonne werden können, wie immer sie dazu gekommen sein mochte. Statt dessen sträubte sich die Unglückliche unter dem Joche und empfand so seine Last und seine Stöße noch schmerzlicher. Unablässiges Wehklagen um die verlorene Freiheit, Verwünschung ihrer gegenwärtigen Lage, ermüdendes Hinüberblicken auf Wünsche, die nie befriedigt werden konnten, das war die Hauptbeschäftigung ihrer Seele. Sie kaute an jener bitteren Vergangenheit, sie rief sich alle Umstände,

durch welche sie ins Kloster versetzt wurde, wieder ins Gedächtnis zurück und machte in Gedanken tausendmal ungeschehen, was sie zur That gemacht hatte. Sie klagte sich der Feigheit, andere der Tyrannei und der Treulosigkeit an und härmte sich ab. Sie vergötterte zugleich und beweinte ihre Schönheit, sie beklagte die Jugend, die dazu verurteilt war, in einem langsamen Martyrium sich zu verzehren, und beneidete in gewissen Augenblicken jedes Weib, in was immer für einer Lage, in was immer für einem Gewissenszustande es sich befinden mochte, das in der Welt jene Gaben frei genießen konnte.

Der Anblick jener Nonnen, welche die Hand mit im Spiele gehabt, sie hereinzuziehen, war ihr verhaßt. Sie erinnerte sich der Kunstgriffe und Ränke, deren sie sich bedient hatten, und lohnte es ihnen mit eben so vielen Ungeschliffenheiten, mit Spott und offenen Vorwürfen. Diese mußten es meist verschlucken und schweigen. Denn der Fürst hatte seine Tochter allerdings insoweit tyrannisieren wollen, als nötig war, um sie ins Kloster zu zwingen; nachdem aber seine Absicht einmal erreicht war, hätte er nicht so leicht die Anmaßung anderer geduldet, gegen sein eigen Fleisch und Blut Recht zu behalten. Der mindeste Lärm, den sie geschlagen hätten, konnte daher Ursache werden, seines mächtigen Schutzes verlustig zu gehen, oder gar einen Gönner in einen Feind umzuwandeln. Es scheint, daß Gertrude wenigstens eine gewisse Zuneigung für jene Schwestern hätte hegen können, die an jenen Ränken keinen Anteil genommen hatten, und, ohne sie gerade zur Mitschwester gewünscht zu haben, sie wenigstens als solche liebten, die, fromm, arbeitsam und heiter, durch ihr Beispiel ihr zeigten, wie man auch innerhalb der Klostermauern nicht bloß leben, sondern auch vergnügt leben könne. Doch auch diese waren ihr verhaßt, aber aus einem ganz anderen Grunde. Deren fromme, zufriedene

Miene gereichte ihr zum Vorwurf wegen ihrer Unruhe und ihres wunderlichen Betragens, und sie ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne sie hinter ihrem Rücken als Kopfhängerinnen zu verspotten, oder auf sie zu sticheln, als wären sie Heuchlerinnen. Vielleicht wäre sie diesen weniger abgeneigt gewesen, wenn sie gewußt oder erraten hätte, daß die wenigen schwarzen Kugeln, die in der über die Aufnahme entscheidenden Büchse gefunden wurden, gerade von ihnen hineingeworfen waren.

Einigen Trost schien sie zuweilen darin zu finden, daß sie befehlen konnte, daß man sie von auswärts mit Besuchen im Kloster beehrte, um ihr den Hof zu machen, daß sie Gnaden austeilen, die Beschützerin spielen konnte und sich gnädiges Fräulein nennen hörte. Aber welcher Trost! Ihr bei alldem dennoch unbefriedigtes Herz hätte gerne von Zeit zu Zeit andere Freuden genießen und mit ihren Mitschwestern der Tröstungen der Religion sich erfreuen mögen, aber diese werden nur jenen zu teil, welche die übrigen verschmähen, wie der Schiffbrüchige, welcher das rettende Brett ergreifen will, den Arm ausstrecken und das Seegras loslassen muß, das er in der Verzweiflung instinktartig gefaßt hatte.

Bald nach der Gelübdeablegung wurde Gertrude zur Aufseherin der Klosterzöglinge ernannt. Nun kann man sich denken, wie es mit den jungen Mädchen unter einer solchen Zucht bestellt sein mußte. Ihre früheren vertrauten Freundinnen waren ausgeschieden, bei ihr aber alle Leidenschaften jener Zeit noch wach geblieben, und in einer oder der anderen Weise mußten die Zöglinge deren Gewicht fühlen. Wenn es ihr einfiel, daß viele von ihnen bestimmt waren, in der Welt zu leben, aus der sie für immer ausgestoßen war, so empfand sie gegen diese Armen einen Groll, eine gewisse Rachsucht. Sie ließ sie nicht aufkommen, bedrückte sie und ließ sie zum voraus die

Freuden entgelten, die sie dereinst genießen sollten. Wer in solchen Momenten gehört hätte, mit welcher Magisterstrenge sie für jeden kleinen Fehler sie büßen ließ, hätte sie für ein sehr ungeistliches Weib gehalten. Zu anderen Zeiten machte sich jener Abscheu gegen das Kloster, die Klosterregel, den Gehorsam in Ausbrüchen einer ganz entgegengesetzten Laune Luft. Dann duldete sie nicht nur die lärmende Ausgelassenheit der Kinder, sondern veranlaßte sie, mischte sich in ihre Spiele und machte sie noch ausgelassener. Sie nahm an ihren Gesprächen teil, und gab diesen eine Wendung, die weit über die Absichten der Zöglinge hinausging. Wenn eine über eine Eigentümlichkeit der Frau Äbtissin ein Wörtchen fallen ließ, so ahmte die Aufseherin diese nach und machte eine Komödienscene daraus. Sie äffte das Gesicht einer Nonne, den Gang einer anderen nach und brach dann in ein plumpes Gelächter aus, ohne daß sie dadurch fröhlicher gestimmt wurde, als vorher. So hatte sie einige Jahre verlebt und weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, mehr zu thun, als zu ihrem Unglücke eine solche sich bot.

Unter den anderen Privilegien, die ihr bewilligt worden, um sie dafür zu entschädigen, daß sie noch nicht Äbtissin werden konnte, hatte sie auch das, in einem abgesonderten Gelasse wohnen zu dürfen. Jene Seite des Klosters stieß an ein Haus, das von einem jener Subjekte bewohnt war, die damals mit ihren Spießgesellen und in Verbindung mit anderen ihresgleichen der öffentlichen Macht und den Gesetzen zum Spott die vornehme Verbrecherwelt bildeten. Unser Manuskript nennt ihn Egidio, ohne den Familiennamen zu nennen. Dieser sah eines Tages aus einem Fensterchen, das einen kleinen Hof jener Klosterabteilung beherrschte, Gertrude einige Male vorübergehen und müßig umherschweifen. Von den Gefahren und der Gottlosigkeit des Unternehmens mehr gereizt als abgeschreckt,

wagte er es, sie anzureden. Die Unglückliche antwortete ihm. Im ersten Augenblicke empfand sie darüber eine sicherlich nicht ungemischte, aber lebhafte Freude. In die dunkle Leere ihres Gemüts hatte eine rege Thätigkeit, ich möchte fast sagen, ein übermächtiges Leben sich ergossen. Allein jene Freude glich dem berauschenden Tranke, den die erfinderische Grausamkeit der Alten dem Verurteilten reichte, um ihm Kraft zu geben, seine Martern zu ertragen. Seit dieser Zeit sah man eine merkwürdige Veränderung in ihrem ganzen Wesen. Sie wurde plötzlich regelmäßiger, ruhiger, unterließ Spott und Murren, zeigte sich sogar liebevoll und zuvorkommend, so daß die Schwestern untereinander der glücklichen Umwandlung sich freuten; denn sie waren weit entfernt, den wahren Beweggrund zu ahnen oder einzusehen, daß die so nagelneue Tugend nichts anderes sei als Heuchelei, die zu ihren übrigen Gebrechen noch hinzukam. Jener Schein jedoch, jenes äußere Weißglühen, um mich so auszudrücken, dauerte nicht lange, wenigstens nicht ununterbrochen und gleichförmig. Gar bald traten der gewohnte Hohn, die gewohnten Launen wieder hervor. Die Verwünschungen und die Verspottung des klösterlichen Kerkers, zuweilen in einer diesem Orte und sogar ihrem Munde ganz unpassenden Sprache ausgedrückt, kehrten wieder. Doch folgte auf jeden dieser Ausbrüche die Reue und ein ängstliches Bemühen, sie durch Schmeicheleien und gute Worte in Vergessenheit zu bringen. Die Schwestern ertrugen alle diese Aufwallungen so gut wie möglich und schrieben sie dem grillenhaften, wetterwendischen Charakter des gnädigen Fräuleins zu.

Eine Zeit lang schien niemand mehr darauf zu achten. Eines schönen Tages aber geriet das gnädige Fräulein mit einer Laienschwester einer Klatscherei wegen in Wortwechsel und vergaß sich so weit, daß sie dieselbe ganz ungebührlich traktierte. Da ging der Schwester, die ihr lange

zugehört und ihren Ärger verbissen hatte, die Geduld aus, sie warf ein Wort hin, daß sie etwas wisse und daß sie zur gehörigen Zeit und am geeigneten Orte darüber sprechen werde. Von jenem Augenblicke an hatte das gnädige Fräulein keine Ruhe mehr. Es ging jedoch keine lange Zeit darüber hin, da wurde die Laienschwester eines Morgens zu ihren gewohnten Dienstleistungen vergebens erwartet. Man sieht in ihrer Zelle nach, aber findet sie nicht, man ruft ihr mit lauter Stimme, sie antwortet nicht, man sucht da, man sucht dort, man rennt dahin, man rennt dorthin, sie ist nirgends zu finden. Wer weiß, welche Vermutungen aufgetaucht wären, wenn man beim Suchen nicht ein Loch in der Gartenmauer entdeckt hätte; ein Umstand, der bei allen den Gedanken erweckte, daß sie sich aus dem Staube gemacht habe. Man stellte in Monza und in der Umgegend, hauptsächlich aber in Meda, der Heimat der Laienschwester, eifrige Nachforschungen an, man schrieb an verschiedene Orte, aber nie erfuhr man auch nur das mindeste über sie. Vielleicht hätte man mehr erfahren können, wenn man, anstatt in der Ferne zu suchen, in der Nähe herumgestöbert hätte. Nach vielem Verwundern, weil man sie einer solchen That nicht für fähig gehalten, und nach vielem Hin- und Herreden schloß man, sie müsse weit fortgegangen sein. Und weil einmal eine Schwester die Äußerung machte, sie habe sich sicherlich nach Holland geflüchtet, so sagte man und hielt es in und außer dem Kloster für eine ausgemachte Wahrheit, daß sie sich nach Holland geflüchtet habe. Es scheint indes nicht, daß das gnädige Fräulein derselben Meinung gewesen sei. Nicht als ob sie geäußert hätte, sie glaube es nicht, oder als ob sie die allgemeine Meinung mit besonderen Gründen bestritten hätte. Denn, wenn sie deren hatte, so wurden sicherlich niemals Gründe so gut verheimlicht. Auch gab es nichts, was sie lieber unterlassen

hätte, als jenes Ereignis zu besprechen, nichts, woran ihr weniger gelegen gewesen wäre, als jenes Geheimnis enthüllen zu helfen. Aber je weniger sie davon sprach, desto mehr dachte sie daran. Wie oft des Tages drängte sich unversehens das Bild jenes Weibes vor ihre Seele, setzte sich darin fest und wollte nicht weichen! Wie oft hätte sie gewünscht, sie lebend und leibhaftig vor sich stehen zu sehen, lieber als immer an sie zu denken, Tag und Nacht in der Gesellschaft jener wesenlosen, fürchterlichen, unempfindlichen Gestalt weilen zu müssen! Wie oft hätte sie ihre wirkliche Stimme hören mögen, was sie auch hätte drohen können, lieber als das wunderliche Gezischel jener Stimme stets fort und fort vor ihrem geistigen Ohre klingen und sie Worte wiederholen hören zu müssen, mit einer Beharrlichkeit und unermüdlichen Ausdauer, die nie ein lebendes Wesen besaß.

Ein Jahr ungefähr war nach jenem Ereignisse verflossen, als Lucia dem gnädigen Fräulein vorgestellt wurde, und mit ihr jene Unterredung hatte, bei welcher wir in der Erzählung stehen geblieben sind. Das Fräulein vervielfältigte ihre Fragen über Rodrigos Verfolgungen und ging auf gewisse Einzelheiten mit einer Unverfrorenheit ein, die Lucien mehr als auffallend erschien und erscheinen mußte, da sie niemals gedacht hatte, daß die Neugierde der Nonnen sich auf solche Dinge erstrecken könnte. Die Urteile, die jene ihren Fragen beimischte, oder durchblicken ließ, waren nicht minder befremdend. Sie schien sich über den Schauder lustig zu machen, den Lucia immer gegen jenen Herrn gehabt hatte. Sie fragte sie, ob er denn ein Ungeheuer sei, daß er ihr solche Furcht einflöße. Es schien fast, als hätte sie die Sprödigkeit der Jungfrau für unvernünftig und thöricht gehalten, wenn sie nicht in dem Renzo gewährten Vorzug ihren Grund gehabt hätte. Und auch hierüber rückte sie mit Fragen hervor, worüber

die Gefragte staunen und erröten mußte. Wenn sie dann wahrnahm, daß sie ihrer Zunge allzu freien Lauf gelassen und die Verirrungen ihres Kopfes zu sehr bloßgelegt habe, suchte sie ihr Geplauder wieder gut zu machen und in ein besseres Licht zu stellen. Allein sie vermochte nicht zu hindern, daß in Lucien ein mißfälliges Staunen und ein wirrer Schrecken zurückblieb. Kaum konnte sie mit ihrer Mutter allein sein, so besprach sie sich mit ihr darüber. Aber die erfahrene Agnese löste mit kurzen Worten alle jene Bedenken und erklärte das ganze Geheimnis. „Wundere Dich nicht darüber," sagte sie, „wenn Du die Welt kennen gelernt hast, wie ich, so wirst Du sehen, daß man sich über derlei Dinge nicht wundern darf. Die vornehmen Leute haben alle, der eine mehr, der andere weniger, der eine auf diese, der andere auf andere Weise, etwas Närrisches an sich. Man muß sie nur reden lassen, besonders wenn man sie braucht, man muß sich stellen, als höre man ihnen ernsthaft zu, wie wenn sie etwas Vernünftiges sprächen. Hast Du gehört, wie sie mir übers Maul gefahren ist, als wenn ich etwas Ungehöriges gesagt hätte? Ich habe mir aber nichts daraus gemacht. So sind sie alle. Bei alledem, Gott sei's gedankt, scheint es, daß dieses gnädige Fräulein Dich gut leiden mag und Dich wirklich in ihren Schutz nehmen will. Wenn Du übrigens aus dieser Patsche herauskommst und es sich zuträgt, daß Du wieder mit vornehmen Leuten zu thun bekommst, wirst Du's schon merken, wirst Du's schon merken."

Der Wunsch, dem Pater Guardian einen Gefallen zu erweisen, die Sucht, die Beschützerin zu spielen, der Gedanke an die Achtung, die ein in so frommer Absicht verliehener Schutz ihr erwerben konnte, eine gewisse Zuneigung zu Lucia, ja auch der tröstende Gedanke, einem unschuldigen Geschöpfe Gutes zu thun, Unterdrückten

beizustehen und sie zu trösten, alle diese Beweggründe bestimmten das gnädige Fräulein, das Schicksal der beiden armen Flüchtlinge sich zu Herzen zu nehmen. Auf ihr Verlangen und aus Rücksicht auf sie, wurden sie in die an das Kloster anstoßende Wohnung der Schaffnerin aufgenommen und so behandelt, als wenn sie im Dienste des Klosters ständen. Mutter und Tochter freuten sich miteinander, so bald eine sichere und anständige Zufluchtsstätte gefunden zu haben. Es wäre ihnen dabei sehr lieb gewesen, wenn sie hätten ungekannt bleiben können; aber das war in jenem Kloster keine leichte Sache, und dies um so weniger, als ein Mann in der Nähe war, dem allzuviel daran lag, Nachricht über eine von ihnen zu erhalten und in dessen Seele sich der früheren Leidenschaft auch noch der Grimm zugesellte, daß man ihm zuvorgekommen sei und ihn überlistet habe. Lassen wir nun die Frauen in ihrem Asyle und kehren in das Schloß dieses Mannes in der Zeit zurück, da er erwartungsvoll dem Ausgang seines gottlosen Unterfangens entgegensah.

Elftes Kapitel.

Wie ein Koppel von Spürhunden nach vergeblicher Verfolgung eines Hasen mit gesenkten Schnauzen und herabhängenden Schwänzen beschämt zu ihrem Herrn zurückkehren, so kehrten in jener wildwirren Nacht die Bravi in den Palast Don Rodrigos zurück. Dieser ging im Dunkeln in einem unbewohnten Zimmer des oberen Stockwerks auf und ab, von wo aus man die Ebene übersehen konnte. Alle Augenblicke blieb er stehen, spitzte die Ohren und schaute durch die Spalten der wurmstichigen Fensterladen voll Ungeduld und nicht ohne Unruhe, nicht allein wegen

des ungewissen Erfolges, sondern auch wegen der möglichen Folgen. Denn es war das stärkste und gewagteste, was der Ehrenmann jemals unternommen hatte. Er beruhigte sich indes mit dem Gedanken an die Vorsichtsmaßregeln, die man ergriffen, um, wo nicht den Verdacht, so doch jede Spur zu verwischen. Was den Verdacht betrifft — dachte er — so lache ich darüber. Ich möchte doch wissen, wer der Vorwitzige wäre, der da heraufkommen wollte, um nachzusehen, ob ein Mädchen hier sei oder nicht. Er soll nur kommen, der Freche, er wird gut empfangen werden. Auch der Mönch mag kommen. Die Alte? Die Alte mag zum Henker gehen. Die Gerechtigkeit? Pah, die Gerechtigkeit! Der Landvogt ist weder ein Kind noch ein Narr. Und in Mailand? Wer kümmert sich in Mailand um diese da? Wer würde ihr Gehör geben? Wer weiß, daß sie da sind. Die Leute sind wie vom Himmel gefallen, sie haben nicht einmal einen Herrn, sie gehören niemand. Fort mit der Furcht! Wie wird Attilio morgen gefoppt sein! Er wird schon sehen, er wird schon sehen, ob ich schwatze oder handle, und dann .... wenn eine Verdrießlichkeit daraus entstünde .... Was weiß ich? Wenn irgend ein Feind die Gelegenheit benützen wollte .... da wird auch Attilio mir raten können. Aber der Gedanke, bei dem er am meisten verweilte, weil er in demselben zugleich eine Beschwichtigung seiner Bedenklichkeiten und eine Nahrung für seine Hauptleidenschaft fand, das war der Gedanke an die Schmeicheleien und Versprechungen, die er aufbieten wollte, um Lucia zu gewinnen. Sie wird, so ganz allein unter diesen Burschen, diesen Larven, sich fürchten .... ich aber bin, bei Gott, ein schöner Mann .... sie wird sich an mich wenden, sie wird mich bitten müssen, und wenn sie bittet ...."

Während er so seine Berechnung machte, hört er Fußtritte, geht ans Fenster, öffnet ein wenig, sieht hinaus —

sie sind's. — Aber die Sänfte? Drei, fünf, acht, es sind alle, auch der Graue ist dabei, — aber die Sänfte nicht. Beim Teufel! Der Graue soll mir Rechenschaft geben!

Nachdem sie hereingetreten waren, legte der Graue Pilgermantel, Pilgerhut und Pilgerstab weg, und schickte sich an, wie es sein Amt erheischte, um das ihn in diesem Augenblick niemand beneidete, dem Don Rodrigo Rechenschaft abzulegen. Dieser erwartete ihn oben an der Treppe. Als er ihn mit der dummen, tölpelhaften Miene eines geprellten Schurken daherkommen sah, rief er ihm zu: „Nun, Herr Eisenfresser, Herr Hauptmann, Herr Laßt-nur-mich-machen?"

„Es ist hart," antwortete dieser, indem er auf der ersten Stufe stehen blieb, „es ist hart, noch Vorwürfe zu bekommen, wenn man sein Möglichstes gethan, wenn man seine Pflicht erfüllt und dabei noch seine Haut zu Markt getragen hat."

„Wie ist es gegangen? Laß hören, laß hören!" entgegnete Don Rodrigo und ging seinem Zimmer zu, wohin der Graue ihm folgte und ihm sogleich Bericht erstattete über alles, was er angeordnet, gethan, gesehen und nicht gesehen, gehört, gefürchtet, gut gemacht hatte. Und er erstattete ihn mit der Verwirrung, Zweifelhaftigkeit und Stumpfheit, die notwendigerweise nebeneinander in seinem Kopfe bestehen mußten.

„Du hast keinen Fehler begangen und hast Dich gut gehalten," sagte Don Rodrigo. „Du hast gethan, was man thun konnte, aber . . . . aber . . . . sollte wohl ein Spion unter diesem Dache hausen? Wenn dem so ist, und wenn ich ihn entdecke, und wir werden ihn entdecken, wenn dem so ist, so soll ihm Gott gnädig sein! Ich sag' dir's, Grauer, dem soll's übel bekommen!"

„Auch mir, Herr," sagte der Graue, „ist ein solcher Verdacht aufgestiegen; und wenn es wahr wäre, wenn

man einen solchen Schurken herkriegte, den, Herr, müßtet Ihr ganz allein mir überlassen. Mir käme es zu, einen Gauner zu züchtigen, der sich den Spaß gemacht hat, mich eine Nacht so zubringen zu lassen, wie ich diese zugebracht habe. Jedoch glaube ich aus verschiedenen Umständen schließen zu dürfen, daß noch etwas anderes dahinter steckt, was ich bis jetzt nicht begreife. Morgen, Herr, morgen werden wir ins klare kommen."

„Man hat Euch doch wenigstens nicht erkannt?"

Der Graue antwortete, er hoffe es nicht, und der Schluß der Unterredung war, daß Don Rodrigo für den andern Tag ihm drei Dinge auftrug, auf die dieser von selbst hätte verfallen können. Er sollte sogleich am nächsten Morgen zwei Männer absenden, um dem Bürgermeister das Verbot eröffnen zu lassen, das ihm, wie wir bereits wissen, auch eröffnet wurde. Zwei andere sollten bei der verfallenen Hütte die Runde machen, um jeden Gaffer, der etwa dahin käme, fern zu halten, damit die Sänfte nicht bemerkt würde, die sodann in der Nacht weggeschafft werden sollte, weil es für jetzt, um jeden Verdacht zu vermeiden, nicht thunlich erschien, etwas anderes zu unternehmen. Endlich sollte er selbst und einige der gewandtesten und schlauesten sich unter die Leute im Dorfe mischen, um etwas über den nächtlichen Durcheinander herauszukriegen. Nach Erteilung dieser Befehle legte sich Don Rodrigo zu Bette und hieß auch den Grauen zu Bette gehen, indem er ihn unter vielen Lobsprüchen entließ, aus denen ganz deutlich die Absicht durchblickte, die übereilten Vorwürfe wieder gut zu machen, mit denen er ihn empfangen hatte.

„Leg' Dich zu Bette, armer Grauer, Du wirst's nötig haben. Den ganzen Tag gearbeitet, die halbe Nacht gearbeitet, ohne die Angst in Anschlag zu bringen, den Bauern in die Klauen zu geraten, oder als Zuthat zu

dem, was Du schon auf dem Kerbholz hast, wegen Raubes ehrbarer Frauen noch einen Preis auf Deinen Kopf gesetzt zu bekommen, und dann eine solche Aufnahme! Aber so vergelten oft die Menschen! Du konntest jedoch bei dieser Gelegenheit sehen, daß die Strafe, wo nicht gleich, doch früh oder spät oft schon in dieser Welt nachkommt. Leg' Dich jetzt zu Bette! Denn eines Tages wirst Du uns einen anderen und noch merkwürdigeren Beweis dafür liefern."

Des anderen Morgens war der Graue schon wieder in Geschäften auswärts, als Don Rodrigo aufstand. Sogleich suchte er nun den Grafen Attilio auf. Als dieser ihn herankommen sah, machte er eine spöttische Miene und rief ihm zu: „St. Martinstag?"

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll," antwortete Don Rodrigo und trat auf ihn zu. „Ich will die Wette bezahlen, aber das ist's nicht, was mich am meisten verdrießt. Ich hatte Euch nichts gesagt, weil ich, ich gestehe es, diesen Morgen Euch zu überraschen gedachte. Aber ... doch genug, jetzt will ich Euch alles erzählen."

„Der Mönch hat hier die Hand im Spiele," sagte der Vetter, nachdem er alles angehört hatte, mit einer ernsteren Miene, als man von einem so leichtfertigen Manne hätte erwarten sollen. „Jenen Mönch," fuhr er fort, „jenen Mönch, der aussieht, als könnte er nicht fünf zählen und so einfältige Reden führt, halte ich für einen Schlaukopf und Schelm. Und Ihr habt kein Vertrauen zu mir gehabt, Ihr habt mir nie gesagt, was er neulich Euch hat aufbinden wollen." Don Rodrigo erzählte nun die ganze Unterredung. „Und Ihr hattet eine solche Langmut?" rief Graf Attilio. „Und habt ihn gehen lassen, wie er gekommen ist?"

„Hätte ich mir alle Kapuziner von ganz Italien auf den Hals ziehen sollen?"

„Ich weiß nicht," sagte Graf Attilio, „ob ich mich in diesem Augenblick erinnert hätte, daß es noch andere Kapuziner auf der Welt gäbe, als jenen kecken Schuft. Doch weiter, giebt es denn, auch nach den Regeln der Klugheit, nicht einen Weg, sich auch von einem Kapuziner Genugthuung zu verschaffen? Man muß es verstehen, zur rechten Zeit die Artigkeiten gegen den ganzen Stand zu verdoppeln, und dann kann man einem einzelnen Mitglied ungestraft eine Tracht Prügel geben. Doch genug, er ist der Züchtigung entgangen, die ihm zugekommen wäre. Aber ich nehme ihn unter meinen Schutz und will die Freude haben, ihn zu lehren, wie man mit unseresgleichen spricht."

„Macht mir die Sache nicht ärger."

„Verlaßt Euch darauf, ich werde Euch dienen als Vetter und Freund."

„Was gedenkt Ihr zu thun?"

„Noch weiß ich es nicht, aber sicherlich werde ich den Mönch zu finden wissen. Ich will darauf denken und . . . der gräfliche Herr Oheim im geheimen Rat selbst soll mir den Dienst thun. Der liebe gräfliche Herr Oheim! Wie freut es mich jedesmal, wenn ich ihm, einem Politiker von solchem Kaliber, für mich zu thun geben kann. Übermorgen werde ich in Mailand sein und auf die eine oder die andere Weise soll's der Mönch bekommen."

Inzwischen kam das Frühstück, welches jedoch die Unterredung über eine so wichtige Angelegenheit nicht unterbrach. Graf Attilio sprach darüber mit aller Unbefangenheit; und obgleich er jenen Anteil nahm, den seine Freundschaft für den Verwandten und die Ehre des gemeinschaftlichen Namens erforderte, nach den Begriffen nämlich, die er von Freundschaft und Ehre hatte, konnte er sich doch nicht enthalten, von Zeit zu Zeit über den

sauberen Ausgang jener Expedition zu lächeln. Aber Don Rodrigo, den die Sache näher anging und der, in der sicheren Erwartung, einen großen Schlag zu führen, mit Glanz durchgefallen war, wurde von ernsteren Leidenschaften bewegt und von verdrießlicheren Gedanken gequält. „Was wird's," sagte er, „für eine Klatscherei geben unter dem Bauernpack in der ganzen Umgegend! Aber was liegt mir daran? Um die Justiz bekümmere ich mich gar nicht. Beweise liegen keine vor, und wenn auch solche vorlägen, würde ich mich gleicherweise nicht um sie bekümmern. Übrigens habe ich ja diesen Morgen dem Bürgermeister sagen lassen, er möge sich wohl hüten, von dem Vorfalle eine Anzeige zu machen, es würde nichts darauf erfolgen. Aber die Schwatzereien, wenn sie sich verbreiten, sind mir doch unangenehm. Es ist aber auch zu stark, daß ich so barbarisch angeführt worden bin."

„Ihr habt sehr wohl gethan," antwortete der Graf Attilio. „Dieser Euer Landvogt . . . der Eigensinnige, der Hohlkopf, der überlästige Schwätzer von Landvogt . . . ist denn doch ein Ehrenmann, ein Mann, der seine Schuldigkeit versteht; und gerade wenn man mit solchen Leuten zu thun hat, muß man noch mehr Rücksicht nehmen, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen. Wenn der Tölpel von Bürgermeister eine Anzeige macht, so muß der Landvogt, so gut gesinnt er auch sein mag, dennoch . . ."

„Aber Ihr," unterbrach ihn Don Rodrigo ein wenig ärgerlich, „Ihr macht mir immer schlechtes Wetter, indem Ihr ihm in allem widersprecht, ihm in die Rede fallt und ihn bei jeder Gelegenheit ausspottet. Zum Teufel, sollte da ein Landvogt nicht auch bissig und eigensinnig werden, wenn er sonst auch ein Ehrenmann ist!"

„Hört, Vetter," sagte Graf Attilio, indem er ihn verwundert ansah, „ich fange an zu glauben, daß Ihr ein wenig Furcht habt. Haltet Ihr im Ernst den Landvogt . . .?"

„Laßt es gut sein! Habt Ihr nicht selbst gesagt, daß man ihn schonen müsse?“

„Ich habe es gesagt. Und wenn es sich um ernste Dinge handelt, werde ich zeigen, daß ich kein Knabe bin. Wißt Ihr, was ich mich getraue, für Euch zu thun? Ich bin Mannes genug, in eigener Person dem Herrn Landvogt einen Besuch zu machen. Ah! Wird ihm diese Ehre nicht wohlthun? Und ich bin Manns genug, ihn eine ganze Stunde lang vom Grafen-Herzog und von unserem spanischen Herrn Kastellan reden zu lassen, und ihm in allem recht zu geben, selbst wenn er noch so kurioses Zeug schwatzte. Ich werde dann ein Wörtchen vom gräflichen Oheim im geheimen Rat hinwerfen, und Ihr wißt ja, welche Wirkung solche Wörtchen im Ohre des Herrn Langvogts hervorbringen. Am End' aller Ende braucht er eher unseren Schutz, als Ihr seiner Nachsicht bedürft. Ich werde das in allem Ernste thun und hingehen, und wenn ich ihn verlasse, soll er besser für Euch gestimmt sein, als je.“

Nach diesen und ähnlichen Reden entfernte sich Graf Attilio, um auf die Jagd zu gehen, Don Rodrigo aber harrte ängstlich der Rückkehr des Grauen. Endlich kam er um die Mittagszeit, um Bericht zu erstatten.

Der Lärm und die Verwirrung in jener Nacht war so arg gewesen, das Verschwinden dreier Personen aus dem kleinen Dorfe war ein Ereignis von solcher Bedeutung, daß die Nachforschnngen sowohl aus Teilnahme, als auch aus Neugierde zahlreich, eifrig und anhaltend sein mußten. Andererseits waren der Leute, welche um die Sache wußten, zu viele, als daß alle hätten einverstanden sein können, über alles zu schweigen. Perpetua konnte sich nicht unter der Thür sehen lassen, ohne daß sie von dieser oder jener bestürmt worden wäre, zu sagen, wer denn ihrem Herrn eine solche Furcht eingejagt habe. Und Per-

petua, die sich alle Umstände des Vorfalls wieder ins Gedächtnis rief und recht wohl einsah, daß sie von Agnese zum besten gehalten worden sei, war über diese Bosheit so wütend, daß sie sich notwendig ein bißchen Luft machen mußte. Nicht als ob sie über die ihr widerfahrene Fopperei sich beklagt hätte, — darüber war sie mäuschenstill, — aber den ihrem eigenen Herrn gespielten Streich konnte sie nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, besonders aber daß der Streich von dem frommen Jungen, der guten Witwe und dem zimperlichen Jüngferchen verabredet und versucht worden sei. Wohl mochte ihr Don Abbondio aufs strengste anbefehlen und sie sogar inständig bitten, stille zu schweigen, wohl mochte sie ihm antworten, er brauche ihr so etwas, was sich von selbst verstehe, nicht anzuempfehlen. Es ist erklärlich, daß ein so großes Geheimnis im Herzen Perpetuas bewahrt war, wie in einem alten, schlecht gebundenen Faß ein ganz neuer Wein. Er steigt und sprudelt und gährt, und wenn er den Spund nicht hinausjagt, so arbeitet er dran herum, treibt den Schaum heraus, sickert zwischen den Dauben durch, und tröpfelt da und dort, so daß man ihn kosten und ungefähr sagen kann, was für Wein es sei. Gervaso, der es kaum glauben konnte, daß er einmal mehr wisse, als andere, der es für keine geringe Ehre hielt, so große Angst ausgestanden zu haben, dem es, weil er bei einer ans Kriminelle anstreifenden Sache mitgewirkt hatte, nunmehr schien, er sei ein Mensch wie andere Leute, platzte fast vor Verlangen, sich dessen zu rühmen. Und obgleich Tonio, der allen Ernstes an Untersuchung, an mögliche Processe und an Rechenschaft dachte, ihm mit der Faust unter der Nase anempfahl, niemanden etwas zu sagen, war es ihm doch unmöglich, ihm den Mund zu schließen. Nachdem übrigens Tonio selbst an jenem Abend zu einer ungewöhnlichen Stunde auswärts gewesen und eilenden Laufs, mit auf-

fallender Miene und einer Stimmung, die ihn zur Offenherzigkeit geneigt machte, zurückgekehrt war, so konnte er auch seinem Weibe, das gleichfalls nicht stumm war, den Vorfall nicht verhehlen. Wer am wenigsten sprach, das war Menico. Denn kaum hatte er seinen Eltern die Geschichte und die Veranlassung seiner Sendung erzählt, so kam es diesen so schrecklich vor, daß ihr Söhnchen mitgeholfen habe, einen Anschlag Don Rodrigos zu vereiteln, daß sie den Knaben seine Erzählung beinahe nicht vollenden ließen. Sie befahlen ihm sogleich unter den nachdrücklichsten Drohungen, er möge sich ja hüten, das Mindeste von der Sache laut werden zu lassen. Und da sie am folgenden Morgen sich dessen nicht hinreichend versichert hielten, so beschlossen sie, ihn an diesem und den folgenden Tagen zu Hause zu behalten. Aber was geschah? Sie selbst plauderten mit den Leuten im Dorfe, und ohne merken lassen zu wollen, daß sie etwas von unseren drei Armen wüßten, konnten sie, wenn von der geheimnisvollen Flucht, von dem Wie, dem Warum und dem Wo die Rede war, als etwas ganz Bekanntes hinzufügen, sie hätten sich nach Pescarenico geflüchtet. Und so wurde denn auch dieser Umstand bald ein offenes Geheimnis.

Durch die gehörige Zusammenstellung all dieser bruchstückweisen Nachrichten, verbunden mit den Franzen, die man während des Zusammenstoppelns noch anflickte, ließ sich eine Geschichte von solcher Gewißheit und solcher Klarheit entwerfen, daß auch der nüchternste Verstand nichts dagegen einzuwenden gewußt hätte. Aber jener Ausfall der Bravi, ein Vorfall zu bedeutend, zu ruchbar, als daß er ausgelassen werden konnte, über den aber eigentlich niemand etwas Bestimmtes wußte, verwirrte die ganze Geschichte. Man murmelte Don Rodrigos Namen. Darüber waren alle einig, im übrigen aber herrschten Dunkelheit und verschiedene Mutmaßungen. Man sprach

viel von den zwei Bravi, die man gegen Abend auf der Straße gesehen hatte, und von dem dritten, der an der Thür des Wirtshauses gestanden hatte. Welche Aufklärung konnte man aber aus diesem so dürftigen Umstande erhalten? Wohl fragte man den Wirt, wer am vorigen Abend bei ihm gewesen sei. Wenn man aber diesen hörte, so konnte er sich nicht einmal erinnern, ob er an jenem Abend Leute gesehen habe, und bemerkte dabei, ein Wirtshaus sei wie ein Seehafen. Was aber die Köpfe am meisten verwirrte und alle Mutmaßungen vernichtete, das war jener Pilger, der von Stephano und Kalandreo gesehen worden war, jener Pilger, den die Räuber hatten ermorden wollen, und der mit ihnen weggegangen war, oder den sie mit fortgeschleppt hatten. Was war aus ihm geworden? War es eine Seele aus dem Fegfeuer, die erschienen war, um den Frauen beizustehen? War es die verdammte Seele eines schelmischen und betrügerischen Pilgers, die bei Nacht erschien und sich jenen anschloß, die thaten, was er bei seinen Lebzeiten gethan hatte? War es ein lebendiger, wirklicher Pilger, den sie hatten ermorden wollen, aus Furcht, daß er Lärm machen und das Dorf wachrufen möchte? War es — an was man doch nicht denkt — einer der Räuber selbst, der sich als Pilger verkleidet hatte? Er war dieses und jenes, er war so viel, daß die ganze Spitzfindigkeit und Erfahrung des Grauen nicht hingereicht hätte, herauszubringen, wer es gewesen sei, wenn der Graue diesen Teil der Geschichte aus den Erzählungen anderer hätte entziffern sollen. Aber, wie der Leser weiß, war das, was sie den anderen verwickelt machte, für ihn gerade am klarsten. Indem er sich dessen als Schlüssel bediente, um die übrigen von ihm unmittelbar oder mittelst der untergeordneten Kundschafter eingesammelten Nachrichten auszulegen, konnte er aus alle dem für Don Rodrigo einen ziemlich klaren

Bericht zusammenzustellen. Er schloß sich sogleich mit diesem ein und unterrichtete ihn von dem Streich, den die beiden Verlobten auszuführen versucht hatten, was das Leerfinden des Hauses und das Anschlagen der Glocke ganz natürlich erklärte, ohne daß man hätte voraussetzen müssen, es sei ein Verräter im Schlosse, wie die beiden Ehrenmänner besorgt hatten. Er benachrichtigte ihn von der Flucht, für die ebenfalls die Gründe leicht zu finden waren. Es war die Furcht der Brautleute, die man auf ihrer That ertappt hatte, oder eine Nachricht von dem Einfalle, die ihnen zugekommen sein mochte, nachdem dieser entdeckt und das ganze Dorf in Aufruhr gebracht war. Schließlich sagte er, daß sie sich nach Pescarenico geflüchtet hätten. Weiter aber reichten seine Nachrichten nicht. Don Rodrigo war froh über die Gewißheit, daß ihn niemand verraten habe und keine Spuren seiner That zurückgeblieben seien. Aber es war nur eine kurze und flüchtige Freude. „Miteinander geflohen!“ rief er aus. „Miteinander! Und der schurkische Mönch! Der verfluchte Mönch!“ Das Wort drang heiser aus der Kehle und halb unverständlich durch die Zähne hervor, mit denen er sich in den Finger biß. Sein Blick war wild wie seine Leidenschaften. „Der Mönch soll es mir büßen! Grauer, ich wäre nicht, wer ich bin . . . oder ich will wissen, ich will erfahren . . . diesen Abend noch will ich wissen, wo sie sind! Ich habe keine Ruhe! Sogleich nach Pescarenico, um zu erfahren, zu sehen, zu finden . . . Hier sind vier Scudi, und mein Schutz bleibt Dir für immer! Diesen Abend will ich es wissen! O der Schurke . . .! Der verdammte Mönch . . .!“

Der Graue rückte von neuem ins Feld, und an demselben Abende noch konnte er seinem würdigen Schutzherrn die gewünschte Nachricht überbringen.

Eine der größten Tröstungen dieses Lebens ist die

Freundschaft und eine der größten Tröstungen der Freundschaft ist es, jemand zu haben, dem man ein Geheimnis anvertrauen kann. Aber die Freunde sind nicht bloß ein Paar, wie die Gatten. Jeder hat gewöhnlich mehr als einen Freund, was dann eine Kette bildet, deren Ende niemand aufzufinden vermöchte. Wenn daher ein Freund sich den Trost verschafft, ein Geheimnis in den Busen des Freundes niederzulegen, so ruft er in diesem schon den Wunsch wach, sich diesen Trost gleichfalls zu verschaffen. Zwar bittet er ihn, es ist wahr, niemand etwas davon zu sagen; und eine solche Bedingung würde, wenn jemand sie im strengen Sinne nähme, sogleich den Lauf der Tröstungen unterbrechen. Aber gewohnheitsmäßig geht jene Bedingung nur so weit, das Geheimnis niemand anzuvertrauen, als einem, der ein gleich zuverlässiger Freund ist, dem dabei die nämliche Bedingung gestellt wird. So wandert denn das Geheimnis vom vertrauten Freunde zum vertrauten Freunde und wandert fort durch jene geheimnisvolle Kette, bis es zu einem Ohre gelangt, zu welchem der erste, der es mitteilte, es gerade nicht gelangen lassen wollte. Es würde allerdings für gewöhnlich lange Zeit unterwegs sein, wenn jeder nur zwei Freunde hätte, nämlich den, der es ihm sagt, und den, dem er es unter dem Siegel der Verschwiegenheit wieder sagt. Aber es giebt bevorzugte Menschen, deren Freunde nach Dutzenden zählen, und wenn das Geheimnis an einen solchen gelangt ist, so nimmt es einen so pfeilschnellen vielfachen Lauf, daß es nicht mehr möglich ist, dessen Spuren zu folgen. Unser Autor hat nicht herausbringen können, über wie viele Lippen das Geheimnis gewandert war, das der Graue auszuforschen beauftragt wurde. Thatsache ist, daß der gute Mann, von welchem die Frauen nach Monza gefahren worden waren, als er gegen Abend mit seinem Karren nach Pescarenico zurückkehrte, zufällig, noch ehe er

nach Hause kam, einem vertrauten Freunde begegnete, dem er in tiefstem Vertrauen das gute Werk, das er ausgeübt hatte, mit allen Einzelheiten erzählte. Ebenso ist es Thatsache, daß der Graue zwei Stunden später eiligst in das Schloß zurückgehen konnte, um Don Rodrigo zu berichten, daß Lucia und ihre Mutter sich in ein Kloster zu Monza geflüchtet, Renzo aber die Straße nach Mailand eingeschlagen habe.

Don Rodrigo empfand eine teuflische Freude über diese Trennung und fühlte die teuflische Hoffnung wieder erwachen, daß er zu seinem Ziele gelangen werde. Er dachte einen großen Teil der Nacht über die Mittel und Wege nach und stand früh auf mit zwei Plänen, von denen der eine fest beschlossen, der andere nur vorläufig entworfen war.

Der erste war, den Grauen unverweilt nach Monza zu schicken, um genauere Nachrichten über Lucia einzuziehen und zu erfahren, ob da nicht etwas zu unternehmen wäre. Er ließ daher sogleich seinen Getreuen rufen, drückte ihm einige Scudi in die Hand, lobte nochmals die Geschicklichkeit, womit er sie verdient habe, und gab ihm den Befehl, den er ausgedacht hatte.

„Herr . . .!“ sagte der Graue zögernd.

„Wie? Habe ich nicht deutlich gesprochen?“

„Wenn Ihr nun einen anderen schicken wolltet?“

„Warum denn?“

„Gnädiger Herr, ich bin bereit, meine Haut für meinen Herrn zu Markte zu tragen. Es ist ja meine Pflicht, aber ich weiß auch, daß Ihr das Leben Euerer Untergebenen nicht gerne aufs Spiel setzet.“

„Nun?“

„Gnädigster Herr, Ihr wißt ja, daß mehrere Preise auf meinen Kopf gesetzt sind . . . Hier bin ich unter Euerem Schutze, wir sind eine Schar, der Herr Landvogt

ist ein Freund des Hauses, die Häscher haben Respekt vor mir, und auch ich — es macht mir freilich wenig Ehre, aber was thut man nicht, um ruhig zu leben — ich behandle sie freundschaftlich. In Mailand kennt man die Livree Euer Gnaden, aber in Monza . . . in Monza kennt man mich. Und Ihr wißt, gnädiger Herr, daß einer, der mich der Gerechtigkeit überliefern, oder ihr meinen Kopf überbringen könnte, einen guten Schnitt machen würde? Hundert Scudi blank aufgezählt, und die Befugnis, zwei Verbannte zu befreien."

„Was, zum Teufel!" sagte Don Rodrigo. „Du wirst mir ja wie ein Hund, der immer auf dem Strohhaufen liegt, und sich kaum getraut, den Vorübergehenden anzubellen, ohne sich umzusehen, ob die Leute vom Hause auch zu Hilfe kommen."

„Ich glaube, gnädiger Herr, Beweise gegeben zu haben . . ."

„Nun denn!"

„Nun denn," erwiderte der also in die Enge getriebene Graue furchtlos, „so nehmt denn an, gnädiger Herr, ich hätte nichts gesagt; Löwenherz und Hasenbeine, ich bin bereit, zu gehen."

„Ich habe nicht gesagt, daß Du allein gehen sollst. Suche Dir ein Paar der Tüchtigsten aus . . . den Gezeichneten meinetwegen und den Treffer. Gehe guten Mutes und sei der Graue! Zum Teufel! Ich möchte den sehen, der drei Burschen, wie ihr, die ihren Geschäften nachgehen, etwas in den Weg zu legen sich unterstände! Die Häscher in Monza müßten des Lebens sehr müde sein, wenn sie es gegen hundert Scudi so gewagterweise aufs Spiel setzen wollten. Und dann glaube ich nicht, daß mich jene Leute so wenig kennen, um die Eigenschaft eines Dieners des Don Rodrigo für nichts zu zählen."

Nachdem er auf diese Weise den Grauen ein wenig gefoppt hatte, gab er ihm noch eingehende und sehr genaue Vorschriften. Der Graue nahm zwei Gefährten und zog mit heiterer, kecker Miene ab, verfluchte aber in seinem Herzen Monza und die Preise und die Weiber und die Grillen der Dienstherren. Er schlich fort, wie ein vom Hunger getriebener Wolf, an dessen eingeschrumpftem Leibe man alle Rippen zählen könnte, von den beschneiten Bergen herabsteigt, mißtrauisch in der Ebene vorrückt, jeden Augenblick mit aufgehobener Pfote und mit der Rute wedelnd stehen bleibt, „die Schnauze nach dem schwachen Winde schnuppernd ausstreckt," ob er ihm etwa den Geruch eines Menschen oder einer Waffe zutrage, dann die Ohren spitzt und zwei blutdürstige Augen rollt, aus denen Gier nach Beute und Furcht vor dem Jäger hervorleuchtet.

Der zweite Plan, der dem Don Rodrigo sehr am Herzen lag, war, ein Mittel auszusinnen, daß Renzo nicht mehr mit Lucien zusammentreffen und das Land nicht mehr betreten könne. Zu diesem Ende ließ er Gerüchte von Drohungen und Nachstellungen verbreiten, die ihm, durch irgend einen Freund zugetragen, die Lust benehmen sollten, sich wieder in der Gegend sehen zu lassen. Um diesen Zweck zu erreichen, schien ihm die Gerechtigkeit dienlicher, als die Gewalt. Man konnte, zum Beispiel, dem im Pfarrhause gemachten Versuche einen gewissen Anstrich geben, ihn als Hausfriedensbruch, als eine aufrührerische Handlung bezeichnen und durch den Doktor dem Landvogt begreiflich machen, es liege ein Fall vor, der die Verhaftung Renzos erheische. Er glaubte jedoch sich persönlich enthalten zu sollen, jene mißliche Geschichte wieder aufzuwärmen; und ohne sich lange den Kopf zu zerbrechen, beschloß er, sich dem Doktor Rechtsverdreher, so viel nötig, anzuvertrauen, um ihm seinen Wunsch

begreiflich zu machen. — Der Verordnungen giebt es so viele, — dachte er — und der Doktor ist kein Esel. Er wird schon etwas herausfinden, was für meinen Fall dienlich ist, um das Recht zum Nachteil jenes Bauernlümmels ein wenig zu wenden und zu drehen, sonst müßte ich ihn ja umtaufen. — Aber, wie es manchmal toll in dieser Welt geht, während jener an den Doktor dachte, als den geeigneten Mann, der ihm dienen könnte, arbeitete ein anderer Mann, einer, auf den niemand verfallen sein würde, Renzo selbst, frisch drauf los, ihm auf weit zuverlässigere und schnellere Weise zu dienen, als der Doktor es hätte thun können.

Ich habe öfters einen lieben Jungen gesehen, der die Wahrheit zu sagen aufgelegter war, als nötig, aber allen Anzeichen nach, ein braver Mann werden zu wollen schien. Ich habe ihn, sage ich, mehr als einmal gesehen, wie er sich abmühte, eine Herde Meerschweinchen, die er den Tag über in einem Gärtchen sich hatte herumtummeln lassen, am Abend unter Dach zu bringen. Er hätte gerne alle auf einmal in ihr Ställchen treiben mögen; vergebliche Mühe: die einen zerstreuten sich nach rechts, und während der kleine Hirte ihnen nachlief, um sie zur Herde zurückzubringen, liefen eins, zwei, drei nach links, oder nach anderen Richtungen auseinander. Nachdem er ein wenig ungeduldig geworden, gab er ihnen zuletzt nach, trieb zuerst die hinein, welche der Thüre zunächst waren, dann fing er die übrigen, eines nach dem anderen, wie es ihm eben gelang. Ein ähnliches Verfahren müssen wir mit den Personen unserer Geschichte einschlagen. Nachdem Lucia in Sicherheit gebracht war, gingen wir zu Don Rodrigo, und jetzt müssen wir ihn verlassen, um Renzo nachzugehen, den wir aus dem Gesichte verloren haben.

Nach der schmerzlichen Trennung, die wir erzählt

haben, ging Renzo von Monza gen Mailand, in einer Gemütsverfassung, die jeder sich leicht vorstellen kann. Sein Haus meiden, sein Gewerbe niederlegen und, was mehr als alles war, Lucia verlassen zu müssen und auf einer Landstraße hinzuziehen, ohne zu wissen, wo das Haupt zur Ruhe niederlegen, — und dies alles eines Schurken wegen! Wenn er an das eine oder das andere dachte, entbrannte er von Wut und Rachedurst. Aber dann fiel ihm das Gebet wieder ein, das auch er mit dem guten Mönche in der Kirche zu Pescarenico verrichtet hatte, und er faßte sich wieder. Bald flammte der Zorn von neuem auf, aber da sah er ein Heiligenbild an einer Mauer und blieb einen Augenblick stehen, um zu beten; und so ging's fort, so daß er unterwegs den Don Rodrigo wohl zwanzigmal umbrachte und wieder lebendig machte. Die Straße lief damals an zwei hohen Abhängen hin, war voll Kot, Steinen und von tiefen Fahrgeleisen durchfurcht, die beim Regen Bächen glichen und an manchen tieferen Stellen wie ein See wurden, auf dem man mit Nachen hätte fahren können. An solchen Stellen zeigte ein schmaler, steiler, ausgetretener Fußpfad an der Uferwand hinauf, daß andere Wanderer sich einen Seitenweg hinauf gebahnt hatten. Nachdem Renzo auf einem dieser Fußsteige auf das höher gelegene Feld hinaufgestiegen war, erblickte er den ungeheueren Dom allein auf der weiten Fläche, als wenn er nicht aus der Mitte einer Stadt, sondern aus einer Wüste emporstiege. Er blieb, all seines Wehes vergessend, stehen und staunte jenes Weltwunder an, von dem er von Kindheit auf so viel hatte reden hören. Nach einigen Augenblicken aber wandte er sich um, und sah am Horizonte jenen ausgezackten Gebirgskamm emporragen, er sah seinen Resegone hoch über allen weg. Da fühlte er sein Blut in Wallung geraten, schaute einige Augenblicke traurig

nach jener Seite hin, wandte sich dann wehmütig ab und setzte seinen Weg fort. Nach und nach konnte er Turmspitzen, Türme, Kuppeln und Dächer unterscheiden. Er stieg dann auf die Straße hinab, ging noch einige Zeit fort, und als er wahrnahm, daß er der Stadt sehr nahe sei, trat er zu einem Fußgänger hin, grüßte ihn so freundlich als er vermochte und sagte zu ihm:

„Mit Verlaub, Herr!"

„Was wollt Ihr, lieber Junge?"

„Könntet Ihr mir nicht den nächsten Weg zum Kapuzinerkloster zeigen, wo der Pater Bonaventura wohnt?"

Der Mann, an den sich Renzo wandte, war ein wohlhabender Bewohner der Umgegend, der am Morgen Geschäfte halber nach Mailand gegangen war und nun zurückkehrte, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Er eilte der Heimat zu und hätte alles lieber gethan, als hier stehen zu bleiben. Trotzdem gab er kein Zeichen von Unruhe von sich, sondern antwortete ihm ganz höflich: „Mein Sohn, es sind der Klöster mehr als eines. Ihr solltet mir bestimmter sagen können, welches Ihr eigentlich sucht?" Nun erinnerte sich Renzo an den Brief des Pater Christophoro; er gab ihn dem Herrn, der, nachdem er die Worte „östliches Thor" gelesen hatte, ihn wieder zurückgab und sagte: „Ihr seid recht daran, junger Mann; das Kloster, das Ihr sucht, ist nicht weit von hier. Schlagt jenen Fußweg zur Linken ein, Ihr schneidet eine gute Strecke ab; in einigen Minuten gelangt Ihr an die Ecke eines langen, niederen Gebäudes, es ist das Lazarett, geht längs dem Bache fort, der um dasselbe herumfließt, dann kommt Ihr zum östlichen Thore. Geht hindurch, und nach drei oder vierhundert Schritten seht Ihr einen mit schönen Ulmen umgebenen Platz, und da ist das Kloster; Ihr könnt gar nicht fehlen . . . Gott zum Gruß, mein guter

Junge!" Und indem er ihm freundlich mit der Hand winkte, ging er fort. Renzo war über das freundliche Wesen der Städter gegen die Landleute erstaunt und erbaut. Er wußte aber nicht, daß es ein ganz außerordentlicher Tag war, ein Tag, vor dem sich die Mäntel vor den Jacken bückten. Er schlug den Weg ein, der ihm bezeichnet worden war und stand bald vor dem östlichen Thor. Als Renzo durch dieses Thor eintrat, ging der Weg nur so lange gerade, als er am Lazarette vorbeiführte, dann aber schlängelte er sich ganz schmal durch zwei Zaunhecken hin. Das Thor bestand aus zwei Pfeilern mit einem Wetterdach zum Schutze der beiden Thorflügel; nebenan stand ein Häuschen für die Zollaufseher. Die Basteien waren unregelmäßig und stiegen in einwärts gehender schiefer Richtung an, der Boden aber war holperig und uneben, voll von Schutt und Scherben, die man nachlässig da hingeworfen hatte. Die Straße, welche sich vor dem durch jenes Thor Eintretenden öffnete, könnte man ganz füglich mit jener vergleichen, die man heutzutage vor sich hat, wenn man durch das Tosathor eintritt. Ein kleiner Graben lief mitten durch bis nahe ans Thor und teilte sie in zwei schmale, gewundene Pfade, die je nach der Jahreszeit mit Staub und Kot bedeckt waren. An der Stelle, wo das Gäßchen, Borghetto genannt, sich befand und noch heute sich befindet, verlor sich der Graben in eine Senkgrube. Hier stand eine Säule mit einem Kreuz, die Dionisiussäule. Rechts und links waren Küchengärten, die mit Hecken umzäunt waren und in Zwischenräumen elende Hütten, meist von Waschern bewohnt. Renzo trat ins Thor und ging hindurch, ohne daß einer der Zollwächter ihn beachtete, was ihm höchst auffallend vorkam. Denn von den wenigen aus seinem Dorfe, welche sich rühmen konnten, in Mailand gewesen zu sein, hatte er Wunderdinge erzählen hören von dem

Ausfragen und dem Durchsuchen, dem man alle unterwarf, die vom Lande kamen. Die Straße war verödet, so daß, wenn er nicht von ferne her ein Geräusch vernommen hätte, das von einem starken Verkehr zeugte, es ihm geschienen hätte, die Stadt sei ganz ausgestorben. Als er vorwärts schritt, ohne zu wissen, was er denken solle, bemerkte er auf der Straße gewisse schneeweiße Streifen; aber Schnee konnte es nicht sein, denn der fällt nicht in Streifen, noch in dieser Jahreszeit. Er bückte sich, betrachtete das Zeug, berührte es und gewahrte, daß es Mehl sei. — In Mailand — dachte er bei sich — muß großer Überfluß herrschen, da sie die edle Gottesgabe so vergeuden. Es hieß doch, die Teuerung sei allgemein. Da sieht man, wie's gemacht wird, um die armen Landleute zu drücken. — Als er noch wenige Schritte von der Säule entfernt war, sah er am Fuße derselben etwas noch Auffallenderes. Auf den Stufen des Piedestals bemerkte er etwas ganz Sonderbares. Wackersteine waren es nicht. Vielmehr hätte man, wenn die Gegenstände in einem Bäckerladen gelegen hätten, keinen Augenblick Anstand genommen, sie für Brote zu halten. Aber Renzo traute seinen Augen nicht. Denn das war doch, zum Henker, kein Platz für Brote! — Ich will doch nachsehen, was das ist, — sagte er zu sich, näherte sich der Säule, bückte sich und hob eines auf, und wirklich war es ein Laibchen ganz weißen Brotes, wie Renzo es nur an Festtagen aß. — 's ist wahrhaftig Brot! — sagte er ganz laut; so groß war seine Verwunderung. So streut man es hier zu Land aus? Und in diesem Jahrgange? Und sie nehmen sich nicht einmal die Mühe, es aufzuheben? Ist denn hier das Schlaraffenland? — Nach einem Marsche von zehn Miglien in der kühlen Morgenluft weckte das Brot, außer dem Staunen, auch den Appetit. — Soll ich's nehmen? überlegte er bei sich. — Pah, hat man's

hier den Hunden preisgegeben, so wird wohl auch ein Christenmensch davon essen dürfen. Am Ende, wenn der Eigentümer kommt, zahl' ich's ihm. — Mit diesen Gedanken steckte er das Laibchen, das er in der Hand hielt, in die eine Tasche, hob ein zweites auf und steckte es in die andere, ein drittes fing er an, zu verzehren. Nun ging er weiter, jedoch ungewisser als je und voll Neugierde, was die Sache wohl bedeute. Plötzlich sah er Leute auf sich zukommen, die aus der Stadt kamen, und schaute die vordersten aufmerksam an. Es war ein Mann, ein Weib und einige Schritte hinter ihnen ein junger, starker Bursche. Alle drei trugen Lasten auf dem Rücken, die über ihre Kräfte zu gehen schienen, und hatten ein sonderbares Aussehen. Ihre zerlumpten Kleider waren über und über mit Mehl bestaubt; die verzerrten, erhitzten Gesichter waren voller Mehl. Dabei gingen sie nicht nur durch die Last gebeugt, sondern auch mit dem Ausdruck des Schmerzes, als wären ihnen die Knochen zerschlagen worden. Der Mann schleppte auf seinen Schultern mühsam einen Sack Mehl fort, der da und dort durchlöchert war, und bei jedem Stoße, bei jeder das Gleichgewicht störenden Bewegung etwas von seinem Inhalte verlor. Aber noch sonderbarer war das Aussehen des Weibes. Sie hatte ein ungeheueres Bündel, das sie mit beiden ausgespannten Armen nur mit Anstrengung vor sich zu halten vermochte. Unter diesem Bündel traten zwei fast bis zum Knie entblößte Beine hervor, die mit Mühe vorwärts wackelten. Renzo schaute aufmerksam hin und sah, daß das Bündel nichts anderes war, als der Rock, den das Weib am Saume hielt und in den sie so viel Mehl eingefüllt hatte, als er fassen konnte und noch etwas mehr, so daß bei jedem Schritte der Wind einiges fortwehte. Der Bursche hielt mit beiden Händen einen mit Brot gefüllten Korb auf dem Kopfe. Da er aber kürzere Beine

hatte, als seine Eltern, so blieb er nach und nach hinter ihnen zurück, und wenn er dann von Zeit zu Zeit längere Schritte machte, um sie wieder einzuholen, so kam der Korb aus dem Gleichgewichte, und hie und da fiel ein Brot heraus.

„Wirf die übrigen auch weg, Nichtsnutz Du!“ sagte die Mutter, indem sie gegen den Jungen die Zähne fletschte.

„Ich werfe sie ja nicht weg, sie fallen von selbst herab. Wie soll ich's denn machen?“ antwortete dieser.

„Ih, es ist ein Glück für Dich, daß ich die Hände nicht rühren kann,“ versetzte das Weib, die Fäuste schüttelnd, als wollte sie dem armen Jungen einen tüchtigen Puff geben. Durch diese Bewegung trieb sie aber eine solche Mehlwolke in die Luft, daß man damit mehr als die beiden Brote hätte backen können, die der Knabe hatte fallen lassen.

„Nur vorwärts!“ sagte der Mann. „Wir kommen zurück, um sie aufzuheben, sonst hebt sie ein anderer auf. Wir darben schon lange genug. Jetzt, da wir etwas übrig haben, wollen wir es im Frieden genießen.“

Inzwischen kamen andere Leute zum Thore herein, und einer, der sich dem Weibe genähert hatte, fragte sie: „Wo holt man denn das Brot?“

„Immer vorwärts!“ antwortete diese, und als sie zehn Schritte entfernt waren, versetzte sie vor sich hin murmelnd: „Diese spitzbübischen Bauern werden alle Bäckerläden und alle Magazine ausleeren, und für uns wird nichts übrig bleiben.“

„Für jedermann etwas, Du Schwatzbase!“ sagte der Mann. „Überfluß, Überfluß!“

Aus diesen und anderen dergleichen Reden wurde es Renzo nach und nach klar, daß er in eine im Aufruhr befindliche Stadt geraten sei und jener Tag ein Tag der

Eroberung, das heißt, daß jeder nehme, so viel er wolle und könne, und anstatt der Bezahlung Prügel austeile. So sehr wir auch wünschten, unseren Bergbewohner in vorteilhaftem Lichte erscheinen zu lassen, so nötigt uns doch die historische Treue zu sagen, daß seine erste Empfindung bei diesem Gedanken Wohlgefallen war. Er konnte mit dem gewöhnlichen Gang der Dinge so wenig zufrieden sein, daß er einige Neigung in sich verspürte, alles zu billigen, was demselben irgendwie eine andere Richtung zu geben vermöchte. Da er im übrigen keineswegs ein Mann war, der über seinen Zeitgenossen stand, so lebte auch er in der Meinung und in der leidenschaftlichen Befangenheit, daß die Teuerung von den Großhändlern und den Bäckern verursacht würde, und er war geneigt, jedes Mittel zu billigen, diesen die Nahrungsmittel aus den Händen zu reißen, welche sie, nach jener Meinung, grausamerweise dem hungernden Volke vorenthielten. Dennoch nahm er sich vor, an dem Tumulte sich nicht zu beteiligen, und es freute ihn, an einen Kapuziner gewiesen zu sein, der ihm ein Unterkommen verschaffen und Vaterstelle an ihm vertreten würde. Unter solchen Gedanken schaute er von neuem auf die „Eroberer", die mit Beute beladen herankamen, und legte dann die kurze Strecke zurück, die ihm noch blieb, um zum Kloster zu gelangen.

Da, wo gegenwärtig ein schöner Palast mit hohem Säulengange emporsteigt, war damals und bis vor nicht gar langer Zeit ein kleiner Platz, und an dessen Ende das Kapuzinerkloster, vor welchem vier große Ulmen standen. Renzo ging direkt zur Pforte hin, steckte das halbe Brot, das ihm übrig geblieben war, in den Busen, nahm den Brief heraus, hielt ihn in Bereitschaft und zog das Glöckchen. Da that sich in der Thüre eine Öffnung auf, die ein Gitter hatte, und hinter demselben erschien

das Gesicht des Bruders Pförtner, welcher fragte, wer da sei.

„Jemand vom Lande, der dem Pater Bonaventura vom Pater Christophoro einen pressanten Brief zu überbringen hat.“

„Gebt her!“ sagte der Pförtner, indem er die Hand ans Gitter hielt.

„Nein, nein,“ erwiderte Renzo, „ich muß ihn eigenhändig überreichen.“

„Er ist aber nicht im Kloster.“

„Nun, so laßt mich eintreten, ich will auf ihn warten!“

„Thut, was ich Euch sage!“ antwortete der Bruder. „Geht und wartet in der Kirche, Ihr könnt mittlerweile ein wenig beten. Für jetzt darf ich niemand einlassen.“

Bei diesen Worten schloß er das Guckloch. Renzo blieb mit seinem Brief in der Hand stehen. Er machte dann etwa zehn Schritte gegen die Kirchthüre hin, um den Rat des Pförtners zu befolgen. Aber da kam ihm der Einfall, sich erst den Aufruhr ein wenig mit anzusehen. Er ging über den Platz, nach dem Straßenrande hin, blieb mit verschränkten Armen stehen und schaute links nach dem Inneren der Stadt hin, wo der Krawall dichter und lärmender war. Der Strudel aber riß den Zuschauer mit fort. — Ich will doch sehen, — sagte er zu sich, zog sein halbes Brötchen heraus und ging kauend nach jener Seite hin. Während er hingeht, wollen wir so kurz als möglich die Ursachen und den Anfang jener Wirren darlegen.

Zwölftes Kapitel.

Jenes Jahr war das zweite Mißjahr. Im vorhergehenden hatten die von früheren Jahrgängen übrig gebliebenen Vorräte bis zu einem gewissen Grade den Mangel ergänzt. Die Bevölkerung war, nicht ausgehungert, aber auch nicht befriedigt, zugleich aller Vorräte bar, bei der Ernte von 1628 angelangt, in welchem Jahre unsere Geschichte beginnt. Nun aber fiel die so sehr herbeigewünschte Ernte noch spärlicher aus als die vorhergehende, zum Teil wegen der ungünstigen Witterung und zwar nicht bloß im Mailändischen, sondern auch in den meisten umliegenden Landesteilen, zum Teil aber infolge anderer Ursachen. Die Verwüstung und Verheerung des Krieges, jenes traurigen Krieges, dessen wir oben Erwähnung gethan, war so groß, daß in den dem Kriegsschauplatz näher gelegenen Landesteilen viele Güter unbestellt blieben und mehr, als dies gewöhnlich der Fall war, von den Landleuten verlassen wurden, die, anstatt durch Arbeit für sich und andere Brot zu schaffen, gezwungen waren, herumzuziehen und es um Gottes willen zu erbetteln. Ich sage, dies sei mehr als gewöhnlich der Fall gewesen. Denn die unerträglichen, mit grenzenloser Habsucht und ebenso grenzenlosem Unverstande auferlegten Lasten, die gewöhnliche Aufführung, auch in Friedenszeiten, der in den Dörfern einquartierten Truppen, welche in den Urkunden jener jammervollen Zeiten mit der der feindlichen Soldaten verglichen wird, sowie andere hier nicht zu erwähnende Ursachen, hatten schon seit einiger Zeit allmählich jene traurige Wirkung im ganzen Mailänder Gebiete vorbereitet. Die besonderen Verhältnisse, von denen wir jetzt reden, traten wie die plötzliche Verschlimmerung eines chronischen Leidens

ein. Die Mißernte aber war noch nicht völlig eingebracht, als die Verproviantierung des Heeres und die stets sie begleitende Vergeudung eine solche Lücke hineinrissen, daß der Mangel und mit dem Mangel seine schmerzliche, oft heilsame, stets unvermeidliche Wirkung, die Teuerung, sich sofort fühlbar machte.

Erreicht aber die Teuerung eine gewisse Höhe, so entsteht immer bei vielen die Meinung, daß die karge Ernte nicht die Ursache sei. Wenigstens ist es, wie man aus den Schriften vieler Autoritäten ersehen kann, bis jetzt immer so gewesen, umsomehr in jenen aufgeregten Zeiten. Man vergißt, daß man sie befürchtet, vorausgesagt habe, man behauptet ohne weiteres, es sei Getreide genug vorhanden, das Übel komme bloß daher, daß man für den Verbrauch nicht genug zu Markt bringe, Annahmen, welche allerdings vor einer vernünftigen Prüfung nicht bestehen, die aber zumal dem Grolle und der Hoffnung schmeicheln. Den Kornwucherern, wirklichen oder vermeintlichen, den Grundbesitzern, welche nicht ihren ganzen Vorrat auf einmal verkauften, den Bäckern, welche Getreide ankauften, kurz allen, welche mehr oder weniger Getreide besaßen, oder im Rufe standen, es zu haben, legte man den Mangel und die Teuerung zur Last. Gegen sie richtete sich die allgemeine Klage, der Haß des zerlumpten oder gut gekleideten Pöbels. Man wollte ganz bestimmt wissen, wo die wohlgefüllten, übervollen, unter ihrer Last zusammenbrechenden Magazine und Kornböden seien; man gab, albern genug, sogar die Zahl der Säcke an. Man sprach mit Gewißheit über die ungeheuere Menge von Getreide, das heimlich ins Ausland versandt worden, wo man vielleicht mit der nämlichen Bestimmtheit und unter gleichem Toben behauptete, das Getreide würde von dort nach Mailand ausgeführt. Man verlangte von der Obrigkeit, sie solle Maßregeln ergreifen, die dem Volke immer

so gerecht, so einfach, so geeignet scheinen, oder wenigstens bis jetzt immer erschienen waren, das angeblich verborgene, eingemauerte, vergrabene Getreide ans Tageslicht zu bringen und den Überfluß wieder zurückzuführen. Die Obrigkeit that auch einiges. Sie setzte für gewisse Waren einen höchsten Preis fest, drohte denen Strafe an, die sich weigern würden, zu verkaufen, und erließ andere dergleichen Verordnungen. Da aber alle Vorsichtsmaßregeln in dieser Welt, so eingreifend sie auch sein mögen, nicht die Kraft haben, das Bedürfnis der Nahrung zu beseitigen oder neue Lebensmittel außer der Jahreszeit hervorzubringen, und jene Maßregeln insbesondere nicht darauf berechnet waren, Lebensmittel von da herbeizuziehen, wo sie im Überflusse vorhanden waren, so dauerte das Übel an und nahm noch zu. Das Volk schrieb diese Wirkung der Kärglichkeit und Schwäche der Heilmittel zu und drang mit großem Geschrei auf kräftigere, entscheidende. Und zu seinem Unglück fand es den Mann, der ihm zu Willen war.

In Abwesenheit des Statthalters Don Gonzalo Fernandez de Cordova, der Casale in Montferrat belagerte, vertrat der Großkanzler Antonio Ferrer, gleichfalls ein Spanier, zu Mailand dessen Stelle. Dieser sah ein — und wer hätte es nicht eingesehen? — daß durch billige Brotpreise dem Übel abgeholfen werden könne, und glaubte, ein Befehl von ihm reiche hin, diese einzuführen. Er that aber dabei den Mißgriff die Brottaxe nach einem Preise aufzustellen, der billig gewesen wäre, wenn das Getreide, das damals achtzig Lire per Malter kostete, im Durchschnitt nur dreiunddreißig gekostet hätte. Er machte es, wie ein eitles Frauenzimmer, das sich zu verjüngen glaubt, wenn es seinen Taufschein fälscht.

Mehr als einmal waren weniger unsinnige und weniger unbillige Befehle durch den Widerspruch der Dinge selbst

unvollzogen geblieben, aber über dem Vollzug dieses Befehles wachte die Menge, welche, da sie ihren Wunsch endlich in ein Gesetz verwandelt sah, nicht geduldet hätte, daß damit gespaßt würde. Das Volk lief sogleich in die Bäckereien und forderte Brot zum festgesetzten Preise. Es forderte es mit jener entschlossenen und drohenden Haltung, welche die Leidenschaft, die Gewalt und das Gesetz im Bunde verliehen. Man frage nicht, ob die Bäcker Zeter schrieen. Kneten und Backen, Einschießen und Ausnehmen mußte ohne Rast und Ruhe vorgenommen werden. Denn das Volk, das ein unbestimmtes Gefühl hatte, daß die Verordnung eine Gewaltthat sei, belagerte die Bäckereien ohne Unterlaß, um den Vorteil zu genießen, bis die Herrlichkeit ein Ende nehme. Dies Schinden und Plagen, obendrein noch mit Schaden verbunden, war für die Bäcker kein sonderliches Vergnügen. Aber auf der einen Seite stand die Obrigkeit, die mit Strafen drohte, auf der anderen das Volk, das bedient sein wollte, und das, sobald eine Bäckerei zu feiern begann, sogleich drängte, seine Unzufriedenheit laut äußerte und mit jener Justiz drohte, welche eine der schlimmsten ist, die es in der Welt geben kann. Da war kein Ausweg, die Bäcker mußten kneten, backen, einschießen, ausnehmen und verkaufen. Um sie jedoch zu vermögen, die Sache so fortzutreiben, dazu genügte nicht befehlen und bange machen, sie mußten auch können; und hätte es noch einige Zeit so fortgedauert, so hätten sie nicht mehr gekonnt. Sie setzten der Obrigkeit die Unbilligkeit und Unerträglichkeit der ihnen auferlegten Last auseinander und erklärten feierlich, sie würden die Schaufel in den Ofen werfen und sich aus dem Staube machen. Mittlerweile schlugen sie sich durch, so gut es ging, indem sie hofften, der Großkanzler werde endlich zur Vernunft kommen. Aber Antonio Ferrer, eine sehr energische Natur, antwortete, die Bäcker hätten früher sehr

flotte Geschäfte gemacht und würden, wenn wieder bessere Zeiten kämen, auch wieder in eine bessere Lage kommen. Übrigens werde man Sorge tragen, ihnen wo möglich eine Entschädigung zu gewähren. Inzwischen aber sollten sie nur noch aushalten. Ob Ferrer hier wirklich aus Überzeugung sprach, oder ob er die Unmöglichkeit, seine Verordnung aufrecht zu halten, an deren Folgen zwar erkannte, aber anderen das Odium überlassen wollte, sie aufzuheben, kann nicht konstatiert werden. Thatsache ist, daß er fest auf dem beharrte, was er beschlossen hatte. Schließlich unterrichteten die Decurionen, ein städtisches, aus Adeligen zusammengesetztes Ratskollegium, das bis zum Jahre 1796 bestand, den Statthalter schriftlich von dem Stande der Dinge, mit der Bitte um Wiederherstellung der Ordnung.

Don Gonzalo, der bis über die Ohren in den Kriegsangelegenheiten steckte, that, was der Leser sich leicht einbilden kann, er setzte eine Kommission nieder, welcher er die Vollmacht übertrug, einen annehmbaren Preis für das Brot zu bestimmen, einen Mittelpreis, so daß beide Teile bestehen könnten. Die Deputierten traten zusammen, oder wie man spanisch in dem kauderwelschen Kanzleistil sich ausdrückte, sie bildeten eine Junta. Nach tausend Achtungsbezeigungen, Komplimenten, Vorerinnerungen, Klagen, Zweifeln, unpraktischen Vorschlägen und Erörterungen, endlich aber durch eine von allen gefühlte Notwendigkeit zur Entscheidung gedrängt, beschlossen sie, allerdings im Bewußtsein, daß sie ein gewagtes Spiel trieben, aber auch in der Überzeugung, daß dies der einzige Ausweg sei, mit dem Brote wieder aufzuschlagen. Die Bäcker atmeten wieder auf, das Volk dagegen geriet in Wut.

Am Abend vor dem Tage, an welchem Renzo in Mailand ankam, wimmelten die Straßen und Plätze von Menschen, Einheimischen und Fremden, welche von einer

gemeinsamen Wut hingerissen, von einem gemeinsamen Gedanken beherrscht, ohne vorgängige Verabredung, ohne es selbst zu wissen, sich in Haufen sammelten, wie die Tropfen in einer Regenrinne. Jedes zweite Wort festigte die Ansichten und steigerte die Aufregung der Zuhörer und dessen, der es vorgetragen hatte. Unter den zahlreichen Hitzköpfen befanden sich aber auch manche Kaltblütige, welche beobachtend umherstanden und mit Schmunzeln wahrnahmen, daß das Wasser immer trüber wurde. Sie bemühten sich, dasselbe durch allerlei Gerede und listig ersonnene Gerüchte, welche von den gereizten Gemütern geglaubt wurden, noch mehr zu trüben. Ja, sie gingen darauf aus, das Wasser nicht eher sich klären zu lassen, bevor sie ihren Fang gethan hätten. Tausende von Menschen legten sich mit dem unbestimmten Gefühle zu Bette, daß man etwas thun müsse, daß man etwas thun werde. Schon vor Tagesanbruch waren die Straßen wieder mit Rotten angefüllt. Weiber, Kinder, Männer, Greise, Handwerker, Arme scharten sich zueinander, wie der Zufall sie zusammenführte. Hier war ein verwirrtes Gemurmel vieler Stimmen, dort hielt einer eine Pauke und die anderen klatschten Beifall. Dieser stellte an seinen Nachbar die nämliche Frage, die eben an ihn gestellt worden war, jener wiederholte die Parole, die er eben in seinen Ohren hatte schallen hören, überall Klagen, Drohungen, Bestürzung. Wenige Worte boten Nahrung zu langen Gesprächen.

Es fehlte nur ein Zunder, um die Worte zu Thaten werden zu lassen. Und er ließ nicht lange auf sich warten. Mit Tagesanbruch kamen die Bäckerjungen aus den Bäckereien mit Tragkörben voll Brot, um dasselbe in die Kundhäuser zu tragen. Das erste Erscheinen eines dieser Unglücksjungen wirkte wie das Einschlagen einer Rakete in eine Pulverkammer. „Seht her, hier giebt's Brot!"

schrieen hundert Stimmen zugleich: „Jawohl, Brot für die Tyrannen, die im Überflusse schwimmen und uns Hungers sterben lassen wollen!“ schreit ein anderer, stürzt sich auf den Knaben, langt nach dem Rand des Tragkorbes und reißt ihn mit den Worten herab: „Laß einmal sehen!“ Der Junge wird rot, blaß, zittert und möchte gerne sagen: „Laßt mich doch gehen;“ aber das Wort erstirbt ihm im Munde. Er zieht die Arme zusammen und möchte sie gerne in Eile von den Tragriemen losmachen. „Herab mit dem Korb!“ ruft man dazwischen. Viele Hände greifen zu gleicher Zeit darnach. Der Korb fällt nieder, man reißt die Leinwand herab, womit er bedeckt ist, ein laulicher Wohlgeruch verbreitet sich rings umher. „Wir sind auch Menschen! Wir müssen auch Brot essen!“ ruft der erste, nimmt ein Laibchen, hebt es in die Höhe, zeigt es der Menge und beißt es an. Alles greift nach dem Tragkorb, man reißt sich um die Brote, und in weniger Zeit, als man es erzählt, ist er geleert. Jene, die nichts bekommen hatten, rotten sich, ärgerlich beim Anblick der Beute der anderen und durch die Leichtigkeit der Ausführung gereizt, zusammen und sehen sich nach anderen Brotkörben um. So viel man deren habhaft werden konnte, wurden ausgeplündert. Es war nicht einmal nötig, den Trägern Gewalt anzuthun. Denn jene, die unglücklicherweise unter einen Haufen gerieten und die Gefahr erkannten, stellten ihre Last freiwillig ab und machten sich davon. Trotzdem blieben die, welche nichts unter die Zähne gekriegt hatten, in unverhältnismäßiger Mehrheit. Auch die Angreifer waren mit der schmalen Beute nicht zufrieden und darunter mischten sich jene, die es auf einen bedeutenderen Krawall abgesehen hatten. „In die Backstube! In die Backstube!“ hieß es nun.

In einer Straße, der Corsia de Servi, war eine Bäckerei, die noch besteht und noch jetzt den gleichen Namen

führt. Dahin wälzte sich die Masse. Die Bäckergesellen fragten eben den ohne Tragkorb zurückgekommenen Jungen aus, der ganz verwirrt und erschrocken sein trauriges Abenteuer stotternd hererzählte. Da hört man schon Getrampel und Gebrüll, es wird immer lauter und kommt immer näher, schon zeigen sich die Vorläufer der Haufen.

„Schließt zu! Schließt zu! Geschwind! Geschwind!" Einer läuft fort, um von der Polizei Beistand zu begehren, die übrigen schließen die Bäckerei und verrammeln die Thüre. Das Volk drängt sich heran und schreit: „Brot! Brot! Macht auf! Macht auf!"

Wenige Augenblicke darnach kommt der Stadthauptmann mit einer Abteilung von Hellebardieren. „Sachte, sachte, Kinder! Geht ruhig nach Hause!" ruft dieser und macht sich mit seinen Hellebardieren Platz. Die Menge, die noch nicht allzu dicht war, wich ein wenig zurück, so daß jene bis zur Thüre der Bäckerei gelangen und da Posto fassen konnten.

„Nun, Kinder," redete sie der Stadthauptmann von da aus an, „was macht ihr hier? Geht ruhig nach Hause! Was wird unser Herr, der König sagen? Wir wollen euch nichts zu leide thun, aber ihr müßt nach Hause gehen, wie brave Leute. Was zum Henker wollt ihr denn hier, in so großer Anzahl? Wahrlich nichts Gutes, weder für Seele noch Leib. Geht nach Hause, nach Hause!"

Aber die, welche den Sprecher sahen und hörten, hätten, selbst wenn sie hätten folgen wollen, es nicht gekonnt, geschoben und gedrängt von denen hinter ihnen, die gleichfalls wieder von anderen geschoben wurden, wie die Welle von der Welle, fort und fort bis zu den hintersten der Menge, die noch immer anwuchs. Der Hauptmann war in der Klemme. „Drängt sie zurück, daß ich wieder Atem schöpfen kann," sagte er zu den Hellebardieren, „aber

thut niemand etwas zu leide! Wir wollen suchen, in die Bäckerei zu kommen. Klopft an! Treibt aber die da zurück."

„Zurück, zurück!" schrieen die Hellebardiere, indem sie sich alle zusammen gegen die Vordersten stemmten und sie mit den Schäften der Hellebarden zurückstießen; diese brüllen und ziehen sich zurück, so gut sie können, sie drängen mit dem Rücken gegen die Brust der hinter ihnen Stehenden, stoßen sie mit den Ellbogen und treten ihnen mit den Absätzen auf die Zehen. Es entsteht ein Stoßen und Drängen, daß jene, die sich in der Mitte befanden, froh gewesen wären, anderswo zu sein. Inzwischen haben sich die Hellebardiere um die Thüre herum etwas Luft gemacht. Der Stadthauptmann klopft, klopft wieder, schreit, man solle ihm aufmachen. Die Insassen schauen von den Fenstern herab, kommen eilends herab und öffnen. Der Hauptmann geht hinein und befiehlt den Hellebardieren, sie sollten gleichfalls einer nach dem anderen hineinschlüpfen, die letzten aber die Leute mit ihren Hellebarden zurückhalten. Nachdem alle drinnen sind, wird der Eingang wieder verrammelt. Der Hauptmann steigt schnell ins obere Stockwerk und stellt sich am Fenster auf. Da sah er ein Gewimmel, wie in einem Ameisenhaufen.

„Kinder!" ruft er hinab — die Köpfe recken sich in die Höhe — „Kinder, geht nach Hause! Generalpardon für jeden, der nach Hause geht."

„Brot! Brot! Macht auf! Macht auf!" waren die Worte, welche man aus dem schrecklichen Gebrüll vernehmen konnte.

„Seid vernünftig, Kinder! Bedenket, daß es noch Zeit ist! Geht fort von hier und begebt euch nach Hause! Brot sollt ihr haben; aber das ist nicht der Weg. He! . . . He! Was macht ihr da unten? Heda! Bleibt von der Thüre! Seid doch vernünftig! Nehmt

euch in acht! Weg mit dem Brecheisen, die Hände weg! Schämt euch! Ihr Mailänder seid in der ganzen Welt wegen euerer Gutmütigkeit bekannt! Gute Kinder . . . Ha, das Lumpenpack!"

Diese plötzliche Änderung der Sprache wurde durch einen Stein bewirkt, der von der Hand eines dieser „guten Kinder" geschleudert, dem Stadthauptmann an die Stirne flog und ihn, um mit Gallenus zu reden, gerade auf die linke Protuberanz des metaphysischen Tiefsinnes traf. „Verfluchtes Lumpenpack!" schrie er von neuem, schlug das Fenster zu und zog sich zurück. Obgleich er aus voller Kehle geschrieen hatte, wurden seine Worte, gute wie böse, schon auf halbem Wege übertönt und verschlungen von dem Höllengeschrei, das von unten herauf kam. Sie hämmerten mit Steinen und Eisenstangen, den ersten besten Werkzeugen, die sie sich auf der Straße hatten verschaffen können, gewaltig auf Thüre und Fensterladen los, um sie einzustoßen und die Gitter loszureißen. Bereits war das Werk weit gediehen.

Meister und Gesellen der Bäckerei, welche mit einem Steinvorrat an die Fenster des oberen Stockwerkes getreten waren (wahrscheinlich hatten sie das Pflaster im Hofe aufgerissen), brüllten nun gleichfalls, schrieen den Leuten auf der Straße zu, sie sollten aufhören, ließen die Steine sehen und drohten ihnen, sie hinabzuschleudern. Als es ihnen an der Zeit schien, warfen sie sie wirklich hinab. Nicht einer ging fehl. Denn das Gedränge war so groß, daß kaum ein Hirsenkörnlein hätte zu Boden fallen können.

„Ha, ihr Schufte! Ha, ihr Bösewichte! Ist das das Brot, das ihr den armen Leuten gebt? Ach! O! Au! O weh! Wartet nur!" brüllte man von unten. Mehrere waren übel zugerichtet, zwei Knaben sofort tot. Die Wut steigerte die Kräfte der Menge, die Thüre wurde

eingestoßen, die Gitter herausgerissen und der Strom drang durch alle Öffnungen ein. Die Insassen retirierten auf den Speicher, der Hauptmann, die Hellebardiere und einige aus dem Hause zogen sich in die Winkel zurück, andere krochen durch die Dachlucken und spazierten wie Katzen auf dem Dache herum.

Der Anblick der Beute ließ die Sieger ihre blutigen Rachepläne vergessen. Sie werfen sich auf die Kästen, das Brot wird weggeraubt, andere dagegen machen sich an die Kasse, reißen das Schloß auf, nehmen ganze Hände voll Geld, sacken ein und stecken die Taschen voll, sehen sich aber noch um, ob nicht auch noch Brot zu haben sei. Die Menge dringt in die Magazine. Man legt Hand an die Säcke, schleppt sie fort, wirft sie um. Der eine nimmt einen zwischen die Beine, macht ihn auf und schüttet das Mehl heraus, um ihn soweit zu entleeren, daß er ihn tragen kann. Ein anderer ruft: „Warte, wart!“ kniete nieder, hält eine Schürze, ein Halstuch, einen Hut unter, um die Gottesgabe aufzufangen. Ein dritter rennt zu einem Backtrog und reißt einen Klumpen Teig heraus, der sich dehnt und zieht und ihm nach allen Seiten hin aus den Händen rinnt; noch ein anderer hat einen Mehlbeutel erwischt und schüttelt ihn in der Luft. Dieser kommt, jener geht, Männer, Weiber, Kinder, Stöße, Gegenstöße, Schreien, Brüllen, und zu alledem Wolken vom feinsten Mehl, die sich überall anhängen, überall auffliegen, und alles einhüllen und umnebeln. Außen ein Gedränge, durch die beiden einander begegnenden Züge verursacht, die sich wechselweise brechen und verwickeln, indem die einen mit ihrer Beute hinausgehen, andere aber hineindringen, um Beute zu machen.

Während in jener Bäckerei das Unterste zu oberst gekehrt wurde, war keine der übrigen in der ganzen Stadt ohne Anfechtung und außer Gefahr. Aber zu

keiner war der Andrang so groß, daß man alles sich hätte erlauben dürfen. In einigen hatten die Eigentümer sich um Helfer umgesehen und konnten den Ansturm abwehren. Andere Bäcker trafen gewissermaßen ein Übereinkommen, indem sie an die Leute, die sich vor ihren Häusern zusammenrotteten, Brot austeilten, mit der Bedingung, daß sie sich entfernen sollten. Und sie gingen wirklich fort, nicht sowohl weil sie zufrieden waren, als weil die Hellebardiere und Häscher, die sich zwar von der erwähnten Bäckerei „zu den Krücken" fern hielten, sich doch anderwärts in hinreichender Anzahl sehen ließen, um die Schufte, woferne sie nicht in großen Haufen erschienen, im Respekt zu halten. So wurde der Aufruhr vor jener ersten Bäckerei immer ärger, weil alle, die es gelüstete, irgend eine Heldenthat auszuführen, dahin liefen, wo die Kameraden die stärkeren waren und die Straflosigkeit gesichert schien.

So weit war es gekommen, als Renzo, der nun sein Brot hinabgewürgt hatte, durch die Vorstadt am östlichen Thore ging und, ohne es zu wissen, sich dem Centrum des Aufruhres näherte. Er schritt bald schnell voran, bald aber wurde er durch die Menge aufgehalten. Unterdessen sah er sich um und horchte aufmerksam, ob er nicht aus dem wilden Durcheinander etwas Bestimmtes über die Verhältnisse erfahren könne. Auf dem ganzen Wege, den er zurücklegte, konnte er jedoch nur ungefähr folgendes erhaschen:

„Jetzt ist er am Tage," sagte einer, „der infame Betrug dieser Schelme, die sagten, es sei kein Brot, kein Mehl und kein Korn mehr da. Jetzt sieht man's ja sonnenklar und sie werden uns nichts mehr vormachen können. Es lebe der Überfluß!"

„Ich sage Dir, all das nützt nichts," sagte ein anderer, „alles ist vergebens, wenn man nicht ein Exempel statuiert. Das Brot wird wohlfeil werden, aber man

wird es vergiften, um die armen Leute wie die Mücken umzubringen. Sie sagen schon, wir seien unser zu viele. Sie haben's in der Junta gesagt; und ich weiß es gewiß, weil ich's mit eigenen Ohren gehört habe von meiner Gevatterin, die eine vertraute Freundin ist von der Base eines Küchenjungen von einem dieser Herren."

Worte, die man gar nicht wiedergeben kann, stieß wutschäumend ein dritter aus, der mit der Hand ein zerlumptes Halstuch an sein zerzaustes und blutiges Haar hielt; und sein Nachbar sprach's ihm nach, als wenn er ihn trösten wollte.

„Sachte, sachte, meine Herren, mit Verlaub, laßt doch einen armen Familienvater passieren, der seinen fünf Kindern etwas zu essen bringt!" sagte einer, der unter einem großen Mehlsack daher wankte; und jeder beeilte sich, ihm Platz zu machen.

„Ich," sagte ein anderer halblaut zu seinem Kameraden, „ich gehe spornstreichs nach Hause; ich bin ein erfahrener Mann und weiß, wie es bei dergleichen Dingen geht. Diese Spatzen, die jetzt so laut pfeifen, werden sich morgen oder übermorgen zu Hause ängstlich verkriechen. Hab' schon gewisse Gesichter, gewisse Ehrenmänner gesehen, die herumschleichen, als wüßten sie von nichts, sich's dabei aber merken, wer dabei ist und wer nicht. Und wenn der Spaß vorüber ist, so rechnet man ab und wen's trifft, den trifft's."

„Wer eigentlich die Bäcker beschützt," sagte eine wohlklingende Stimme, welche Renzos Aufmerksamkeit erhöhte, „das ist der Proviantverwalter."

„Alle zusammen sind Schurken!" sagte sein Nachbar.

„Ja, aber er ist der erste," versetzte jener.

Der Proviantverwalter, der jedes Jahr vom Statthalter aus sechs vom Rat der Decurionen vorgeschlagenen Edelleuten gewählt wurde, war Vorsitzender jenes Rates

und der Proviantkommission. Letztere, die aus zwölf, gleichfalls adeligen Mitgliedern bestand, hatte neben anderen Geschäften hauptsächlich das der Verproviantierung. Wer einen solchen Posten einnahm, mußte sich notwendig darauf gefaßt machen, besonders in Zeiten der Hungersnot und der Unwissenheit als der Urheber aller Übel bezeichnet zu werden, wenn er es nicht gemacht hätte, wie Ferrer, was aber nicht einmal in seiner Befugnis lag, wenn er auch gewollt hätte.

„Die Bösewichte!“ schrie ein anderer. „Kann man schlechter handeln? Sie sind so weit gegangen, zu sagen, der Großkanzler sei ein kindisch gewordener Alter, um ihn um den Kredit zu bringen und allein regieren zu können. Man sollte einen großen Käfig machen, sie hineinsperren und mit Wicken und Trespen füttern, wie sie es uns machen wollten.“

„Was Brot?“ sagte einer, der eilig durchzukommen suchte. „Steine, pfundschwer, die wie Hagel herabfielen. Und wie viele zerquetschte Rippen! Ich will froh sein, wenn ich zu Hause bin.“

Unter solchen Reden, die ihn mehr verdutzten als aufklärten und unter beständigem Geheul gelangte Renzo endlich vor die Bäckerei. Die Menge hatte sich schon ziemlich verlaufen, so daß er die eben angerichtete Verwüstung sehen konnte. Von den Wänden war durch Steinwürfe die Tünche herabgeschlagen, die Fenster waren aus den Angeln gehoben und zerschlagen, die Hausthüre zertrümmert.

Das ist eine schöne Wirtschaft — dachte Renzo. — Wenn sie alle Bäckereien so zurichten, wo wollen sie denn Brot backen? In den Brunnen? —

Jeden Augenblick kam einer mit einem Stück von einer Lade, einem Backtrog, oder einem Mehlkasten, mit dem Stiel eines Knetscheites, einer Bank, einem Brotkorb,

einem Schuldbuch, kurz mit irgend etwas aus der Bäckerei und ging mit dem Rufe: „Aufgeschaut!“ durch die Leute. Alle schlugen die nämliche Richtung ein und begaben sich, das konnte man wohl sehen, nach einem verabredeten Platze. — Was ist denn das wieder für eine andere Geschichte? — dachte Renzo und ging einem nach, der ein Bündel Bretterstücke und Späne auf den Schultern hatte. Dieser ging wie die anderen durch die Straße, welche sich längs der nördlichen Seite des Domes hinzieht und den Namen „von den Treppen“ erhalten hat, die sich bis vor einiger Zeit dort befanden. Die Neugierde, alles mit anzusehen, was noch kommen sollte, konnte nicht hindern, daß der Bergbewohner, als er das ungeheuere Bauwerk erblickte, stehen blieb und mit offenem Munde daran hinaufschaute. Er beschleunigte dann seine Schritte, um den Mann wieder einzuholen, den er sich zum Führer gewählt hatte, drehte sich aber doch noch einmal um, um auch einen Blick auf die Vorderseite des Domes zu werfen, die damals noch roh und von der Vollendung weit entfernt war. Dann ging's wieder hinter jenem her, der sich nun der Mitte des Platzes zuwandte. Die Leute standen immer dichter, je weiter man vorwärts kam, dem Träger aber machte alles Platz. Er durchschnitt die Wogen des Volkes und Renzo, der sich ihm an die Fersen heftete, gelangte mit ihm in die Mitte der Menschenmasse. Hier war ein leerer Raum und mitten darin lag ein Haufen noch glühender Kohlen, Überbleibsel der schon erwähnten Gegenstände. Ringsum klatschte man in die Hände, stampfte mit den Füßen und ließ ein tausendstimmiges Triumph- und Verwünschungsgeschrei ertönen. Der Mann warf das Holzbündel auf jenen Haufen, ein anderer schürte das Feuer mit einer halbverbrannten Backschaufel, der Rauch nimmt zu und wird immer dicker, endlich steigt eine Lohe auf und mit ihr ein noch lauteres Rufen, Schreien: „Es

lebe der Überfluß! Tod den Aushungerern! Zum Teufel mit der Teuerung! Nieder mit der Proviantkommission! Nieder mit der Junta! Hoch lebe das Brot!"

Fürwahr, wenn man die Mehlkasten und Backtröge zerstört, die Backöfen abreißt und die Bäcker scheu macht, so ist das nicht das geeignetste Mittel, das Brot leben zu lassen. Aber das ist ein metaphysischer Vernunftschluß, der einem Pöbelhaufen niemals begreiflich wird. Zuweilen kommt jedoch ein Mensch gleich darauf, ohne gerade ein Metaphysiker zu sein, wenn er nur der Frage bis dahin fremd geblieben war. Denn dadurch, daß er darüber spräche, oder sprechen hörte, würde er unfähig, sie zu begreifen. Renzo war der Gedanke gleich anfangs gekommen und kehrte ihm immer wieder. Er behielt ihn übrigens für sich; denn unter den vielen Gesichtern war auch nicht eines, welches zu sagen schien: Bruder, wenn ich fehle, so weise mich zurecht, ich nehm's gern an!

Schon war die Flamme von neuem erloschen. Man sah niemand mehr mit weiterem Brennmaterial herbeikommen und das Volk fing an, sich zu langweilen, als das Gerücht sich verbreitete, daß man auf dem Cordusio, einem nicht weit entfernten Platze, wo sich die Straßen kreuzen, eine Bäckerei zu belagern beginne. Oft schon hat unter ähnlichen Umständen die Mitteilung eines Ereignisses dasselbe erst zur Wirklichkeit gebracht. Zugleich mit dem Gerücht verbreitet sich unter der Menge die Lust, dahin zu gehen. „Ich gehe hin. Gehst Du auch mit? Ich gehe mit, laßt uns gehen!" schallte es von allen Seiten. Das Gedränge löste sich auf und verwandelte sich in einen Zug. Renzo blieb zurück und hätte sich kaum gerührt, wenn er vom Strome nicht mit fortgerissen worden wäre. Er überlegte bei sich, ob er sich aus dem lärmenden Gewimmel fortmachen und ins Kloster gehen solle, um den Pater Bonaventura aufzusuchen, oder ob er

auch das weitere Schauspiel mit ansehen solle. Abermals siegte die Neugierde. Jedoch nahm er sich vor, sich nicht ins Getümmel zu mischen, um sich vielleicht die Knochen zerschlagen zu lassen oder noch etwas Schlimmeres zu erfahren, sondern sich beiseite zu halten und zu beobachten. Da er ein bißchen Luft hatte, nahm er das zweite Laibchen aus der Tasche, biß es an und zog im Schweife des lärmenden Haufens mit vorwärts.

Dieser war vom Platze aus bereits in die kurze und enge Straße Peschiera vecchia und von da durch den schrägen Bogen nach dem Platze de Mercanti gekommen. Wohl mögen wenige darunter gewesen sein, die beim Vorbeiziehen an der Nische, welche den Säulengang des Gebäudes, das Doktorenkollegium genannt, in der Mitte abschneidet, nicht einen Seitenblick auf die große Bildsäule geworfen hätten, die dort paradierte, auf das ernste, mürrische, finstere Gesicht Philipps II., der selbst aus dem Marmor heraus eine gewisse Ehrfurcht heischte und mit dem ausgestreckten Arme zu sagen schien: Warte nur, ich komme gleich, du Lumpengesindel!

Die Statue steht nicht mehr, aber sie hat eine merkwürdige Metamorphose durchgemacht. Etwa hundertsiebenzig Jahre nach den Vorfällen, die wir eben erzählen, wurde der Statue ein anderer Kopf aufgesetzt, das Scepter mit einem Dolche getauscht und der Name Marcus Brutus angeheftet. In diesem Zustande blieb sie ungefähr zwei Jahre stehen. Aber eines schönen Morgens warfen Leute, die für Marcus Brutus keine Sympathie hatten, oder gar einen geheimen Groll gegen ihn hegten, ein Seil um die Statue, rissen sie herab, thaten ihr hunderterlei Tort an, stachen ihr die Augen aus, schleppten sie, zu einem unförmlichen Rumpf verstümmelt und entstellt, durch die Straßen und warfen sie am Ende, man weiß nicht wohin, nachdem sie sich müde daran gearbeitet hatten.

Wenn man das dem Andreas Biffi gesagt hätte, als er sie meißelte!

Vom Platze de Mercanti ging das Gesindel durch den anderen Bogen in die Straße de Fustaquai und von da verbreitete es sich in die Kreuzstraße al Cordusio. Alle Blicke richteten sich, als man dahin kam, sogleich auf die bezeichnete Bäckerei. Statt der vielen guten Freunde, die man da in voller Arbeit zu finden hoffte, sah man jedoch nur einige Leute nachdenklich in einiger Entfernung von dem Brotladen umherstehen. Dieser war geschlossen und an den Fenstern standen bewaffnete Leute bereit, einen etwaigen Angriff abzuwehren. Bei diesem Anblicke lachte der eine, ein anderer fluchte, ein dritter verwunderte sich. Einige kehrten um, um die Nachkommenden wegzuweisen, andere blieben stehen, manche wollten weggehen, andere aber riefen: „Vorwärts! Vorwärts!“ Es war ein Hin- und Herwogen, ein Stehenbleiben, eine Unschlüssigkeit, ein verwirrtes Gesumme von Zänkereien und Beratungen. Da erschallte mitten aus der Menge heraus eine Stimme: „Hier ganz nahe ist das Haus des Proviantverwalters! Laßt uns hingehen, um uns Gerechtigkeit zu verschaffen und zu plündern.“ Man schien allgemein weit eher einer getroffenen Verabredung sich zu erinnern, als einen plötzlichen Vorschlag zu hören. „Zum Proviantverwalter! Zum Proviantverwalter!“ war der einstimmige Ruf. Die Masse bewegte sich insgesamt nach der Straße hin, wo das Haus stand, das in einem so gefährlichen Augenblicke genannt wurde.

Dreizehntes Kapitel.

Der arme Proviantverwalter verdaute eben mißmutig sein mit Unlust und ohne frisches Brot eingenommenes Mittagsmahl, in ängstlicher Erwartung, wie wohl das Gewitter enden möchte. Er war weit entfernt, zu befürchten, daß dieses sich so schrecklich über ihm selbst entladen würde.

Ein Adeliger rannte vor dem Volke her, um ihn von dem zu benachrichtigen, was ihm bevorstand. Die Diener, welche von dem Lärm schon an die Hausthüre gelockt worden waren, blickten erschreckt längs der Straße nach der Richtung hin, von wo das Getöse sich näherte. Während ihnen die Warnung mitgeteilt wird, sehen sie schon die Vorhut erscheinen. In stürmischer Eile wird's dem Hausherrn hinterbracht. Während er noch an Flucht und Hilfe denkt, kommt schon ein anderer und sagt, daß es nicht mehr Zeit dazu sei. Kaum können die Bedienten die Thüre noch schließen. Sie legen Stangen und Riegel vor, schließen die Fensterladen, wie wenn man ein schwarzes Ungewitter heranziehen sieht und von Augenblick zu Augenblick des Hagels gewärtig sein muß. Das stets zunehmende Gebrüll, das wie Donnerrollen vom Himmel herab zu kommen scheint, schallt in dem leeren Hofraume, daß jeder Winkel des Hauses davon wiederhallt, und unter dem anhaltenden, wirren Getöse vernimmt man schwere, schnell aufeinander folgende Stöße gegen die Thüre.

„Den Proviantverwalter heraus! Den Tyrannen! Den Aushungerer! Ihn wollen wir haben; lebendig oder tot!"

Der Ärmste rannte todblaß, atemlos, händeringend von Zimmer zu Zimmer, befahl Gott seine Seele und beschwor seine Diener, fest auszuharren und ihm zur

Flucht zu verhelfen. Aber wie und wohin? Er stieg auf den Speicher, schaute durch eine Öffnung auf die Straße herab und sah sie von Wütenden gestopft voll. Er hörte die Stimmen, die seinen Tod forderten, und fassungsloser als erst ging er herab und suchte das sicherste, abgelegenste Versteck aus. Da kauerte er sich nieder und horchte gespannt, ob das schreckliche Geschrei nicht schwächer werde, ob der Lärm sich nicht ein wenig lege. Da er aber statt dessen das Gebrüll wilder und lauter werden, die Schläge sich verdoppeln hörte, so wurde er von neuem Schrecken ergriffen und hielt sich schnell die Ohren zu. Dann biß er, wie außer sich, die Zähne aufeinander, verzog das Gesicht, streckte die Arme aus und stemmte die Füße gegen die Thüre, als wenn er sie halten wollte . . . Im übrigen kann man nicht genau wissen, was er that, weil niemand dabei war, und die Geschichte aufs bloße Erraten angewiesen ist. Ein Glück, daß sie daran schon gewöhnt ist!

Diesesmal befand sich Renzo mitten im Tumulte, und zwar wurde er nicht unwillkürlich durch das Gedränge hineingerissen, sondern er hatte sich mit Vorbedacht hineingestürzt. Als er von Blutvergießen hörte, fühlte er das seine in den Adern erstarren. Was das Plündern betrifft, so hätte er nicht zu sagen gewußt, ob es in diesem Falle wohl oder übel gethan sei. Aber der Gedanke an Mord erweckte in ihm einen plötzlichen, aufrichtigen Abscheu. Zwar war er, infolge jener bedauernswerten Leichtgläubigkeit leidenschaftlicher Gemüter, durch die leidenschaftliche Beteuerung der Menge vollkommen überzeugt, daß der Proviantverwalter die hauptsächlichste Ursache der Hungersnot, ein Feind der Armen sei. Dennoch hatte er, da er bei der ersten Regung des Volkes zufällig ein Wort vernommen, man wolle alles mögliche thun, um ihn zu retten, sogleich sich vorgenommen, auch seinerseits

hierzu mitzuwirken. In dieser Absicht hatte er sich beinahe bis zur Thüre vorgedrängt, die auf hunderterlei Weise bearbeitet wurde. Einer hämmerte mit Wackersteinen auf die Nägel des Schlosses ein, um es los zu kriegen, andere gingen mit Pfählen, Meißeln und Hämmern regelmäßiger zu Werk, noch andere lösten mit Steinen, Messern, Nägeln, Prügeln, sogar mit den Fingernägeln, da sie nichts anderes hatten, die Tünche ab, und versuchten die Mauern zu zertrümmern und die Ziegelsteine herauszunehmen, um eine Bresche zu öffnen. Jene, die nicht mithelfen konnten, munterten die anderen durch Schreien auf. Zu gleicher Zeit aber behinderten sie auch mit ihrem Drängen die durch den ungeordneten Eifer der Arbeiter ohnedies schon erschwerte Arbeit noch mehr. So tritt, Gott sei Dank, auch beim Bösen der beim Guten nur allzu häufige Fall ein, daß die hitzigsten Eiferer ein Hindernis werden.

Die Mitglieder des Rates, welchen gleich Mitteilung gemacht war, schickten unverweilt nach dem Kastell di Porta Giovo, um von den Kommandanten Hilfe zu begehren. Er sandte ein Fähnlein Soldaten. Aber bis die Nachricht an Ort und Stelle gelangte, der Befehl erteilt war, die Mannschaft beisammen war und sich in Marsch gesetzt hatte, verging so viele Zeit, daß sie erst auf dem Platze erschien, als das Haus schon ganz umlagert war. Sie machte in ziemlicher Entfernung da Halt, wo das Gedränge aufhörte. Der kommandierende Offizier wußte nicht, wie er die Sache angreifen sollte. Um ihn herum war nur gaffendes Gesindel jeglichen Alters und Geschlechtes. Auf den Befehl, auseinander zu gehen und Platz zu machen, folgte ein dumpfes, langes Gemurmel, und niemand rührte sich von der Stelle. Auf einen solchen Haufen einhauen zu lassen, schien dem Offizier nicht nur grausam, sondern auch äußerst gefährlich, indem er dadurch die minder Gefährlichen vor den Kopf zu stoßen, die

Gewaltthätigeren aber zu erbittern fürchtete. Außerdem hatte er keine Instruktion. Sich einen Weg durch die Massen zu bahnen, sie nach rechts und links auseinander zu werfen und vorwärts zu bringen, um die Angreifer anzugreifen, wäre vielleicht das beste gewesen. Es fragte sich aber, ob es auch gelingen würde. Wer wußte, ob die Soldaten auch in geschlossener Ordnung hätten vorrücken können? Wie, wenn sie, statt die Masse zu durchbrechen, sich unter derselben zerteilt und einem Pöbel preisgegeben gesehen hätten, der zuvor von ihnen gereizt worden war? Die Unentschlossenheit des Offiziers und das müßige Zusehen der Soldaten hatte mehr oder weniger einen Anschein von Furcht. Die Leute, die in ihrer Nähe standen, begnügten sich damit, sie mit einer Miene anzugaffen, die zu sagen schien: Das ist zum Lachen. Die entfernteren neckten sie mit Grimassen und höhnischem Geschrei. Weiter vorn wußte man gar nicht, daß sie da seien, kümmerte sich auch gar nicht darum. Die Zerstörer fuhren fort, die Mauer durchzubrechen, ohne einen anderen Gedanken, als den, bald damit fertig zu werden. Die Zuschauer aber fuhren fort, sie mit Zurufen aufzumuntern.

Unter letzteren zeichnete sich ein abgelebter Greis, ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, besonders aus. Er sperrte seine tiefliegenden, glühenden Augen weit auf, verzog seine runzliche Larve zu einem Schmunzeln teuflischen Wohlgefallens, hob die Hände über den Kopf, der nicht mit Ehren grau geworden war, und schwang einen Hammer, einen Strick und vier große Nägel in der Luft, womit er den Proviantverwalter an einen Pfosten seiner eigenen Hausthüre aufknüpfen zu wollen erklärte, wenn er erst umgebracht sein würde.

„O pfui! Welche Schmach!“ platzte der über diese Worte entsetzte Renzo heraus, ermutigt durch den Anblick so vieler Gesichter, die ihm teils Beifall zunickten, teils

aber, wenn gleich stumm, denselben Abscheu ausdrückten, von dem er selbst ergriffen war.

„O, Schande! Wollen wir dem Henker ins Handwerk greifen? Einen Christenmenschen umbringen! Wie wollt ihr, daß Gott uns Brot beschere, wenn wir solche Grausamkeiten begehen? Blitze wird er uns senden, aber kein Brot!“

„Seht doch den Hund! Den Vaterlandsverräter!“ schrie einer, welcher unter dem wirren Getöse die wohlmeinenden Worte hatte hören können, indem er sich mit einer Miene gleich jener eines Besessenen umwandte. „Warte nur, warte nur! Hier ein Diener des Proviantverwalters, der sich als Bauer verkleidet hat, ein Spion! Drauf, drauf!“ Hundert Stimmen riefen ringsum: „Was giebt's? Wer ist's? Wo ist er? Ein Bedienter des Proviantverwalters! Ein Spion! Der Proviantverwalter als Bauer verkleidet! Er will entwischen! Wo ist er? Wo ist er? Drauf, drauf!“

Renzo verstummt, wird kleinlaut und möchte sich drücken. Einige seiner Nachbarn nehmen ihn in ihre Mitte und versuchen mit lautem Geschrei die feindlichen, mordsüchtigen Stimmen zu übertönen. Was ihm aber mehr als alles zu statten kam, war ein Ruf: „Platz da, Platz da! Platz! Hier kommt Hilfe! Heda, macht Platz!“

Was war's? Eine lange Sprossenleiter, welche einige herbeitrugen, um durch ein Fenster einzusteigen. Zum guten Glück aber war dieses Mittel, welches die Sache leicht gemacht hätte, selbst nicht leicht ins Werk zu setzen. Die Träger, am einen und anderen Ende und diesseits und jenseits der Leiter von dem Gedränge gedrückt und gestoßen, schwankten hin und her. Einer, der den Kopf zwischen den Sprossen und die Stangen auf den Schultern hatte, brüllte wie unter einem geschüttelten Joche erdrückt,

ein anderer wurde durch einen Stoß seiner Last ledig. Die losgelassene Leiter traf verschiedene Schultern, Arme, Rippen. Andere heben die entfallene Last wieder auf, stellen sich darunter, nehmen sie auf die Schultern und rufen: „Mut! Vorwärts!“ Die verhängnisvolle Leiter bewegt sich schwankend voran. Sie kam eben zur rechten Zeit, um Renzos Feinde abzulenken und in Unordnung zu bringen. Er benutzte die Verwirrung und entfernte sich anfangs geduckt, dann mit den Ellbogen arbeitend, von diesem Orte, wo die Luft ihm nicht mehr rein schien, in der Absicht, sich so schnell als möglich aus dem Getümmel fortzumachen und den Pater Bonaventura aufzusuchen oder zu erwarten.

Plötzlich entsteht an dem einen Ende eine außerordentliche Bewegung. Sie pflanzt sich in der Menschenmasse fort, ein Gerücht verbreitet sich und geht von Mund zu Mund: „Ferrer! Ferrer!“ Staunen, Freude, Wut, Zuneigung und Widerwille geben sich überall kund, wohin der Name dringt. Einer ruft ihn laut, ein anderer will ihn überschreien, der eine bejaht, der andere verneint, dieser segnet, jener flucht.

„Ferrer ist da! — Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr. — Ja, ja, Ferrer, der uns wohlfeiles Brot gegeben, er lebe hoch! — Nein, nein! — Er ist hier, hier im Wagen. — Was liegt daran? Wie kommt der daher? Wir brauchen niemand! — Ferrer, Ferrer hoch! Hoch der Freund der armen Leute! Er kommt, um den Proviantverwalter ins Gefängnis setzen zu lassen. — Nein, nein, wir wollen uns selbst Recht verschaffen! Zurück! Zurück! — Ja, ja, Ferrer! Ferrer soll nur kommen! Ins Loch mit dem Proviantverwalter!“

Alle stehen auf den Zehen und wenden sich nach der Seite hin, von welcher die unerwartete Ankunft verkündigt wird. Da aber alle sich auf den Zehen erheben,

so sehen sie weder mehr noch weniger, als wenn sie mit dem platten Fuß auf dem Boden geblieben wären. Dennoch bleiben sie auf den Zehen stehen.

Wirklich war am äußersten Ende der Menschenmasse, und zwar auf der den Soldaten gerade gegenüber liegenden Seite in einer Kutsche der Großkanzler Antonio Ferrer angekommen, der wahrscheinlich von dem Bewußtsein getrieben, daß er durch seine Mißgriffe und seinen Eigensinn die Ursache oder wenigstens die Mitveranlassung des Aufruhrs gewesen, nun kam, um zu versuchen, die Menge zu beschwichtigen oder wenigstens die schlimmsten Folgen abzuwenden. Er kam, um eine schlechterworbene Volksgunst gut anzuwenden.

Bei Volksaufläufen giebt es immer eine Anzahl von Menschen, die in der Hitze der Leidenschaft, aus Schwärmerei, aus verbrecherischer Absicht, oder aus einer unseligen Vorliebe für den Umsturz alles aufwenden, um die Dinge aufs äußerste zu treiben. Sie geben oder befördern die grausamsten Ratschläge, sie fachen das Feuer wieder an, so oft es anfängt, zu erlöschen. Ihnen geschieht nie genug, sie möchten beileibe nicht, daß der Aufruhr Ziel oder Maß habe. Aber als Gegengewicht giebt es doch auch andere, welche mit gleichem Nachdruck sich bemühen, die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen, manche aus Freundschaft oder Vorliebe für die bedrohten Personen, andere ohne irgend einen anderen Antrieb, als den eines gerechten oder natürlichen Abscheues vor Blut und Grausamkeiten. Unter den diesen entgegengesetzten Parteien Angehörigen schafft die Gleichförmigkeit des Willens oft eine augenblickliche Übereinstimmung im Handeln, selbst ohne vorherige Verabredung. Was die Masse, gleichsam das Mittel zum Aufruhr, bildet, ist ein zufälliges Gemisch von Leuten, die bis zu einem gewissen Grade mehr oder weniger zu dem einen oder anderen Extrem hinneigen.

Sie sind leidenschaftlich, listig, einer gewissen Gerechtigkeit, wie sie sie verstehen, zugethan, begierig, einmal etwas Außergewöhnliches zu sehen, bald zur Grausamkeit, bald zum Mitleid, zur Verfluchung wie zur Huldigung geneigt, je nachdem die Veranlassung sich bietet, dem einen oder anderen dieser Gefühle Nahrung zu geben. Sie verlangen jeden Augenblick etwas Auffallendes zu hören und zu glauben, sie haben das Bedürfnis zu lärmen, jemanden Beifall zuzurufen oder hinter ihm herzubrüllen. Vivat oder Pereat sind dann ihre Lieblingsrufe; und wenn es einem gelungen ist, sie zu überzeugen, daß jemand nicht verdiene, geschmäht zu werden, so braucht es nur einiger Worte, um ihnen aufzuschwatzen, daß derselbe gerade würdig sei, im Triumph getragen zu werden. Sie sind Schauspieler, Zuschauer, Werkzeuge, Hindernisse, je nach dem Winde, selbst zum Schweigen bereit, wenn sie kein Geschrei mehr hören, um es zu wiederholen, bereit, das Schreien aufzugeben, wenn kein Aufhetzer mehr da ist, auseinanderzugehen, wenn sie eine übereinstimmende Aufforderung seitens einer größeren Anzahl hören, und nach Hause zu gehen mit der Frage: Was ist's gewesen? Da nun diese Masse, der die größere Gewalt innewohnt, diese geben kann, wem sie will, so wendet jede der beiden thätigen Parteien alles auf, um jene Gewalt in die Hände zu bekommen. Es sind gleichsam zwei feindliche Seelen, die darum streiten, welche von beiden in diesen Riesenleib einziehen und ihn in Bewegung setzen dürfe. Es gilt, die geeignetsten Gerüchte zu verbreiten, um die Leidenschaften aufzustacheln und die Bewegung zu Gunsten dieses oder jenes Zweckes zu lenken; es gilt, zur gelegenen Zeit die besten Neuigkeiten zu erfinden, welche die Wut entweder entflammen oder besänftigen, die Hoffnung oder die Furcht wieder erwecken sollen. Es gilt, die Parole zu finden, die, von den meisten und am lautesten wiederholt,

das Votum der Mehrzahl für die eine oder die andere Partei ausdrücken, bezeugen und zugleich schaffen soll.

Diese längere Reflexion haben wir angestellt, um es erklärlich zu machen, daß in dem Kampfe zwischen den beiden Parteien, die sich um den Beifall der vor dem Hause des Proviantverwalters zusammengerotteten Menge stritten, die Erscheinung des Antonio Ferrer der gutgesinnten Partei, die offenbar in der Minderheit war, beinahe plötzlich das Übergewicht verschaffte. Wäre dieser Umstand nur ein wenig später eingetroffen, so hätte sie weder Kraft noch Untergrund mehr gehabt, den Kampf fortzusetzen. Der Mann war durch seinen Brottarif, der den Käufern so günstig war, und durch seinen eigensinnigen Widerstand, der allen Vernunftgründen Trotz bot, beim Volke beliebt geworden. Die ihm bereits zugewandten Gemüter wurden durch das vertrauensvolle Auftreten des Greises noch mehr für ihn eingenommen, da er ohne Wache, ohne Gefolge es wagte, einer gereizten stürmischen Menge entgegenzutreten. Dabei brachte aber das Gerücht, daß er komme, um den Proviantverwalter ins Gefängnis abzuführen, einen außerordentlichen Eindruck hervor. So wurde die Wut, die sich, wäre man ihr mit rauher Strenge begegnet, und hätte man ihr nicht ein Zugeständnis gemacht, auf die allerschlimmste Weise entladen hätte, nun durch das angebliche Versprechen einer Genugthuung, durch einen hingeworfenen Knochen, ein wenig beschwichtigt, und die entgegengesetzten Gefühle, die in einem großen Teil der Gemüter aufstiegen, konnten sich geltend machen.

Die Friedenspartei faßte Mut und unterstützte den Großkanzler nach Kräften. Die ihm zunächst Stehenden feuerten durch wiederholte Beifallsbezeigungen zu gleichen Kundgebungen an und suchten die Leute zurückzudrängen, um der Kutsche den Durchgang zu öffnen. Andere riefen

Vivat, wiederholten seine Worte oder solche, die sie für die besten hielten, die er hätte sagen können, besorgten deren Weiterverbreitung, fielen den beharrlichen Wühlern in die Rede und lenkten die neue Leidenschaft der wetterwendischen Menge gegen diese selbst. „Wer will nicht leiden, daß man rufe: Ferrer lebe hoch? Wie? Du willst nicht haben, daß das Brot wohlfeil werde? Schurken sind es, die eine unchristliche Gerechtigkeit verlangen; sie sind's gerade, die am meisten spektakeln, um dem Proviantverwalter durchzuhelfen! Ins Gefängnis mit dem Proviantverwalter! Vivat, Ferrer! Platz für Ferrer!" Die Zahl der Leute, welche so sprachen, nahm immer mehr zu, und in demselben Verhältnis legte sich der Übermut der Gegenpartei, so daß die ersteren vom Reden zur That übergingen, den Verwüstern auf die Finger klopften, sie wegjagten und ihnen sogar die Werkzeuge aus den Händen rissen. Diese wüteten, drohten und suchten die Oberhand wieder zu gewinnen, aber die Sache der Blutdürstigen war verloren, die Parole war: „Gefängnis, Gerechtigkeit, Ferrer!" Nach kurzem Widerstand mußten die Stürmer den Platz räumen, und die anderen bemächtigten sich der Thüre, um sie gegen neue Angriffe zu verteidigen und für Ferrer den Zugang frei zu machen. Verschiedene riefen denen im Hause durch die bereits entstandenen Breschen zu, es sei Hilfe im Anzug, sie sollten machen, daß der Proviantverwalter sich stelle, um sogleich . . . ins Gefängnis zu wandern. „Habt ihr's verstanden?"

„Ist das derselbe Ferrer, welcher die Verordnungen machen hilft?" fragte unser Renzo, der sich des Vidit Ferrer erinnerte, das ihm der Doktor in die Ohren geschrieen, der ihn dabei auf das am Schluß einer Verordnung stehende Vidit hingewiesen hatte.

„Jawohl, der Großkanzler," erhielt er zur Antwort.

„Ist er ein braver Mann?"

„Gewiß, wenn der ein braver Mann ist, der das Brot wohlfeil gemacht hat. Aber die anderen haben nicht gewollt, und nun kommt er und nimmt den Proviantverwalter ins Gefängnis, weil er nicht nach Recht und Billigkeit gehandelt hat."

Ich brauche nicht zu sagen, daß Renzo nun gleich Ferrers Partei ergriff. Er wollte geradenwegs auf ihn los, was indes nicht so leicht war. Mit den Stößen und Püffen, die eines Bergbewohners würdig waren, gelang es ihm, endlich sich durchzudrücken und in die erste Reihe dicht an der Kutsche vorzudringen.

Diese war in dem Gedränge ganz eingekeilt. Eine Zeitlang mußte sie wegen des Getümmels ganz stehen bleiben. Der alte Ferrer schaute nun bald aus dem einen, bald aus dem anderen Wagenfenster mit einer ganz huldreich lächelnden Miene, wie er sie immer in Bereitschaft hatte, wenn er sich in der Nähe Philipps IV. befand. Er war nun genötigt, dieses Gesicht zugleich mit dem Ausdruck der Herablassung auch bei dieser Gelegenheit zum besten zu geben. Er sprach auch, aber der Lärm und das Durcheinander von Stimmen, selbst die Vivats, die man ihm brachte, ließen von seinen Reden nur wenig verstehen, und dies verstanden nur wenige. Er half sich daher mit Gebärden, indem er bald die Fingerspitzen an die Lippen legte, um einen Kußfinger zum Fenster hinauszuwerfen, den dann die Hände zur Dankesbezeigung für das geneigte Wohlwollen nach rechts und nach links freigebig austeilten, bald die Hände zum Wagenfenster hinausstreckte und hin- und herbewegte, um zu ersuchen, daß man ihm Platz mache, dann sie höflich senkte, um sich Stillschweigen auszubitten. Als es ein wenig still geworden war, hörten die Nächsten seine Worte und wiederholten sie: „Brot in Überfluß! Ich komme, euch Gerechtigkeit zu verschaffen; macht aber gefälligst ein wenig Platz!"

Überwältigt und gleichsam erstickt von dem ungeheueren Lärm, von dem Anblick so vieler aneinandergepreßten Gesichter, so vieler ihn anklotzenden Augen zog er sich ein wenig zurück, blies die Backen auf, holte tief Atem und sagte bei sich in spanischer Sprache: „Por mi vida, que de gente."

„Vivat, Ferrer! Fürchtet Euch nicht! Ihr seid ein Ehrenmann! Brot, Brot!"

„Ja, Brot, Brot," antwortete Ferrer; „wohlfeile Zeit; ich verspreche es euch," und legte dabei die Hand auf die Brust.

„Macht doch ein wenig Platz!" fügte er bei. „Ich komme, um ihn ins Gefängnis abzuführen, um ihm die wohlverdiente Strafe aufzulegen," aber er setzte leise hinzu, „wenn er schuldig ist." Dann neigte er sich zum Kutscher und sagte ihm gleichfalls spanisch: „Peter, fahr' zu, wenn Du kannst."

Der Kutscher lächelte gleichfalls der Menge mit einer gnädigen Miene zu, als wäre er ein hoher Herr, und bewegte dann mit unbeschreiblicher Anmut seine Peitsche sachte nach rechts und nach links, um die lästigen Nachbarn zu ersuchen, sich ein wenig zu drücken und zurückzuziehen. „Seid doch so gefällig, meine Herren," sagte er, „mir ein wenig Platz zu machen, ein klein wenig, nur so weit, daß ich durchkommen kann."

Inzwischen bemühten sich die eifrigeren Gutgesinnten, eine Gasse zu bilden. Einige gingen vor den Pferden her und trieben die Leute mit guten Worten, mit gewissen sanften Stößen auf Brust und Schultern aus dem Weg: „Dahin, weg da, ein wenig Platz, ihr Herren!" Andere thaten dasselbe zu beiden Seiten der Kutsche, damit sie durchkommen konnte, ohne Füße oder Gesichter zu verletzen, was nicht nur die Schädigung der betreffenden Personen, sondern auch den Verlust der

Popularität des Antonio Ferrer zur Folge hätte haben können.

Nachdem Renzo einige Zeit mit Wohlgefallen den würdevollen Greis betrachtet hatte, den die Angst ein wenig verstört, die Ermattung gebeugt, der Eifer aber belebt, die Hoffnung, einen Menschen der Todesgefahr zu entreißen, verschönert hatte, gab er jeden Gedanken auf, fortzugehen, und beschloß, Ferrer beizustehen und ihn nicht zu verlassen, bis er seine Absicht durchgesetzt haben würde. Gedacht, gethan! Er half den anderen, Platz zu machen, und war dabei keiner der hintersten. Die Gasse öffnete sich. „Fahrt nur zu," sagte mehr als einer zum Kutscher, indem er zur Seite trat, um ihn vorwärtsfahren zu lassen. „Vorwärts mit Bedacht!" sagte auch der Herr, und die Kutsche setzte sich in Bewegung. Außer den Begrüßungen, die Ferrer dem Publikum in Hülle und Fülle zuwarf, spendete er mit einem Lächeln des Einverständnisses noch ganz besondere Dankesbezeigungen an jene, die er für ihn sich bemühen sah, und von diesen lächelnden Beifallswinken bekam mehr als einen auch Renzo, der sie wahrlich auch verdiente und dem Großkanzler an jenem Tage bessere Dienste leistete, als der tüchtigste seiner Geheimschreiber vermocht hätte. Dem jungen, über diese Freundlichkeit ganz entzückten Bergbewohner kam es fast vor, als wenn er mit Antonio Ferrer einen Freundschaftsbund schließen solle.

Die einmal in Gang gebrachte Kutsche fuhr nun mehr oder weniger sachte voran, aber nicht ohne wieder mehrmals Halt zu machen. Der Weg war vielleicht nicht weiter als ein Büchsenschuß, aber bezüglich der dazu verwendeten Zeit konnte die Fahrt für eine kleine Reise gelten, auch für den, der nicht so große Eile hatte wie Ferrer. Das Volk bewegte sich vorwärts und rückwärts, rechts und links vom Wagen, wie die Wellen um ein

Schiff, das inmitten eines gewaltigen Sturmes dahin segelt. Durchdringender, mißtönender und betäubender aber als das des Sturmes war dies Getöse. Ferrer, der bald auf diese, bald auf jene Seite schaute und sich drehte und wandte und dabei gestikulierte, horchte hinaus und suchte etwas zu verstehen, um seine Antworten nach Bedürfnis einzurichten. Er hätte gern mit der Schar seiner Freunde sich ein wenig besprochen. Aber die Sache war schwer, die schwerste vielleicht, die ihm in so vielen Jahren seines Großkanzleramtes mochte vorgekommen sein. Zuweilen erhaschte er ein Wort, einen Satz, der von irgend einer Gruppe im Vorüberfahren geäußert wurde, wie etwa der stärkere Knall einer Rakete unter dem Krachen eines Feuerwerkes sich hörbar macht. Er suchte nun, das Geschrei auf entsprechende Weise zu beantworten, und sprach aufs Geratewohl Worte, von welchen er wußte, daß man sie gerne höre, oder die irgend eine augenblickliche Notwendigkeit zu erheischen schien. Er sprach übrigens auf dem ganzen Wege fortwährend: „Ja, ihr Herren, Brot, wohlfeile Zeit! Ich lass' ihn ins Gefängnis bringen, er soll gestraft werden . . . wenn er schuldig ist," setzte er auf spanisch hinzu. „Ja, ja, ich werd's befehlen, das Brot soll wohlfeil werden . . . das heißt: unser Herr der König will nicht, daß diese seine allergetreuesten Unterthanen Hunger leiden sollen. Thut nichts Unrechtes, ihr Herren! Wohlfeile Zeit, gute Zeit! Seid so gut, ein wenig Platz! Brot! Brot! Ins Gefängnis, ins Gefängnis! Was denn?" fragte er dann einen, der sich mit halbem Leibe ins Kutschenfenster hineingeworfen hatte, um irgend einen Rat, eine Bitte oder ein Kompliment zuzubrüllen; aber dieser wurde, ohne auch nur das „Was?" gehört zu haben, von einem zurückgerissen, der ihn in Gefahr sah, gerädert zu werden. Unter solchen Stößen und Gegenstößen, unaufhörlichem Freudengeschrei, aber

auch unter lauten Äußerungen des Mißfallens, die sich da und dort hören ließen, aber alsbald unterdrückt wurden, gelangte endlich Ferrer hauptsächlich durch die Bemühungen seiner Anhänger bis vor das bedrohte Haus.

Diese waren schon am Platze mit denselben guten Absichten und bemühten sich, von neuem Platz zu machen. Sie baten, ermahnten, drohten, stießen, trieben und verdoppelten ihren Eifer, und durch die Auffrischung ihrer Kräfte, die durch den Anblick des nahen Zieles bewirkt wurde, gelang es ihnen endlich, das Gedränge zu durchbrechen und die beiden Kolonnen auseinander zu halten, so daß zwischen der Thüre und der Kutsche ein kleiner leerer Raum entstand. Renzo, der bald den Vorreiter, bald den Schirmvogt machte, war mit der Kutsche angekommen und konnte sich in einer der beiden Reihen von Ruhiggesinnten aufstellen, die der Kutsche zu gleicher Zeit zum Schutz und als Damm gegen die von beiden Seiten andringenden Volkswogen dienten. Indem er mitwirkte, eine derselben mit seinen vierschrötigen Schultern zurückzuhalten, befand er sich auch in einer schönen Stellung, um alles mit anzusehen.

Ferrer holte tief Atem, als er den Platz geräumt und die Thüre noch geschlossen, d. h. nicht aufgesprengt sah. Die Angeln waren beinahe aus den Pfosten gerissen, die zersplitterten, zerstoßenen, aus den Fugen gerissenen Thürflügel ließen in der Mitte durch ein weites Loch hindurch ein Stück von einer quer vorgelegten schon gebogenen und beinahe abgeschlagenen Eisenstange wahrnehmen, durch die sie noch mit knapper Not zusammengehalten wurden. Einer stellte sich vor die Öffnung und schrie hinein, sie sollten aufschließen, ein anderer öffnete den Kutschenschlag. Der Greis streckte den Kopf heraus, stieg aus und stellte sich auf den Kutschentritt.

Die Menge von beiden Seiten stellte sich neugierig

auf die Zehen, tausend Gesichter, tausend Bärte streckten sich in die Höhe. Die Neugierde und die gespannte Aufmerksamkeit bewirkte für einen Augenblick eine tiefe Stille. Ferrer, der sich in diesem Momente auf dem Kutschentritt aufgerichtet hatte, sah im Kreise umher, grüßte mit einer Verbeugung die Menge wie von einer Bühne herab und rief, indem er die Hand aufs Herz legte: „Brot und Gerechtigkeit!“ worauf er in seiner Amtstracht aufrecht und unerschrocken unter einem Jubelgeschrei herabstieg, das bis zu den Wolken drang.

Inzwischen war von innen geöffnet worden, indem sie die Eisenstange samt den schon halb losgeschlagenen Riegeln wegzogen und gerade so weit aufmachten, daß der so sehr ersehnte Gast durchschlüpfen konnte. „Schnell, schnell,“ sagte er, „macht ordentlich auf, daß ich durchkommen kann! Und ihr, meine Freunde, haltet das Volk brav ab, laßt sie mir nicht auf den Hals kommen . . . um Gottes willen nicht! Haltet nur ein Weilchen noch den Platz frei . . . Heda! heda! meine Herren, einen Augenblick,“ sagte er dann zu denen von innen, „sachte da mit dem Flügel, laßt mich erst hinein! Ach, meine Rippen, ich empfehle euch meine Rippen. Nun macht zu! Nein, halt, meine Uniform, meine Uniform!“ Sie würde in der That zwischen die Thorflügel eingeklemmt worden sein, wenn nicht Ferrer mit vieler Gewandtheit die Schleppe an sich gezogen hätte, welche verschwand wie der Schwanz einer Schwalbe, die sich vor Furcht in ihr Loch verkriecht.

Nachdem die Thorflügel wieder geschlossen waren, wurden sie auch so gut wie möglich wieder verrammelt. Außen arbeiteten die, so sich zu Ferrers Leibwächtern aufgeworfen hatten, mit Schultern, Armen und Geschrei, um den Platz frei zu halten, und wünschten von Herzen, daß Ferrer sich beeile.

„Geschwind, geschwind!“ sagte auch wirklich Ferrer

in der Halle zu den Bedienten, die sich ängstlich um ihn her gedrängt hatten und ausriefen: „Ah, gnädiger Herr! Oh, gnädiger Herr! Uh, gnädiger Herr!"

„Geschwind, geschwind!" wiederholte Ferrer. „Wo ist denn der unglückselige Mann?"

Der Proviantverwalter kam käseweiß die Treppe herab, von Bedienten halb geschleppt und halb getragen. Als er seinen Helfer sah, holte er tief Atem, der Puls fing wieder an zu schlagen, es kam wieder ein wenig Leben in die Beine, ein wenig Farbe auf die Wangen. Er ging, so gut er konnte, auf Ferrer zu und sagte: „Ich bin in Gottes und Euerer Gnaden Händen. Aber wie da herauskommen? Ringsum Volk, das mich umbringen will."

„Venga usted con migo und faßt Mut! Da draußen steht meine Kutsche, geschwind, geschwind!" Er nahm ihn an der Hand und führte ihn zur Thüre, indem er ihm fortwährend Mut einsprach; aber dabei sagte er zu sich: „Qui está el busilis, Dios nos valga!"

Die Thüre thut sich auf, Ferrer geht zuerst hinaus, der andere hinterdrein, zusammengekrümmt, an dem rettenden Staatskleide sich haltend und anklammernd, wie ein Kind am Rocke der Mutter. Die Leute, die den Platz frei gehalten hatten, bildeten nun durch Hände- und Hutaufheben einen Schleier, eine Wolke, um den Proviantverwalter der Gefahr zu entziehen, vom Volke gesehen zu werden. Dieser steigt zuerst ein und drückt sich in eine Ecke. Ferrer steigt nach ihm ein, der Kutschenschlag wird zugeworfen. Die Menge sieht halb, errät, was geschehen ist, und erhebt ein Geschrei des Beifalls und der Verwünschung.

Die Strecke, die man zurückzulegen hatte, konnte als sehr schwierig und gefährlich erscheinen. Aber die allgemeine Ansicht war, daß der Proviantverwalter ins Gefängnis gesetzt werden sollte, auch hatten die Leute, die

Ferrer bei seiner Ankunft Platz gemacht hatten, sich so sehr bemüht, mitten durch die Menge hindurch die Fahrbahn offen zu halten, daß der Wagen diesmal viel schneller und ohne Aufenthalt zurückfahren konnte. Aber wie derselbe vorwärts fuhr, fielen die zwei auseinander gefallenen Volkswogen wieder zusammen und schlossen sich hinter dem Wagen. Kaum hatte Ferrer Platz genommen, als er sich zu dem Proviantverwalter neigte, um ihn zu warnen, er möge sich doch ja um Gottes willen ganz in die Ecke drücken. Natürlich war diese Warnung überflüssig. Er dagegen mußte sich sehen lassen, um die ganze Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch zu nehmen und auf sich zu ziehen. Während der ganzen Fahrt, wie auch das erste Mal, hielt er Anreden an die wechselnde Zuhörerschaft, die unterbrochensten der Zeit und die mißverstandensten dem Sinne nach, die jemals gehalten worden sind; dazwischen hinein unterbrach er sich selbst, indem er seinem niedergeduckten Reisegefährten von Zeit zu Zeit spanische Phrasen in die Ohren flüsterte. „Ja, ihr Herren, Brot und Gerechtigkeit! Er kommt unter meiner Aufsicht ins Gefängnis im Kastell. Dank, Dank, tausend Dank. Nein, nein, er soll uns nicht entwischen! Es ist nur zu billig. Man wird untersuchen, es wird sich schon finden! Auch ich meine es gut mit euch, meine Herren. Eine strenge Bestrafung! Einen billigen Preis, einen mäßigen Preis und den Aushungerern ihre Strafe! Geht doch ein wenig beiseite, wenn ich bitten darf. Jawohl, jawohl, ich bin ein ehrlicher Mann, ein Freund des Volkes! Er soll gezüchtigt werden, es ist wahr, er ist ein Schurke, ein Verbrecher. Perdone, usted. Es soll ihm schlimm ergehen, er soll's kriegen . . . Ja, ja, wir werden die Bäcker schon mores lehren. Es leben der König und die guten Mailänder, seine allergetreuesten Unterthanen!"

Als sie bereits aus dem größten Gedränge heraus und nahe daran waren, gänzlich ins Freie zu kommen, wo Ferrer seinen Lungen ein wenig Ruhe gönnen konnte, bemerkte er das Kommando spanischer Soldaten, das so gute Dienste geleistet hatte. Schließlich waren sie jedoch nicht ganz nutzlos; denn sie hatten, unterstützt und angeleitet von einigen Bürgern, dazu beigetragen, einige friedliche Leute fortzuweisen und am Ende des Gedränges den Durchgang offen zu halten. Beim Anfahren der Kutsche machten sie Front und präsentierten vor dem Großkanzler, der hier gleichfalls nach rechts und links grüßte. Dem Offizier, der ihm die Honneurs machte, sagte er, seine Worte mit Handwinken begleitend: „Beso a usted las manos," Worte, die der Offizier für das nahm, was sie eigentlich heißen sollten, nämlich: Ihr habt mir treffliche Dienste geleistet. Als Antwort salutierte dieser nochmals und zuckte die Achseln. Es war dies wirklich ein Fall, in dem man sagen konnte: Cedant arma togae; aber Ferrer hatte in diesem Augenblicke keine Citate im Sinn. Übrigens wären auch die Worte rein weggeworfen gewesen, denn der Offizier verstand kein Latein.

Als Pedro zwischen diesen Reihen von Miquelets und den so ehrfurchtsvoll präsentierten Gewehren hindurchfuhr, kehrte ihm der vorige Heldenmut wieder in die Brust zurück. Er erholte sich gänzlich von seiner Bestürzung, erinnerte sich, wer er sei und wen er fahre, und indem er dem Volke, welches hier so dünn umherstand, daß es keiner Umstände bedurfte, sein Heda zurief, ließ er die Pferde wacker austraben und die Richtung nach dem Kastelle einschlagen. „Erhebt Euch, erhebt Euch! Wir sind gerettet!" sagte nun Ferrer zu dem Proviantverwalter, der, durch das Aufhören des Gebrülls, das rasche Dahinrollen der Kutsche und diese Worte ermutigt, sich aufraffte,

streckte und, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, seinem Befreier tausend und abermals tausend Danksagungen herzustammeln anfing. Nachdem dieser ihm wegen der ausgestandenen Angst sein Beileid und zur glücklichen Rettung seine Glückwünsche ausgedrückt hatte, rief er aus, indem er mit der Hand über seine Glatze fuhr: „Was wird dazu Seine Excellenz, die schon wegen des verfluchten Casale, das sich nicht ergeben will, so fuchsteufelswild ist, sagen? Was wird der Graf-Herzog sagen, der schon Verdacht schöpft, wenn ein Blatt mehr Geräusch macht als gewöhnlich? Was wird unser König und Herr sagen, der doch gewiß von einem solchen Krawall etwas erfahren muß? Und wird es dabei sein Bewenden haben? Gott weiß es!"

„Ach, was mich betrifft, so will ich mich nicht mehr mit dieser Sache befassen," sagte der Proviantverwalter. „Ich entsage allem, lege mein Amt in die Hände Euerer Gnaden nieder und will mein Leben als Einsiedler in einer Höhle, auf einem Berge zubringen, möglichst weit weg von diesem Teufelsvolke."

„Wir müssen thun, was für einen Diener Sr. Majestät am schicklichsten ist," erwiderte der Großkanzler mit großem Ernste.

„Se. Majestät können meinen Tod nicht verlangen," versetzte hierauf der Proviantverwalter. „Fort in eine Höhle, in eine Höhle, weit weg von diesen Menschen!"

Was aus diesem seinem Vorhaben geworden, sagt unser Autor nicht, der, nachdem er den armen Mann im Kastell untergebracht hat, seiner ferner nicht mehr erwähnt.

Vierzehntes Kapitel.

Die zurückgebliebene Menge begann sich zu zerstreuen und nach rechts und links, in diese und jene Gasse sich zu verlaufen. Dieser ging nach Hause, um seinen Geschäften wieder obzuliegen, jener entfernte sich, um ein wenig freien Atem zu schöpfen, nachdem er so lange in der Presse gewesen, ein dritter suchte seine Freunde auf, um über die Heldenthaten dieses Tages zu plaudern. In gleicher Weise leerte sich die Straße nach der entgegengesetzten Richtung hin, und die Leute hatten sich schon so weit verlaufen, daß das Fähnlein spanischer Soldaten, ohne Widerstand zu finden, vorrücken und vor dem bedrohten Hause sich aufstellen konnte. Neben diesem stand noch, eng zusammengedrängt der Grundstock des Aufruhrs, ein Haufe von Schuften, die, mit dem dürftigen, resultatlosen Ausgang eines so wohl angelegten Planes unzufrieden, teils murrten, teils fluchten, teils Rat hielten, um zu sehen, ob sich nicht doch noch etwas machen lasse. Und wie um einen Versuch anzustellen, rüttelten und stießen sie an der Thüre herum, welche mittlerweile von neuem so gut als möglich verriegelt worden war. Beim Anmarsch des Fähnleins entfernten sich diese Leute nach der entgegengesetzten Seite hin, indem die einen sogleich, die anderen zögernd und widerwillig den Soldaten das Feld räumten, welche es in Besitz nahmen und zum Schutze des Hauses und der Straße sich aufstellten. Aber alle Straßen der Umgegend waren mit Gruppen angefüllt. Wo zwei oder drei Personen beisammen standen, da gesellten sich bald fünf, zehn, zwanzig andere hinzu. Da ging einer fort, dort setzte sich ein Trupp zusammen in Bewegung. Es war wie das Gewölke, das nach einem

Gewitter noch zurückbleibt und am blauen Himmel umherzieht, so daß man sagt, das Gewitter habe sich noch nicht ganz verzogen. Aber man denke sich die bunte Musterkarte von Gesprächen. Dieser erzählte mit Bombast die einzelnen Vorfälle, die er mit angesehen, jener erzählte, was er selber gethan. Der eine freute sich, daß die Sache so gut abgelaufen sei, lobte Ferrer und prognosticierte für den Proviantkommissär böse, böse Folgen, der andere sagte, indem er in helles Gelächter ausbrach: „Fürchtet nicht, daß es ihm ans Leben gehe, eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.“ Wieder ein anderer brummte ärgerlich, daß die Sache nicht gegangen sei, wie sie hätte gehen sollen, es sei ein Betrug, und eine Thorheit sei's gewesen, so viel Lärm zu machen, um sich hintennach eine solche Nase drehen zu lassen.

Mittlerweile war die Sonne untergegangen und alles nahm nach und nach die gleiche Färbung an. Viele, die den Tag über müde geworden waren und sich beim Sprechen im Dunkeln langweilten, kehrten nach Hause zurück. Unser Junge, welcher der Kutsche so weit mit fortgeholfen hatte, als es notwendig gewesen und ihr dann durch die Reihen der Soldaten wie ihm Triumphe nachgegangen war, freute sich, als er sie so frei und und ungefährdet fortrollen sah. Er ging noch eine Weile mit dem Haufen, machte sich aber bei der nächsten Ecke davon, um auch seinerseits ein wenig frei zu atmen. Kaum war er einige Schritte außerhalb des Gedränges, so fühlte er mitten im Durcheinander so vieler Gefühle, so vieler neuer und verworrener Vorstellungen ein Bedürfnis nach Speise und Ruhe. Er schaute nach beiden Seiten in die Höhe, um ein Wirtshausschild auszuspähen. Denn zum Gang ins Kloster war es zu spät. Also mit emporgehobenem Kopfe einherwandelnd, stieß er auf einen Trupp Leute. Er blieb stehen und hörte, daß sie von Vermutungen und Plänen

für den folgenden Tag sprachen. Nachdem er einige Zeit zugehorcht hatte, konnte er sich nicht enthalten, auch seine Meinung zu sagen. Denn ihm schien es, daß er ohne Vermessenheit doch auch ein Wörtchen mitsprechen dürfe, da er so viel geleistet habe. Durch alles, was er heute gesehen hatte, zu der Überzeugung gelangt, daß, um eine Sache durchzuführen, es weiter nichts bedürfe, als jene dafür zu gewinnen, die auf den Straßen umherliefen, sagte er in einleitendem Tone: „Ihr Herren, darf auch ich meine einfältige Meinung sagen? Meine einfältige Meinung ist die, daß man nicht allein in der Brotangelegenheit Schurkereien treibt, und da wir heute deutlich gesehen haben, daß man alles erlangen kann, was recht ist, wenn man sich nur hören läßt, so sollte man nicht nachlassen, bis auch alle übrigen Gottlosigkeiten beseitigt sind, und es in der Welt auch wieder ein wenig christlicher hergeht. Ist es nicht wahr, ihr Herren, daß es eine Handvoll Tyrannen ist, die von den zehn Geboten gerade das Gegenteil thun und die armen Leute, welche gar nicht an sie denken, aufsuchen, um ihnen alle Drangsal anzuthun und hinterher doch immer recht behalten? Selbst wenn sie einen ganz besonderen Lumpenstreich verübt haben, tragen sie den Kopf noch höher, gerade als hätten sie das größte Recht dazu? Auch hier in Mailand muß es solche Leute geben."

„Leider nur zu viele," sagte eine Stimme.

„Hab' ich's nicht gesagt?" versetzte Renzo. „Unsereiner weiß auch etwas davon zu erzählen. Es ist sonnenklar. Setzen wir den Fall, z. B. einer von den Herren, die ich meine, sei bald auf dem Lande, bald in Mailand. Wenn er dort ein Teufel ist, wird er wohl hier kein Engel sein, dünkt mich. Sagt mir doch, ihr Herren, ob ihr je eines von diesen Gesichtern hinterm Eisengitter gesehen habt. Was aber das schlimmste ist, und das kann ich

für bestimmt sagen, das ist, daß es Verordnungen giebt, gedruckte Verordnungen, wonach man sie zur Strafe ziehen könnte. Und das sind nicht bloß Verordnungen, die nicht Hand, nicht Fuß haben, nein, sie sind ganz gut verfaßt, daß man nichts Besseres finden könnte, alle Schurkereien sind darin namhaft gemacht, gerade so wie sie getrieben werden, und auf jede ist eine tüchtige Strafe gesetzt. Sie besagen: wer es auch sei, vornehm oder gering, und was weiß ich. Nun geht einmal zu den Advokaten, Schreibern und Gesetzauslegern und verlanget von ihnen, sie sollen euch Recht verschaffen, wie die Verordnung es mit sich bringt. Sie geben euch so wenig Gehör wie der Papst den Spitzbuben, daß einem ehrlichen Kerl der Kopf darüber schwindelt. Man sieht also deutlich, daß der König und seine Räte zwar wollen, daß die Schurken zur Strafe gezogen werden, aber es geschieht doch nicht, weil alle miteinander unter einer Decke stecken. Aber man muß den Klub sprengen. Morgen sollte man zur Ferrer gehen. Denn der ist ein Ehrenmann, ein leutseliger Herr, und heute hat man sehen können, wie es ihn gefreut hat, bei den armen Leuten zu sein, wie er alles anhörte, was man ihm sagte und wie er so freundlich antwortete. Man muß zu Ferrer gehen und ihm sagen, wie es steht. Ich für meinen Teil kann ihm schöne Stückchen erzählen. Denn ich habe mit eigenen Augen eine Verordnung gesehen mit vielen, vielen Wappen obendran, und von dreien jener Herren gemacht, die es können. Denn von jedem stand der Name drunter gedruckt, und einer dieser Namen, den ich mit eigenen Augen gesehen habe, war Ferrer. Nun, in dieser Verordnung standen gerade die rechten Dinge für mich, aber ein Doktor, dem ich sagte, er solle mir Recht verschaffen, wie es der Wille jener drei Herren sei, unter denen auch Ferrer war, jener Herr Doktor, der selbst die Verordnung mich hatte sehen lassen, sagte mir,

ich rede Unsinn. Ich weiß gewiß, wenn der gute, alte Herr die schönen Sächelchen hört, die er nicht alle wissen kann, besonders die von auswärts, wird er sicherlich nicht leiden, daß es in der Welt so weitergehe, und er wird Abhilfe schaffen. Dann muß es auch die Herren, die die Verordnungen machen, sehr freuen, daß man diesen auch nachkommt. Denn es ist eine Schmach und ein Schimpf auf ihren Namen, wenn man ihn für nichts achtet. Wenn dann die Gewaltthäter den Kopf nicht beugen und sich nicht daran kehren, dann sind wir da, um ihm beizustehen, wie man's heute gemacht hat. Ich sage nicht, daß er selbst überall herumfahren solle, um alle Schurken, Gewaltthäter und Bösewichte abzuholen. Nein, denn dazu müßte er die Arche Noas haben. Er dürfte es nur denen befehlen, die's angeht, aber nicht in Mailand allein, sondern überall im Lande, daß sie so handeln, wie es die Verordnungen vorschreiben, daß sie allen, die eines jener Bubenstücke verübt haben, den Prozeß machen und gegen sie verfahren, wie es befohlen ist, wenn Gefängnis, Gefängnis, wenn Galeere, Galeere gebrauchen. Er dürfte nur den Landvögten befehlen, sie sollten es in allem Ernste thun, wo nicht, so werde er sie zum Teufel jagen und bessere an ihre Stelle setzen. Und dann, wie gesagt, sind auch wir da, um ihm zu helfen. Den Advokaten aber sollte er befehlen, daß sie die armen Leute anhören und deren Recht verteidigen sollen. Hab' ich recht ihr Herren?"

Renzo hatte so sehr von Herzen gesprochen, daß von Anfang an viele der Versammelten zu reden aufhörten, sich ihm zuwandten und seine Zuhörer wurden. Ein Durcheinander von Beifallsbezeigungen, von „bravo! gewiß! es ist nur zu wahr! er hat recht!" war die Antwort der Zuhörerschaft. Es fehlte aber auch nicht an Kritikern. „Ja," sagte der eine, „wenn man den Berg-

bewohnern Gehör geben wollte! Die sind alle zusammen Prozeßkrämer" und ging fort. „Nun," brummte ein anderer, „jeder Lump will seine Meinung sagen, und vor lauter Gier, Fleisch ans Feuer zu setzen, bekommt man nicht einmal wohlfeiles Brot; und deshalb hat man sich doch heute aufgemacht." Renzo hörte aber nur die Komplimente. Einer nahm ihn an dieser, ein anderer an der anderen Hand. „Auf Wiedersehen morgen. — Wo denn? — Auf dem Domplatze. — Schon gut. — Schon gut. — Ganz recht. — Irgend was muß geschehen. — Man wird etwas thun müssen." —

„Wer von euch lieben Herren will denn so gut sein, mir ein Wirtshaus zu zeigen, wo ein armer Bursche einen Bissen zu essen bekommen und über Nacht bleiben kann?" fragte Renzo.

„Ich stehe Euch zu Diensten, guter Junge," sagte einer, der die Predigt aufmerksam mit angehört, aber nichts gesagt hatte. „Ich weiß ein Wirtshaus, das für Euere Verhältnisse paßt, und will Euch dem Wirte empfehlen, der mein Freund und ein Ehrenmann ist."

„Hier in der Nähe?" fragte Renzo. „Gar nicht weit von hier," antwortete der andere. Die Versammlung ging auseinander und Renzo, nach vielem Händedrücken von unbekannten Händen, ging mit dem Unbekannten fort, indem er ihm für seine Gefälligkeit dankte.

„Wofür?" sagte dieser. „Eine Hand wäscht die andere und beide waschen das Gesicht. Ist es nicht unsere Pflicht, dem Nächsten zu dienen?" Und unterwegs stellte er an Renzo anscheinend gesprächsweise bald diese, bald jene Frage. „Nicht etwa, um zu erfahren, wo Euch der Schuh drückt, aber Ihr scheint mir sehr müde. Woher kommt Ihr denn?"

„Ich komme von Lecco her," antwortete Renzo.

„Gar von Lecco? Von Lecco seid Ihr?"

„Von Lecco . . . d. h. aus dem Gebiet.“

„Armer Junge! So viel ich aus Eueren Reden habe entnehmen können, hat man Euch übel mitgespielt.“

„Ach, mein lieber Herr, ich habe ein wenig politisch reden müssen, um meine Angelegenheit nicht an die große Glocke zu hängen, aber . . . doch genug, eines Tages wird man's erfahren; und dann . . . aber hier sehe ich ja ein Wirtshausschild und, meiner Treu, ich habe nicht Lust weiter zu wandern.“

„Nein, nein, kommt nur mit mir, wohin ich gesagt habe; es ist nur noch eine kurze Strecke,“ sagte der Führer. „Hier seid Ihr nicht gut aufgehoben.“

„Doch, Herr,“ antwortete der Jüngling. „Ich bin kein vornehmer Herr, der gewohnt ist, in der Baumwolle zu sitzen. Etwas Derbes für meinen Magen und ein Strohsack genügen mir. Woran aber mir jetzt gelegen ist, das ist, beides schnell zu bekommen. Gott befohlen!“ Bei diesen Worten trat er in ein unansehnliches Haus, an welchem ein Schild mit dem Vollmond hing. „Nun gut, ich geh' mit Euch, wenn es Euch recht ist,“ sagte der Unbekannte und ging hinter ihm drein.

„Es ist nicht nötig, daß Ihr Euch ferner bemüht,“ entgegnete Renzo, „doch wenn Ihr ein Gläschen mit mir trinken wollt, so ist es mir angenehm.“

„Ich nehme Euere Einladung an,“ versetzte jener und ging, des Ortes mehr kundig, vor Renzo her durch einen kleinen Hof, näherte sich einem Eingange, der in die Küche führte, drückte auf die Klinke, öffnete und trat mit seinem Begleiter ein. Zwei Lampen, die an zwei an einem Balken der hölzernen Seitenwand befestigten Stangen hingen, verbreiteten ein dämmerndes Licht. Viele Leute saßen, aber nicht müßig, auf zwei Bänken an einem schmalen, langen Tische, der beinahe eine ganze Seite der Stube einnahm. In Zwischenräumen war der Tisch mit

kleinen Tischtüchern und Tellern belegt. Dazwischen offene und verdeckte Karten, geworfene und wieder weggeraffte Würfel, Flaschen und Gläser überall. Man sah auch Berlingen, Realen und Parpagliolen umherkreisen, die, wenn sie hätten sprechen können, wahrscheinlich gesagt hätten: Wir waren noch diesen Morgen in den Taschen eines Bäckers oder in den Taschen irgend eines Zuschauers beim Tumulte, der vor lauter Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Angelegenheiten darüber ganz versäumte, auf seine Privatangelegenheiten acht zu geben. Der Lärm war groß. Der Kellner rannte zum Dienste jenes Tisches, der Zech- und Spieltisch zugleich war, in oft halsbrecherischer Eile umher. Der Wirt saß auf einer kleinen Bank unter dem Kaminschoß, anscheinend damit beschäftigt, mit dem Schüreisen Figuren in die Asche zu zeichnen und wieder zu verwischen, in Wirklichkeit aber auf alles genau achtend, was um ihn her vorging. Beim Geräusch der Klinke stand er auf und ging den Ankömmlingen entgegen. Als er des Führers ansichtig wurde, sagte er bei sich: Verflucht, daß du mir immer dazwischen kommen mußt, wenn ich dich am wenigsten brauchen kann! — Nachdem er in der Eile noch einen Blick auf Renzo geworfen hatte, brummte er weiter: Dich kenn' ich nicht; da du aber mit einem solchen Jäger kommst, mußt du entweder Hund oder Hase sein. Wenn du einige Worte gesprochen haben wirst, werde ich gleich sehen, wes Geistes Kind du bist. — Von diesen Betrachtungen des Wirtes war aber keine Spur in seinem Gesichte zu erkennen, das so unbeweglich blieb, wie ein Bild, ein leuchtendes Vollmondgesicht mit dichtem Bart und zwei hellen, durchdringenden Augen.

„Was befehlen die Herren?“ sagte er mit lauter Stimme.

„Vor allem eine gute Flasche reinen Wein,“ sagte Renzo, „und dann etwas zu essen.“ Mit diesen Worten

warf er sich auf eine Bank am Ende des Tisches und stieß ein deutliches „Ah“ aus, als wenn er sagen wollte: Ein bißchen Sitzen thut gut, wenn man so lange gestanden und herum gewirtschaftet hat. Da fiel ihm aber plötzlich jene Bank und jener Tisch ein, an welchen er zum letzten Male mit Agnese und Lucia gesessen, und er stieß einen Seufzer aus. Er schüttelte dann den Kopf, wie wenn er diesen Gedanken verscheuchen wollte. Da kam der Wirt mit Wein. Sein Gefährte hatte sich Renzo gegenüber gesetzt. Dieser schenkte ihm sogleich ein, indem er sagte: „Um die Lippen anzufeuchten,“ und nachdem er auch das andere Glas gefüllt hatte, stürzte er es in einem Zug hinunter.

„Was giebt's zu essen?“ fragte er dann den Wirt.

„Gedämpftes Fleisch ist zu haben, ist Euch davon gefällig?“ fragte dieser.

„Ja, schön, gedämpftes Fleisch also!“

„Gleich soll es da sein,“ sagte der Wirt zu Renzo, und zum Kellner: „Bediene den fremden Herrn!“ Er ging wieder gegen den Kamin hin. „Aber . . .“ fuhr er fort, indem er sich wieder an Renzo wandte, „aber Brot ist heute kein's zu haben.“

„An Brot,“ entgegnete Renzo mit lauter Stimme und lachend, „an Brot hat die Vorsehung gedacht.“ Dabei zog er das dritte und letzte von den beim Kreuz des heiligen Dionys aufgerafften Laibchen aus der Tasche, hob es in die Höhe und rief: „Seht hier das Brot der Vorsehung!“

Bei diesem Rufe wandten sich viele um und da sie das emporgehaltene Siegeszeichen sahen, rief einer: „Es lebe das wohlfeile Brot!“

„Wohlfeil?“ sagte Renzo. „Gratis und um Gottes willen.“

„Um so besser, um so besser.“

„Aber,“ setzte Renzo bei, ich möchte nicht, daß die Herren dabei etwas Böses dächten. Nicht als ob ich es weggemaust hätte. Ich habe es auf dem Boden gefunden und wenn ich den Eigentümer ausfindig machen könnte, so würde ich es ihm bezahlen.“

„Bravo! bravo!“ riefen noch lauter lachend die Zechbrüder, von denen es keinem einfiel zu glauben, daß die Worte im Ernste gemeint seien.

„Ihr glaubt, ich scherze, aber es ist wirklich so,“ sagte Renzo zu seinem Führer, und indem er das Brot in der Hand herumdrehte, setzte er bei: „Seht, wie sie es zusammengedrückt haben, es sieht aus wie ein Kuchen, aber man bekümmert sich nicht um seinen Nebenmenschen. Wenn Leute dabei waren, die zarte Knochen haben, so müssen sie übel zugerichtet sein.“ Und nachdem er drei bis vier Bissen von diesem Brote genossen hatte, schickte er ihnen gleich ein zweites Glas Wein nach und fuhr fort: „Sie wollten nicht von selbst hinab, diese Brocken. In meinem ganzen Leben habe ich keine so trockene Kehle gehabt. Man mußte aber auch so laut schreien.“

„Bereitet für den jungen Mann da ein gutes Bett,“ sagte der Führer, „denn er will hier über Nacht bleiben.“

„Wollt Ihr hier schlafen?“ fragte der Wirt Renzo, indem er sich dem Tische näherte.

„Jawohl,“ antwortete Renzo, „das Bett braucht aber nicht sonderlich zu sein, wenn es nur frisch überzogen ist; denn ich bin zwar ein armer Bursche, aber an Reinlichkeit gewöhnt.“

„O, was das betrifft!“ sagte der Wirt, ging an eine Bank, die im Küchenwinkel stand, und kehrte mit Schreibzeug und einem Stück weißen Papiers in der einen, mit einer Feder in der anderen Hand zurück.

„Was soll das heißen?“ rief Renzo, indem er einen Bissen von dem Fleisch nahm, das der Kellner gebracht

hatte und dann verwundert lächelnd hinzufügte: „Ist dies da etwa das frisch gewaschene Bettlaken?“

Der Wirt stellte, ohne zu antworten, das Schreibzeug samt dem Papier auf den Tisch. Dann stützte er den linken Arm und den rechten Ellbogen auf den Tisch und sagte, die Feder in der Hand und das Gesicht auf Renzo gerichtet: „Seid so gut, mir Eueren Tauf- und Familiennamen und Euere Heimat anzugeben.“

„Was?“ sagte Renzo. „Wie hängt denn das mit dem Bette zusammen?“

„Ich thue bloß meine Schuldigkeit,“ entgegnete der Wirt, indem er dem Führer ins Gesicht sah. „Wir müssen über alle Personen Rechenschaft geben, die bei uns logieren: „Tauf- und Geschlechtsnamen, woher und in welchen Geschäften, ob man Waffen bei sich führe ... wie lange man in der Stadt sich aufzuhalten gedenke ... das sind die eigenen Worte der Verordnung.“

Bevor Renzo antwortete, stürzte er noch ein Glas hinunter; es war das dritte, und von nun an, besorge ich, werden wir sie nicht mehr zählen können. Dann sagte er: „Aha, Ihr habt eine Verordnung! Und ich vermesse mich, ein Rechtsgelehrter zu sein, und weiß gleich, was von den Verordnungen zu halten sei.“

„Ich meine es im Ernst,“ sagte der Wirt, immer Renzos stummen Gefährten betrachtend. Er ging von neuem nach der Bank, nahm einen großen Bogen, ein wirkliches Exemplar der Verordnung aus der Schublade und hielt es Renzo unter die Augen.

„Aha, seht doch!“ rief dieser, indem er mit der einen Hand das wieder gefüllte Glas ergriff und es leerte, die andere dann ausstreckte und mit dem Finger auf die Verordnung hinwies: „Ei, seht doch das schöne Meßbuchblatt! Ich freue mich recht sehr darüber. Ich kenne dieses Wappen, ich weiß, was dieses Ketzergesicht mit dem Strick

um den Hals bedeuten soll. (Oben in den Verordnungen brachte man nämlich damals das Wappen des Statthalters an, und in jenem des Don Gonzalo Fernando de Cordova paradierte ein maurischer König, der eine Kette um den Hals trug.) Jenes Gesicht will sagen: befehle, wer kann, und gehorche, wer will!" Wenn jenes Gesicht den Herrn Don . . . ich kenne ihn schon, auf die Galeeren geschickt haben wird, wie es in einem anderen Meßbuchblatte heißt, wenn das Gesicht macht, daß ein rechtschaffener Bursche ein rechtschaffenes Mädchen heiraten kann, das ihn heiraten will, dann will ich dem Gesichte da meinen Namen sagen und ihm obendrein noch einen Kuß geben. Ich kann meine guten Gründe haben, ihn nicht anzugeben, meinen Namen nämlich. Das wäre schön! Wenn ein Erzschurke, der eine Schar von Erzschurken unter seinem Befehle hätte; denn wenn er allein wäre . . ." hier schloß er den Satz mit einer Gebärde. „Wenn ein Erzschurke wissen wollte, woher ich bin, um mir einen schlimmen Streich zu spielen, so frage ich, ob jenes Gesicht sich rühren würde, um mir zu helfen. Ich soll meine Geschichten ausschwatzen! Das wäre mir etwas Neues! Nehmen wir an, ich sei nach Mailand gekommen, um zu beichten, ich will aber einem Kapuziner beichten, und nicht einem Wirt."

Der Wirt schwieg stille, sah aber immerfort den Führer an, der kein Zeichen von sich gab. Renzo leerte, wie wir zu unserem Bedauern bemerken müssen, wieder ein Glas und fuhr fort: „Ich will Euch einen guten Grund angeben, mein lieber Wirt, der Euch einleuchten wird. Wenn die Verordnungen, die gut und zu Gunsten rechtschaffener Christenmenschen lauten, nichts gelten, umsoweniger können jene gelten, die schlimm lauten. Darum nimm das Zeug da weg und bring' dafür noch eine Flasche, denn diese da ist leer." Bei diesen Worten klingelte er mit dem

Knöchel leise daran und sagte: „Hört Ihr's, hört Ihr's, Wirt, wie sie klingt?"

Auch diesmal hatte Renzo nach und nach die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich gezogen, und auch diesmal wurde er von den Zuhörern beklatscht.

„Was soll ich thun," sagte der Wirt, indem er den Unbekannten, der es für ihn nicht war, ansah.

„Laßt es gut sein!" schrieen viele der Zechbrüder. „Der Bursche hat recht! Das sind lauter Plackereien, Fallstricke und Bedrückungen; jeden Tag ein neues Gesetz."

Mitten unter dem Geschrei warf der Unbekannte dem Wirt einen vorwurfsvollen Blick zu, wegen jener allzu unverhüllten Frage und sagte: „Laßt ihn doch gewähren und macht kein Aufsehen!"

„Ich habe meine Schuldigkeit gethan," sagte der Wirt laut und dann bei sich: „jetzt bin ich schulterfrei." — Er nahm das Schreibzeug, die Verordnung und die leere Flasche, um sie dem Kellner zuzustellen.

„Bringt vom nämlichen," sagte Renzo, „denn ich finde ihn redlich; wir werden ihn dann mit dem anderen zu Bette legen, ohne nach dem Tauf- und Familiennamen zu fragen und woher er sei, was er hier mache und ob er lange hier bleiben wolle."

„Vom nämlichen," sagte der Wirt zum Kellner, indem er ihm die Flasche gab und sich wieder an seinen vorigen Platz setzte. — Wieder ein Hase! dachte er, indem er wieder in der Asche rührte. — In welche Hände bist du gefallen, du Eselskopf! Wenn du ersaufen willst, so ersaufe denn, aber der Wirt zum Vollmond braucht wegen deiner Dummheiten nicht in die Patsche zu kommen.

Renzo dankte dem Führer und allen, die Partei für ihn genommen hatten. „Liebe Freunde!" sagte er, „jetzt sehe ich erst, daß alle biederen Leute einander die Hand reichen und sich gegenseitig beistehen." Dann schlug er

mit der flachen Hand auf den Tisch, nahm wieder die Rednerstellung an und rief: „Es ist doch sonderbar, daß alle, die die Welt regieren, immer mit Papier, Feder und Tintenfaß bei der Hand sind, überall muß die Feder sein. Es ist eine Dummheit, daß jene Herren immer die Feder führen."

„Heda, Landsmann, wollt Ihr wissen, warum?" sagte einer von den Spielern, welcher eben am Gewinnen war.

„Laßt hören," antwortete Renzo.

„Der Grund ist," sagte jener, „weil jene Herren die Gänse verzehren und dadurch so viele Federn bekommen, daß sie doch etwas damit anfangen müssen."

Alle fingen an zu lachen, mit Ausnahme des Spielers, welcher verloren hatte.

„Ei," sagte Renzo, „seht da einen Poeten! Es giebt also auch hier Poeten! Überall kommen dergleichen zur Welt. Auch ich habe eine Ader und habe manchmal kuriose Einfälle . . . aber nur, wenn es mir gut geht."

Um diese Ungereimtheit des armen Renzo zu verstehen, muß man wissen, daß bei dem Volke von Mailand, noch mehr aber der Umgegend das Wort Poet nicht, wie bei allen anderen Leuten, einen geweihten Genius, einen Bewohner des Pindus, einen Zögling der Musen bedeutet, sondern vielmehr einen wunderlichen feinen Kopf, der im Reden und Thun mehr Phantasie und Eigentümlichkeit als Verstand zeigt. So springt dieses pfuscherische Volk mit den Worten um, und läßt sie Dinge sagen, die von ihrem eigentlichen Sinne meilenweit entfernt sind! Was hat wohl, frage ich, ein Poet mit einem wunderlichen Kopf zu schaffen?

„Aber den wahren Grund will ich Euch sagen," fuhr Renzo fort. „Es ist deshalb, weil die Herren selbst die Feder halten, und so fliegen die Worte, welche sie sprechen,

hinweg und verhallen. Auf jene aber, die ein armer Teufel spricht, passen sie, spießen sie im Fluge an jene Feder und nageln sie ans Papier, um sie zur geeigneten Zeit und am gehörigen Ort nutzbar zu machen. Dann haben sie auch noch eine andere Bosheit, wenn sie einen armen Teufel verwirren wollen, der nicht studiert hat, aber ein bißchen . . . ich weiß nicht wie ich sagen soll . . ." hier stieß und klopfte er, um sich verständlich zu machen, mit der Spitze des Zeigefingers an die Stirne; „und wenn sie wahrnehmen, daß er anfängt das boshafte Spiel zu verstehen, werfen sie plötzlich ein lateinisches Wort in den Diskurs, damit er den Faden verliere und der Kopf ihm wirre werde. Doch genug, dergleichen Bräuche muß man abschaffen. Heute hat man's übrigens in der Landessprache abgemacht, und ohne Papier, Feder und Schreibzeug, und morgen wird man's, wenn das Volk sich zu benehmen weiß, noch besser machen, ohne dabei jemand ein Haar zu krümmen, alles im Wege Rechtens."

Derweil hatten sich einige der Zechbrüder wieder hingesetzt, um zu spielen, zu zechen und zu schreien, einige gingen fort, andere kamen, der Wirt aber gab auf alle acht. Doch haben diese Dinge nichts mit unserer Geschichte zu schaffen. Auch der unbekannte Führer konnte den Augenblick nicht erwarten, fortzugehen. Er hatte, wie es schien, keine Geschäfte hier, doch wollte er sich nicht entfernen, ohne vorher mit Renzo unter vier Augen ein bißchen geplaudert zu haben. Er wandte sich an ihn, knüpfte das Gespräch vom Brote wieder an, und nach einigen der gewöhnlichen Redensarten, die seit einiger Zeit gang und gebe waren, trat er mit einem eigenen Plane hervor. „Wenn ich zu befehlen hätte," sagte er, „ich wüßte wohl, wie man's am besten machen könnte."

„Wie würdet Ihr's denn machen?" fragte Renzo, indem er ihn mit zwei Äuglein ansah, die über die

Gebühr glänzten, und dabei den Mund ein wenig verzerrte, wie um besser zuzuhorchen.

„Wie ich's machen würde?" sagte jener. „Ich wollte machen, daß Brot für alle da wäre, für die Armen, wie für die Reichen."

„Das wäre gut!" sagte Renzo.

„Ich würde es so machen. Eine billige Taxe, daß alle kaufen könnten. Dann würde ich das Brot nach Verhältnis der Magen verteilen. Denn es giebt unverschämte Fresser, die alles für sich haben möchten, und Rips Raps machen und auf Rechnung nehmen, und nachher hat dann das arme Volk kein Brot: darum das Brot verteilen. Aber wie? Das könnte man so machen: Man giebt jeder Familie je nach der Kopfzahl einen Zettel, um das Brot beim Bäcker zu holen. Mir z. B. müßte man einen Zettel in folgender Form ausstellen: Ambrosio Fusella, Schwertfeger von Profession, mit Frau und vier Kindern, alle im Alter, um Brot zu essen, wohlgemerkt. Man gebe ihm so und so viel Brot, und dafür zahlt er so und so viel. Aber man muß gerecht dabei verfahren, immer nach Verhältnis der Kopfzahl. Euch z. B. gäbe man einen Zettel für . . . Wie heißt Ihr denn?"

„Lorenzo Tramaglino," sagte der Jüngling, der, über den Vorschlag hocherfreut, nicht merkte, daß er gänzlich auf Tinte, Feder und Papier beruhte, und daß, um ihn zur Ausführung zu bringen, zu allererst die Namen der Personen erfragt werden müßten.

„Schön, schön!" sagte der Unbekannte. „Frau und Kinder?"

„Ich sollte wohl . . . Kinder, nein . . . das wäre zu schnell . . . aber ein Weib . . . wenn es in der Welt ginge, wie es gehen sollte . . ."

„Aha, Ihr seid ledig! Habt nur Geduld! Ihr bekommt also eine kleinere Portion."

„Das ist billig! Aber wenn ich bald, wie ich hoffe ... und mit Gottes Hilfe ... genug; wenn ich aber auch ein Weib hätte?"

„Alsdann tauscht man den Zettel um und die Portion wird verdoppelt. Wie ich Euch gesagt habe, immer nach der Zahl der Köpfe," sagte der Unbekannte aufstehend.

„So ist's recht!" schrie Renzo, und schrie fort und fort, indem er dabei mit der Faust auf den Tisch schlug. „Aber warum machen sie denn nicht so ein Gesetz?"

„Was soll ich darüber sagen? Indessen wünsche ich Euch gute Nacht, ich muß nach Hause; Frau und Kinder warten schon eine gute Weile auf mich."

„Noch einen Schluck! Noch einen Schluck!" schrie Renzo und füllte hastig dessen Glas. Dann stand er auf, faßte ihn an einem Zipfel seines Wamses und zog stark daran, um ihn nochmals zum Sitzen zu bringen. „Noch einen Schluck! Thut mir doch die Schande nicht an!"

Aber der gute Freund machte sich mit einem Rucke frei, ließ Renzo einen ganzen Plunder von Bitten und Vorwürfen herausstottern, sagte nochmals gute Nacht und ging fort. Renzo fuhr fort, ihm nachzureden, als er schon auf der Straße war, und fiel dann auf die Bank zurück. Er sah starr auf das gefüllte Glas, und als er den Kellner am Tisch vorübergehen sah, winkte er ihm, stehen zu bleiben, als wenn er ihm etwas zu sagen hätte. Dann wies er auf das Glas hin, und indem er die Worte mit langsam feierlicher Betonung auf eine gewisse eigentümliche Weise herdeklamierte, sagte er: „Sieh', ich hatte es für jenen Ehrenmann bestimmt; sieh' her, es ist voll bis zum Rande, recht wie ein Freund dem Freunde einschenkt. Aber er hat es nicht gewollt; bisweilen haben die Leute doch ganz sonderbare Ansichten. Ich bin nicht schuld daran. Mein gutes Herz habe ich gezeigt. Nun es geschehen ist,

soll es nicht zu Grunde gehen.“ Bei diesen Worten ergriff er das Glas und leerte es mit einem Schluck.

„Ich hab's verstanden,“ sagte der Kellner fortgehend.

„So? Du hast's auch verstanden?“ erwiderte Renzo. „Also muß es wahr sein. Wenn die Gründe richtig sind . . .!“

Hier bedarf's all der Liebe, die wir für die Wahrheit hegen, um mit Aufrichtigkeit in der Erzählung von Thatsachen fortzufahren, die einer so wichtigen Person, ja man dürfte beinahe sagen, der Hauptperson unserer Geschichte so wenig Ehre machen. Aus demselben Grunde, aus Unparteilichkeit, müssen wir aber auch bemerken, daß zum ersten Male dem Renzo so etwas passierte. Und eben der Umstand, daß er an ein Übermaß im Trinken nicht gewöhnt war, war wohl auch mit Ursache, daß ihm dieser erste Exceß so übel bekam. Die wenigen Gläser, die er gleich im Anfang eines nach dem anderen gegen seine Gewohnheit, teils des brennenden Durstes halber, teils infolge einer gewissen Gemütsbewegung, die ihn nichts mit Maß unternehmen ließ, hinabgestürzt hatte, waren ihm zu Kopf gestiegen; einem geübten Trinker hätten sie bloß den Durst gelöscht. Hierüber stellt unser Anonymus eine Betrachtung an, die wir wiedergeben wollen, sie mag gelten, was sie gelten kann. Mäßige und ehrbare Angewöhnungen, sagte er, gewähren auch den Vorteil, daß, je älter und wurzelfester sie bei einem Menschen sind, derselbe sogleich um so empfindlicher dafür zu büßen hat, sobald er nur ein wenig von ihnen abweicht, dermaßen, daß er auf lange daran denken muß, und auch ein Fehltritt ihm zur Lehre dient.

Wie dem nun sei, seit jene ersten Dünste Renzo zu Kopf gestiegen waren, gingen Wein und Worte ohne Maß und Ziel ein und aus und aus und ein. Im Augenblick, da wir ihn verlassen haben, stand es bereits

so mit ihm. Er fühlte einen unwiderstehlichen Drang zu reden. An Zuhörern oder wenigstens an Anwesenden, die er dafür halten konnte, fehlte es nicht. Einige Zeit waren die Worte flüssig herausgeströmt, ohne sich bitten zu lassen; auch konnte er sie in eine gewisse Ordnung bringen. Nach und nach aber wurde ihm das Geschäft, die Sätze zu Ende zu bringen, außerordentlich sauer. Der Gedanke, der lebendig und frisch in seinem Geiste aufgestiegen war, umnebelte und verwischte sich plötzlich, und das Wort, das erst lange auf sich hatte warten lassen, war dann doch nicht das in den Satz passende. In dieser mißlichen Lage nahm er aus jenem falschen Instinkte, der bei so vielen Veranlassungen die Menschen zu Grunde richtet, zu der unseligen Flasche seine Zuflucht. Von welchem Nutzen ihm aber unter solchen Umständen die Flasche sein konnte, kann jeder sich denken, der ein bißchen gesunden Menschenverstand besitzt.

Wir wollen nur einige von den unsäglich vielen Worten anführen, die er an jenem unglückseligen Abende herausplauderte. Die bei weitem größere Mehrzahl, die wir auslassen, würden sich schicklicherweise nicht angeben lassen. Denn nicht nur haben sie keinen Sinn, sondern sind auch nicht einmal geeignet, solchen zu haben, eine bei einem gedruckten Buche durchaus notwendige Bedingung.

„Heda, Wirt!“ fing er wieder an, indem er seine Augen um den Tisch und unter dem Kaminschoße herumschießen ließ, zuweilen sie dahin richtete, wo er nicht war, und unter dem Gelärm der Gäste immer fortsprach. „Heda, Wirt, der Du bist! Ich kann ihn nicht verschlucken . . . den Streich mit dem Tauf- und Familiennamen und Geschäfte. Einem Burschen wie mir . . .! Du hast Dich schlecht herausgebissen. Was kann's denn für eine Freude, was für ein Nutzen, was für eine Liebhaberei sein . . . einen armen Jungen zu Papier zu

bringen? Hab' ich recht, ihr Herren? Die Gäste sollten sich um die ehrlichen Bursche annehmen! . . . Höre, Wirt, ich will Dir einmal einen Vergleich anstellen . . . aus dem Grunde, weil . . . Die da lachen? Ich habe etwas im Kopf, ja . . . aber meine Worte haben Grund. Sag' mir mal: wer bringt Deine Wirtschaft vorwärts? Die armen Bursche, nicht wahr? Habe ich recht? Sieh' einmal, ob jene Herren mit ihren Verordnungen je zu Dir kommen, um ein Gläschen zu trinken?"

„Lauter Wassertrinker," sagte ein Nachbar Renzos.

„Sie wollen für sich bleiben," versetzte ein anderer, „um recht darauf loslügen zu können."

„Aha," schrie Renzo, „nun ist's der Poet, der gesprochen hat! Ihr Leute, ihr begreift also meine Gründe. Antworte mir also, Wirt! War Ferrer, der von allen der beste ist, jemals hier, um anzustoßen, oder einen roten Heller zu verzehren. Und der verfluchte mörderische Hund Don . . . ich weiß schon wer! Ich schweige still, denn ich habe schon etwas im Kopf. Ferrer und der Pater Cr. . . . sind Ehrenmänner, aber sonst giebt's wenig Ehrenmänner. Die Alten sind schlimmer als die Jungen, und die Jungen . . . sind noch schlimmer als die Alten. Doch freut es mich, daß kein Blut geflossen ist. Gott behüt' uns vor Barbarei, die man dem Henker überlassen muß! Brot, ja, das ist recht! Ich habe Püffe bekommen; aber . . . aber ich habe auch ausgeteilt. Platz da! Wohlfeile Zeit! Vivat aber auch Ferrer . . .! Mit ein paar Wörtchen Latein . . . sies baraos trapolorum . . . Verdammt sei die Bosheit! Vivat, Gerechtigkeit! Brot! das sind die rechten Worte! . . . Eben wollten die Ehrenmänner . . . da kam das verfluchte Ton, Ton, Ton und nochmals Ton, Ton, Ton, — wir wären aber nicht durchgegangen. Könnt' ich ihn jetzt fassen, den Herrn Pfarrer . . . ich weiß, wen ich meine!"

Bei diesen Worten ließ er den Kopf sinken und blieb in Gedanken vertieft einige Zeit in dieser Stellung. Dann stieß er einen herzbrechenden Seufzer aus und erhob das Gesicht mit den zwei wässerigen, glänzenden Augen, auf dem ein so roher, widriger Ausdruck von Herzeleid ausgeprägt war, daß die Ärmste, die der Gegenstand desselben war, höchlich zu bedauern gewesen wäre, wenn sie ihn einen Augenblick nur zu sehen bekommen hätte. Aber diese Kerle, die schon angefangen hatten, sich über Renzos leidenschaftliche und verworrene Beredsamkeit lustig zu machen, lachten noch weit mehr über seine jämmerliche Miene. Die am nächsten bei ihm saßen, sagten zu den anderen: „Seht doch her!" Und alle drehten sich nach ihm, so daß er der ganzen Zechbruderschaft zum Gespötte wurde. Nicht als ob alle bei vollem Verstande, oder wenigstens in ihrem gewöhnlichen Zustande gewesen wären; aber, die Wahrheit zu gestehen, so war doch keiner so betrunken, wie Renzo. Und dazu war er ein Bauer. Sie neckten ihn nun, einer nach dem anderen, mit närrischen, plumpen Fragen und spöttischen Komplimenten. Renzo wollte es bald übel nehmen, bald nahm er's im Scherz, bald sprach er, ohne auf alle diese Stimmen zu horchen, von etwas ganz anderem, bald antwortete, bald fragte er, aber immer ohne Zusammenhang und zur Unzeit. Zum guten Glück war ihm in diesem Zustande eine instinktartige Aufmerksamkeit verblieben, die Namen der Personen zu vermeiden, so daß selbst jener, der seinem Gedächtnisse am tiefsten eingeprägt sein mußte, nicht genannt wurde; denn es würde uns leid thun, wenn jener Name, für den wir einige Liebe und Ehrfurcht empfinden, in diesen Mäulern herumgeschleppt, die Kurzweil dieser Lästerungen geworden wäre.

Fünfzehntes Kapitel.

Als der Wirt sah, daß das Spiel sich in die Länge ziehe, so trat er zu Renzo hin, und indem er die anderen höflich bat, ihn gehen zu lassen, schüttelte er ihn am Arm und suchte ihm begreiflich zu machen und zuzureden, daß er nun zu Bette gehen solle. Aber Renzo fing immer wieder von vorne an, mit Tauf- und Familiennamen, mit den Verordnungen und den guten Jungen um sich zu werfen. Doch leuchteten ihm die Worte: Bett und Schlafen, die man ihm unaufhörlich in die Ohren schrie, endlich doch ein. Sie ließen ihn das Bedürfnis, das sie bedeuteten, ein wenig deutlicher erkennen und brachten bei ihm einen lichten Augenblick zuwege. Das bißchen Verstand, das ihm zurückkehrte, ließ ihn wahrnehmen, daß der größte Teil drauf gegangen sei, ungefähr wie das letzte Lichtstümpchen, das nach einer Illumination noch fortbrennt, zeigt, daß die übrigen erloschen sind. Er faßte Mut, stützte die Arme auf den Tisch, versuchte ein- bis zweimal aufzustehen, seufzte, taumelte; beim dritten Versuch richtete er sich mit Hilfe des Wirtes auf. Dieser, der ihn beständig hielt, half ihm hinter Tisch und Bank hervor, ergriff mit der einen Hand den Leuchter, mit der anderen führte und zog er ihn, so gut es gehen wollte, zur Saalthür. Hier drehte sich Renzo bei dem Lärm der Abschiedsbegrüßungen, die man ihm nachbrüllte, schnell um, und wenn sein Führer ihn nicht flink am Arm gehalten hätte, so wäre aus dem Umdrehen ein Purzelbaum geworden. Er drehte sich also um, und beschrieb mit dem Arm, der ihm freigeblieben war, in der Luft gewisse verschlungene Bewegungen als Abschiedsgrüße.

„Gehen wir jetzt zu Bette, zu Bette!“ sagte der

Wirt, ihn fortschleppend. Er drängte ihn in die Thüröffnung und zog ihn mit noch größerer Mühe die Treppe hinauf, in die ihm bestimmte Schlafkammer. Als Renzo des Bettes ansichtig wurde, das ihn erwartete, freute er sich, und sah freundlich auf den Wirt mit zwei Äuglein, die bald mehr als je glänzten, bald aber sich wieder verfinsterten, wie zwei Johanneswürmchen. Er suchte sich auf den Beinen im Gleichgewicht zu erhalten und streckte die Hand nach dem Gesichte des Wirtes aus, um ihm zum Zeichen der Freundschaft und der Dankbarkeit die Backen zu kneifen, was ihm aber nicht gelang. „Braver Wirt!“ brachte er endlich heraus. „Jetzt sehe ich, daß Du ein ehrlicher Mann bist; es ist ein gutes Werk, einem armen Teufel ein Bett zu geben; aber die Geschichte, die Du mir da gemacht hast mit dem Namen und Zunamen, das war nicht schön von Dir. Zum guten Glück kann ich auch ein Pfiffikus sein!“

Der Wirt, der nicht glaubte, daß Renzo noch so verständig sein könne, und aus Erfahrung wußte, wie Leute in einem solchen Zustande mehr als sonst geneigt sind, ihre Meinung zu ändern, wollte den lichten Augenblick benützen, um noch einen zweiten Versuch zu machen.

„Liebes Kind,“ sagte er mit möglichster Freundlichkeit in Stimme und Gebärde, „ich habe es nicht gethan, um Euch zu plagen oder um Euere Angelegenheiten zu erfahren. Was wollt Ihr? Es ist Gesetz. Auch wir müssen gehorchen, sonst sind wir die ersten, die gestraft werden. Es ist besser, wenn man sie zufrieden stellt, und . . . Um was handelt es sich denn auch am Ende? Um eine Bagatelle! Zwei Worte zu sagen. Nicht ihretwegen, sondern um mir einen Gefallen zu erweisen. Nun, hier unter uns, unter vier Augen, wollen wir unsere Sache abmachen; sagt mir Eueren Namen und . . . und dann legt Euch ruhig schlafen.“

„Ha, Schuft!“ schrie Renzo. „Schurke! Schon wieder kommst Du mir mit der Schlechtigkeit wegen des Namens, Zunamens, Geschäftes!“

„Schweig doch still, Du Narr, und leg' Dich zu Bette!“ sagte rasch der Wirt.

Aber Renzo fuhr noch lauter fort: „Ich hab's wohl verstanden; Du bist auch einer von der Verschwörung! Warte nur, Du sollst's schon kriegen!“ Er kehrte den Kopf gegen die Treppe und fing an, noch stärker zu brüllen: „Freunde, der Wirt ist einer von der . . .“

„Ich hab's ja bloß zum Scherz gesagt!“ schrie dieser Renzo ins Gesicht, indem er ihn gegen das Bett hinstieß. „Spaß war's, hast Du denn nicht verstanden, daß ich's nur zum Spaß gesagt habe?“

„Ah so, zum Spaße! Jetzt sprichst Du vernünftig. Wenn Du's nur zum Spaß gesagt hast . . . Es ist bloß Spaß!“ Nun fiel er mit dem Gesicht auf das Bett.

„Jetzt frisch, zieht Euch schnell aus!“ sagte der Wirt und legte Hand an, denn das war höchst nötig. Als die Jacke ausgezogen war, ergriff sie der Wirt und fuhr mit den Händen in die Tasche, um zu sehen, ob auch Barschaft darin sei. Er fand sie, und da er dachte, daß sein Gast des anderen Tages mit ganz anderen Leuten, als mit ihm abzurechnen haben werde, und daß dann diese Barschaft wahrscheinlich in Hände fallen möchte, aus denen ein Wirt sie nicht erlösen könne, so wollte er wenigstens dies Geschäft noch ins reine zu bringen suchen.

„Ihr seid ein guter Junge, ein ehrlicher Kerl, nicht wahr?“ sagte er.

„Guter Junge, ehrlicher Kerl!“ antwortete Renzo, dessen Finger sich noch immer mit den Knöpfen an den Kleidern zu schaffen machten, die er noch nicht hatte aufkriegen können.

„Gut,“ fuhr der Wirt fort, „so zahlt mir nun das kleine Pöstchen. Denn morgen werde ich gewisser Geschäfte halber nicht zu Hause sein.“

„Das ist billig,“ versetzte Renzo. „Ich bin ein Spitzbube, aber ein ehrlicher Kerl. Aber wo ist denn das Geld? Such' mir mein Geld!“

„Hier ist's,“ sagte der Wirt und mit Aufbietung seiner ganzen Übung, Geduld und Geschicklichkeit gelang es ihm, die Rechnung mit Renzo abzuschließen und sich bezahlt zu machen.

„Hilf mir nun, mich vollends auszuziehen, Wirt. Ich seh's jetzt selbst, wie entsetzlich schläfrig ich bin.“

Der Wirt leistete ihm die geforderte Hilfe, legte ihn ins Bett, deckte ihn zu und sagte ihm mürrisch „gute Nacht“. Aber der schnarchte schon. Infolge jener eigentümlichen Anziehungskraft, die uns hinzieht, einen Gegenstand des Grimmes, ebensowohl wie einen Gegenstand der Zuneigung zu betrachten, und die vielleicht nichts anderes ist, als der Wunsch, dasjenige kennen zu lernen, was stark auf unser Gemüt eingewirkt hatte, blieb er dann noch einen Augenblick stehen, um den ihm so lästigen Gast anzusehen, indem er ihm den Leuchter vors Gesicht hielt und das Licht darauf fallen ließ, gerade in der Stellung, wie man eine Psyche malt, wenn sie verstohlenerweise die Bildung ihres ungekannten Gemahls betrachtet. „Du Eselskopf!“ sagte er in Gedanken zu dem armen Schläfer. „Du hast's wahrhaft gesucht; morgen wirst Du mir dann sagen können, wie es Dir bekommt. Tölpel, ihr, die ihr die Welt umkehren möchtet, ohne daß ihr wißt, auf welcher Seite die Sonne aufgeht, und dadurch euch und euerem Nebenmenschen Verdruß macht!“

Nachdem er dies gesagt oder gedacht hatte, zog er den Leuchter zurück, verließ die Stube und verschloß die Thüre mit dem Schlüssel. Auf dem Treppenabsatz rief

er der Wirtin und sagte ihr, sie solle die Kinder dem Kindsmädchen überlassen und herabkommen, um seine Stelle zu vertreten. „Ich muß ausgehen,“ sagte er, „eines Fremden wegen, den mir der Teufel, ich weiß nicht wie, zu meinem Unglück ins Haus geführt hat,“ und erzählte ihr in kürze den ärgerlichen Vorfall. Dann setzte er noch bei: „Gieb auf alles wohl acht und vor allem sei klug an diesem verfluchten Tag. Wir haben da unten einen Haufen liederlicher Bursche, die von Natur böse Mäuler haben und denen der Wein die Zunge gelöst hat; sie sprechen darum allerlei unnötiges Zeug. Es wäre schon genug, wenn so ein frecher Kerl . . .“

„O! ich bin kein Kind mehr und weiß schon, was ich zu thun habe; bis jetzt, meine ich, kann man nicht sagen . . .“

„Schon gut! Gieb darauf acht, daß sie bezahlen, und thue, als hörtest Du all das Geschwätz nicht über den Proviantverwalter, den Statthalter und Ferrer, über die Dekurionen und Edelleute, Spanien, Frankreich und dergleichen Possen. Denn wenn man ihnen widerspricht, giebt's gleich Ungelegenheiten, wenn man ihnen aber recht giebt, so kann's künftig was absetzen. Du weißt ja selbst, daß manchmal gerade diejenigen, die die allerärgsten Reden führen . . . Genug, wenn man aber gewisse Vorschläge machen hört, so wende den Kopf um und sage: Ich komme gleich, als wenn man Dir von außenher rufe. Ich komme bald wieder.“

Bei diesen Worten ging er mit ihr in die Küche hinab, schaute um sich, ob es nichts Neues von Wichtigkeit gebe, nahm Hut und Mantel vom Rechen herab, ergriff den im Winkel stehenden Knotenstock, wiederholte mit einem Blick auf sein Weib die ihr gegebenen Instruktionen und ging dann fort. Aber schon während dieser Verrichtungen hatte er bei sich den Faden des am

Bett des armen Renzo begonnenen Monologs wieder angeknüpft und spann ihn unterwegs weiter fort.

Du Starrkopf von einem Bergbewohner! — denn so sehr Renzo seine Landsmannschaft hatte verborgen halten wollen, so offenbarte sich dieselbe doch in seinen Worten, seiner Aussprache, seinem Aussehen und seinen Gebärden ganz von selbst. — An einem Tage, wie dieser war, kam ich durch meine Politik und meinen Verstand ganz gut weg. — Da mußt du noch zu guter Letzt daherkommen, um mir einen Strich durch die Rechnung zu machen. Fehlt es denn in Mailand an Wirtshäusern, daß du gerade ins meine kommen mußtest? Wärest du wenigstens allein gekommen, dann hätte ich an diesem Abend ein Auge zudrücken und dir morgen die Wahrheit sagen können. Aber nein, mein Herr, du kommst auch noch in Gesellschaft, und zwar in Gesellschaft eines Polizeispions, was das allerschönste ist. —

Bei jedem Schritte begegnete der Wirt Leuten, einzeln, zu Paaren oder in Haufen, die sich murmelnd umhertrieben. Bei dieser Stelle seiner stummen Anrede begegnete er einer Patrouille; er wich ihr aus, um sie vorbeizulassen, sah sie verstohlen an und fuhr bei sich fort: Da kommt die Rute. Und du, Dummkopf! Weil du ein wenig Leute herumschweifen und Krawall machen sahst, hast dir in den Kopf gesetzt, die Welt müsse sich umgestalten, und hast dir aus diesem sauberen Grund selbst eine Suppe eingebrockt und wolltest sie auch noch für andere einbrocken; das ist unbillig. Ich that alles, um dich zu warnen, und du, Dummkopf, hättest zum Lohne dafür beinahe mein Wirtshaus auf den Kopf gestellt. Jetzt ist es deine Sache, aus der Patsche zu kommen; ich aber muß an mich selber denken. Als wenn ich deinen Namen aus Neugierde zu wissen verlangt hätte! Was liegt mir daran, ob du Hintz oder Kunz heißest? Was

kann es mir für eine Freude machen, die Feder in die Hand zu nehmen? Ihr seid's nicht allein, die's gern hätten, daß die Welt nach ihrem Kopfe ginge. Ich weiß auch, daß es Verordnungen giebt, die nichts gelten; — eine schöne Neuigkeit das, die wir erst von einem Bergbewohner erfahren sollten! Aber du weißt nicht, daß die Verordnungen gegen die Wirte giltig sind. Und du bist vermessen genug, die Welt umkehren und das große Wort führen zu wollen, und weißt nicht, daß, wenn man nach seinem Kopf thun und sich um die Verordungen nicht kümmern will, das erste sein muß, daß man mit Respekt über sie spricht. Und weißt du auch, Schafskopf, was einem armen Wirte geschehen würde, der nach deinem Sinne wäre, und einen Gast, der bei ihm einkehrt, nicht um seinen Namen fragte? „Wornach gedachte Gastwirte, Schenkwirte und andere zu achten bei Strafe von dreihundert Thaler“ . . . ja, die findet man auf der Straße, . . . „wovon zwei Dritteile der königlichen Kämmerei, das übrige dem Ankläger oder dem Anzeiger zufallen sollen“ . . . schöne Bescherung! . . . „und im Falle der Unvermögenheit bei fünf Jahre Galeeren und größerer Geld- oder Leibesstrafe, nach dem Ermessen Sr. Excellenz . . .“ Danke gar schön!

Bei diesen Worten trat der Wirt über die Schwelle des Kriminalgerichtsgebäudes.

Hier wie an allen übrigen Stellen herrschte große Thätigkeit. Überall war man damit beschäftigt, Befehle auszuteilen, die am geeignetsten schienen, die Ordnung für den folgenden Tag aufrecht zu halten, den aufruhrsüchtigen Gemütern Vorwand und Mut zu benehmen und die Gewalt in den Händen derer zu befestigen, die gewohnt waren, sie zu handhaben. Man verstärkte den Wachtposten vor dem Hause des Proviantverwalters; die Straßenmündungen wurden mit Balken abgesperrt und mit

Wägen verrammelt. Man befahl allen Bäckern, unausgesetzt zu backen; man schickte Eilboten in die umliegenden Orte, mit dem Befehle, Getreide in die Stadt zu liefern. Zu jeder Bäckerei wurden Edelleute abgeordnet, die in aller Frühe sich dort einfinden, über die Brotverteilung wachen und die Unruhestifter mit dem Ansehen ihrer Gegenwart und mit guten Worten im Zaume halten sollten. Um aber jedem sein Recht anzuthun, war man auch darauf bedacht, den einen oder anderen Rädelsführer am Schopf zu nehmen. Dies war hauptsächlich die Aufgabe des Stadthauptmanns. Jeder kann sich denken, wie dieser mit seinem Wundwasserumschlag auf einem der Organe der metaphysischen Tiefe gegen Aufruhr und Aufrührer gesinnt gewesen sein mag. Seine Spürhunde waren schon seit dem Anfang des Tumultes auf den Beinen, und jener so sich nennende Ambrosio Fusella war, wie der Wirt sagte, ein verkappter Polizeispion, der gerade dazu ausgesendet worden war, irgend einen auf der That zu erwischen, ihn sich zu merken, ihm aufzulauern und ihn dann bei ruhiger Nacht oder tags darauf abzufassen. Kaum hatte er vier Worte von Renzos Predigt vernommen, als er ihn sogleich aufs Korn nahm. Er erschien ihm als ein ganz gutmütiger Verbrecher, gerade so, wie er ihn wünschte. Da er überdies fand, daß er in der Stadt ganz unbekannt war, so hatte er den Meisterstreich versucht, ihn brühwarm ins Gefängnis als die allersicherste Herberge in der Stadt abzuführen, was ihm jedoch mißlang, wie wir gesehen haben. Er konnte jedoch zuverlässige Auskunft über Namen, Zunamen, Heimat und verschiedene andere mutmaßliche Umstände mit nach Hause nehmen, so daß, als der Wirt in der Stadthauptmannschaft anlangte, um zu sagen, was er von Renzo wußte, man da schon besser unterrichtet war, als er selbst. Er trat ins Bureau und machte seine Anzeige: es sei ein Fremder

bei ihm eingekehrt, der seinen Namen nicht habe angeben wollen.

„Ihr habt Euere Schuldigkeit gethan, die Obrigkeit hiervon zu benachrichtigen," sagte ein Schreiber der Untersuchungsbehörde, die Feder niederlegend; „aber wir haben es schon gewußt!"

Ein schönes Geheimnis das! — dachte der Wirt; — dazu gehört großer Scharfsinn. — „Und wir wissen auch den sauberen Namen," fuhr der Schreiber fort.

Zum Teufel! Sogar den Namen? Wie haben sie das gemacht? — dachte der Wirt diesmal.

„Aber Ihr," sagte der andere mit ernster Miene, „Ihr habt nicht alles aufrichtig angegeben."

„Was soll ich denn noch angeben?"

„Aha! Aha! Wir wissen ganz gut, daß der Kerl eine Menge gestohlenes Brot in Euer Wirthaus mitgebracht hat, geraubt mit Gewalt, im Wege der Plünderung und des Aufruhrs."

„Wenn einer mit einem Laibchen Brot in der Tasche zu mir kommt, wie kann ich gleich wissen, wo er's genommen hat? Wenn ich aber auf der Stelle sterben müßte, könnte ich nicht sagen, daß ich mehr als ein Brot bei ihm gesehen habe."

„Nur immer entschuldigen und verteidigen; wenn man euch Wirte hört, — so sind alle Leute ehrlich. Wie könnt Ihr beweisen, daß er das Brot auf ehrliche Weise erworben hat?"

„Was brauche ich zu beweisen? Darauf lasse ich mich nicht ein; ich bin Wirt."

„Ihr werdet doch nicht leugnen können, daß dieser Euer Kunde die Keckheit gehabt habe, beleidigende Äußerungen gegen die Verordnungen auszustoßen und übelwollende, unziemliche Gebärden gegen das Wappen Sr. Excellenz zu machen?"

„Verzeiht, gnädiger Herr, wie kann er mein Kundsmann sein, wenn ich ihn zum ersten Male sehe? Der Teufel ist's, mit Respekt zu melden, der ihn mir ins Haus gebracht hat, und wenn ich ihn kännte, so hätte ich, wie Euere Gnaden wohl sehen, nicht nötig, ihn um seinen Namen zu fragen."

„Doch sind in Euerem Wirtshaus, in Euerer Gegenwart starke Dinge vorgekommen: kecke Reden, aufrührerische Anschläge, Murren, Geschrei."

„Wie kann ich denn, gnädiger Herr, auf all das tolle Zeug acht haben, das die vielen Schreier vorbringen, die alle auf einmal sprechen? Ich muß auf das Meinige sehen, den ich bin ein armer Mann. Und dann wissen Euer Gnaden wohl, daß die Leute, die eine lose Zunge haben, auch gewaltthätig sind, besonders wenn ihrer mehrere beisammen sind, und . . ."

„Ja, ja! laßt sie nur machen und schwatzen! Morgen werdet Ihr sehen, ob ihnen der Kitzel vergangen sein wird. Was glaubt Ihr?"

„Ich glaube gar nichts."

„Daß das Lumpengesindel in Mailand den Meister spielt?"

„O gerechter Gott!"

„Ihr werdet's schon sehen, schon sehen."

„Ich begreif' es ganz gut; der König wird immer der König sein; aber wer heute sein Geld eingetrieben hat, der hat's eingetrieben. Natürlicherweise hat ein armer Familienvater keine Lust, es einzutreiben. Ihr Herren habt die Gewalt. Das geht euch Herren an."

„Habt Ihr noch viele Leute im Hause?"

„Die schwere Menge."

„Und was macht denn Euer sauberer Kunde? Fährt er noch immer fort zu schwatzen, die Leute aufzuhetzen, den Aufruhr für morgen vorzubereiten?"

„Der Fremde, wollt Ihr sagen, gnädiger Herr, — er ist zu Bette gegangen."

„Ihr habt also viele Leute . . . Genug, gebt wohl acht, daß er nicht entwische."

Soll ich den Häscher machen? — dachte der Wirt; aber er sagte weder ja noch nein.

„Geht jetzt nach Hause und seid vernünftig!" sagte der Notar weiter.

„Ich bin es immer gewesen. Können Euere Gnaden sagen, daß ich jemals der Gerechtigkeit zu schaffen gemacht habe?"

„Glaubt nur nicht, daß die Gerechtigkeit ihre Kraft verloren habe."

„Ich? Entschuldigung! Ich glaube gar nichts und gehe nur meiner Wirtschaft nach."

„Immer das alte Lied! Habt Ihr sonst noch etwas anzugeben?"

„Was sollte ich noch anderes anzugeben haben? Es giebt nur eine Wahrheit."

„Genug, für jetzt wollen wir uns an das halten, was Ihr angegeben habt! Man wird die Sache untersuchen und Ihr sollt dann dem Gerichte über das, was man Euch fragen wird, noch Genaueres angeben."

„Was kann ich noch angeben? Ich weiß nichts; mir ist immer der Kopf so voll, daß ich kaum mit meinen Sachen zurecht kommen kann."

„Habt acht, daß er nicht durchkomme!"

„Ich hoffe, daß der gnädige Herr Stadthauptmann erfahren wird, wie schnell ich gekommen bin, um die schuldige Anzeige zu machen. Indessen küsse ich Euerer Gnaden die Hand."

Als der Tag anbrach, schnarchte Renzo seit beinahe sieben Stunden und der arme Teufel lag noch im tiefsten Schlafe, als heftiges Rütteln an den Schultern und der

Ruf: „Lorenzo Tramaglino!“ der vom Fußende des Bettes her erscholl, ihn aufweckten. Er erwachte, zog die Arme an sich, machte mühsam die Augen auf und sah einen schwarz gekleideten Mann unten am Bette, zwei Bewaffnete, einen rechts und einen links vom Kopfkissen, vor sich stehen.

Die Überraschung, die unsanfte Art, wie er vom Schlafe aufgeweckt wurde und der Katzenjammer von dem vielen Weine machten, daß er einen Augenblick wie verzaubert liegen blieb. Er glaubte zu träumen, und da ihm der Traum gar nicht gefiel, so wälzte er sich hin und her, wie um sich vollends zu ermuntern.

„Ah! so habt Ihr's doch einmal gehört, Lorenzo Tramaglino?“ sagte der Mann mit dem schwarzen Rocke, derselbe Notar vom Abend vorher. „Frisch auf! Steht gleich auf und kommt mit uns!“

„Lorenzo Tramaglino?“ sagte Renzo, „was soll das heißen? Was wollt Ihr von mir? Wer hat Euch meinen Namen gesagt?“

„Schwatzt nicht so viel und macht schnell!“ sagte einer der Häscher, ihn aufs neue an der Schulter fassend.

„Oho, was ist das für eine Gewaltthätigkeit?“ schrie Renzo, sich losreißend. „Wirt, heda Wirt!“

„Sollen wir ihn im Hemde fortführen?“ sagte jener Häscher wieder, indem er sich an den Notar wendete.

„Habt Ihr's gehört?“ sagte dieser zu Renzo. „Gleich wird man's so machen, wenn Ihr nicht augenblicklich aufsteht, um mit uns zu gehen.“

„Aber warum denn?“ fragte Renzo.

„Dies Warum sollt Ihr vom Stadthauptmann erfahren.“

„Ich? Ich bin ein ehrlicher Mann; ich habe ja nichts gethan und wundere mich . . .“

„Um so besser für Euch; dann seid Ihr mit zwei Worten fertig und könnt Eueren Geschäften nachgehen.“

„So laßt mich jetzt gleich gehen,“ erwiderte Renzo. „Ich habe nichts mit der Gerechtigkeit zu thun.“

„Nun vorwärts; macht keine Umstände!“ sagte der eine Häscher.

„Wir wollen ihn fortschleppen,“ sagte der andere.

„Lorenzo Tramaglino!“ rief der Notar ihm zu.

„Wie wißt Ihr meinen Namen, gnädiger Herr?“

„Thut Euere Schuldigkeit!“ sagte der Notar zu den Häschern, die nun schnell Hand an Renzo legten, um ihn aus dem Bett zu ziehen.

„He! Bleibt mir drei Schritt vom Leibe, oder . . . ich kann mich schon allein anziehen.“

„So zieht Euch also geschwind an,“ sagte der Notar.

„Ich ziehe mich ja an,“ erwiderte Renzo, und wirklich suchte er da und dort seine Kleider zusammen, die auf dem Bette zerstreut umher lagen, wie die Trümmer eines gescheiterten Schiffes auf dem Ufer. Und indem er anfing, sie anzuziehen, fuhr er immer fort zu reden: „Aber ich will nicht zum Stadthauptmann gehen, ich habe nichts bei ihm zu thun. Wenn man mir ungerechterweise diese Schmach anthun will, so will ich zu Ferrer gebracht werden. Den kenne ich, ich weiß, daß er ein braver Mann ist, und er hat Verbindlichkeiten gegen mich.“

„Ja, ja, mein Sohn, man wird Dich zu Ferrer bringen,“ antwortete der Notar. Unter anderen Umständen hätte er über ein solches Verlangen nach Herzenslust gelacht; jetzt war aber nicht die Zeit zum Lachen. Schon auf dem Herwege hatte er in den Gassen eine gewisse Rührigkeit wahrgenommen, von der man nicht wissen konnte, ob sie der Überrest eines noch nicht gänzlich gestillten Aufruhres, oder der Anfang eines neuen sei. Es war, als wenn die Leute aus dem Boden hervorkröchen,

man lief zusammen, zog in Banden umher und stellte sich in Haufen zusammen. Er wünschte daher, sich zu eilen, hätte aber doch auch gerne den Renzo in Gutem und mit seiner Einwilligung fortgebracht. Denn wenn es von Renzos Seite zum Widerstand gekommen wäre, so konnte er nicht wissen, ob sie, auf der Straße angekommen, noch drei gegen einen geblieben wären. Er gab daher den Häschern einen Wink, sie sollten Geduld haben und den jungen Menschen nicht erbittern; er seinerseits suchte ihn mit Worten zu begütigen.

Derweil der Junge sich indes so langsam als möglich anzog, besann er sich so gut er konnte auf die Begebenheiten des vorigen Tages und erriet ungefähr, daß die Verordnungen, der Name und Zuname der Grund von alledem sein müsse. Aber wie zum Henker konnte denn der da seinen Namen wissen? Und was zum Henker war denn in der Nacht vorgefallen, daß die Justiz wieder so viel Mut bekommen konnte, um sicheren Schlages Hand an einen jener wackeren Bursche zu legen, die tags vorher eine so wichtige Stimme im Kapitel gehabt hatten? Sie mußten aber doch nicht alle eingeschlafen sein, denn auch Renzo vernahm von der Straße her ein stets zunehmendes Geräusche. Als er vollends dem Notar ins Gesicht sah, konnte er ganz leicht die Unschlüssigkeit bemerken, die dieser vergebens verborgen zu halten suchte. Um daher mit seinen Mutmaßungen ins klare zu kommen und sich Licht zu verschaffen, sowie um die Sache in die Länge zu ziehen und auch einen Streich zu versuchen, sagte er: „Ich weiß jetzt schon, was an alledem schuld ist. Es geschieht wohl wegen des Namens und Zunamens. Gestern abend war ich allerdings ein wenig lustig. Diese Wirte haben zuweilen gewisse heimtückische Weine, und, wie ich sage, man weiß ja, wenn man ein Gläschen zu viel hat, so ist's manchmal der Wein, der aus uns spricht. Wenn es aber sonst nichts ist, so bin ich jetzt bereit, jede

Genugthuung zu geben. Überdies wißt Ihr bereits meinen Namen. Aber wie zum Henker habt Ihr ihn denn erfahren?"

„Schön, mein Junge, schön!" antwortete der Notar ganz höflich. „Ich sehe schon, Ihr seid verständig; glaubt es mir, der ich mich darauf verstehe, Ihr seid klüger, als viele andere. Es ist die beste Art, schnell und gut davon zu kommen. Wenn Ihr Euch so gut anlaßt, so seid Ihr mit zwei Worten fertig und könnt gehen, wohin Ihr wollt. Aber mir, mein Sohn, sind die Hände gebunden, ich darf Euch nicht frei lassen, wenn ich auch wollte. Macht nun schnell und kommt ohne Furcht mit mir! Denn wenn sie sehen, wer Ihr seid und ich dann sagen werde, daß . . . Laßt nur mich machen . . . Schon gut; tummelt Euch, mein Sohn."

„So? Ihr könnt es nicht, das begreife ich," sagte Renzo und fuhr mit dem Ankleiden fort, indem er die Winke, welche die Häscher ihm gaben, daß sie ihm helfen wollten, um bälder fertig zu werden, mit Winken abwies.

„Gehen wir über den Domplatz?" fragte er hierauf den Notar.

„Wo Ihr wollt; auf dem kürzesten Wege, daß Ihr bälder loskommt," antwortete jener, sich innerlich ärgernd, daß er Renzos geheimnisvolle Frage fallen lassen mußte, die doch Stoff zu hundert Fragen bieten konnte. — Ich bin zum Unglück geboren — dachte er. — Sieh', da kommt mir einer in die Hände, der, man sieht es, nichts anderes verlangt, als zu beichten, und wenn man ihm ein wenig Zeit ließe, könnte man ihn so extra formam, auf akademische Weise im Wege freundschaftlicher Unterredung dahin bringen, ohne Folter alles zu gestehen, was man wollte. Ein Mensch, der schon fix und fertig verhört, ohne daß er es merkt, ins Gefängnis abgeführt werden kann, ein Mensch solchen Schlages muß mir gerade in

einem so beängstigenden Augenblicke in den Weg kommen. Aber es ist keine Rettung — dachte er weiter, die Ohren spitzend und den Kopf rückwärts wendend, — es hilft alles nichts und ist zu besorgen, daß der Tag noch schlimmer abläuft, als der gestrige. — Was ihn auf diesen Gedanken brachte, war ein außerordentlicher Lärm, den man von der Straße her hörte. Er konnte sich nicht enthalten, den Fensterschieber zu öffnen, um ein wenig hinabzuschielen. Er sah, daß es ein Haufen von Bürgern war, die auf eine von einer Patrouille an sie gerichtete Aufforderung, auseinander zu gehen, anfangs mit bösen Redensarten geantwortet hatten, schließlich aber murrend sich trennten. Was aber dem Notar ganz bedenklich vorkam, das war, daß die Soldaten besonders artig waren. Er machte den Schieber wieder zu und stand einen Augenblick im Zweifel, ob er sein Unternehmen zu Ende führen, oder Renzo unter der Aufsicht der beiden Häscher zurücklassen und zum Stadthauptmann rennen solle, um ihm über das Vorgefallene Bericht zu erstatten. — Aber — dachte er sogleich — man wird mir sagen, ich sei zu nichts zu brauchen, ich sei ein Hasenherz und ich solle meine Befehle vollziehen. Wir sind auf dem Ball, folglich müssen wir tanzen. Verflucht sei das Gedränge! Verflucht sei das Handwerk!

Renzo stand fertig, die beiden Häscher ihm zur Seite; der Notar winkte ihnen, sie möchten ihn nicht allzu gewaltthätig behandeln; zu Renzo sagte er: „Brav, mein Sohn! Nun laßt uns eilen!“

Auch Renzo hörte, sah und dachte. Er war bis auf die Jacke angezogen und hielt sie in seiner Hand, derweil er mit der anderen die Taschen durchsuchte.

„Holla!“ sagte er zu dem Notar, indem er ihn mit bedeutungsvoller Miene ansah. „Herr, da drinnen war Geld und ein Brief!“

„Alles wird Euch pünktlich zurückgestellt werden," bemerkte der Notar, „wenn alle die wenigen Förmlichkeiten erfüllt sind. Laßt uns jetzt gehen!"

„Nein, nein, nein!" sagte Renzo kopfschüttelnd. „Das geht nicht; ich will mein Eigentum wieder haben. Ich will Rechenschaft geben über meine Handlungen, aber mein Eigentum müßt Ihr mir zurückgeben."

„Ich will Euch zeigen, daß ich Vertrauen zu Euch habe, hier habt Ihr's, aber nun beeilt Euch!" sagte der Notar, indem er die mit Beschlag belegten Sachen aus der Brusttasche zog und sie Renzo ärgerlich zustellte. Dieser steckte sie an ihren Ort und murmelte zwischen den Zähnen: „'s ist besser so! Ihr verkehrt so viel mit Spitzbuben, daß Ihr vom Handwerk auch etwas gelernt habt." Die Häscher wußten sich vor Ärger kaum zu fassen, aber der Notar hielt sie mit den Augen im Zaume und sagte zugleich bei sich: Wenn du den Fuß über jene Schwelle setzest, so sollst du's mit Zinsen bezahlen, du sollst mir's kriegen! —

Während Renzo die Jacke anzog und seinen Hut nahm, gab der Notar einem der Häscher einen Wink, die Treppe hinab voraus zu gehen, hinter ihm her schickte er den Gefangenen, dann den anderen guten Freund; er ging zuletzt. Da sie in die Küche kamen, sagte Renzo: „Wohin ist denn der verdammte Wirt gekommen?" Der Notar gab den Häschern einen anderen Wink. Sie ergriffen nun, der eine die rechte, der andere die linke Hand des Gefangenen und legten ihm um das Gelenke derselben gewisse Handschellen, die man mit boshaftem Euphemismus Manschetten nennt. Diese bestanden (es ist uns zwar höchst unangenehm, uns in Einzelnheiten einlassen zu müssen, die des Ernstes der Geschichte so unwürdig sind, allein die Deutlichkeit erheischt es) also aus einem Strickchen, ein wenig länger als der Umfang eines gewöhnlichen

Handgelenkes und hatten an den Enden zwei Stückchen Holz, wie zwei Stängchen. Das Strickchen wurde dem Sträfling ums Gelenk gewunden, die Hölzchen hielt der Häscher dermaßen in der Faust, daß er durch Drehen den Knoten nach Willkür fester anziehen konnte. Hierdurch war es ihm möglich, nicht nur den Gefangenen festzuhalten, sondern auch einen Widerspenstigen zu quälen; und zu letzterem Zwecke war der Strick noch mit vielen Knoten versehen.

Renzo sträubte sich und rief: „Welche Behandlung für einen ehrlichen Mann . . .!“ Aber der Notar, der für jede böse That seine guten Wörtchen hatte, sagte: „Habt doch Geduld, sie thun nur ihre Schuldigkeit! Was wollt Ihr? Es sind bloß Förmlichkeiten; wir dürfen die Leute nicht so mild behandeln, wie wir gerne möchten. Wenn wir nicht thäten, was uns befohlen ist, kämen wir schön an, noch schlimmer als Ihr. Darum Geduld!“

Während er sprach, drehten die beiden die Manschetten einmal herum und Renzo wurde gelassener, wie ein feuriges Pferd, dem man die Lippen mit der Kinnkette zusammenpreßt, und schrie: „Geduld!“

„Brav, mein Sohn!“ sagte der Notar. „So kommt Ihr am besten weg. Was wollt Ihr? Es ist zwar eine Plage, ich sehe es selbst ein, aber nach einer Weile kommt Ihr wieder heraus. Und weil ich sehe, daß Ihr Euch so gut haltet und weil ich Euch gerne helfen möchte, so will ich Euch noch einen anderen Rat geben zu Euerem Besten. Glaubt mir, der ich in dergleichen Dingen so wohl erfahren bin! Geht gerade aus, ohne links noch rechts zu schauen, oder Euch bemerklich zu machen, so hat niemand acht auf euch, niemand sieht, was geschieht und Ihr bleibt bei Ehren. Über eine Stunde seid Ihr wieder frei. Es giebt so viel zu thun, daß sie drüben sich beeilen

werden, Euch loszulassen. Ich werde auch ein Wörtchen dazu sagen . . . Dann geht Ihr wieder Eueren Geschäften nach und niemand erfährt, daß Ihr eingesperrt gewesen seid. Ihr aber," fuhr er fort, sich mit strenger Miene an die Häscher wendend, „nehmt euch in acht, daß ihr ihm nicht wehe thut, denn ich nehme ihn in meinen Schutz! Ihr müßt ihn zwar euerer Pflicht gemäß vorführen, aber bedenkt, daß er ein ehrlicher Mensch, ein höflicher Junge ist, der über kurz wieder frei sein wird, und daß ihm an seiner Ehre gelegen sein muß. Geht so, daß niemand etwas bemerkt, wie drei Männer, die miteinander spazieren gehen." Und in gebieterischem Tone und mit drohend gerunzelter Stirne setzte er hinzu: „Habt ihr mich verstanden?" Darauf wendete er sich mit geglätteter Stirne und lächelnder Miene, die sagen zu wollen schien: „O! wir sind ja die besten Freunde!" wieder an Renzo und flüsterte ihm von neuem zu: „Seid vernünftig! Thut, wie ich Euch gesagt habe, geht gefaßt und ruhig, verlaßt Euch auf mich, der Euch wohl will. Vorwärts!" Und der kleine Zug setzte sich in Bewegung.

Aber von allen diesen schönen Redensarten glaubte Renzo kein Wort, weder daß der Notar es besser mit ihm meine als die Häscher, noch, daß jenem an seiner Ehre etwas gelegen sei, auch nicht, daß er beabsichtige, ihm das Wort zu sprechen. Er merkte ganz gut, daß der Ehrenmann, in der Besorgnis, es möchte unterwegs eine günstige Gelegenheit sich darbieten, seinen Händen zu entkommen, alle die schönen Gründe aufgeführt habe, um ihn abzuhalten, darauf zu achten und sie sich zu Nutzen zu machen, so daß alle diese Ermahnungen nur dazu dienten, ihn in dem Vorsatze zu bestärken, den er bereits im Kopfe hatte, von alledem das gerade Gegenteil zu thun.

Man glaube deshalb ja nicht, daß der Notar ein unerfahrener, angehender Spitzbube gewesen, weil er sich

verrechnet habe. Er war ein ausgemachter Spitzbube, sagt unser Autor, der einer seiner Freunde gewesen zu sein scheint. Aber in jenem Augenblicke befand er sich in großer Aufregung. Bei kälterem Blute hätte er sich sicher über jeden lustig gemacht, der, um einen anderen dahin zu bringen, daß er in einen saueren Apfel beiße, ihm dies durch die erbärmliche Finte einzublasen und einzupredigen gesucht hätte, er gebe ihm einen uneigennützigen, freundschaftlichen Rat. Aber es ist nun einmal ein allgemeiner Hang der Menschen, daß, wenn sie in Angst und Aufregung sind und sehen, daß ein anderer ihnen aus der Patsche helfen könnte, sie diesen inständig, wiederholt und unter allen möglichen Vorwänden darum angehen. Auch die Spitzbuben verfallen, wenn sie geängstigt und aufgeregt sind, gleichfalls diesem allgemeinen Gesetze. Daher kommt es auch, daß sie unter ähnlichen Umständen meistenteils eine so jämmerliche Figur spielen. Jene meisterhaften Erfindungen, jene schönen Ränke, mittels derer sie zu siegen gewohnt, die ihnen zur zweiten Natur geworden sind und die, zur gehörigen Zeit angewendet und mit der erforderlichen Gemütsruhe und Geistesklarheit ins Werk gesetzt, den Schlag so sicher und unversehens führen, erfreuen sich, selbst wenn man sie durchschaut, nach dem Gelingen eines vielfachen Beifalls. Die in der Klemme befindlichen armen Tröpfe aber bringen sie in übergroßer Hast und auf ungeschickte Weise, ohne Anstand und Würde zur Anwendung; dermaßen, daß sie, wenn man sieht, wie sie sich abmühen und abarbeiten, Mitleid und Lachen erregen, derweil der Mann, auf den sie's abgesehen haben, wenn auch minder schlau als sie, ihr Spiel leicht durchschaut und aus ihrer eigenen Arglist Licht für sich schöpft gegen sie selbst.

Kaum war man auf der Straße, als Renzo anfing, seine Augen herumschießen zu lassen, sich bemerkbar zu

machen und die Ohren zu spitzen. Es war jedoch kein außerordentliches Gedränge; und obgleich man auf dem Gesichte mehr als eines Vorübergehenden leicht eine gewisse Lust zum Krawallen lesen konnte, so ging doch jeder geradeaus seine Straße, und ein Aufruhr im eigentlichen Sinne war nicht vorhanden.

„Seid vernünftig," brummte der Notar hinter ihm her; „denkt an Euere Ehre, mein Sohn."

Aber als Renzo, der ganz genau auf drei Männer hinsah, die mit erhitzten Gesichtern auf ihn zukamen, diese von einer Bäckerei, von verstecktem Mehl, von Gerechtigkeit sprechen hörte, fing er an, ihnen mit dem Gesichte Winke zu geben und auf eine Weise zu husten, die eher alles andere als eine Erkältung anzeigte. Sie betrachteten nun den Zug aufmerksamer und blieben stehen. Zu ihnen gesellten sich neue Ankömmlinge, andere, die schon vorübergegangen waren und sich bei dem Gemurmel umgedreht hatten, kehrten um und vergrößerten den Haufen.

„Nehmt Euch in acht, seid vernünftig, mein Sohn! Macht nicht aus übel ärger, verschlimmert Eueren Handel nicht! Die Ehre, der gute Name," zischelte ihm der Notar fortwährend in die Ohren. Renzo machte aber aus übel ärger. Nachdem die Häscher mittels der Augen sich miteinander beraten hatten, so dachten sie ihre Sache gut zu machen (jedermann ist eben dem Irrtum unterworfen) und thaten einen Zuck mit den Manschetten.

„O weh, o weh!" schrie der Gemarterte. Bei dem Geschrei schart sich das Volk zusammen, läuft von allen Seiten der Straße herbei, der Zug kommt nicht mehr von der Stelle. „Es ist ein Missethäter," flüsterte der Notar denen zu, die ihm über dem Halse waren; „es ist ein Dieb, den man auf der That ertappt hat. Geht aus dem Wege und laßt die Obrigkeit passieren!" Aber

Renzo, der wahrnahm, wie günstig der Augenblick sei, und sah, wie die Häscher weiß oder wenigstens blaß wurden, dachte bei sich — wenn ich mir jetzt nicht helfe, so ist es mein Schade — und sogleich erhob er seine Stimme: „Ihr Leute, sie führen mich ins Gefängnis, weil ich gestern ‚Brot und Gerechtigkeit‘ gerufen habe! Sonst habe ich nichts gethan, ich bin ein ehrlicher Bursche; steht mir bei, ihr Leute! Und verlaßt mich nicht!“

Ein dem Gefangenen günstiges Gemurmel, deutlichere Stimmen, die Teilnahme ausdrückten, erhoben sich als Antwort. Die Häscher befehlen erst, dann ersuchen, bitten sie die Allernächsten, wegzugehen und Platz zu machen. Statt dessen aber drückt und drängt die Menge immer mehr. Die Häscher, welche die Gefahr bemerken, lassen die Manschetten fahren und trachten nur noch, sich in dem Haufen zu verstecken und unbemerkt sich davon zu machen. Der Notar wünschte sehnlich, dasselbe thun zu können, was aber des schwarzen Rockes wegen sehr schwierig war. Der arme Mann, zu Tode erschrocken und leichenblaß, suchte sich zu ducken und drehte und wand sich, um aus dem Getümmel herauszukommen, aber er konnte die Augen nicht aufschlagen, ohne drohende Gesichter vor sich zu sehen. Er versuchte alles mögliche, um als ein Auswärtiger angesehen zu werden, der zufällig im Vorübergehen in den Knäuel eingekeilt worden sei, wie der Strohhalm ins Eis. Und als er sich irgend einem gegenüber befand, der ihn drohender als andere ansah, verzog er seinen Mund zu einem freundlichen Lächeln und fragte mit einfältiger Miene: „Was hat's denn gegeben?“

„Ei, Du weißt es wohl, Du häßlicher Rabe!“ antwortete dieser, und ringsum erscholl es nun: „Seht doch den häßlichen Raben! Auf den häßlichen Raben!“ Zu dem Geschrei gesellten sich Stöße, so daß es dem Gehetzten teils mittels seiner eigenen Beine, teils mittels

der Rippenstöße seiner Widersacher in kurzer Zeit gelang, dem Gedränge zu entkommen, woran ihm in diesem Augenblicke alles gelegen sein mußte.

Sechzehntes Kapitel.

„Laufe, laufe, was Du kannst, braver Bursche! Hier ist ein Kloster, sieh', dort ist eine Kirche! Dahin, dorthin!" ruft man von allen Seiten Renzo zu. Was das Laufen betrifft, so kann man sich wohl denken, daß es bei Renzo keiner Aufmunterung bedurfte. Vom ersten Augenblicke an, da die Hoffnung in seiner Seele aufgeblitzt war, diesen Krallen zu entkommen, hatte er angefangen, seine Rechnung zu machen und beschlossen, ohne Aufenthalt zu fliehen, bis er nicht nur außerhalb der Stadt, sondern außerhalb des Herzogtums Mailand wäre. Denn — hatte er gedacht — meinen Namen haben sie einmal auf ihren Listen, wie sie ihn auch erfahren haben mögen, und mit dem Namen und Zunamen können sie mich fassen, wann sie wollen. — Was ein Asyl betrifft, so würde er sich nur dann dahin geflüchtet haben, wenn er die Häscher auf den Fersen gehabt hätte. — Wenn ich nun ein Vogel im Busche sein kann, — hatte er ferner gedacht — so will ich kein Vogel im Käfig sein. Er hatte deshalb jenes Dorf in dem Gebiet von Bergamo zu seiner Zufluchtsstätte ausersehen, wo sein Vetter Bartolo, wie erinnerlich, der ihn mehrmals zu sich eingeladen hatte, gegenwärtig sich befand. Aber den Weg dahin zu finden, darin lag die Schwierigkeit. Verlassen in dem unbekannten Teile einer noch ganz unbekannten Stadt, wußte Renzo nicht einmal, zu welchem Thore man hinausgehen müsse, um nach Bergamo zu kommen, und wenn er es gewußt hätte

so hätte er doch das Thor nicht finden können. Er war willens, von einem seiner Befreier sich den Weg zeigen zu lassen. Aber da ihm während der kurzen Zeit, die er gehabt hatte, um über seine Lage nachzudenken, verschiedene Bedenken über jenen so gefälligen Schwertfeger, den Vater von vier Kindern, in ihm aufgestiegen waren, so wollte er seine Absichten nicht vor einem so großen Haufen kundmachen, unter dem sich irgend einer dieses Gelichters befinden konnte. Er beschloß darum, sogleich von da fortzugehen, er könne sich ja den Weg anderswo zeigen lassen, wo niemand wisse, wer er sei und warum er darnach frage. Er sagte daher zu seinen Befreiern: „Tausend Dank, ihr Leute! Gott segne euch!“ ging durch die Öffnung, die ihm sogleich gemacht wurde, und gab Fersengeld; er galoppierte eine Weile die Straße hinab, in ein Gäßchen hinein, ohne zu wissen wohin. Als er weit entfernt genug zu sein glaubte, ging er langsamer, um keinen Verdacht zu erregen, und fing an, da und dorthin zu schauen um die Person, die er fragen könnte, ein Gesicht, das Vertrauen einflöße, sich auszusehen. Aber auch hier war er übel daran. Schon die Frage an sich konnte verdächtig scheinen, die Zeit drängte, die Häscher, die sich von ihrem Schrecken gewiß wieder erholt hatten, mußten ohne Zweifel die Spuren ihres Ausreißers wieder aufgesucht haben. Das Gerücht von dieser Flucht konnte bis hierher gedrungen sein, und in solchen Nöten mußte der arme Renzo wohl zehnmal physiognomische Untersuchungen anstellen. Jener Dickwanst, der mit gespreizten Beinen, die Hände auf dem Rücken, den Bauch vorstreckend, das Kinn, von dem ein dicker Fettklumpen herabhing, in die Höhe geworfen, aufrecht auf der Schwelle seines Ladens stand, und der, da er eben nichts Besseres zu thun hatte, seine schwabbelnde Fleischmasse abwechselnd auf die Zehen stellte und wieder auf die Fersen herabfallen ließ, hatte das Gesicht eines

neugierigen Schwätzers, der, anstatt Antwort zu geben, lieber gefragt hätte. Jener, der mit starren Blicken und aufgeworfenen Lippen auf ihn zukam, schien, weit entfernt einem anderen den Weg schnell und richtig angeben zu können, den seinigen kaum zu kennen. Der stämmige Bursche, der die Wahrheit zu sagen ziemlich aufgeweckt dreinschaute, sah aber doch noch boshafter aus und hätte sich vielleicht den argen Spaß gemacht, einem armen Landmann einen Weg zu weisen, der dem gewünschten gerade entgegengesetzt gewesen wäre. So wahr ist es, daß einem bedrängten Menschen alles zu neuer Bedrängnis gereicht! Als er endlich eines Menschen ansichtig wurde, der eilig herankam, so dachte er, dieser möge dringende Geschäfte haben und würde ihm darum kurz und gut antworten, und da er ihn mit sich selbst sprechen hörte, so meinte er, das müsse ein aufrichtiger Mensch sein. Er näherte sich ihm und sagte: „Mit Verlaub, Herr, wohin muß man gehen, wenn man nach Bergamo will?"

„Nach Bergamo? Zum östlichen Thore hinaus."

„Ich danke Euch! Und welcher Weg führt zum östlichen Thore?"

„Geht diese Straße links, dann kommt Ihr auf den Domplatz; dann . . ."

„Es ist genug, Herr, das übrige weiß ich schon. Gott lohn' es Euch!" Er verließ nun die bisher eingehaltene Richtung und ging nach jener Seite hin, die ihm bezeichnet worden war. Der Gefragte sah ihm eine Weile nach, stellte in Gedanken diese Art des Ganges mit der Frage zusammen und sagte bei sich: Entweder hat der einem einen Streich gespielt oder es will ihm einer einen spielen.

Renzo gelangt auf den Domplatz, geht quer darüber hin, kommt an einen Haufen von Asche und verloschenen Kohlen und erkennt die Überreste des Freudenfeuers, dem

er tags zuvor zugeschaut hatte. Er läuft längs der Domtreppe hin, sieht die Bäckerei „zu den Krücken", die halb niedergerissen und von Soldaten bewacht ist, geht gerade durch die Straße, durch die er mit dem Volkshaufen gekommen war, kommt zum Kapuzinerkloster, wirft einen Blick auf den Vorplatz und die Kirchthüre und sagt seufzend bei sich: Er hat mir doch einen guten Rat gegeben, der Klosterbruder von gestern; ich sollte in der Kirche warten und ein wenig beten. —

Hier blieb er einen Augenblick stehen, um aufmerksam nach dem Thore hinzusehen, welches er passieren mußte. Da er von ferne eine starke Wache dort sah, und seine Einbildungskraft noch ein wenig erhitzt war, so empfand er ein gewisses Sträuben, auf jenen Durchgang loszugehen. Er befand sich neben einer Zufluchtsstätte, wo er mit jenem Briefe wohl empfohlen gewesen wäre, und fühlte sich stark versucht, dort anzusprechen. Aber plötzlich faßte er wieder Mut und dachte: Vogel im Busch, so lange es geht. Wer kennt mich? Sicherlich werden sich die Häscher nicht in Stücke geteilt haben, um an allen Thoren mir aufzulauern. — Er kehrte sich um, um zu sehen, ob sie nicht etwa von hinten her kämen, sah aber weder sie noch überhaupt jemanden, der sich mit ihm zu beschäftigen schien. Er schreitet vorwärts, hält die verwünschten Beine zurück, die immer laufen möchten, wo sie nur gehen sollten, und gelangt ganz langsam, halblaut pfeifend, beim Thore an.

Es war eine ganze Schar von Zollwächtern, die, durch spanische Miquelets verstärkt, den Durchgang sperrten. Sie richteten aber ihre ganze Aufmerksamkeit nach außen, um die Zuzüger abzuhalten, die auf die Nachricht von einem Aufruhr herbeieilen, wie die Raben nach einem Schlachtfelde, so daß Renzo, der mit gleichgültiger Miene, niedergeschlagenen Augen und dem Schritt eines Wanderers oder eines Spaziergängers daherkam, zum Thore hinausgehen

konnte, ohne daß ihm einer ein Wort gesagt hätte. Aber das Herz klopfte ihm gewaltig. Da er rechts einen Nebenweg sah, so betrat er ihn, um die Heerstraße zu vermeiden, und wandelte eine Weile fort, ehe er sich nur einmal umsah.

Er wandert fort und fort, stößt auf Weiler und Dörfer, aber er geht immer vorwärts, ohne nach dem Namen zu fragen. Denn er ist sicher, sich von Mailand zu entfernen, und hofft auf Bergamo los zu gehen, das ist ihm für jetzt genug. Alle Augenblicke kehrte er sich um, betrachtete auch von Zeit zu Zeit seine Handgelenke und rieb sie. Denn sie waren immer noch etwas taub und mit einem rötlichen Ringe gezeichnet, den die Manschetten eingeschnitten hatten. Seine Gedanken waren, wie jeder sich leicht einbilden kann, ein Mischmasch von Reue, Unruhe, Wut und Wehmut. Es kostet ihn viel Kopfzerbrechen, herauszubringen, was er am Abend zuvor gesagt und gethan hatte, den geheimen Teil seiner schmerzlichen Geschichte aufzuklären, vor allem aber, wie sie seinen Namen erfahren hätten. Sein Verdacht fiel natürlich auf den Schwertfeger, dem er ihn mitgeteilt zu haben sich wohl erinnern konnte. Wenn er wieder daran dachte, wie er ihn ausgelockt habe, wenn er an sein ganzes Benehmen, an alle die Äußerungen dachte, welche immer dahin zielten, ihm etwas abzufragen, so wurde sein Argwohn beinahe zur Gewißheit. Er erinnerte sich nur dunkel, daß er auch noch nach des Schwertfegers Abgang zu plaudern fortgefahren. Mit wem, das wußte der Wirt am besten, von was, darüber gab ihm sein Gedächtnis, so sehr er es auch erforschte, durchaus keinen Aufschluß. Er wußte nichts anderes zu sagen, als daß er um diese Zeit eben nicht zu Hause gewesen sei. Er wurde bei seinen Nachforschungen ganz irre und war wie ein Mensch, der viele weiße Blätter unterschrieben und sie jemanden anvertraut

hat, den er für einen Ausbund von Ehrlichkeit gehalten; und wenn er dann hintennach erfährt, daß derselbe ein Schwindler sei, den Stand seiner Geschäfte gerne kennen möchte. Aber was ist da herauszubringen? Es ist ein Chaos. Ein anderes peinliches Studium für ihn war, sich irgend einen Plan für die Zukunft zu entwerfen, der ihn einigermaßen beruhigen könnte. Aber alle, die keine Luftschlösser waren, hatten einen sehr trübseligen Anstrich.

Bald aber wurde seine größte Sorge, den Weg zu finden. Nachdem er eine gute Strecke aufs Geratewohl fortgewandelt war, sah er, daß er allein nicht zurechtkommen könne. Gleichwohl empfand er einen gewissen Widerwillen, das Wort Bergamo auszusprechen, als wenn es etwas Verdächtiges, Unverschämtes an sich gehabt hätte. Und doch mußte er etwas thun. Er nahm sich daher vor, sich, wie er es in Mailand gemacht hatte, an den ersten Reisenden zu wenden, dessen Gesicht ihm gefallen würde. Und so machte er es denn auch.

„Ihr seid vom Wege abgekommen," antwortete ihm dieser, und nachdem er ein wenig nachgedacht hatte, beschrieb er ihm teils mit Worten, teils mit Deuten die Richtung, die er einschlagen müsse, um auf die Hauptstraße zu kommen. Renzo dankte ihm, that, als wollte er thun, was ihm gesagt worden, ging auch wirklich nach jener Seite hin, nahm sich jedoch vor, zwar sich der verwünschten Hauptstraße zu nähern, sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren, und so viel wie möglich sich daran zu halten, ohne sie jedoch mit einem Fuße zu betreten. Das war leichter gedacht, als ausgeführt. Er ging nun eigentlich im Zickzack vorwärts, indem er sich teils an die Andeutungen hielt, die er da und dort aufzufischen den Mut gefaßt hatte, teils diese nach seinem Gutdünken verbesserte und seiner Absicht anpaßte, teils den Wegen nachging, auf die er eben zufällig stieß. Die Folge war, daß unser

Flüchtling bereits zwölf Miglien zurückgelegt hatte, ohne weiter als sechs von Mailand abgekommen zu sein. Von Bergamo aber hatte er sich eher entfernt. Er fing nun an, die Überzeugung zu gewinnen, daß es auf diese Weise durchaus nicht gehe, und dachte an ein anderes Auskunftsmittel. Er kam auf den Gedanken, durch List den Namen irgend eines der Grenze nahe gelegenen Dorfes herauszubringen, wohin man auf Nebenwegen gelangen könne; und wenn er nach diesem frage, würde er wohl den Weg erfahren, ohne da und dort die Frage nach Bergamo auszustreuen, die ihm so sehr nach Flucht, Verbannung und peinlicher Untersuchung zu riechen schien.

Während er so darüber nachsinnt, wie er diese Notizen herauskriegen könne, ohne Verdacht zu erwecken, sieht er an einem einzelnstehenden Häuschen, außerhalb eines Weilers, einen grünen Busch heraushängen. Seit einiger Zeit schon hatte er das Bedürfnis gefühlt, seine Kräfte zu stärken; er dachte, daß hier der Ort sein möchte, wo man ihm zu gleicher Zeit beide Dienste leisten könne, und ging hinein. Es war niemand da, als ein altes Weib, mit der Kunkel an der Seite und der Spindel in der Hand. Er verlangte etwas zu essen; es wurde ihm Mailänder Käse und guter Wein angeboten. Er nahm den Käse an, für den Wein dankte er, denn er war ihm des Streiches wegen, den er ihm am Abende zuvor gespielt hatte, ganz zuwider geworden. Er setzte sich nieder und bat die Alte, sich zu beeilen. Sie hatte im Augenblick den Käse auf den Tisch gestellt und fing dann gleich an, ihn über seine Person und die Mailänder Ereignisse mit Fragen zu bestürmen. Denn das Gerücht hiervon war bis dahin gedrungen. Renzo aber wußte nicht nur mit großer Gewandtheit der Fragen sich zu erwehren, sondern aus der Gelegenheit noch Vorteil zu ziehen, indem er die

Neugierde der Alten, die ihn fragte, wohin er ginge, für seinen Zweck ausbeutete.

„Ich muß an viele Orte gehen," antwortete er, „und wenn ich noch Zeit finde, möchte ich auch einen Augenblick in das große Dorf auf der Straße nach Bergamo, das nahe an der Grenze, aber noch im Mailändischen liegt, wie heißt es doch?" — Irgend ein solches wird es doch wohl geben, — dachte er bei sich.

„Gorgonzola, wollt Ihr sagen," versetzte die Alte.

„Gorgonzola!" wiederholte Renzo, als wolle er das Wort seinem Gedächtnisse besser einprägen. „Ist es weit von hier?" setzte er bei.

„Ich weiß es nicht genau, es wird an zehn, zwölf Miglien sein. Wenn ein's von meinen Kindern da wäre, so könnte es Euch's schon sagen."

„Glaubt Ihr wohl, daß man auf guten Nebenwegen hinkommen könne, ohne die Hauptstraße zu berühren? Es ist da ein so fürchterlicher Staub, weil es so lange her nicht geregnet hat."

„Ich glaube wohl; Ihr könnt im nächsten Dorfe fragen, das rechts von hier liegt," und sie nannte es ihm.

„Schon gut," sagte Renzo, stand auf und steckte das Stückchen Brot in die Tasche, das ihm von dem mageren Frühstück übrig geblieben und von jenem sehr verschieden war, das er tags zuvor beim Kreuz des heiligen Dionysius gefunden hatte. Er zahlte seine Zeche, ging fort und schlug den Weg nach rechts ein. Er wanderte mit dem Wort Gorgonzola im Munde von Dorf zu Dorf und kam einige Zeit vor Sonnenuntergang dort an.

Schon unterwegs hatte er sich vorgenommen, hier wieder Halt zu machen, um eine kräftigere Mahlzeit zu sich zu nehmen. Wohl hätte der Körper ein wenig Nachtruhe sich gefallen lassen, aber ehe Renzo sie ihm gegönnt,

hätte er ihn lieber kraftlos zur Erde hinsinken lassen. Seine Absicht war, sich im Wirtshaus zu erkundigen, wie weit es an die Adda sei, dann auf eine geschickte Weise herauszukriegen, wo sich eine Fähre zum Übersetzen befinde und dann sogleich dahin aufzubrechen, sobald er sich ein wenig erholt haben würde. Geboren und aufgewachsen sozusagen an der zweiten Quelle jenes Flusses, hatte er öfter sagen hören, daß er an einem gewissen Punkte und auf eine gewisse Strecke zwischen dem mailändischen und venetianischen Gebiete die Grenze bilde. Von dem Punkte und der Strecke hatte er keine bestimmte Vorstellung, aber für jetzt war es das dringendste, ans andere Ufer zu gelangen, wo es auch sein mochte. Wenn es ihm an diesem Tage nicht gelänge, war er willens, fortzuwandern, so lange als Nacht und Atem es ihm gestatteten, dann aber die Morgenröte auf dem Felde, in einer Einöde abzuwarten, wo es Gott gefallen möchte, aber nur in keinem Wirtshaus mehr.

Kaum war er in Gorgonzola einige Schritte weit gekommen, als er ein Wirtshausschild bemerkte. Er trat ein und verlangte vom Wirt, der ihm entgegen ging, etwas zu essen und einen Schoppen Wein, denn die Zeit und der weite Weg hatten ihm den bitteren, fanatischen Haß vertrieben. „Ich bitte Euch, macht schnelle!“ sagte er. „Denn ich muß mich bald wieder auf den Weg machen.“

Dieses sagte er, nicht bloß weil es wahr war, sondern auch aus Furcht, der Wirt möchte, wenn er meine, er werde bei ihm über Nacht bleiben, gleich damit herausrücken, ihn nach Name, Zuname, Heimat und Geschäft zu fragen . . . Darum weit vom Schuß!

Der Wirt antwortete Renzo, er solle sogleich bedient werden, und dieser setzte sich an einen Tisch, nahe bei der Thüre, an den Platz der Verschämten.

Im Zimmer befanden sich noch einige Müßiggänger aus dem Dorfe, die eben die wichtigen Nachrichten aus Mailand vom vorigen Tage besprochen und erörtert hatten, und nun gar zu gerne gewußt hätten, wie es denn an jenem Tage abgelaufen sei, besonders da die Nachrichten mehr dazu angethan waren, die Neugierde zu reizen, als sie zu befriedigen. Ein Aufstand, nicht unterdrückt, noch auch siegreich, durch die Nacht mehr verschoben als beendigt, eine unvollendete Sache, das Ende eines Aufzuges eher, als eines Schauspieles. Einer von jenen machte sich von seiner Tischgesellschaft los, näherte sich dem Ankömmlinge und fragte ihn, ob er von Mailand komme.

„Ich?" sagte Renzo überrascht, um sich Zeit zur Antwort zu nehmen.

„Ja, Ihr, wenn es erlaubt ist, zu fragen."

Renzo schüttelte den Kopf, klemmte die Lippen zusammen und sagte, indem er zuerst einen unverständlichen Laut ausstieß: „Mailand ist, wie ich habe sagen hören, nicht der Ort, wohin man in diesem Augenblick geht, wenn man nicht durch die Not dazu gezwungen ist."

„Dauert denn der Krawall auch heute noch fort?" fragte der Neugierige mit mehr Zudringlichkeit.

„Man müßte da gewesen sein, um es zu wissen," sagte Renzo.

„Ihr kommt also nicht von Mailand?"

„Ich komme von Liscate," antwortete leichthin der Jüngling, der inzwischen seine Antwort überdacht hatte.

Streng genommen kam er allerdings von da, weil er durchpassiert war, und hatte unterwegs den Namen von einem Reisenden erfahren, der ihm dieses Dorf als das erste bezeichnet hatte, das er passieren müsse, um nach Gorgonzola zu kommen.

„O!" sagte der gute Freund, als wenn er hätte sagen wollen: Es wäre besser, du kämest von Mailand,

aber nur Geduld. Dann setzte er bei: „Aber erfuhr man denn in Liscate nichts aus Mailand?“

„Es könnte wohl sein, daß jemand etwas erfahren hätte,“ antwortete der Bergbewohner, „aber ich habe nichts gehört.“

Diese Worte brachte er auf jene eigentümliche Weise vor, welche sagen zu wollen scheint: nun ist's genug. Der Neugierige ging zu seiner Gesellschaft zurück, und einen Augenblick darauf setzte sich der Wirt an Renzos Tisch.

„Wie weit ist's von hier an die Adda?“ sagte Renzo zu ihm, mit der Miene eines Schlaftrunkenen, die wir schon einmal an ihm wahrgenommen haben.

„An die Adda, um aufs andere Ufer hinüber zu kommen?“ fragte der Wirt.

„Das heißt . . . ja . . . an die Adda.“

„Wollt Ihr über die Brücke von Cassano gehen, oder bei der Fähre von Canonico übersetzen?“

„Wo es ist . . . Ich frage nur so aus Neugierde.“

„Ei, ich wollte sagen, daß dieses eben die Orte sind, wo ehrliche Leute passieren, Leute nämlich, die Rechenschaft von sich geben können.“

„Nun ja denn, wie weit ist es bis dahin?“

„Man darf annehmen, daß es nach beiden Orten ungefähr sechs Miglien sind.“

„Sechs Miglien? Ich hätte nicht geglaubt, daß es so weit wäre,“ sagte Renzo mit einer Miene, die eine ans gezwungene grenzende Gleichgültigkeit zur Schau trug. „Und wenn einer einen kürzeren Weg einschlagen wollte, würde er nicht auch noch andere Stellen finden, wo man übersetzen könnte?“

„Jawohl!“ antwortete der Wirt, indem er ihn mit zwei Augen voll boshafter Neugierde anstarrte. Dies genügte, um dem Flüchtling die übrigen Fragen, die er noch in Bereitschaft hatte, zwischen den Zähnen ersterben zu

lassen. Er zog die Schüssel vor sich hin, und indem er auf den Schoppen hinsah, den der Wirt ebenfalls auf den Tisch gestellt hatte, fragte er: „Ist der Wein rein?"

„Wie Gold," sagte der Wirt. „Fragt nur alle Leute im Dorf und in der ganzen Gegend, die sich darauf verstehen, und Ihr werdet's hören." Bei diesen Worten wandte er sich zu der Gesellschaft.

Die verwünschten Wirte! — sagte Renzo bei sich — je mehrere ich kennen lerne, desto schlimmer finde ich sie. — Nichtsdestoweniger fing er an, mit großem Appetit zu essen. Zu gleicher Zeit aber horchte er aufmerksam zu, ohne es jedoch merken zu lassen, in der Absicht, Kundschaft einzuholen, zu hören, wie man hier über das große Ereignis denke, an dem er nicht geringsten Anteil gehabt, ganz besonders aber um zu sehen, ob unter den Sprechern sich nicht etwa ein ehrlicher Mann befinde, dem ein armer Bursche vertrauen und von dem er den Weg erfragen könne, ohne besorgen zu müssen, auf die Folter gespannt zu werden und gezwungen zu sein, seine Geschichten auszukramen.

„Aber," sagt einer, „diesmal scheint es den Mailändern ernst gewesen zu sein. Genug, spätestens morgen werden wir etwas erfahren."

„Mich reut es, daß ich diesen Morgen nicht nach Mailand gegangen bin," sagte ein anderer.

„Wenn Du morgen hingehst, so gehe ich auch mit," sagte ein dritter, dann noch einer und noch einer.

„Was ich eigentlich wissen möchte," begann der erste wieder, „das ist, ob die Herren in Mailand auch an das arme Landvolk denken werden, oder ob sie das gute Gesetz ganz allein für die Mailänder geben werden. Wisset ihr, wer sie sind, he? Stolze Bürger, die nur auf sich denken und andere Leute ansehen, als wenn sie gar nicht da wären."

„Wir haben auch Mäuler, sei's zum Essen, sei's, um unsere Meinung zu sagen," bemerkte ein anderer mit einer Stimme, die um so bescheidener klang, je kecker die Äußerung war. „Und wenn die Sache einmal im Gange ist . . ." Er hielt es jedoch für besser, den Satz unvollendet zu lassen.

„Verstecktes Getreide giebt's nicht bloß in Mailand," fing ein anderer mit einem finsteren, bösartigen Gesichte an, als man plötzlich Hufschlag ertönen hörte. Alles läuft nach der Thüre, und da man den Ankömmling erkennt, gehen ihm alle entgegen. Es war ein Kaufmann von Mailand, der öfter in Handelsgeschäften nach Bergamo reiste und in diesem Wirtshaus zu übernachten pflegte, und, da er hier immer die nämliche Gesellschaft antraf, sie alle zusammen kannte. Man schart sich um ihn her, einer ergreift den Zaum, ein anderer den Steigbügel. „Willkommen, willkommen!"

„Gott grüß' euch!"

„Habt Ihr eine glückliche Reise gehabt?"

„Jawohl, und wie befindet ihr euch?"

„Ganz gut. Was bringt Ihr uns Neues von Mailand?"

„Aha, da haben wir die Neuigkeitskrämer!" sagte der Kaufmann, indem er abstieg und sein Pferd dem Hausknecht übergab.

„Nun weiter!" fuhr er fort, als er mit der Gesellschaft in die Stube trat. „Um diese Stunde werdet ihr vielleicht mehr wissen als ich."

„Wir wissen in der That gar nichts," sagte mehr als einer, die Hand ans Herz legend.

„Ist's möglich?" sagte der Kaufmann. „Nun, so werdet ihr schöne . . . oder abscheuliche Dinge hören. Heda, Wirt, ist mein gewöhnliches Bett noch frei? Gut denn! Nun ein Glas Wein und mein gewöhnliches

Nachtessen, aber schnell! Denn ich will sogleich zu Bette gehen, um recht früh abzureisen, damit ich zum Frühstücke nach Bergamo komme. Und ihr," fuhr er fort, indem er sich an einem Tisch niedersetzte, der auf der entgegengesetzten Seite von jenem stand, an dem Renzo schweigend und aufmerksam zuhorchte, „und ihr wißt also gar nichts von all den gestrigen Teufeleien?"

„Von den gestrigen wissen wir schon."

„Seht," versetzte der Kaufmann, „ihr wißt es also schon. Ich sagte es ja, daß ihr hier immer Wache haltet, um alle Reisenden auszufragen . . ."

„Aber heute, wie ist's denn heute gegangen?"

„Ah, heute! Ihr wißt also nichts von heute?"

„Gar nichts! Es ist niemand hier vorüber gekommen."

„So laßt mich erst die Lippen annetzen, dann will ich euch erzählen, was heute vorgefallen ist. Ihr sollt es hören!" Er füllte das Glas, nahm es mit der einen Hand, hob mit den zwei Fingern der anderen den Schnurrbart in die Höhe, strich sich dann den Kinnbart, trank und fuhr fort: „Heute, meine Freunde, fehlte wenig, daß es einen stürmischeren Tag abgegeben hätte, als gestern. Es scheint mir fast nicht wahr, daß ich hier sitze und mit euch plaudere. Denn ich hatte schon jeden Reisegedanken aufgegeben, um zu Hause zu bleiben und meinen armen Laden zu hüten."

„Was Teufels gab's denn?" fragte einer der Zuhörer.

„Der Teufel war wahrhaftig los! Hört nur!" Nun zerlegte er die Portion, die ihm vorgesetzt worden war, aß und erzählte dann weiter. Seine Bekannten standen um den Tisch herum und horchten mit offenem Munde. Renzo, der an seinem Platze teilnahmslos schien, paßte gleichfalls auf, vielleicht mehr noch als die anderen, indem er dabei ganz sachte die letzten Bissen seiner Mahlzeit kaute.

„Diesen Morgen also fanden sich die Bursche, die gestern den schrecklichen Krawall angestellt hatten, an den verabredeten Orten wieder zusammen; denn es war wirklich eine Verabredung, alles war vorbereitet. Sie vereinigten sich und fingen die alte Geschichte, schreiend von Straße zu Straße zu ziehen, um Leute herbeizulocken, wieder von neuem an. Stellt euch vor, daß es dabei ist, wie wenn man, mit Respekt zu melden, das Haus auskehrt. Der Unrathaufen wird immer größer, je weiter er vorwärts gekehrt wird! Als sie nun meinten, daß Leute genug beisammen seien, zogen sie vor das Haus des Proviantverwalters: als wenn es an den Gewaltthätigkeiten noch nicht genug gewesen wäre, die man ihm gestern angethan hatte, einem so guten Herrn! Die verdammten Spitzbuben! Und was sie gegen ihn aufbrachten! Lauter Lügen! Er ist ein rechtschaffener, pünktlicher Herr. Ich darf sagen, ich bin in seiner Familie wie zu Hause und liefere ihm das Tuch zu den Livreen für die Dienerschaft. Sie setzten sich demnach in Marsch gegen jenes Haus. Man muß das Lumpenpack, diese Gesichter gesehen haben. Stellt euch vor, sie zogen an meinem Laden vorbei. Gesichter, daß . . . die Juden in den Stationen nichts dagegen sind. Und was sie für Reden ausstießen! Man hätte sich die Ohren zustopfen mögen, aber es war wirklich nicht der Mühe wert, sich auslachen zu lassen. Sie zogen also in der Absicht dahin, um es auszuplündern, aber . . ." hier streckte er die linke Hand aus und legte die Spitze des Daumens an die Nase.

„Aber?" sagten beinahe alle Zuhörer auf einmal.

„Aber," fuhr der Kaufmann fort, „sie fanden die Straße mit Balken und Wägen versperrt, und hinter dem Bollwerk eine saubere Reihe von Miquelets mit ihren Büchsen, in Bereitschaft, sie zu empfangen, wie sie es verdienten. Als sie diese schöne Aussicht wahr-

nahmen . . . was hättet ihr wohl in diesem Falle gethan?"

„Wir wären umgekehrt."

„Gewiß! Und so machten es jene auch. Aber es war, als ob sie der Teufel triebe. Sie kommen auf den Cordusio und sehen da die Bäckerei, die sie schon gestern hatten plündern wollen. Und was that man denn in dem Laden? Man teilte Brot dort aus an alle Kunden, und Edelleute waren darin, die vornehmsten Edelleute, um darüber zu wachen, daß alles in Ordnung vor sich gehe. Aber diese (sie hatten, wie gesagt, den Teufel im Leib, und dann fehlte es auch nicht an Aufhetzern), diese, nicht faul, fallen über die Backstube her, wie Verzweifelte. Rips, raps, geht's nun über alles her, und in einem Augenblicke waren Edelleute, Bäcker, Kunden, Brotlaibe, Tische, Bänke, Backtröge, Kassen, Säcke, Mehlbeutel, Kleie, Mehl, Teig bunt durcheinander geworfen."

„Und die Miquelets?"

„Die Miquelets hatten das Haus des Proviantverwalters zu bewachen. Man kann nicht zwei Dinge zu gleicher Zeit thun. Und alles geschah in einem Augenblick, sage ich euch, rips, raps, alles, was zu etwas gut sein konnte, wurde genommen. Und dann fängt die schöne Erfindung von gestern wieder von vorne an, man will alles, was noch übrig ist, auf den Platz heraustragen und ein Feuerchen anmachen. Schon fangen die Halunken an, die Sachen herauszutragen, als ein noch ärgerer Halunke, ratet einmal, mit welch sauberem Vorschlag herausrückt."

„Womit denn?"

„Alles, was im Laden ist, auf einen Haufen zusammenzutragen und es mit dem Hause zugleich in Brand zu stecken. Gesagt, gethan . . . .!"

„Haben sie's wirklich angezündet?"

„Wartet nur! Ein Ehrenmann aus der Nachbarschaft hatte eine Eingebung vom Himmel. Er rannte in die

Stube hinauf, suchte nach einem Kruzifix, fand eines, befestigte es an einem Fensterbogen, nahm vom Kopfende eines Bettes zwei geweihte Kerzen, zündete sie an und stellte sie aufs Fenstergesims links und rechts vom Kruzifix. Die Leute schauen hinauf. Ja, man muß es sagen, in einem Mailänder steckt doch noch etwas Gottesfurcht. Alle gingen in sich. Der größte Teil, will ich sagen; denn es gab auch Teufel darunter, die, um zu plündern, sogar das Paradies in Brand gesteckt hätten. Da sie aber sahen, daß das Volk nicht ihres Gelichters sei, so mußten sie sich ducken und ruhig sein. Ratet nun, was sich da auf einmal zutrug. Die ganze Domgeistlichkeit zog mit vorangetragenem Kreuz und in priesterlicher Kleidung prozessionsweise heran, und der Erzpriester Mazento fing an nach einer Seite, der Pönitentiar Monsignor Settala nach der anderen hin zu predigen und da und dort auch andere: „Aber ihr guten Leute! Aber was wollt ihr thun? Ist das das gute Beispiel, das ihr eueren Kindern gebt? Daher geht doch nach Hause! Wißt ihr denn nicht, daß das Brot jetzt wohlfeil ist, wohlfeiler als früher? Geht und sehet, es ist ja an allen Ecken angeschlagen!"

„War es denn auch wahr?"

„Was Teufels, glaubt ihr denn, die hochwürdigsten Herren vom Dome würden im vollen Ornate herkommen, um Märchen zu verbreiten?"

„Und was that alsdann das Volk?"

„Es verlief sich nach und nach, man lief an die Ecken, und wer lesen konnte, fand da die Brottaxe. Ratet einmal! Ein halbpfündiger Laib für einen Dreier."

„Welches Glück!"

„'s ist eine schöne Sache, wenn es auch nur von Dauer ist. Wißt ihr, wie viel Mehl sie zwischen heut und gestern verdorben haben? So viel, daß man das ganze Herzogtum zwei Monate damit hätte ernähren können."

„Hat man nicht auch ein solches Gesetz für das Land außerhalb Mailand gemacht?“

„Was für die Stadt geschehen ist, geschieht ganz auf Kosten der Stadt. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll; für euch Landleute wird geschehen, was Gott will. Indessen ist der Krawall jetzt vorüber. Ich hab' euch noch nicht alles gesagt. Nun kommt das Beste.“

„Was giebt's denn noch?“

„Gestern abend und heute früh hat man viele Verhaftungen vorgenommen, und sogleich hat man erfahren, daß die Rädelsführer sollen gehängt werden. Kaum fing das Gerücht an, sich zu verbreiten, als jeder auf dem kürzesten Wege nach Hause lief, um nicht Gefahr zu laufen, mit aufgeknüpft zu werden. Als ich Mailand verließ, war's drin so ruhig, wie in einem Kloster.“

„Wird man sie wirklich hängen?“

„Jawohl und zwar bald,“ antwortete der Kaufmann.

„Aber was wird das Volk dazu sagen?“ fragte der, welcher die letzte Frage gestellt hatte.

„Das Volk? Je nun! das Volk wird zuschauen,“ sagte der Kaufmann. „Sie hatten so große Lust, einen Christenmenschen zwischen Himmel und Erde baumeln zu sehen, daß sie den Proviantverwalter dran glauben lassen wollten, die Spitzbuben! Statt seiner werden sie nun vier arme Sünder haben, mit allen Ehren bedient und von vier Kapuzinern und vier Brüdern vom guten Tode begleitet; sie haben's wohl verdient. Es giebt eine Vorsehung, seht ihr! Es war eine notwendige Sache. Sie fingen schon die Frechheit an, in die Läden einzudringen und Waren auszunehmen, ohne in den Geldbeutel zu greifen. Wenn man sie hätte gewähren lassen, so wären sie vom Brot an den Wein und so immer weiter gekommen. Glaubt ihr, diese Leute hätten von einer so bequemen Art

freiwillig wieder abgelassen? Ich kann euch sagen, daß es für einen ehrlichen Mann, der einen offenen Laden hält, eben kein erfreulicher Gedanke war . . . ."

„Gewiß und wahrhaftig!" sagte einer der Zuhörer.

„Gewiß und wahrhaftig!" wiederholten die anderen einstimmig.

„Und," fuhr der Kaufmann fort und wischte sich den Bart mit dem Tischlacken ab, „es war schon lange angezettelt; es war eine Verschwörung."

„Eine Verschwörung?"

„Ja, eine Verschwörung! Lauter Intriguen, angestiftet von den Navarresen, vom französischen Kardinal, ihr wißt, wen ich meine, den da, der einen halbtürkischen Namen hat und jeden Tag einen neuen Streich aussinnt, um der spanischen Krone Verdruß zu machen. Aber vor allem möchte er Mailand eins anhängen, weil er wohl sieht, der Schelm, daß des Königs Kraft auf Mailand beruht."

„Ja wohl!"

„Wollt ihr einen Beweis dafür? Wer den größten Lärm machte, das waren Fremde. Es gingen Gesichter herum, die man in Mailand nie gesehen hat. Da vergaß ich euch noch etwas zu sagen, was mir für gewiß erzählt worden ist. Die Polizei hat einen in einem Wirtshause erwischt . . ." Renzo, dem keine Silbe von dem ganzen Gespräche entgangen war, fühlte beim Anschlagen dieser Saite einen kalten Schauer über sich kommen und zitterte so heftig, daß er sich kaum zu fassen vermochte. Niemand aber bemerkte es und der Sprecher fuhr ohne Unterbrechung in seiner Erzählung fort: „Einen, von dem man noch nicht recht weiß, woher er gekommen ist, wer ihn geschickt hat, oder was für ein Mensch er eigentlich gewesen. Gewiß aber war er einer von den Rädelsführern. Schon gestern hat er mitten im Getümmel

den Aufhetzer gemacht und nicht zufrieden damit, hat er nachher noch fortgepredigt und zuletzt gar noch, als eine Artigkeit, vorgeschlagen, man solle alle vornehmen Herren abschlachten. Der Schurke! Wer sollte die armen Leute ernähren, wenn die vornehmen Herren nicht wären? Die Polizei, die ihn aufs Korn genommen hatte, faßte ihn mit ihren Krallen; man fand ein ganzes Bündel Briefe bei ihm und wollten ihn ins Gefängnis führen, aber was geschieht? Seine Spießgesellen, die ums Wirtshaus herumschwärmten, rotteten sich zusammen und befreiten ihn, den Hallunken."

„Und was ist aus ihm geworden?"

„Man weiß es nicht. Er wird sich geflüchtet oder in Mailand verborgen haben! Es sind Leute, die weder Haus noch Hof haben und doch überall ein Versteck finden, wo sie sich aufhalten und verkriechen können, so lang ihnen der Teufel helfen kann und helfen will. So viel weiß man jetzt für gewiß, daß die Briefe in den Händen der Gerechtigkeit verblieben sind und daß der ganze Anschlag darin beschrieben ist. Man sagt, daß viele übel dabei wegkommen werden. Es geschieht ihnen aber ganz recht, denn sie haben ganz Mailand in Unordnung gebracht und wollten es noch schlimmer machen. Man sagt, auch die Bäcker seien Schelme. Ich weiß es auch. Aber man muß ihnen auf dem Wege des Rechtes beikommen. Es giebt verstecktes Getreide. Wer weiß es nicht? Aber es ist Sache der Obrigkeit, gute Kundschafter aufzustellen, es wieder zu Tage bringen zu lassen und diejenigen, die es unterschlagen haben, samt den Bäckern an den Galgen zu schicken. Und wenn die Behörden nichts thun, muß die Stadt Vorstellungen machen, und wenn sie ihr kein Gehör geben, nochmals mit Vorstellungen einkommen. Denn wenn man mit Vorstellungen nicht nachläßt, so setzt man's am Ende doch durch. Aber einen so schändlichen Brauch, in die Tuch- und anderen Läden einzubrechen und ungestraft

zu nehmen, was jedem gefällt, den darf man doch nicht aufkommen lassen."

Renzo waren die paar Bissen zu Gift geworden. Es dünkte ihn tausend Jahre, bis er aus diesem Wirtshause, aus diesem Lande hinaus und weit davon weg wäre, und schon mehr als zehnmal hatte er bei sich gesagt: Nun gehst du. Aber die Furcht sich verdächtig zu machen, die über die Maßen zugenommen hatte und alle seine Gedanken beherrschte, hielt ihn noch immer auf seiner Bank fest. In dieser Ratlosigkeit meinte er, der Schwätzer werde doch einmal aufhören, von ihm zu reden, und beschloß bei sich, sobald die Rede auf einen anderen Gegenstand kommen würde, fortzugehen.

„Deswegen," sagte einer von der Gesellschaft, „weil ich weiß, wie es bei dergleichen Affairen geht und es einem ehrlichen Manne bei Krawallen nicht recht wohl ist, habe ich mich von der Neugierde nicht verleiten lassen und bin hübsch zu Hause geblieben."

„Und ich, habe ich einen Fuß gerührt?" sagte ein anderer.

„Ich," versetzte ein dritter, „hätte, wenn ich zufällig in Mailand gewesen wäre, Geschäfte Geschäfte sein lassen und wäre nach Haus gegangen. Ich habe Weib und Kind und dann, ich sag' es aufrichtig, sind Krawalle nicht nach meinem Geschmack."

Nun ging der Wirt, der bis jetzt gleichfalls zugehört hatte, auf die andere Seite, um nach dem Fremden zu sehen. Renzo ergriff die Gelegenheit, winkte dem Wirte, verlangte seine Rechnung, zahlte sie, ohne zu markten, obgleich sein Beutel so ziemlich auf die Neige ging, schritt, ohne viel zu reden, der Thüre zu, trat über die Schwelle und setzte auf gut Glück seine Reise nach der Richtung hin fort, die jener gerade entgegengesetzt war, von welcher er hergekommen war.

Siebzehntes Kapitel.

Oftmals genügt ein einziges Verlangen, um einen Menschen zu verstimmen. Nun denke man sich ihrer zwei auf einmal miteinander im Kampfe liegen. Der arme Renzo hatte seit vielen Stunden zwei solche im Leibe, wie wir wissen: das Verlangen, fortzurennen, und das, sich irgendwo verborgen zu halten. Und die schlimmen Reden des Kaufmannes hatten beide plötzlich über die Maßen gesteigert. Sein Abenteuer hatte also Aufsehen gemacht, sie wollten ihn um jeden Preis erwischen. Wer weiß, wie viele Häscher auf den Beinen waren, um auf ihn zu fahnden, wie viele Befehle ausgegangen waren, um in Dörfern, in Wirtshäusern und auf den Straßen nach ihm zu forschen. Zwar dachte er, daß am Ende der Häscher, die ihn kannten, nur zwei seien und daß ihm der Name nicht auf der Stirne geschrieben stehe. Aber da kamen ihm gewisse Geschichten in den Sinn, die er hatte erzählen hören, von flüchtigen Verbrechern, die durch auffallendes Zusammentreffen von Umständen entdeckt und ergriffen, am Gang, am verdächtigen Aussehen und anderen ungeahnten Zeichen erkannt worden seien. Alles das beunruhigte ihn.

Obwohl man bereits das „Ave" läutete, als er Gorgonzola verließ und die einfallende Dämmerung jene Gefahren immer mehr verminderte, so schlug er doch, wenn auch mit Widerwillen, die Hauptstraße ein und nahm sich vor, in den nächsten Fußweg einzubiegen, der ihn dahin zu führen schiene, wohin er zu gelangen wünschte.

Im Anfang begegnete er verschiedenen Reisenden. Da aber seine Einbildungskraft von jenen düsteren Besorgnissen ganz erfüllt war, so hatte er nicht den Mut, jemand

anzureden, um sich nach dem Wege zu erkundigen. — Sechs Miglien hat er gesagt, der Wirt — dachte er — und wenn ich die Hauptstraße verlasse, könnten es auch acht oder zehn werden, aber die Beine, welche die übrigen gemacht haben, werden auch diese machen. Gegen Mailand hin gehe ich nicht, folglich gehe ich gegen die Adda hin. Wenn ich tapfer darauf los gehe, komm' ich früh oder spät doch hin. Die Adda hat eine starke Stimme und wenn ich in ihre Nähe komme, so brauche ich niemand, der mir den Weg zeigt. Wenn eine Barke da ist, um hinüber zu kommen, setze ich über, wo nicht, so bleibe ich auf einem Felde, auf einem Baume über Nacht, wie die Sperlinge; besser auf einem Baume, als im Gefängnis. —

Bald darauf sah er einen Fußweg zur Rechten und betrat ihn. Wenn er um diese Stunde jemanden begegnet wäre, würde er keine Umstände gemacht haben, sich den Weg weisen zu lassen, aber er hörte kein lebendiges Wesen. Er ging deshalb dem Fußwege nach und dachte bei sich: Ich sollte den Aufhetzer gemacht haben! Ich hätte die vornehmen Herren umbringen wollen! Bei mir hätte man einen Pack Briefe gefunden! Meine Kameraden ums Wirtshaus herum hätten mich befreit! Ich ließe es mir etwas kosten, wenn ich den Kaufmann jenseits der Adda — ach, wann werde ich über diese vertrackte Adda hinüberkommen — mir gegenüber hätte, ihn anhalten und mit Muse fragen könnte, wo er alle diese schönen Geschichten aufgegabelt habe. Ihr solltet wissen, mein lieber Herr, daß die Sache so und so gegangen und daß die Aufhetzerei, die ich gemacht haben soll, darin bestand, daß ich Ferrer geholfen habe, als wenn er mein Bruder gewesen wäre. Ihr solltet wissen, daß jene Schelme, die, wenn man Euch hört, meine Freunde gewesen, einen dummen Spaß mit mir vorhatten, weil ich in einem gewissen Augenblicke als guter Christ ein Wörtchen

mitgesprochen habe. Ihr solltet wissen, daß, während Ihr Eueren Laden gehütet habt, ich mir die Rippen habe zerquetschen lassen, um Eueren Herrn Proviantverwalter zu retten, den ich nicht einmal gekannt und in meinem ganzen Leben nicht gesehen habe. Ihr könnt hübsch warten, bis ich mich wieder rühre, um den vornehmen Herrn zu helfen . . . Es ist wahr, man muß es um seines eigenen Seelenheiles willen thun; ich bin ja auch ihr Nächster. Und der große Pack Briefe, worin der ganze Anschlag geschrieben stehe, und der nun in den Händen der Justiz sei, wie Ihr für gewiß wißt! Wollen wir eine Wette eingehen, daß ich ihn Euch erscheinen lassen will ohne des Teufels Beistand? Ihr werdet begierig sein, ihn zu sehen, diesen Pack. Nun da ist er . . . Ein einziger Brief? . . . Ja, Herr, ein einziger Brief. Und diesen Brief, wenn Ihr's wissen wollt, hat ein Mönch geschrieben, der Euch zu jeder Zeit den Katechismus lehren kann, ein Mönch, von dem ein Barthaar, ohne Euch unrecht zu thun, mehr wert ist, als Euer ganzer Bart, und dieser Brief ist geschrieben, wie Ihr seht, an einen anderen Mönch, einen Mann, der gleichfalls . . . Seht nur, was für Schurken meine Freunde sind! Und lernet daraus ein anderes Mal zu reden, wie es sich gebührt, hauptsächlich, wenn es sich um den Nebenmenschen handelt. —

Aber nach einiger Zeit hörten alle diese und ähnliche Gedanken gänzlich auf. Die augenblicklichen Verhältnisse nahmen die ganze Kraft des armen Pilgers in Anspruch. Die Angst, verfolgt und entdeckt zu werden, die ihm die Reise am hellen Tage so sauer gemacht hatte, belästigte ihn für jetzt nicht mehr, aber wie viele Umstände machten sie jetzt noch beschwerlicher! Die Dunkelheit, die Einsamkeit, die zunehmende und nunmehr sehr fühlbare Ermattung. Es wehte ein stiller, gleichmäßiger, scharfer Herbstwind, welcher einem sehr ungelegen kommen mußte,

der noch dieselben Kleider auf dem Leibe trug, die er angezogen, um frischweg zur Trauung zu gehen und gleich darauf jubelnd nach Hause zurückzukehren. Was aber alles noch peinlicher machte, war, daß er immer aufs Geratewohl, sozusagen der Nase nach vorwärts ging, um eine Ruhe- und Zufluchtsstätte zu finden.

Wenn es sich traf, daß er ein Dorf passieren mußte, so ging er ganz leise und schaute dabei umher, ob etwa noch eine Thüre offen stehe. Er sah aber kein anderes Zeichen, daß noch Leute wach seien, als hie und da ein Lämpchen, dessen Schein durchs Fenster fiel. Auf der Straße blieb er gegen seine Gewohnheit alle Augenblicke stehen und lauschte, ob er das ersehnte Rauschen der Adda noch immer nicht höre; aber vergebens. Auch sonst hörte er nichts, als etwa das Heulen von Hunden, das von irgend einem einsamen Gehöfte kam und schauerlich und drohend durch die Luft klang. Wenn er sich einem solchen näherte, so verwandelte sich das Heulen in ein heftiges, wütendes Gebell. Wenn er dann an dem Hofthor vorüber ging, so hörte er, ja er sah, wie die Bestien mit der Schnauze im Thorschlitz ihr Gebell verdoppelten, was ihm dann jede Lust benahm, anzuklopfen und um eine Nachtherberge zu bitten. Auch abgesehen von den Hunden, hätte er sich nicht dazu entschlossen. — Wer ist da? — dachte er. — Was wollt Ihr um diese Stunde? Wie seid Ihr hieher gekommen? Gebt Euch zu erkennen! Giebt es denn keine Wirtshäuser zum Übernachten? Das wird man mir ungefähr antworten, wenn ich anklopfe, vorausgesetzt, daß es gut geht und nicht gar irgend ein furchtsamer Schläfer sogleich um Hilfe ruft und: „Diebe! Räuber!“ schreit. Man muß doch gleich eine bestimmte Antwort geben, und was soll ich denn antworten? Wenn man in der Nacht ein Geräusch hört, so denkt man an nichts, als an Diebe, schlechtes Gesindel und Einbrecher. Man denkt

nicht, daß ein ehrlicher Mann noch bei Nacht auf der Landstraße sein kann, wenn es kein Edelmann ist, der in der Kutsche fährt. — Er behielt sich deshalb diesen Ausweg für den äußersten Notfall vor und schritt rüstig vorwärts, in der Hoffnung, wenigstens an die Adda zu kommen. Könne er auch diese Nacht nicht mehr übersetzen, so brauche er sie doch am hellen Tage nicht mehr aufzusuchen.

Er ging daher immer weiter und weiter und kam an eine Stelle, wo das bebaute Land in eine mit Birken und Farnkraut bewachsene Heide auslief. Dies schien ihm, wo nicht ein Beweis, doch gewissermaßen ein Anzeichen, daß ein Fluß in der Nähe sei. Er ging in der Heide fort, indem er sich an einen Fußpfad hielt, der durch sie hinlief. Kaum hatte er einige Schritte gethan, als er stehen blieb, um zu horchen; aber wieder vergebens. Er wurde des Weges überdrüssig, und dies Gefühl ward durch die Wildheit der Gegend und den Umstand noch gesteigert, daß er keinen Maulbeerbaum, keine Rebe, auch sonst keine Spur von Kultur durch Menschenhand mehr zu sehen bekam, die bei ihm bisher halbwegs die Stelle einer Reisegesellschaft vertreten hatte. Desungeachtet ging er immer vorwärts, und da gewisse Bilder, gewisse Vorstellungen in seiner Seele aufzutauchen begannen, die ihm von den in seiner Kindheit gehörten Erzählungen noch in Erinnerung geblieben waren, so suchte er sie dadurch zu verscheuchen und sich zu beruhigen, daß er für die armen Seelen betete. Nach und nach geriet er in höheres Gestrüppe von Dorn-, Eichen- und Schlehenbüschen. Indem er immerfort vorwärts ging und seinen Schritt, freilich mit weniger Lust als Ungeduld, verlängerte, sah er da und dort Bäume über das Gestrüppe emporragen und kam auf demselben Fußpfad endlich an einen Wald. Er empfand einen gewissen Widerwillen vorzudringen, überwand ihn

aber und ging mit Unlust vorwärts. Je weiter er jedoch hineinkam, desto mehr nahm sein Widerwille zu, desto unheimlicher wurde ihm. Die Bäume, die er in der Ferne sah, kamen ihm wie seltsame, unförmige, ungeheuerliche Gestalten vor. Der Schatten der leise bewegten Wipfel, der auf dem hie und da vom Mondschein erhellten Fußpfade hin zitterte, belästigte ihn, das Rauschen der Blätter, die sein Fuß zertrat, oder im Vorübergehen bewegte, hatte für sein Ohr etwas Abstoßendes. In seinen Füßen empfand er einen tollen Drang, zu rennen, während es ihnen zu gleicher Zeit sauer zu werden schien, die Körperlast zu tragen. Er fühlte, wie die Nachtluft rauher und empfindlicher ihm um Stirn und Wangen schlug, wie sie durch die Kleider drang und ihn erschauern machte, wie sie bissiger auf die von Ermüdung gebrochenen Glieder eindrang, um den letzten Rest von Lebenskraft darin auszulöschen. Einen Augenblick schien jenes Grauen, jener unbestimmte Schrecken, mit dem seine Seele schon seit einiger Zeit rang, ihn plötzlich zu überwältigen. Er war nahe daran, gänzlich zu erliegen. Aber mehr als über alles andere über seinen eigenen Schrecken erschreckt, rief er seine alten Lebensgeister in sein Herz zurück und befahl ihm, sich zu ermannen. So gestärkt blieb er plötzlich stehen, um mit sich zu Rate zu gehen, und beschloß, von hier auf dem bisher gewandelten Wege stracks wieder umzukehren, gerade auf das Dorf loszugehen, das er passiert hatte, sich zu Menschen zurückzubegeben, und, wär's auch in einem Wirtshaus, ein Nachtlager zu suchen. Während er so stille stand, das Geräusch der Blätter unter seinen Fußtritten aufgehört hatte und ringsum tiefe Stille herrschte, glaubte er das Rauschen eines fließenden Wassers zu hören. Er lauscht und ruft nach einer Weile aus: „Gewiß, es ist die Adda!" Ihm war, als hätte er einen Freund, einen Bruder, einen Retter wiedergefunden. Die

Müdigkeit verschwand beinahe ganz, die Pulse schlugen wieder, er fühlte sein Blut frei und lau durch die Adern strömen, die Klarheit der Gedanken wiederkehren, und die Ungewißheit, das Drückende seiner Lage, größtenteils schwinden. Nun zauderte er nicht länger, tiefer in das Dickicht des Waldes zu dringen, um dem freundlichen Rauschen näher zu kommen.

Nach wenigen Augenblicken gelangte er ans Ende der Ebene, an den Rand eines steilen Ufers, und als er durch das Gestrüppe, welches das Ufer bekleidete, hinabschaute, sah er das Wasser leuchten und strömen. Als er dann den Blick aufschlug, sah er die weite mit Dörfern bestreute Fläche des anderen Ufers. Sie war von Hügeln begrenzt, und auf einem derselben gewahrte er einen hellen Fleck, der ihm eine Stadt, sicherlich Bergamo, zu sein schien. Er stieg ein wenig den Abhang hinab, und indem er mit Händen und Armen die Büsche teilte und auseinander hielt, schaute er hinab, ob nicht etwa ein Nachen auf dem Flusse sich bewege, und horchte, ob nicht Ruderschlag zu vernehmen sei. Aber er sah und hörte nichts. Wenn es nicht die Adda gewesen wäre, wäre Renzo sogleich hinabgestiegen, um eine Furt zu suchen. Aber er wußte, daß die Adda kein Fluß sei, der sich so zutraulich behandeln lasse.

Deshalb fing er an, ganz kaltblütig zu überlegen, welchen Weg er einschlagen solle. Auf einen Baum zu klettern und vielleicht sechs Stunden lang, die es noch dauern konnte, mit seiner leichten Kleidung in Wind und Frost den Morgen dort abzuwarten, das war mehr, als es bedurfte, um vollends ganz zu erstarren. Diese ganze Zeit über vorwärts und rückwärts zu wandern, das war, abgesehen davon, daß es gegen die Strenge der Witterung keinen genügenden Schutz gewährte, wahrlich zu viel verlangt von den armen Beinen, die schon mehr als ihre

Schuldigkeit gethan hatten. Nun fiel ihm ein, auf einem der Heide naheliegenden Grundstücke eine jener mit Stroh bedeckten, aus Stangen und eingeflochtenen Zweigen errichteten und mit Lehm verstrichenen Hütten gesehen zu haben, in denen die Mailänder Landleute ihre Früchte aufzubewahren und die Nacht zuzubringen pflegen, um sie zu bewachen, und die in anderen Jahreszeiten verlassen sind. Sogleich bestimmte er diese zu seinem Nachtquartier; er betrat den Fußpfad wieder, lief durch Wald, Gestrüpp und Heide zurück und erreichte glücklich die Hütte. Die wurmstichige, halbverfallene Thüre war angelehnt, ohne Schloß und Riegel, Renzo öffnete sie und trat hinein. Beim Eintritt sah er ein mit Bandweiden befestigtes Flechtwerk nach Art einer Hängematte in der Luft schweben, mochte aber nicht hineinsteigen, sondern las das wenige Stroh zusammen, das er auf dem Boden vorfand, und dachte, es werde sich auch auf diesem ruhig schlafen lassen.

Bevor er sich jedoch auf dies Lager niederstreckte, das die Vorsehung ihm beschert hatte, kniete er nieder, um ihr für diese Wohlthat und für all den Beistand zu danken, den sie ihm an diesem fürchterlichen Tage hatte angedeihen lassen. Dann sprach er seine gewöhnlichen Gebete und bat Gott um Verzeihung, daß er dies am Abend vorher nicht gethan hatte, und sich, um uns seiner Worte zu bedienen, wie ein Hund oder noch etwas Schlimmeres zu Bette gelegt habe. — „Dafür" — setzte er hinzu, indem er die Hände aufs Stroh stützte und aus der knieenden Stellung sich niederlegte, — „dafür bin ich auch am Morgen so freundlich aufgeweckt worden." — Er sammelte dann das noch herumliegende Stroh und legte es auf sich, indem er, so gut es ging, eine Art Decke daraus bereitete, um die Kälte zu mildern, die sich auch da drin sehr fühlbar machte. Er schmiegte sich darunter zusammen und nahm sich vor, einen guten Schlaf

abzulegen, indem es ihm schien, er habe ihn teuer genug erkauft.

Aber kaum hatte er die Augen geschlossen, da begann in seinem Gedächtnisse oder in seiner Phantasie (den Ort kann ich nicht so genau angeben), ein so gedrängtes, so ununterbrochenes Gehen und Kommen von Leuten, daß an Schlaf gar nicht zu denken war. Der Kaufmann, der Notar, die Häscher, der Schwertfeger, der Wirt, Ferrer, der Proviantverwalter, die Zechgesellschaft im Wirtshaus, all die Scharen von den Straßen, dann Don Abbondio, dann Don Rodrigo, kurz alle Leute, von denen Renzo zu erzählen wußte, zogen vorüber.

Nur drei Bilder traten vor ihn, die keine bittere Erinnerung erweckten, die frei von allem Arg, durchaus liebenswürdig waren, und von diesen ganz besonders zwei, sicherlich ganz verschieden, aber im Herzen des Jünglings aufs innigste verbunden, ein schwarzer Haarzopf und ein weißer Bart. Aber auch der Trost, den er empfand, wenn er seine Gedanken auf ihnen ruhen ließ, war nicht ungemischt und ruhig. Wenn er an den guten Mönch dachte, fühlte er lebhafter die Schmach seiner eigenen Übereilungen, seiner schnöden Unmäßigkeit, und wie sehr er dessen väterlichen Rat hintangesetzt hatte. Und wenn er Lucias Bild betrachtete! — Wir versuchen nicht zu schildern, was er fühlte; der Leser kennt die Verhältnisse, er mag sich's denken. Und wie hätte er die arme Agnese vergessen können? Jene Agnese, die ihn zu ihrem Schwiegersohne auserwählt, ihn mit ihrer einzigen Tochter schon als eins betrachtet hatte, die, bevor sie den Namen Mutter von ihm erhalten, schon die Sprache, schon das Herz einer Mutter angenommen und ihre Mutterliebe ihm thatsächlich bewiesen hatte. Aber es war ein Schmerz mehr und nicht der gelindeste für ihn, daß die arme Frau gerade um ihrer liebreichen Absichten, um ihrer ihm bewiesenen

Zuneigung willen aus ihrem Häuschen vertrieben, unstät und flüchtig, ohne sichere Zukunft umherirrte, und daß ihr gerade das Kummer und Leiden verursachen mußte, wovon sie Ruhe und Freude für ihre alten Tage gehofft hatte. Welche Nacht, armer Renzo! Es war jene, die die fünfte nach deiner Hochzeit sein sollte! Welche Stube! Welches Ehebett! Und nach welchem Tage! Und welchem Morgen, welcher Reihe von Tagen gingst du entgegen! — Wie Gott will, — antwortet er den Gedanken, die ihm Schmerz verursachten, — wie Gott will. Er weiß, was er thut. Er ist auch für uns da. Es soll eine Buße für meine Sünden sein. Lucia ist so gut! Er wird sie nicht so lange leiden lassen wollen, so lange, lange! —

Unter diesen Gedanken verzweifelte er daran, daß ein Schlaf über seine Augen kommen würde, und da die Kälte ihm immer empfindlicher zusetzte, so daß er Zittern und Zähneklappern bekam, sehnte er sich nach dem Anbruch des Tages und zählte mit Ungeduld die langsam hinschleichenden Stunden. Ich sage, er zählte, denn jede halbe Stunde hörte er bei der tiefen Stille der Nacht die Schläge einer Uhr erschallen, es mag wohl in Trezzo gewesen sein. Das erste Mal, als der so unerwartete Schall an sein Ohr schlug, ohne daß er entdecken konnte, woher er komme, machte er auf ihn einen geheimnisvollen, feierlichen Eindruck, wie den einer Mahnung, die ihm von einer unsichtbaren Person mit einer unbekannten Stimme zugerufen würde.

Als endlich jener Hammer viermal geschlagen hatte, was die von Renzo zum Aufstehen bestimmte Stunde anzeigte, erhob er sich halb erstarrt von seinem Lager, warf sich auf die Kniee und betete mit mehr Andacht als gewöhnlich sein Morgengebet, stand dann auf, streckte sich nach der Länge und Breite, schüttelte Hüften und Schultern, wie um alle Glieder wieder einzurichten, was ein jedes

von selbst zu thun schien, hauchte in die eine, dann in die andere Hand, rieb sie, öffnete die Thüre der Hütte und warf zuerst einen Blick umher, um zu sehen, ob niemand in der Nähe sei. Da er niemanden sah, suchte er den Fußpfad von gestern abend, fand ihn bald und ging darauf fort.

Das Wetter versprach einen schönen Tag. Auf einer Seite stand der Mond, blaß und strahlenlos auf dem unermeßlichen Felde des ins Graue spielenden Firmamentes, das abwärts gegen Morgen hin in ein rosiges Gelb sich verlor. Weiter unten am Horizonte zogen sich in langen ungleichen Bogen einige halb blaue, halb dunkle Wolken hin, von denen die untersten mit einem feurigen Streifen besäumt waren, der von Zeit zu Zeit lebhafter und greller wurde. Gegen Mittag hin schimmerten andere zusammengeflossene, leichte, flaumige Wolken von tausend namenlosen Farben. O, wie schön ist doch, wenn er schön ist, dieser lombardische Himmel, wie so leuchtend, wie so friedvoll! Wenn Renzo sich auf einem Spaziergange befunden hätte, würde er gewiß hinaufgeschaut, gewiß jenes Dämmern bewundert haben, das von dem, welches er in seinen Bergen zu sehen gewohnt war, so sehr sich unterschied; aber er schaute auf seinen Weg und ging raschen Schrittes, um sich zu erwärmen und schnell an Ort und Stelle zu kommen. Er geht durch Felder, Heide, Gestrüppe, durcheilt den Wald, indem er rechts und links schaut und lacht und zugleich sich schämt über die Angst, die er wenige Stunden vorher hier ausgestanden hat. Er steht am Uferrand, schaut hinab und sieht durch das Gebüsch hindurch einen Fischerkahn, der ganz nahe am Ufer langsam stromaufwärts fährt. Sogleich steigt er auf dem kürzesten Weg durch das Gestrüppe ans Ufer hinab und ruft dem Fischer mit halblauter Stimme zu, und in der Absicht, zu thun, als wolle er ihn nur um einen ganz

unwichtigen Dienst ersuchen, winkt er ihm, ohne es zu merken, dennoch mit halb flehender Gebärde, er möge anlanden. Der Fischer läßt seinen Blick längs dem Ufer hin gleiten, schaut dann aufmerksam über das Wasser hin, das kommt, wendet sich um, um rückwärts über das Wasser hinzusehen, das geht, dreht hierauf den Vorderteil des Nachens gegen Renzo und landet. Renzo, der mit einem Fuße beinahe im Wasser am Uferrande stand, erfaßt die Spitze des Fahrzeuges, schwingt sich hinein und sagt: „Wolltet Ihr mir für Geld und gute Worte den Dienst erweisen, mich überzufahren?“ Der Fischer hatte seine Absicht schon erraten und gab dem Schiffchen schon die Richtung. Renzo, der ein Ruder auf dem Boden liegen sieht, bückt sich und ergreift es.

„Sachte, sachte!“ sagte der Schiffer. Als er aber sah, mit welchem Geschicke der Jüngling das Werkzeug angefaßt hatte und sich anschickte, es zu handhaben, sagte er: „Ah! ich sehe schon, Ihr seid vom Handwerk.“

„Ein klein wenig,“ antwortete Renzo und setzte es mit einer Kraft und Meisterschaft ein, die nicht Sache eines Neulings ist. Und eifrig fortrudernd warf er von Zeit zu Zeit einen ängstlichen Blick auf das Ufer, von dem sie sich entfernten, dann wieder einen ungeduldigen auf jenes, dem sie zusteuerten, und ärgerte sich, daß man nicht den kürzesten Weg einschlagen konnte. Denn die Strömung war an jener Stelle zu stark, als daß man sie gerade hätte durchschneiden können, und der Nachen mußte, die Strömung halb brechend, halb ihr folgend, eine schräge Richtung nehmen. Wie es bei allen ein wenig verwickelten Angelegenheiten zu geschehen pflegt, daß die Schwierigkeiten beim ersten Anblicke nur in Bausch und Bogen sich darstellen und erst im Verlauf der Dinge eingehend zum Vorschein kommen, so verursachte es Renzo nunmehr, da er, man darf es sagen, die Adda im Rücken hatte, einige

Unlust, daß er nicht bestimmt wußte, ob sie hier die Grenze bilde und ob, wenn dieses Hindernis beseitigt sei, nicht noch ein anderes zu beseitigen übrig bleibe. Er rief daher dem Fischer zu, und indem er mit dem Kopf nach jenem weißen Fleck hinwies, den er am Abend vorher gesehen hatte und der ihm jetzt viel deutlicher erschien, sagte er: „Ist jener Fleck Bergamo?“

„Die Stadt Bergamo,“ antwortete der Fischer.

„Und jenes Ufer, ist es auch bergamaskisch?“

„Land des heiligen Markus.“

„Es lebe der heilige Markus!“ rief Renzo aus. Der Fischer aber sagte nichts.

Endlich stoßen sie ans Ufer, Renzo springt heraus, dankt Gott im stillen und dem Barkenführer mündlich, steckt dann die Hand in die Tasche, langt eine Berlinge heraus, was in Anbetracht der Umstände keine geringe Entäußerung war, und reicht sie dem Ehrenmanne hin. Dieser warf noch einen Blick auf das mailändische Ufer und den Fluß auf- und abwärts, streckte die Hand aus, nahm das Trinkgeld, steckte es ein, kniff die Lippen zusammen, legte dann den Finger darauf, sagte dann, indem er jene Gebärde mit einem ausdrucksvollen Blicke begleitete: „Glückliche Reise!“ und kehrte ans andere Ufer zurück.

Damit der Leser sich über die bereitwillige und bescheidene Dienstfertigkeit dieses Mannes gegen einen Unbekannten nicht allzusehr verwundere, müssen wir bemerken, daß derselbe, von Schmugglern und Banditen oft um einen ähnlichen Dienst angegangen, gewohnt war, dies zu thun, nicht sowohl um des kleinen, unsicheren Gewinnes wegen, als vielmehr, um sich unter diesen Leuten keine Feinde zu machen. Er that es, sage ich, jedesmal wenn er sicher sein konnte, daß weder Zollbedienstete, noch Häscher oder Kundschafter es sahen. Auf solche Weise

suchte er, ohne diese vor jenen zu begünstigen, alle zufriedenzustellen, mit jener Unparteilichkeit, welche gewöhnlich denen eigen ist, die genötigt sind, es mit gewissen Leuten zu halten und mit anderen es nicht zu verderben.

Renzo blieb einen Augenblick an dem Ufer stehen, um das gegenüberliegende zu betrachten, jenen Boden, der ihm kaum zuvor noch unter den Füßen brannte. — Ah, nun bin ich doch heraus! war sein erster Gedanke. Fahre hin, verwünschtes Land! war der zweite, der Abschied von der Heimat. Aber der dritte fiel auf jene, die er im Lande zurückließ. Dann kreuzte er die Arme über die Brust, stieß einen Seufzer aus, senkte seinen Blick auf das Wasser, das zu seinen Füßen floß, und dachte: Es ist unter der Brücke durchgeflossen! So nannte er antonomastisch, nach dem Brauche seines Landes die Brücke von Lecco. — Ah, du böse Welt! Je nun, wie Gott will.

Nun kehrte er diesen traurigen Gegenständen den Rücken und ging vorwärts, indem er sich den hellen Fleck an dem Bergabhang zum Ziele nahm, bis er jemand fände, um sich den rechten Weg zeigen zu lassen. Und man hätte sehen sollen, mit welcher Ungezwungenheit er sich an die Reisenden wandte und ohne viele Umschweife das Dorf nannte, in welchem sein Verwandter wohnte. Vom ersten, den er fragte, erfuhr er, daß ihm noch neun Miglien zurückzulegen übrig seien.

Diese Reise war nicht fröhlich. Ohne von dem Wehe zu reden, das Renzo mit sich trug, stieß sein Blick fortwährend auf betrübende Gegenstände, aus denen er schließen mußte, daß er in dem Lande, in welches er eintrat, den Mangel wieder vorfinden würde, den er in dem seinigen zurückgelassen hatte. Überall auf der Straße, noch mehr aber auf den Landgütern und in den Dörfern begegnete er bei jedem Schritte Armen, die keine Arme von

Profession waren und ihr Elend mehr in ihrem Gesicht als in ihrer Kleidung zeigten: Bürger, Bergbewohner, Handwerker, ganze Familien, und ein gemischtes Gesumme von Gebeten, Wehklagen und Gewimmer. Dieser Anblick nebst dem Mitleid und der Schwermut lenkte seine Gedanken auf seine eigene Lage.

Wer weiß — sagte er nachdenklich bei sich — ob ich mein Fortkommen finde? Ob's noch Arbeit giebt, wie in früheren Jahren? Doch Bartolo war mir immer gut, er ist ein kreuzbraver Bursche, hat sich Vermögen gesammelt und mich schon so oft eingeladen. Er wird mich nicht verlassen. Und dann hat mir die Vorsehung bisher geholfen, sie wird mich auch künftighin nicht im Stich lassen.

Inzwischen nahm der schon seit einiger Zeit fühlbar gewordene Appetit immer mehr zu; und obgleich Renzo, als er anfing, ihm Gehör zu geben, sich wohl bewußt war, daß er für die paar noch übrigen Miglien ohne besonderen Nachteil ihn noch bemeistern könne, so dachte er anderseits, es sei nicht gar schön, wenn er sich seinem Vetter als ein ausgehungerter Bettler vorstelle und ihm bei der ersten Begrüßung sagen müsse: „Gieb mir doch etwas zu essen!" Er zog seinen ganzen Schatz aus der Tasche, ließ ihn auf die Hand gleiten und summierte. Die Rechnung erforderte keine besondere Fertigkeit in der Arithmetik, doch reichte das Geld zu einer Mahlzeit. Er trat in ein Wirtshaus, um seinen Magen zu stärken, und wirklich blieb ihm, nachdem er bezahlt hatte, noch eine Kleinigkeit.

Beim Herausgehen sah er neben der Thüre, so nahe daran, daß er beinahe darüber gestolpert wäre, zwei Frauen auf dem Boden, mehr liegend, als sitzend, die eine bejahrt, die andere jünger, mit einem Säugling an der Brust, der bitterlich zu weinen anfing, als er nach

einigen fruchtlosen Versuchen inne wurde, daß seine Nahrungsquelle ganz versiegt sei. Alle waren totenblaß; ganz nahe bei ihnen stand ein Mann, in dessen Gesicht und Gliederbau man noch Spuren einer früheren Rüstigkeit wahrnehmen konnte, die aber nun von dem langen Mangel gebrochen und beinahe erloschen war. Alle drei streckten die Hand nach ihm aus, als er mit festem Schritte und neubelebtem Aussehen aus dem Haus heraustrat. Keines sprach. Was konnte auch eine Bitte mehr sagen?

„Das ist der Finger der Vorsehung," sagte Renzo, fuhr mit der Hand geschwind in die Tasche, entleerte sie, legte die wenigen Münzen in die Hand, die ihm am nächsten war, und ging seines Weges.

Die Erquickung durch Speise und Trank und das gute Werk — denn wir sind ja aus Leib und Seele zusammengesetzt — hatten alle seine Lebensgeister wieder gestärkt und erheitert. Wahrlich, daraus, daß er so seines letzten Pfennigs sich entäußert hatte, war ihm mehr Vertrauen auf die Zukunft erwachsen, als wenn er zehnmal so viel gefunden hätte. Denn wenn die Vorsehung, um an jenem Tage diese armen Leute zu erhalten, die auf offener Straße verhungerten, die letzte Münze eines fremden Flüchtlings, der gleichfalls nicht wußte, wie er sich ernähren sollte, eigens aufgespart hatte, wer könnte glauben, daß sie dann denjenigen im Stich lassen würde, dessen sie sich hierzu als Werkzeug bedient, dem sie ein ihrer so lebhaft bewußtes, so werkthätiges, so entschlossenes Gefühl eingeflößt hatte? Dieses waren ungefähr die Gedanken des Jünglings, wenn auch weniger ausgeprägt, als ich sie auszudrücken im stande war. Da er während des noch übrigen Weges über seine Lage nachdachte, erschien ihm alles in freundlicherem Lichte. Die Hungersnot mußte einmal wieder aufhören — alle Jahre ist ja

Ernte — inzwischen hatte er Vetter Bartolo und seine eigene Geschicklichkeit. Außerdem hatte er zu Hause noch ein bißchen Geld, das er sich sogleich schicken lassen wollte. Damit werde er im schlimmsten Falle ausreichen, bis wieder bessere Zeiten kämen. Sind dann wieder wohlfeile Zeiten — fuhr Renzo in Gedanken fort — dann kommt wieder die Arbeitswut. Die Fabrikherren streiten sich um die Mailänder Arbeiter, die ihr Handwerk am besten verstehen, den Mailänder Seidenspinnern schwillt der Kamm, wer geschickte Leute haben will, muß sie bezahlen. Man verdient mehr, als eine Person zum Leben braucht, und kann etwas zurücklegen. Dann läßt man den Frauen schreiben, sie sollen kommen . . . Übrigens, warum denn lange warten? Ist es nicht wahr, daß wir mit unserem bißchen Vermögen hier durchkommen können, auch diesen Winter über? Ja, so können wir's hier ganz gut machen. Geistliche giebt's überall. Da kommen dann die zwei lieben Weiber, man fängt eine Haushaltung an. Welche Lust, wenn wir auf dieser nämlichen Straße hier alle miteinander spazieren gehen können! Ja, ja, wir fahren dann bis an die Adda und genießen das Vesperbrot am Ufer, ja, gerade am Ufer, und ich zeige den Frauen den Ort, wo ich in den Nachen gestiegen, das Gebüsch, durch welches ich herabgeschlüpft bin, und die Stelle, wo ich mich nach einem Nachen umgesehen habe.

Er kommt nun beim Dorfe an, wo der Vetter wohnt. Beim Eintritt, ja schon bevor er den Fuß hineinsetzt, fällt ihm ein hohes Gebäude mit mehreren Reihen hoher Fenster in die Augen. Er erkennt darin die Spinnfabrik, geht hinein und fragt unter dem Getöse des herabfallenden Wassers und der Räder, ob ein gewisser Bartolo Castagneri hier wohne.

„Herr Bartolo? Hier steht er!"

„Herr?" das ist ein gutes Zeichen — denkt Renzo.

Er sieht den Vetter, geht rasch auf ihn los, dieser wendet sich um und erkennt den Vetter, der zu ihm sagt: „Hier bin ich!“ Ein „Oh“ der Überraschung entfährt Bartolos Lippen; beide strecken die Arme aus und fallen einander um den Hals. Nach diesen ersten Begrüßungen entzieht Bartolo den Vetter dem Geräusche der Maschinen und den Blicken der Neugierigen, führt ihn in ein anderes Zimmer und sagt ihm: „Es freut mich, Dich zu sehen; aber Du bist ein vertrackter Bursche; so oftmal habe ich Dich eingeladen und Du hast nicht kommen wollen; nun kommst Du gerade in einer so kritischen Zeit.“

„Wenn ich es Dir sagen darf, so bin ich nicht freiwillig hergekommen,“ sagte Renzo und erzählte ihm in kürze, jedoch nicht ohne große Aufregung, seine schmerzliche Geschichte.

„Das ist etwas anderes,“ sagte Bartolo. „O armer Renzo! Aber Du hast Vertrauen zu mir gehabt, und ich werde Dich nicht verlassen. Jetzt zwar ist keine Nachfrage nach Arbeitern; kaum behält man die, die man hat, um sie nicht zu verlieren und das Geschäft ins Stocken geraten zu lassen. Aber der Fabrikherr mag mich wohl leiden und sitzt im Trockenen. Und Dir darf ich's sagen, großenteils verdankt er es mir, ohne mich zu rühmen. Er schießt das Kapital her, aber ich mein bißchen Geschick. Ich bin der erste Arbeiter, verstehst Du? Und noch dazu bin ich, ich kann's schon sagen, das Faktotum. Arme Lucia Mondella! Ich erinnere mich noch, als wenn's erst gestern gewesen wäre. Ein gutes Kind, immer die andächtigste in der Kirche! Und wenn man an ihrem kleinen Häuschen vorbeiging . . . Mich deucht, ich sähe es, das Häuschen, gerade am Ende des Dorfes, mit einem Feigenbaume dabei, der über die Hofmauer hinausragt . . .“

„Nein, nein, laß uns nicht davon reden!“

„Ich wollte sagen, wenn man an dem Häuschen vorbeiging, hörte man immer den Haspel schwirren und schwirren. Und Don Rodrigo! Schon zu meiner Zeit ging er diese Wege; aber jetzt muß er ganz des Teufels sein, wie ich höre, so lange nämlich Gott ihm freien Lauf läßt. Übrigens, wie ich Dir bereits gesagt, leidet man auch hier unter der Teuerung ... Aber wie steht's denn mit dem Appetit?"

„Ich habe erst vor einer Weile unterwegs gegessen."

„Und wie sieht's im Beutel aus?"

Renzo streckte die flache Hand aus, brachte sie an den Mund und blies darüber hin.

„Liegt nichts dran," sagte Bartolo. „Hast Du nichts, so habe ich. Denk' nur nicht dran. In kurzem, wenn die Umstände nach Gottes Willen sich bessern, kannst Du's mir wieder erstatten und auch noch dazu etwas für Dich ersparen."

„Ich habe noch einiges zu Hause und will es mir schicken lassen."

„Schon recht; indessen zähle auf mich. Gott hat mir Gutes erwiesen, auf daß ich auch Gutes erweise. Und wenn ich's Verwandten und Freunden nicht erweise, wem sollte ich es denn sonst erweisen?"

„Ich hab's gesagt, es giebt noch eine Vorsehung!" sagte Renzo, indem er dem guten Vetter dankbar die Hand drückte.

„So, so," fuhr dieser fort, „in Mailand haben sie demnach Krawall gemacht? Sie kommen mir vor wie Narren, die Mailänder. Das Gerücht ist schon bis zu uns gekommen, aber Du mußt mir später die Sache ganz ausführlich erzählen. Wir haben überhaupt noch viel miteinander zu reden. Hier geht's, wie Du siehst, ganz ruhig her, aber man geht hier auch mit mehr Überlegung zu Werke. Die Stadt hat zweitausend Last Getreide

angekauft von einem Kaufmann, der in Venedig wohnt, Getreide, das aus der Türkei kommt, aber wenn es sich ums Essen handelt, so nimmt man's nicht so genau. Nun höre, was geschieht! Die Räte in Verona und Vicenza schließen den Durchgang und sagen: Hier läßt man kein Getreide passieren. Was thun Dir nun die Bergamasken? Sie schicken den Lorenzo Torre nach Venedig, einen Doktor, aber einen, der Haare auf den Zähnen hat. Er reist eilends ab, geht zum Dogen und sagt: „Was ist denn den Herren Räten da eingefallen?" Aber eine Rede, sagen sie, habe er gehalten, eine Rede, die man drucken sollte. Es will doch etwas heißen, wenn man einen Mann hat, der zu reden weiß. Sogleich erfolgt ein Befehl, daß man das Getreide passieren lassen müsse, und die Räte müssen es nicht nur passieren lassen, sie müssen ihm auch ein Geleite beigeben. Wirklich ist es unterwegs. Aber man hat auch an den Landbezirk gedacht. Giovan Batista Biava, der Abgeordnete Bergamos in Venedig, auch einer von den rechten, gab dem Senate zu verstehen, daß man auch auf dem Lande vom Hunger zu leiden habe und sogleich hat der Senat viertausend Scheffel Hirse bewilligt. Auch das hilft mit, Brot machen. Und dann, — soll ich Dir's noch sagen? — wenn kein Brot mehr zu haben ist, so essen wir Zukost. Der Herr hat mich mit Zeitlichem gesegnet, wie ich Dir sage. Aber jetzt will ich Dich zu meinem Prinzipale führen; ich habe schon oft von Dir mit ihm gesprochen, er wird Dich gewiß gut aufnehmen. Es ist ein echter Bergamaske vom alten Schlag, ein Mann mit einem weiten Herzen. Jetzt freilich hat er Dich nicht erwartet, aber wenn er die Geschichte hört. . . Und die Arbeiter weiß er zu schätzen, denn die Teuerung geht vorüber und das Geschäft geht fort. Vor allem aber muß ich Dich auf ein's aufmerksam machen. Weißt Du, wie man hier zu Lande uns Mailänder heißt?"

„Nun?"

„Sie heißen uns Anfänger."

„Das ist gerade kein hübscher Name."

„So ist's nun einmal: wer im Mailändischen geboren ist und im Bergamaskischen leben will, muß es sich gutwillig gefallen lassen. Wenn diese Leute zu einem Mailänder Anfänger sagen, so ist's, als wenn sie einen Ritter mit „gnädiger Herr" titulieren."

„Sie werden es, meine ich, zu einem sagen, der es sich gefallen läßt."

„Lieber Freund, wenn Du den Anfänger durchaus nicht verschlucken kannst, so mache Dir nur keine Rechnung darauf, daß Du hier leben könnest. Du müßtest immer das Messer in der Hand haben. Und wenn Du, setzen wir den Fall, zwei, drei, vier umgebracht hättest, käme am Ende einer, der Dir den Garaus machen würde, und dann wäre es doch keine Kleinigkeit mit drei oder vier Totschlägen auf der Seele vor Gottes Gericht zu erscheinen!"

„Aber ein Mailänder, der ein wenig . . ." und dabei klopfte er mit dem Finger an die Stirne, wie er es im Wirtshaus zum Vollmond gethan hatte, „ich meine, einer, der sein Handwerk gut versteht."

„Das ist alles eins. Hier ist auch dieser ein Anfänger. Weißt Du, wie mein Herr sagt, wenn er mit seinen Freunden von mir spricht? — Dieser Anfänger ist die Hand Gottes für mein Geschäft gewesen; wenn ich diesen Anfänger nicht hätte, wäre ich angeführt. — Es ist einmal so Brauch."

„Das ist ein dummer Brauch. Wenn sie aber sehen, was wir leisten können (denn wer am Ende diese Kunst hierher gebracht hat und sie im Gang erhält, das sind wir) ist es dann möglich, daß sie sich's nicht abgewöhnen mögen?"

„Bis jetzt nein. Vielleicht mit der Zeit die Jungen, die nachkommen, aber die erwachsenen Leute, bei denen hilft alles nichts. Sie haben einmal die üble Gewohnheit angenommen und legen sie nicht mehr ab. Was ist's denn auch am Ende? Die Artigkeiten, die man Dir angethan hat und, was noch mehr ist, die unsere eigenen Landsleute Dir anthun wollten, das war doch etwas ganz anderes."

„Das ist auch wahr, und wenn's nichts Schlimmeres giebt . . ."

„Nun, ich sehe, daß Du's begreifst. Alles wird gut gehen. So komm' denn mit mir zum Herrn und sei guten Mutes."

Wirklich ging auch alles gut und so sehr nach Bartolos Verheißungen, daß wir es für unnütz halten, es im einzelnen zu berichten. Es war wahrlich eine Vorsehung. Denn wir werden gleich sehen, wie wenig Renzo auf die Sparpfennige, die er zu Hause gelassen hatte, hätte rechnen können.

Achtzehntes Kapitel.

An demselben Tag, den 13. November, kam ein Extrabote zum Landvogt in Lecco und übergab ihm einen Erlaß des Stadthauptmanns, des Inhaltes, jede mögliche und zweckmäßige Nachforschung anzustellen, um herauszubringen, ob ein gewisser junger Bursche Namens Lorenzo Tramaglino, Seidenspinner, der aus der Gewalt praedicti egregii domini capitanei entsprungen, palam vel clam in sein Dorf zurückgekehrt sei, ignotus für jetztmals, wie es heiße, verum in territorio Leuci. Quod, si compertum fuerit, sic esse, solle der besagte Herr Landvogt suchen,

quanta maxima diligentia fieri poterit, ihn in seine Hände zu bekommen, und ihn, gebührend gebunden, videlicet mit guten Handschellen, in Anbetracht der erfahrungsmäßigen Unzulänglichkeit der Manschetten für jenes benannte Subjekt, ins Gefängnis abführen lassen, und ihn unter guter Gewahrsam dort behalten, um ihn an denjenigen abzuliefern, der zu seiner Übernahme abgesendet werden würde; und sowohl im Betretungs= als nicht Betretungsfalle accedatis ad domum praedicti Laurentii Tramaglino, et facta debita diligentia, quidquid ad rem repertum fuerit, auferatis; et informationes de illius prava qualitate, vita et complicibus summatis, und über alles das Gesagte und Gethane, das Gefundene und nicht Gefundene, das Weggenommene und das dort Belassene diligenter referatis. Nachdem der Herr Landvogt so viel menschenmöglich sich vergewissert hatte, daß das Subjekt nicht ins Dorf zurückgekehrt sei, ließ er den Bürgermeister rufen und begab sich in Begleitung von Notar und Häschern in das bezeichnete Haus. Das Haus ist verschlossen, wer die Schlüssel hat, ist nicht da und nicht aufzufinden, man stößt die Thüre ein. Man wendet den „gehörigen Fleiß" an, das heißt, man verfährt, wie in einer mit Sturm eingenommenen Stadt. Das Gerücht von dieser Maßregel verbreitet sich alsbald in der ganzen Umgegend und gelangt auch zu den Ohren des Pater Christophoro. Dieser ebenso erstaunt, wie betrübt, fragt diesen und jenen, um einige Aufklärung über die Ursache dieses unerwarteten Vorfalles zu erhalten, erfährt aber nichts, als grundlose Mutmaßungen, und schreibt darum sogleich an Pater Bonaventura, von welchem er bestimmtere Nachrichten zu erhalten hofft. Inzwischen werden die Verwandten und Freunde Renzos vorgeladen, um anzugeben, was sie von seiner schlechten Aufführung wissen können. Tramaglino zu heißen, ist ein Unglück,

eine Schande, ein Verbrechen; das ganze Dorf ist in Aufruhr. Nach und nach erfährt man, daß Renzo mitten in Mailand der Polizei entwischt und verschwunden ist. Es geht die Sage, er habe etwas Großes verbrochen, man weiß aber nicht zu sagen, was, oder erzählt es auf hunderterlei Weise. Je ärger man's erzählt, destoweniger wird's im Dorfe geglaubt, wo Renzo als ein braver Bursche bekannt ist. Die meisten vermuten und flüstern sich einander in die Ohren, daß es ein von dem gewaltthätigen Don Rodrigo angezettelter Streich sei, um den armen Renzo zu Grunde zu richten. So wahr ist es, daß, wenn man nach Konjekturen und ohne die nötige Kenntnis der Thatsachen urteilt, man zuweilen auch den Spitzbuben unrecht thut.

Aber wir, mit den Thatsachen in der Hand, können bestätigen, daß, wenn jener an Renzos Unglück auch keinen Anteil hatte, er sich doch darüber freute, als wenn es sein Werk gewesen wäre, und mit seinen Getreuen, besonders dem Grafen Attilio, darüber jubelte. Dieser hätte, seinem früheren Plane gemäß, um diese Zeit schon in Mailand sein sollen. Aber auf die erste Nachricht, daß dort ein Aufruhr ausgebrochen sei, und der Pöbel in den Straßen herumhantiere und zwar in einer ganz anderen Haltung, als um Schläge zu bekommen, hatte er für gut gefunden, bis zur Wiederherstellung der Ruhe auf dem Lande zu bleiben. Und dies um so mehr, als er, der schon so viele Leute beleidigt, einigen Grund hatte, zu befürchten, daß einer von den vielen, die nur aus Ohnmacht ruhig geblieben, aus den Umständen Mut schöpfen und den günstigen Augenblick benutzen könnte, für alle Rache zu nehmen. Dieser Aufschub dauerte nicht lange. Der von Mailand eingelaufene Befehl, der die Fahndung auf Renzo anordnete, war schon ein Anzeichen, daß die Dinge wieder in ihrem gewöhnlichen Geleise waren; und beinahe

gleichzeitig erhielt er hierüber völlige Gewißheit. Graf Attilio reiste sogleich ab und ermunterte seinen Vetter, auf dem Unternehmen zu beharren, es noch eifriger zu betreiben, indem er ihm versprach, daß er seinerseits alsbald Hand anlegen wolle, um ihm den Mönch vom Halse zu schaffen, wobei ihm der glückliche Vorfall mit dem lumpichten Nebenbuhler vortrefflich zu statten kam.

Gleich nach der Abreise Attilios kam der Graue mit heiler Haut von Monza zurück und meldete seinem Herrn, was er hatte auskundschaften können: Lucia sei in einem gewissen Kloster unter dem Schutz eines gewissen gnädigen Fräuleins. Sie halte sich immer verborgen, als wenn sie auch eine Klosterfrau wäre, und wohne dem Gottesdienste hinter einem vergitterten Fensterchen bei, was vielen sehr unangenehm sei, die über ihre Abenteuer und ihr Gesichtchen, ich weiß nicht, was alles, hätten erzählen hören und darum gern gesehen hätten, wie sie aussehe.

Dieser Bericht trieb dem Don Rodrigo den Teufel in den Leib, oder um mich richtiger auszudrücken, er machte den, der schon drin saß, noch schlimmer. So viele seinem Plane günstige Umstände entflammten seine Leidenschaft, das heißt, jenes Gemisch von Ehrsucht, Grimm und schändlicher Grille immer mehr. Renzo war abwesend, entlaufen, verbannt, so daß gegen ihn alles erlaubt war und auch seine Verlobte gewissermaßen als das Eigentum eines Aufrührers betrachtet werden durfte. Der einzige Mensch auf der Welt, der sich seiner annehmen und Lärm machen wollte und konnte, um auch in der Ferne und von hohen Personen gehört zu werden, der tolle Mönch, sollte wahrscheinlich in kurzem außer stand gesetzt werden, zu schaden. Aber siehe! Da entsteht ein neues Hindernis, das alle diese Vorteile nicht nur aufwiegt, sondern sie, darf man sagen, ganz nutzlos macht. Ein Kloster in Monza, auch wenn keine Fürstentochter darin gewesen

wäre, war für Don Rodrigos Zähne ein zu harter Knochen. Und so sehr er auch in Gedanken um jene Zufluchtsstätte herumschweifte, so konnte er doch keine Mittel und Wege aussinnen, es einzunehmen, sei's mit Gewalt oder List. Er war nahe daran, das Unternehmen ganz aufzugeben. Schon war er entschlossen, nach Mailand zu gehen und sogar einen Umweg zu machen, um nur nicht Monza passieren zu müssen. In Mailand wollte er sich unter seine Freunde mischen und in Vergnügungen und Zerstreuungen stürzen, um durch Ausgelassenheiten jenen Gedanken zu verscheuchen, der ihm jetzt zur Qual geworden war. Aber, aber, aber, die Freunde, ein wenig sachte mit diesen Freunden! Anstatt Zerstreuung zu finden, mußte er sich in ihrer Gesellschaft auf neue Schikanen gefaßt machen. Denn gewiß hatte Attilio die Sache ausposaunt und alle in Erwartung versetzt. Von allen Seiten würde man Aufschluß über das Mädchen vom Gebirge verlangt haben; er mußte Rechenschaft geben. Er hatte gewollt, er hatte es versucht; was hatte er ausgerichtet? Sollte er sich von einem Bauern und einem Mönche übermeistern lassen? Uh! und nachdem ein unerwarteter Glücksfall, ohne Zuthun des Gimpels den einen beseitigt, ein geschickter Freund aber bald den anderen weggeschafft haben würde, konnte der Gimpel den Vorteil sich nicht einmal zu nutze machen und stand feig von dem Unternehmen ab. Das war mehr, als es bedurfte, um in der Gesellschaft von Edelleuten die Augen nie mehr aufzuschlagen, und jeden Augenblick die Hand am Schwert zu haben. Und wie sollte er in sein Schloß zurückkehren oder dort bleiben, wo er, abgesehen von den fortwährenden schmerzlichen Erinnerungen seiner Leidenschaft, auch noch die Schmach seines fehlgeschlagenen Streiches hätte erdulden müssen? Wo zu gleicher Zeit der öffentliche Haß gegen ihn sich vermehrt, und die hohe Meinung von seiner Macht sich

vermindert hätte? Wo er auf dem Gesichte jedes Bauernlümmels die hämische Bemerkung hätte lesen können: Hast du's hinunter geschluckt? Das freut mich. Die Straße der Ungerechtigkeit, sagt hier das Manuskript, ist breit; damit ist aber nicht gesagt, daß sie auch bequem sei. Sie hat holperige Buckel und enge Pässe, sie ist beschwerlich und ermüdend, je mehr sie abwärts geht.

Dem Don Rodrigo, der sich nicht herauszuhelfen vermochte, der nicht umkehren noch stehen bleiben wollte, aber allein nicht vorwärts kommen konnte, fiel ein Mittel ein, durch das er alles könnte. Es bestand darin, einen zu Hilfe zu rufen, dessen Hände oft dahin reichten, wohin anderer Blicke nicht zu dringen vermochten, einen Menschen oder einen Teufel, für welchen die Schwierigkeit der Wagnisse oft ein Sporn war, sie zu unternehmen. Aber auch dieser Ausweg hatte seine Bedenklichkeiten und Gefahren, die um so ernster waren, je weniger man sie zum voraus berechnen konnte, weil niemand voraussehen konnte, wie weit es führen würde, wenn man sich einmal mit jenem Menschen eingelassen hatte, der allerdings ein mächtiger Helfershelfer, aber nicht minder ein sehr selbständiger und gefährlicher Patron war.

Solche Gedanken hielten Don Rodrigo mehrere Tage lang in der Schwebe zwischen ja und nein. Das eine wie das andere war ihm gleich verdrießlich. Da kam ein Brief vom Vetter, der ihm anzeigte, daß der Anschlag gut angelegt sei. Bald nach dem Blitze krachte der Donner, das heißt, eines schönen Morgens hörte man, daß Pater Christophoro aus dem Kloster Pescarenico abgereist sei. Dieser günstige und so schleunige Erfolg, sowie der Brief Attilios, der ihm Mut einsprach und mit großen Spöttereien drohte, bewirkten, daß Rodrigo mehr zum gefährlichen Ausweg sich hinneigte. Was ihm aber den letzten Sporn gab, war die unerwartete Nachricht, daß Agnese

in ihr Häuschen zurückgekehrt sei, ein Hindernis weniger in Luciens Umgebung. Wir wollen über diese beiden Ereignisse berichten und mit letzterem beginnen.

Kaum hatten die beiden armen Frauen sich in ihrer Zufluchtsstätte niedergelassen, als in Monza und folglich auch im Kloster die Nachricht von dem Aufruhr zu Mailand sich verbreitete. Hinter der großen Neuigkeit her kam eine unendliche Reihe von Einzelnheiten, die sich jeden Augenblick vergrößerte und veränderte. Die Schaffnerin, die von ihrem Hause aus mit dem einen Ohre nach der Straße und mit dem anderen nach dem Kloster hinhorchen konnte, schnappte bald da, bald dort etwas auf und teilte es ihren Gästen mit. „Man hat zwei, drei, sechs, acht, vier, sieben davon eingesperrt; man wird sie teils bei der Krückenbäckerei, teils an der Straßenmündung beim Hause des Proviantverwalters aufhängen . . . Ei, ei, hört doch; einer ist entwischt, der von Lecco oder aus der Gegend da herum gebürtig ist. Seinen Namen weiß ich nicht, aber es wird schon noch jemand kommen, der ihn mir sagen kann, um zu sehen, ob ihr in kennt.“

Diese Nachricht und der Umstand, daß Renzo gerade an dem verhängnisvollen Tage in Mailand angekommen sein mußte, beunruhigten die Frauen, besonders Lucia schon einigermaßen. Aber man denke sich ihren Schrecken, als die Schaffnerin kam und ihnen sagte: „Er ist gerade aus euerem Orte, der Reißaus genommen hat, um nicht gehängt zu werden, ein Seidenspinner, der Tramaglino heißt. Kennt ihr ihn?“

Lucien, die da saß und ein Tuch säumte, fiel die Arbeit aus der Hand, sie wurde totenblaß und veränderte sich dermaßen, daß die Schaffnerin es sicherlich bemerkt hätte, wenn sie näher bei ihr gewesen wäre. Aber sie stand mit Agnese auf der Thürschwelle. Agnese erschrak gleichfalls, doch nicht so sehr, sie ließ sich nichts ansehen,

und um etwas zu antworten, sagte sie, in einem kleinen Dorfe kenne man alle Leute, sie kenne ihn wohl, sie könne sich aber nicht vorstellen, wie ihm so etwas habe begegnen können, da er ein gesetzter Mensch sei. Darauf fragte sie, ob er auch wirklich entwischt sei und wohin.

„Entwischt ist er, das sagen alle, aber wohin, das weiß niemand. Es kann sein, daß man ihn noch einfängt, vielleicht ist er auch in Sicherheit, aber wenn sie ihn in ihre Klauen bekommen, eueren gesetzten Burschen . . .!"

Zum guten Glück wurde nun die Schaffnerin gerufen und ging fort. Man stelle sich vor, wie es Mutter und Tochter zu Mute sein mußte. Mehrere Tage mußte die arme Frau und das trostlose Mädchen in einer solchen Ungewißheit schmachten und über das Wie, das Warum und über die Folgen dieses schmerzlichen Ereignisses nachgrübeln. Unaufhörlich erläuterten sie bei sich, oder wenn sie allein waren, halblaut untereinander jene schrecklichen Worte.

Endlich kam an einem Donnerstage ein Mann ins Kloster, um nach Agnese zu fragen. Es war ein Fischhändler von Pescarenico, der gewöhnlich nach Mailand ging, um seine Ware abzusetzen. Der gute Pater Christophoro hatte ihn ersucht, wenn er durch Monza komme, einen Abstecher ins Kloster zu machen, die Frauen von ihm zu grüßen und ihnen zu erzählen, was er von Renzos traurigem Falle wisse. Er solle ihnen anempfehlen, Geduld zu haben und auf Gott zu vertrauen. Er, der arme Mönch, werde sie nie vergessen und jede Gelegenheit wahrnehmen, ihnen nützlich zu sein. Einstweilen werde er nicht verfehlen, ihnen jede Woche Nachricht zu geben, auf diese oder andere Weise. Was Renzo betraf, so wußte der Bote nichts Bestimmtes mitzuteilen, als den Besuch in seinem Hause und die Nachforschungen, um seiner habhaft zu werden; aber auch zugleich, daß sie erfolglos

geblieben seien, und man gewiß wisse, er habe sich ins Gebiet von Bergamo geflüchtet. Eine solche Gewißheit war, wie wohl kaum bemerkt zu werden braucht, Balsam für Lucia. Von jetzt an flossen ihre Thränen leichter und sanfter, noch größeren Trost empfand sie bei den geheimen Herzensergießungen mit ihrer Mutter, und allen ihren Gebeten wurden Danksagungen beigemischt.

Gertrude ließ sie oft in ihr Privatsprechzimmer rufen und behielt sie zuweilen lange bei sich, da sie an der Offenherzigkeit und Lieblichkeit des armen Mädchens Wohlgefallen hatte, und weil es sie freute, wenn Lucia ihr einüber das anderemal dankte und sie segnete. Gertrude selbst erzählte ihr im Vertrauen einen Teil — den sauberen Teil — ihrer Geschichte und alles, was sie gelitten habe, um zu neuen Leiden da herein zu gehen. Und jene erste argwöhnische Verwunderung Lucias verwandelte sich allmählich in Mitleid. Sie fand in dieser Geschichte mehr als zureichende Gründe, um sich das zu erklären, was in dem Benehmen ihrer Wohlthäterin ihr so auffallend vorgekommen war, und zwar ward ihr dies mit Hilfe der Belehrung Agnesens über die Grillen der vornehmen Leute um so leichter. So sehr sie sich jedoch auch versucht fühlte, das Vertrauen zu erwidern, das Gertrude ihr bewies, so konnte sie es doch nicht übers Herz bringen, über ihre neue Unruhe, über ihr neues Unglück mit ihr zu sprechen, ihr zu sagen, wer der entsprungene Seidenspinner sei, um nicht Gefahr zu laufen, ein so trauriges und schmähliches Gerücht weiter zu verbreiten. Sie vermied es ebenso, so viel sie konnte, auf die neugierigen Fragen über die der Verlobung vorausgegangene Geschichte zu antworten. Dies geschah jedoch nicht aus Rücksichten der Klugheit, sondern weil es ihr in ihrer Einfalt schien, diese Geschichte sei dorniger und schwerer zu erzählen, als alle jene, die sie von dem gnädigen Fräulein gehört hatte oder von ihr

hören zu können meinte. In diesen spielten Tyrannei, Hinterlist und Quälereien eine Rolle, zwar lauter häßliche und schmerzliche Dinge, die man aber dennoch beim Namen nennen konnte, in der ihrigen war überall ein Gefühl, ein Wort mit verflochten, das auszusprechen ihr unmöglich schien, wenn sie von sich sprach, und für welches sie keine Umschreibung zu geben vermocht hätte, die nicht gegen die Schamhaftigkeit zu verstoßen schien: die Liebe!

Zuweilen wurde Gertrude über diese Zurückhaltung beinahe ungehalten. Aber es blickte ja so viel Freundlichkeit durch, so viel Ehrfurcht, so große Dankbarkeit und so hohes Vertrauen! Zuweilen mißfiel ihr diese zarte, mißtrauische Verschämtheit aus einem anderen Grund noch mehr. Alles verlor sich aber in der Lieblichkeit eines Gedankens, der ihr jeden Augenblick wiederkehrte, wenn sie Lucia anschaute: dieser erweise ich Gutes. — Und so war es auch. Denn außer der Zufluchtsstätte gewährten diese Unterredungen, diese vertrauliche Freundlichkeit Lucien nicht geringen Trost. Einen weiteren fand sie in beständiger Beschäftigung. Immer bat sie, man möge ihr etwas zu thun geben, selbst im Sprechzimmer trug sie jederzeit irgend eine Arbeit, um ihre Hände in Thätigkeit zu erhalten. Aber trübsinnige Gedanken schlichen sich überall ein! Während des Nähens, was für sie eine fast ganz neue Beschäftigung war, fiel ihr ein- über das anderemal ihr Haspel ein, und mit dem Haspel wie viele andere Dinge!

Am zweiten Donnerstag kam der Fischhändler oder ein anderer Bote mit den Grüßen des Pater Christophoro und mit der Bestätigung von Renzos glücklicher Flucht, aber ohne bestimmte Nachrichten über sein weiteres Schicksal. Denn, wie wir dem Leser bereits gesagt haben, hatte der Kapuziner solche von seinem Mitbruder in

Mailand zu erhalten gehofft, an den er jenen empfohlen hatte. Aber dieser antwortete, er habe weder den Mann noch den Brief gesehen, es sei wohl einer vom Lande ins Kloster gekommen, um nach ihm zu fragen, da er ihn aber nicht angetroffen habe, sei er fortgegangen und habe sich nicht mehr blicken lassen.

Am dritten Donnerstag sah man niemand, und so waren die armen Frauen nicht nur eines gewünschten und gehofften Trostes beraubt, sondern, wie es bei jedem unbedeutenden Anlasse betrübten und bekümmerten Leuten ergeht, das Ausbleiben von Nachrichten wurde für sie ein Grund zu neuer Unruhe und hundert quälenden Zweifeln. Schon früher hatte Agnese im Sinne gehabt, einmal einen Abstecher in die Heimat zu machen. Der Umstand, daß sie den versprochenen Boten nicht zu sehen bekam, brachte ihren Entschluß zur Reife. Für Lucia war es keine Kleinigkeit, sich zum ersten Male in ihrem Leben vom lieben Mütterchen zu trennen, indes besiegte das unwiderstehliche Verlangen, etwas zu erfahren, und die Sicherheit, die sie in ihrer wohlgeschützten, geheiligten Zufluchtsstätte fand, ihre Ängstlichkeit. Es wurde unter ihnen ausgemacht, daß Agnese am folgenden Tage auf der Straße den Fischhändler erwarten sollte, der auf der Rückreise von Mailand da vorüber kommen mußte. Sie sollte ihn dann um einen Platz auf seinem Wagen ersuchen, um in ihre Berge zurückzufahren. Sie traf ihn wirklich und fragte ihn, ob Pater Christophoro ihm nicht etwa eine Bestellung an sie mitgegeben habe. Der Fischer war den ganzen Tag vor seiner Abreise auf dem Fischfang gewesen und hatte von dem Pater nichts erfahren. Die Frau brauchte nicht lange um die gewünschte Gefälligkeit zu bitten, nahm von dem gnädigen Fräulein und ihrer Tochter, nicht ohne Thränen, Abschied, versprach, sogleich etwas von sich hören zu lassen und bald zurückzukehren, und reiste ab.

Auf der Reise ereignete sich nichts Besonderes. Sie übernachteten in einem Wirtshaus, brachen vor Tag wieder auf und kamen frühzeitig in Pescarenico an. Agnese stieg auf dem Klosterplatze ab, entließ ihren Fuhrmann mit tausend „Vergelt's Gott", und da sie einmal da war, wollte sie, bevor sie nach Hause ging, den guten Mönch, ihren Wohlthäter, noch sehen. Sie schellte; wer an die Pforte kam, das war Bruder Galdino, — der mit den Nüssen. „Oh! liebe Frau, welcher Wind hat Euch hergeweht?"

„Ich möchte gern mit Pater Christophoro reden."

„Mit Pater Christophoro? Der ist nicht hier."

„Ei! Bleibt er lange aus?"

„Aber . . .?" sagte der Bruder, indem er die Achseln zuckte und seinen geschorenen Kopf in die Kapuze zurückzog.

„Wo ist er hingegangen?"

„Nach Rimini."

„Nach . . .?"

„Nach Rimini."

„Wo liegt dieses Dorf?"

„Oh! oh!" antwortete der Bruder, indem er mit dem ausgestreckten Arm lotrecht durch die Luft fuhr, um eine große Entfernung anzudeuten.

„O, ich Arme! Aber warum ist er denn so unvermutet fortgegangen?"

„Weil der Pater Provinzial es so gewollt hat."

„Und warum hat man ihn denn fortgeschickt, während er hier doch so viel Gutes that? Ach mein Gott!"

„Wenn die Oberen über die Befehle, die sie erteilen, Rechenschaft geben müßten, wo bliebe denn da der Gehorsam, liebe Frau?"

„Ja, aber das ist mein Untergang!"

„Wißt Ihr, warum's geschehen sein mag? Sie werden

in Rimini einen guten Prediger gebraucht haben — wir haben deren freilich überall, aber zuweilen muß der Mann gerade so beschaffen sein — und da wird der Pater Provinzial von dort dem Pater Provinzial von hier geschrieben haben, ob er einen Mann von dem Kaliber habe; und der Pater Provinzial wird gesagt haben: dazu ist Pater Christophoro gerade recht. Seht Ihr, so wird es sein."

„O wir Armen! Wann ist er abgereist?"

„Vorgestern."

„Seht da! Wäre ich doch meiner Eingebung gefolgt, einige Tage früher zu kommen! Und weiß man denn nicht, wann er wieder zurückkehren wird? Wenigstens beiläufig?"

„Gute Frau, das weiß der Pater Provinzial, wenn er's weiß. Wenn einer von unseren Patres Predigern einmal ausgeflogen ist, so kann man nicht wissen, auf welchem Zweige er sich wieder niederlassen wird. Da verlangt man sie, dort verlangt man sie, und wir haben Klöster in allen vier Weltteilen. Macht er in Rimini großes Aufsehen mit seinen Predigten, — denn er predigt nicht immer aus dem Stegreif, wie hier für die Fischer und Bauersleute, für die Kanzeln in der Stadt hat er seine geschriebenen schönen Predigten, und einen Ausstich von Predigten — dann verbreitet sich von da aus das Gerücht von dem großen Prediger, und dann können sie ihn nach . . . Dingsda verlangen, was weiß ich, wohin? Und dann muß man ihn hinschicken, weil wir von aller Welt Almosen haben, und es daher billig ist, daß wir auch aller Welt dienen."

„Ach Gott! Ach Gott!" rief Agnese von neuem, beinahe weinend aus. „Was soll ich anfangen ohne den Pater? Er hat wie ein Vater an uns gehandelt! Das ist unser Untergang."

„Hört, gute Frau, Pater Christophoro war gewiß ein wackerer Mann, aber wir haben noch mehr solche, wißt Ihr? Männer voll von Nächstenliebe und Talent, die mit Vornehm und Gering umzugehen wissen. Wollt Ihr den Pater Athanasio? Wollt Ihr den Pater Girolamo? Wollt Ihr den Pater Zacharias? Es ist ein geschickter Mann der Pater Zacharias. Stoßt Euch nicht daran, wie gewisse einfältige Leute, daß er so schmächtig ist, eine so schwache Stimme und einen so dünnen, spärlichen Bart hat. Ich sage nicht gerade zum Predigen, — denn ein jeder hat seine Gaben, — aber zum Ratgeben ist er der Mann, seht Ihr."

„Oh, um Gottes willen!" rief Agnese aus, mit jenen gemischten Gefühlen von Dankbarkeit und Ungeduld, die man bei einem Anerbieten empfindet, in dem mehr guter Wille als Erfolg erblickt wird. „Was liegt mir daran, was ein anderer für ein Mann sei oder nicht sei, wenn der gute Mann, der nun nicht mehr hier ist, gerade derjenige war, der unsere Geschichten kannte und alles vorbereitet hatte, um uns zu helfen?"

„Dann müßt Ihr eben Geduld haben."

„Das weiß ich wohl," antwortete Agnese. „Verzeiht mir, daß ich Euch belästigt habe!"

„Was denn verzeihen, liebe Frau? Es thut mir leid um Euch. Und wenn Ihr einen von unseren Patres sprechen wollt, so steht Euch unser Kloster immer offen. Ei, ich werde mich auch bald wieder sehen lassen von wegen des Öleinsammelns."

„Lebt wohl!" sagte Agnese und ging ihrem Dörfchen zu, trostlos, verwirrt und außer Fassung, wie der arme Blinde, der seinen Führer verloren hat.

Ein wenig besser unterrichtet, als der Bruder Galdino, können wir angeben, wie die Sache gekommen war. Kaum war Attilio in Mailand angelangt, so ging er, wie er

Don Rodrigo versprochen hatte, ihrem gemeinschaftlichen Oheim beim geheimen Rate seine Aufwartung zu machen. Es war dies eine Ratsversammlung von dreizehn Mitgliedern, Männern von der Feder und vom Schwerte, von welcher sich der Statthalter Gutachten stellen ließ, und die, wenn letzterer starb oder abberufen wurde, bis zum Eintreffen des Nachfolgers die Regierung übernahm. Der „Graf Oheim", ein Civilist und einer der ältesten im Rate, genoß in demselben ein gewisses Ansehen und in der Art, es geltend zu machen und es anderen zu verschaffen, hatte er nicht seinesgleichen. Ein zweideutiges Reden, ein bezeichnendes Schweigen, ein Stehenbleiben auf halbem Wege, ein Blinzeln mit den Augen, das so viel hieß als: ich darf nicht reden, ein Schmeicheln, ohne zu versprechen, ein höfliches Drohen, all das war auf diesen Zweck berechnet und alles schlug mehr oder weniger zu seinem Vorteil aus. Ja, sogar ein „ich kann nichts in der Sache thun," zuweilen in voller Wahrheit, aber so gesprochen, daß man es nicht glaubte, konnte zur Vermehrung seines Rufes und sogleich auch in Wirklichkeit seiner Macht beitragen, wie man noch jetzt in mancher Apotheke Büchsen sieht, mit gewissen arabischen Worten überschrieben, in denen zwar nichts ist, die aber die Apotheke im Kredit halten. Der Kredit des Grafen Oheim, der schon lange, wenn auch nur langsam, immer gestiegen war, hatte jüngst bei einer außerordentlichen Gelegenheit, durch eine Sendung an den Hof in Madrid, einen Riesenschritt gemacht. Man mußte ihn selbst erzählen hören, welche Aufnahme ihm daselbst zu teil geworden. Um nur eins zu sagen, so hatte ihn der Graf-Herzog mit einer ganz besonderen Herablassung behandelt und in sein Vertrauen eingeweiht, dermaßen, daß er einmal sozusagen in Gegenwart des halben Hofes ihn fragte, wie es ihm in Madrid gefalle, ein anderes Mal aber, in einer

Fensternische, unter vier Augen ihm sagte, der Dom zu Mailand sei der größte Tempel in den Staaten Seiner Majestät des Königs.

Nachdem Attilio dem Grafen Oheim seine Ehrfurcht bezeigt und Don Rodrigos Ehrfurchtsbezeigungen ausgerichtet hatte, sagte er mit der ernsten Haltung, die er zur rechten Zeit anzunehmen wußte: „Ich glaube meine Pflicht zu thun, ohne Rodrigos Vertrauen zu mißbrauchen, wenn ich dem Herrn Oheim von einem Vorfalle Kenntnis gebe, der, wenn der Herr Oheim nicht einschreitet, ernsthaft werden und Folgen haben kann, die . . . .“

„Aha! Wieder einer von seinen Streichen, bilde ich mir ein.“

„Um Vergebung! Ich muß sagen, daß das Unrecht nicht auf Seite meines Vetters ist. Aber er hat sich erhitzt und wie ich sage, nur der Herr Oheim kann . . .“

„Laß hören! Laß hören!“

„Es ist in der Gegend dort ein Kapuzinermönch, der mit Rodrigo im Streite liegt, und es ist so weit gekommen, daß . . .“

„Wie oft hab' ich euch beiden gesagt, ihr sollt die Kapuziner gewähren lassen! Sie machen denen genug zu schaffen, die mit ihnen verkehren müssen und die . . .“ hier blies er. — „Aber ihr, die ihr ihnen aus dem Wege gehen könntet . . .“

„Herr Oheim, was das betrifft, so ist es meine Pflicht, Euch zu sagen, daß Rodrigo ihm gerne aus dem Weg gegangen wäre, wenn er gekonnt hätte. Aber der Mönch, der gegen ihn aufgebracht ist und es darauf anlegt, ihn auf alle Art zu reizen . . .“

„Was zum Teufel hat denn der Mönch mit meinem Neffen?“

„Vor allem ist er ein unruhiger Kopf und als solcher bekannt. Er sucht bei jeder Gelegenheit mit den Edelleuten

anzubinden. Er macht den Beschützer und Führer einer Bauerndirne von dort und hat für die Kreatur eine solche Vorliebe . . . ich will nicht gerade sagen eine eigennützige Vorliebe, aber eine eifersüchtige, verdächtige, überempfindliche Vorliebe."

„Versteh' schon!" sagte der Graf Oheim und aus einer gewissen Grundierung von Plumpheit, mit der die Natur sein Gesicht bemalt hatte, das in der Folge noch mit einem doppelten Anstrich von Staatsklugheit überzogen wurde, blitzte ein Strahl von Bosheit heraus, der ihm besonders gut anstand.

„Nun hat sich der Mönch," fuhr Attilio fort, „seit einiger Zeit in den Kopf gesetzt, Rodrigo habe, ich weiß nicht, was für Absichten auf diese . . ."

„Er hat sich's in den Kopf gesetzt! So? Er hat sich's in den Kopf gesetzt! Ich kenne ihn auch, den Herrn Don Rodrigo, und es bedürfte eines anderen Advokaten, als Du bist, um ihn in diesem Punkte zu rechtfertigen."

„Herr Oheim, daß Don Rodrigo mit diesem Geschöpfe einen Scherz gemacht haben kann, wenn er ihr auf der Straße begegnete, das möchte ich nicht gerade in Abrede stellen. Er ist jung und schließlich auch kein Kapuziner. Aber das sind Kleinigkeiten, mit denen den Herrn Oheim zu unterhalten, es nicht der Mühe wert ist. Das aber ist kein Spaß, daß der Mönch sich herausgenommen hat, von Don Rodrigo zu sprechen, wie man von einem Straßenräuber sprechen würde, und daß er das ganze Dorf gegen ihn in Harnisch zu bringen sucht."

„Und die anderen Mönche?"

„Sie mischen sich nicht darein, weil sie ihn als einen Hitzkopf kennen und alle Achtung vor Don Rodrigo haben. Aber anderseits hat dieser Mönch ein großes Ansehen bei den Bauern, weil er auch den Heiligen spielt und . . ."

„Ich bilde mir ein, er weiß nicht, daß Don Rodrigo mein Neffe ist.“

„Ja, freilich weiß er's, und das ist's gerade, was ihn noch grimmiger macht.“

„Wie? Was?“

„Er sagt es immer, er habe eine besondere Freude daran, Rodrigo zu trotzen, gerade deshalb, weil er einen natürlichen Beschützer von solchem Ansehen an seinem Herrn Oheim habe; er bekümmere sich gar nicht um Vornehme und Politiker, der Strick des heiligen Franziskus halte alle Schwerter gebunden, und er . . .“

„Ha, der freche Mönch! Wie heißt er denn?“

„Pater Christophoro von ***,“ sagte Attilio und der Graf Oheim nahm aus einer Schublade in seinem Tische ein Notizbüchlein, blies die Backen auf und schrieb den armen Sünder hinein. Attilio fuhr inzwischen fort: „Er ist immer so gewesen, dieser Mönch. Man kennt ja seinen Lebenswandel. Er war ein Plebejer, der, weil er einige Batzen Vermögen hatte, es den Edelleuten nachthun wollte. Aus Wut darüber, daß er nicht obenan kommen konnte, brachte er einen um. Und um dem Galgen zu entkommen, ist er dann Mönch geworden.“

„Schön, schön! Wir werden ja sehen, wir werden ja sehen!“ sagte der Graf Oheim, indem er fortfuhr zu blasen.

„Jetzt aber,“ fuhr Attilio fort, „ist er wütender als je, weil ihm ein Plan mißlungen ist, der ihm so sehr am Herzen lag. Hieraus kann der Herr Oheim am besten sehen, was er für ein Mensch ist. Er wollte diese seine Kreatur verheiraten, sei es, um sie vor den Gefahren dieser Welt zu bewahren, sei es aus einem anderen Grunde, kurz, er wollte sie verheiraten und hatte seinen Mann dazu gefunden, eine andere Kreatur, ein Subjekt, das der Herr Oheim vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich dem Namen

nach auch kennt. Denn ich habe Grund, zu glauben, daß der geheime Rat in der Lage gewesen ist, sich mit dem würdigen Subjekte beschäftigen zu müssen!"

„Wer ist es denn?"

„Ein Seidenspinner, Lorenzo Tramaglino, derselbe, der . . ."

„Lorenzo Tramaglino!" rief der Graf Oheim aus. „Ganz recht, bravo, Pater! Sicherlich . . . in der That . . . er hatte einen Brief an einen . . . Schade, daß . . . Aber es liegt nichts daran; schon gut! Aber warum sagte mir Don Rodrigo nichts von alledem? Warum läßt er denn die Sache so weit kommen und wendet sich nicht an den, der ihn anleiten und unterstützen kann und will?"

„Ich will auch hierin die Wahrheit sagen, antwortete Attilio. „Einerseits weiß er, wie viele Verdrießlichkeiten und Sorgen dem Herrn Oheim im Kopf herumgehen (bei diesen Worten legte der Graf Oheim die Hand blasend an die Stirn, als wollte er zu verstehen geben, wie viel Mühe es ihn koste, sie alle zu bewältigen); darum hat er sich ein Gewissen daraus gemacht, dem Herrn Oheim noch mehr Sorgen zu verursachen. Und dann, um alles zu sagen, ist er, wie ich wahrnehmen konnte, dermaßen gereizt und außer Fassung, so wütend über die Grobheiten des Mönches, daß er vielmehr Lust hat, sich selbst auf summarische Weise Recht zu verschaffen, als es auf ordnungsmäßigem Wege durch die Klugheit und Macht seines Herrn Oheims zu erlangen. Ich habe ihn zu besänftigen gesucht. Da ich aber sah, daß eine garstige Geschichte daraus entstehen könnte, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, den Herrn Oheim, der am Ende doch das Haupt und der Pfeiler des Hauses ist, von allem zu benachrichtigen . . .

„Du hättest besser gethan, ein wenig früher zu reden."

„Es ist wahr, aber ich hoffte immer, die Sache

würde von selbst aufhören, sei es, daß der Pater endlich doch zur Besinnung komme, sei es, daß er aus dem Kloster weg versetzt werde, wie es bei dergleichen Mönchen geht, die bald da, bald dort sind; und so wäre denn die Sache zu Ende gewesen. Aber . . ."

„Nun soll es meine Sache sein, sie ins reine zu bringen!"

„Das hab' ich auch gedacht. Ich habe zu mir selbst gesagt: Der Herr Oheim mit seiner Umsicht, mit seinem Ansehen wird wohl ein Ärgernis verhüten und zugleich Rodrigos Ehre Genugthuung verschaffen können, die ja auch die seinige ist. Dieser Mönch, sagte ich, thut sich auf den Strick des heiligen Franziskus etwas zu gut. Um ihn aber am rechten Ort zu gebrauchen, den Strick des heiligen Franziskus, braucht man ihn eben nicht um den Wanst zu tragen. Der Herr Oheim hat hundert Mittel, die ich nicht kenne; ich weiß, daß der Pater Provinzial gegen ihn, wie billig, eine große Ehrfurcht hegt, und wenn der Herr Oheim glaubt, daß es in diesem Falle der beste Ausweg ist, den Mönch eine Luftveränderung machen zu lassen, so kostet es ihn nur zwei Worte . . ."

„Überlassen Euere Gnaden das dem, den's angeht," sagte der Graf Oheim ein wenig grob.

„Ach, es ist ja wahr!" rief Attilio, indem er mit einem Lächeln des Mitleids mit sich selbst den Kopf ein wenig schüttelte. „Bin ich der Mann, dem Herrn Oheim Ratschläge zu geben? Es ist eben die Leidenschaft für die Ehre unseres Namens, die mich zum Reden bringt. Aber ich fürchte, ich habe noch ein anderes Unrecht begangen," fügte er mit nachdenklicher Miene hinzu, „ich fürchte, Rodrigo in der Meinung des Herrn Oheim geschadet zu haben. Ich würde nicht ruhig sein können, wenn ich Ursache wäre, daß der Herr Oheim dächte,

Rodrigo habe nicht alles Vertrauen auf ihn und nicht alle Ehrfurcht, die er haben soll. Glaubt mir, Herr Oheim, daß er in diesem Punkte ganz besonders . . ."

„Laß das gut sein; ihr beide thut einander nichts zuleide! Ihr werdet immer Freunde bleiben, bis einer einmal zu Verstand kommt. Ihr liederlichen, ausgelassenen Bursche! Immer macht ihr schlechte Streiche, und ich soll sie nachher wieder gut machen. Ihr . . . beinahe hättet ihr mich verleitet, etwas Unschickliches zu sagen, ihr beiden Bursche macht mir mehr Kopfzerbrechen, als . . ." man kann sich denken, wie stark er bei diesen Worten blies, „als alle die verwünschten Staatsgeschäfte."

Neunzehntes Kapitel.

Wenn einer, der in einem verwahrlosten Ackerfelde ein Kräutchen, zum Beispiel einen schönen Gartenampfer sieht, gerne wissen möchte, ob es aus einem Samenkörnchen entsprossen, das auf demselben Acker gereift, oder vom Winde hergeweht, oder von einem Vogel fallen gelassen worden sei, er würde, so sehr er sich auch den Kopf zerbräche, niemals darüber ins klare kommen. So wüßten wir ebenfalls nicht zu sagen, ob der Entschluß, sich des Pater Provinzial zu bedienen, um den verschlungenen Knoten aufs beste zu lösen, im Kopfe des Grafen Oheim entstanden oder aus Attilios Eingebung hineingekommen sei. Gewiß ist, daß Attilio dieses Wort nicht bloß zufällig hingeworfen hatte und obgleich er darauf gefaßt sein mußte, daß der argwöhnische Stolz des Grafen Oheim über ein so unverdecktes Einblasen scheu werde, so wollte er ihm doch auf jede Weise dies Auskunftsmittel nahe legen und ihn auf den gewünschten Weg hinleiten.

Anderseits stimmte der Ausweg dermaßen zu dem Charakter des Grafen Oheim, war von den Umständen dermaßen angezeigt, daß man wetten konnte, er wäre auch ohne Einblasen darauf verfallen. Es handelte sich darum, daß in einem nur allzu offenen Zusammenstoß einer seines Namens, sein Neffe, nicht den kürzeren ziehe, ein sehr wesentlicher Punkt für den Ruf seiner Macht, der ihm so sehr am Herzen lag. Die Genugthuung, die der Neffe sich selbst verschaffen konnte, war ein Hilfsmittel, schlimmer als das Übel, eine Saat von Verlegenheiten, und man mußte es in irgend einer Weise und ohne Zeitverlust verhindern. Ihm befehlen, sogleich seine Villa zu verlassen, wäre, vorausgesetzt, daß er wirklich gehorcht hätte, so viel gewesen, als das Schlachtfeld räumen, als hätte sein Haus einem Kloster gegenüber sich zurückgezogen. Befehle, gesetzliche Macht, Schreckschüsse richteten wider einen Gegner dieses Standes nichts aus. Denn die Kloster- und Weltgeistlichkeit war von der weltlichen Gerichtsbarkeit ganz unabhängig, nicht nur bezüglich der Personen, sondern auch hinsichtlich der von ihnen bewohnten Örtlichkeiten, wie selbst der wissen muß, der noch nichts anderes gelesen hat, als diese Geschichte, was freilich blutwenig wäre. Alles, was man wider einen solchen Gegner thun konnte, bestand darin, daß man ihn zu entfernen suchte, wozu das Mittel der Pater Provinzial war, in dessen Willkür es stand, ob ein solcher Mönch gehe oder bleibe.

Nun bestand aber zwischen dem Pater Provinzial und dem Grafen Oheim eine Bekanntschaft von alters her. Sie hatten sich zwar selten gesehen, aber immer unter großen Freundschaftsbezeigungen und ellenlangen Dienstanerbietungen. Und zuweilen ist es leichter, mit einem einzigen zu schaffen zu haben, der über viele gesetzt ist, als mit einem von diesen vielen, der nichts sieht als seine Sache, nichts hört als seine Leidenschaft, sich um

nichts bekümmert als um seinen Vorteil, während jener eine auf einmal hundert Beziehungen, hundert Folgen, hundert Interessen, hundert Dinge sieht, die man vermeiden, hundert, die man berücksichtigen muß.

Nachdem der Graf Oheim alles wohl erwogen hatte, lud er eines Tages den Pater Provinzial zur Mittagstafel ein, und ließ ihn da einen Zirkel von Tischgenossen antreffen, die mit superfeiner Absichtlichkeit ausgewählt waren. Dieser und jener Vetter, der den höchsten Titel hatte, einige von denen, deren Geschlechtsname schon ein großer Titel war, und die schon durch ihre Haltung, durch eine gewisse angeborene Sicherheit, durch eine vornehme Geringschätzigkeit, und dadurch, daß sie in vertrauten Ausdrücken von hohen Dingen sprachen, in jedem Augenblicke, auch ohne es darauf anzulegen, den Begriff von Überlegenheit und Macht zu erwecken und zu erneuern vermochten; einige Lehensträger, die durch erbliche Abhängigkeit der Familie und durch lebenslängliche Dienstbarkeit dem gnädigen Herrn zugethan waren; Leute, die, indem sie von der Suppe an begannen, mit dem Munde, mit den Augen, den Ohren, dem Kopfe, dem ganzen Körper und der ganzen Seele Ja zu sagen, einen armen Teufel so weit bringen konnten, daß er beim Nachtisch sich nicht mehr bewußt war, wie er es anstellen solle, um Nein zu sagen.

Bei Tisch lenkte der gräfliche Patron das Gespräch sogleich auf Madrid. Nach Rom führen mehrere Wege, nach Madrid aber führten ihn alle. Er sprach vom Hof, vom Grafen-Herzog, von den Ministern, von der Familie des Statthalters, von den Stiergefechten, die er sehr gut beschreiben konnte, weil er sie von bevorzugter Stelle, vom Escurial, aus angesehen hatte. Über letzteren vermochte er gleichfalls bis aufs Tüpfelchen Rechenschaft zu geben. Denn ein Liebling des Grafen-Herzog hatte ihn in allen

Winkeln herumgeführt. Einige Zeit hörte die ganze Gesellschaft auf ihn allein, dann wurden Einzelgespräche angeknüpft. Er aber fuhr fort, andere von den schönen Geschichten, wie im Vertrauen, dem Pater Provinzial zu erzählen, der neben ihm saß und ihn fortschwatzen ließ. Bei einem Punkte aber gab er dem Gespräche eine Wendung, führte es von Madrid weg und lenkte es von Hof zu Hof, von Würde zu Würde, auf den Kardinal Barberini, der gleichfalls Kapuziner und ein Bruder des regierenden Papstes, Urban VIII., war, nichts weniger. Der Graf Oheim mußte nun auch den Provinzial einmal zum Worte kommen lassen und ihm zuhören und sich erinnern, daß die Leute in der Welt denn doch nicht bloß für ihn da seien. Nachdem man bald darauf von der Tafel aufgestanden war, ersuchte er den Pater Provinzial, sich mit ihm in ein anderes Zimmer zu begeben.

Zwei Mächte, zwei greise Häupter, zwei ausgemachte Erfahrungen standen einander gegenüber. Der gnädige Herr ersuchte Se. Hochwürden, sich zu setzen, setzte sich dann gleichfalls und begann: „In Anbetracht der zwischen uns bestehenden Freundschaft habe ich geglaubt, mit Euch, ehrwürdiger Vater, über eine uns gemeinschaftlich berührende Angelegenheit sprechen zu sollen, um sie unter uns abzumachen, ohne andere Wege einzuschlagen, die vielleicht . . . darum will ich Euch ohne Umstände, das Herz in der Hand, sagen, um was es sich handelt, und in zwei Worten, dessen bin ich gewiß, werden wir uns einigen. Sagt mir doch: Ist nicht in Euerem Kloster zu Pescarenico ein Pater Christophoro von ***?"

Der Provinzial bejahte kopfnickend.

„Sagt mir doch, ehrwürdiger Vater, aufrichtig, als guter Freund . . . dieses Subjekt . . . dieser Pater . . . ich kenne ihn nicht von Person, obgleich ich sonst mehrere Väter Kapuziner kenne, Männer wie Gold, eifrig, klug,

demütig, ich bin von Jugend auf ein Freund des Ordens gewesen . . . aber in allen einigermaßen zahlreichen Familien . . . giebt es immer auch irgend ein Individuum . . . irgend einen Kopf . . . und dieser Pater Christophoro, ich weiß es durch gewisse Erkundigungen, daß er ein Mann ist . . . ein händelsüchtiger Mensch . . . der nicht jene Klugheit besitzt, nicht alle jene Rücksichten nimmt . . . Ich wollte wetten, daß er Euch, hochwürdiger Vater, schon mehr als einmal zu schaffen gemacht hat."

Hab's schon verstanden; es ist ein verdrießlicher Handel — dachte der Provinzial — das ist meine Schuld. Ich wußte ja, daß der gute Pater Christophoro ein Mann sei, den man von Kanzel zu Kanzel schicken, aber nicht sechs Monate an einem Orte lassen mußte, besonders nicht in einem Kloster auf dem Lande. —

„Oh!" sagte er dann. „Es thut mir leid zu hören, daß Euere Herrlichkeit eine so ungünstige Meinung von dem Pater Christophoro haben, da er doch, so viel ich weiß, ein Religiose ist . . . exemplarisch im Kloster und auch außerhalb in höchster Achtung stehend."

„Ich verstehe schon, Euer Hochwürden muß . . . doch als guter Freund will ich Euch von einem Vorfalle Kenntnis geben, den zu wissen Euch nützlich sein wird. Und wenn Ihr davon auch schon unterrichtet sein solltet, so kann ich doch, ohne meine Pflicht zu verletzen, Euch auf gewisse Folgen . . . mögliche Folgen aufmerksam machen. Mehr sage ich nicht. Dieser Pater Christophoro hat, wie wir wissen, einen Menschen aus jener Gegend in Schutz genommen, einen Mann . . . Euer Hochwürden hat gewiß von ihm sprechen hören, . . . der zum größten Ärgernis den Händen der Gerechtigkeit entkommen ist, nachdem er an jenem fürchterlichen Martinstage Streiche verübt hatte, Streiche . . . Lorenzo Tramaglino."

Aha! — dachte der Provinzial und sagte dann: „Dieser Umstand ist mir ganz neu. Aber Euere Herrlichkeit weiß ja, daß zum Teil unser Amt uns dazu verpflichtet, die verirrten Brüder aufzusuchen, um sie wieder zurückzuführen auf . . ."

„Ganz recht, aber die Beschützung gewisser Verirrten . . .! das sind kitzliche, mißliche Sachen das . . .!" Hier klemmte er, anstatt die Backen aufzublähen und zu blasen, die Zähne zusammen und zog so viel Luft ein, als er herauszublasen pflegte. Dann fuhr er fort: „Ich glaubte Euch einen Wink über diesen Vorfall geben zu sollen, damit, wenn je Se. Excellenz . . . Es könnten nämlich Schritte in Rom gemacht werden . . . ich weiß zwar nichts . . . und von Rom aus könnte Euch . . ."

„Ich bin Euerer Herrlichkeit für diese Warnung sehr verbunden, jedoch bin ich überzeugt, daß, wenn man über die Sache Erkundigungen einzieht, man finden wird, daß Pater Christophoro weiter nichts mit dem Menschen, von dem Ihr redet, zu schaffen gehabt hat, als daß er ihm den Kopf zurecht setzte. Denn ich kenne den Pater Christophoro."

„Ihr wißt aber doch besser, als ich, wie er sich aufgeführt hat, ehe er Mönch wurde und was für Streiche er in seiner Jugend gemacht hat."

„Es ist gerade der Ruhm dieses Gewandes, Herr Graf, daß ein Mann, der als Weltmensch von sich reden gemacht hat, ein anderer geworden ist, nachdem er dasselbe angelegt hat. Und seit Pater Christophoro dieses Gewand trägt . . ."

„Ich möchte es gerne glauben, ich sag' es von Herzen, ich möchte es gerne glauben, aber zuweilen, wie das Sprichwort sagt . . . macht das Kleid nicht den Mönch."

Das Sprichwort paßte nicht ganz gut, aber der

Graf hatte es in der Eile mit einem anderen verwechselt, das ihm auf der Zunge lag: Die Katze läßt das Mausen nicht.

„Ich habe Anzeichen," fuhr er fort, „ich habe Beweise . . ."

„Wenn der Herr Graf bestimmt weiß," sagte der Provinzial, „daß dieser Ordensmann einen Fehler begangen hat — wir alle können ja fehlen — so sehe ich es als eine wahre Gefälligkeit an, daß ich davon in Kenntnis gesetzt wurde. Ich bin ja Superior, unwürdig zwar, aber ich bin es gerade dazu, um zurecht zu weisen, gut zu machen."

„Ich will Euch alles sagen. Neben dem mißliebigen Umstand, daß der Pater jenen Burschen, von dem ich Euch schon erzählt habe, offen in Schutz genommen hat, liegt noch ein anderer verdrießlicher Handel vor, der Folgen haben könnte, die . . . Wir wollen aber die Sache unter uns auf einmal abmachen. Dieser selbe Pater Christophoro hat auch mit meinem Neffen Don Rodrigo Händel angefangen."

„O! das ist mir sehr leid, sehr leid, wirklich sehr leid!"

„Mein Neffe ist jung, hitzig, er weiß, wer er ist, und ist nicht gewöhnt, sich herausfordern zu lassen . . ."

„Ich werde es mir zur Pflicht machen, über diesen Vorfall genaue Untersuchung anzustellen. Wie ich Euerer Herrlichkeit bereits gesagt habe, und ich rede mit einem Herrn, der ebenso gerecht, als welterfahren ist, sind wir alle von Fleisch und Blut, alle dem Irrtume unterworfen . . . aber von einer Seite, wie von der anderen! Und wenn Pater Christophoro gefehlt hat . . ."

„Seht, hochwürdiger Herr, es handelt sich um Dinge, die, wie ich schon sagte, unter uns abgemacht werden sollten, die man begraben muß; denn wenn man sie

allzusehr aufrührt, wird das Übel um so ärger. Ihr wißt, was dabei herauskommt. Diese Reibereien und dieser wechselseitige Groll fangen oft mit einer Kleinigkeit an und führen dann so weit, so weit . . . Wenn man der Sache auf den Grund kommen will, gelangt man entweder nicht ans Ende, oder es entstehen hundert andere Verwickelungen. Darum einschläfern und abschneiden, ehrwürdiger Vater, abschneiden und einschläfern. Mein Neffe ist jung, der Mönch hat, wie ich höre, noch ganz das Feuer, die . . . die Neigungen eines jungen Menschen, und uns kommt es zu, die wir unsere Jahre haben . . . ach, leider, nur zu viele, ehrwürdiger Herr! . . ."

Wer dabei gewesen wäre und in diesem Augenblick hätte zusehen können, es wäre ihm vorgekommen, wie wenn man in einer Oper aus Versehen den Vorhang zur Unzeit hebt, und man einen Sänger sieht, der im Moment gar nicht daran denkt, daß es ein Publikum auf der Welt gebe und ganz gemütlich mit einem seiner Kollegen plaudert. Gerade so waren des Grafen Gesicht, Gebärde, Stimme, als er das „Leider nur zu viele" aussprach. Dabei war gar keine Politik, es war die lautere Wahrheit, daß es ihm verdrießlich war, bei Jahren zu sein. Nicht als ob er die Belustigungen, die Heiterkeit und die Schönheit der Jugend beweint hätte — das waren Kleinigkeiten, Thorheiten, Erbärmlichkeiten. Der Grund seines Mißvergnügens war ein solideres, wichtigerer. Er hoffte nämlich einen gewissen höheren Posten zu erhalten, wenn er erledigt werde, und fürchtete, nicht frühe genug dazu zu gelangen. Hätte er ihn einmal gehabt, so konnte man gewiß sein, daß er sich nicht mehr um die Jahre bekümmert hätte. Er hätte nichts anderes verlangt und wäre „zufrieden" gestorben, wie alle, die irgend etwas sehnsüchtig wünschen, thun zu wollen versichern, wenn sie nur erst ihren Wunsch erfüllt gesehen hätten.

Aber lassen wir ihn fortreden: „Uns kommt es zu, für die jungen Leute Verstand zu haben und ihre Fehltritte wieder gut zu machen. Zum Glück ist es noch Zeit; die Sache hat kein Aufsehen gemacht, und läßt sich noch mit einem tüchtigen principiis obsta abthun. Man muß das Stroh vom Feuer entfernen. Zuweilen geschieht es, daß ein Subjekt, das an einem Orte nicht gut thut und die Veranlassung zu Übelständen werden kann, an einem anderen zum Verwundern gut anschlägt. Euer Hochwürden werden für diesen Ordensmann gewiß die rechte Stelle zu finden wissen. Dabei wird dann auch dem anderen Umstand Rechnung getragen, daß er jemanden mißfällig geworden, der . . . der verlangen könnte, daß er fortgeschickt werde. Und wenn wir ihn in ein Kloster versetzen, ein wenig weit, weit weg von hier, so schlagen wir zwei Fliegen auf einmal tot. Alles kommt dann von selbst wieder ins Geleise oder besser gesagt, alles Unheil wird verhütet."

Auf diesen Schluß war der Pater Provinzial schon vom Anfang der Rede her gefaßt. — Ja, ja! — dachte er bei sich — ich merke schon, wo du hinauswillst. Es geht gewöhnlich so; wenn ein armer Mönch euch oder einem von euch mißfällig wird, oder euch im Wege steht, gleich soll ihn der Obere euch aus den Augen schaffen, ohne lange zu untersuchen, ob er recht oder unrecht hat.

Als der Graf geendigt und tüchtig geblasen hatte, was so viel war als ein Schlußpunkt, sagte der Provinzial: „Ich verstehe ganz wohl, was der Herr Graf sagen will; allein bevor ich einen Schritt thun kann . . ."

„Es ist ein Schritt und auch keiner, ehrwürdiger Vater! Es ist ein ganz natürliches, ein gewöhnliches Verfahren, und wenn Ihr diesen Ausweg nicht einschlaget und zwar sogleich, dann sehe ich einen Berg von Verwirrung, eine Iliade von Verdrießlichkeiten voraus. Ein

Mißgriff . . . ich glaube nicht, daß mein Neffe . . . dazu bin ich da . . . Aber wenn wir die Sache auf dem Punkte, bis zu dem sie gediehen ist, nicht ohne Zeitverlust mit einem Streiche abschneiden, so ist es nicht mehr möglich, daß man anhalte, daß die Sache verschwiegen bleibe . . . und dann ist es nicht mehr mein Neffe allein . . . man sticht in ein Wespennest, ehrwürdiger Pater. Ihr seht, wir sind ein Haus, wir haben unsere Verwandtschaft . . ."

„Hohe Verwandtschaft."

„Ihr versteht mich. Lauter Leute, die Blut in den Adern haben, und in dieser Welt . . . Einfluß haben . . . Die Ehre kommt mit ins Spiel, es wird eine gemeinschaftliche Sache; und dann . . . wer auch ein Freund des Friedens ist . . . Es würde mir das Herz zersprengen, wenn ich . . . mich in der Lage befände . . . ich, der ich stets so viele Vorliebe für die Väter Kapuziner gehabt habe . . .! Um Gutes zu thun, wie sie es zur großen Erbauung des Publikums thun, brauchen die Väter den Frieden, sie dürfen keine Streitigkeiten haben, müssen mit jedermann im besten Einvernehmen stehen . . . Und dann haben sie ihre Verwandten in der Welt . . . und diese garstigen Ehrenhändel, wenn sie sich nur ein wenig hinschleppen, dehnen sich aus, verzweigen sich und ziehen eine Menge Leute mit hinein. Ich habe das leidige Amt, das mich nötigt, einen gewissen Anstand aufrecht zu halten . . . Seine Excellenz . . . meine Herren Kollegen . . . Alles giebt der Sache einen ernsten Anstrich . . . umsomehr bei dem weiteren bewußten Umstand . . . Ihr wißt, wie's bei dergleichen Dingen geht."

„Wirklich," sagte der Pater Provinzial, „der Pater Christophoro ist Prediger, und ich hatte schon den Gedanken . . . Gerade jetzt verlangt man von mir . . . Aber in diesem Augenblick und unter solchen Umständen

könnte es eine Strafe scheinen, und eine Strafe, ehe man genau untersucht hat . . ."

„Nicht Strafe, nein, eine kluge Vorsichtsmaßregel, eine Maßregel im gemeinsamen Interesse, um die Unannehmlichkeiten zu hindern, die . . . ich habe mich bereits deutlich ausgesprochen . . ."

„Zwischen dem Herrn Grafen und mir bleibt die Sache allerdings in dieser Lage, aber wenn sie sich so verhält, wie Euerer Herrlichkeit berichtet wurde, so scheint es mir unmöglich, daß im Dorfe nichts davon bekannt geworden ist. Überall giebt es Aufhetzer, Störenfriede, oder wenigstens böswillige Neugierige, die, wenn sie Adel und Geistlichkeit sich in den Haaren liegen sehen, eine kindische Freude daran haben. Sie spüren dann nach, legen aus und schwatzen . . . Jeder hat denn doch auf die Würde zu schauen und ich als, wenn auch unwürdiger, Superior habe die ausdrückliche Verpflichtung . . . Die Ehre des Kleides . . . ist nicht meine Sache . . . ist ein Pfand, über das ich . . . Wenn der Herr Neffe so gereizt ist, wie Euere Herrlichkeit sagen, möchte er die Versetzung als eine ihm gegebene Genugthuung ansehen, und . . . ich sage nicht gerade, sich derselben rühmen, darüber frohlocken, aber doch . . ."

„Meint Ihr, ehrwürdiger Vater? Mein Neffe ist ein Edelmann, der in der Welt geachtet ist . . . wie es sein Rang und die Schuldigkeit erheischt; mir gegenüber aber ist er ein Junge und wird nicht mehr noch weniger thun, als ich ihm vorschreiben werde. Ich sage Euch noch mehr: Mein Neffe soll nichts davon erfahren. Was brauchen wir Rechenschaft abzulegen? Das sind Sachen, die wir unter uns als gute Freunde abmachen, die unter uns bleiben müssen. Macht Euch deshalb keine Gedanken. Ich muß ja ans Schweigen ohnedies gewöhnt sein." Hier blies er gewaltig und fuhr dann fort: „Was die Schwätzer

betrifft, was sollen sie denn sagen? Ein Ordensmann, der zum Predigen in ein anderes Land geht, ist etwas ganz Gewöhnliches! Und vollends wir, die wir zusehen, die wir vorsehen, wir, die's angeht . . . wir sollen uns um Geschwätz gar nicht kümmern."

„Um diesem jedoch zuvorzukommen, wäre es gut, wenn der Herr Neffe bei dieser Gelegenheit irgend eine Demonstration machte, einen öffentlichen Beweis von Freundschaft ablegte, nicht wegen uns, sondern um des Kleides willen . . ."

„Gewiß, gewiß! Das ist billig . . . aber es ist nicht nötig, ich weiß, daß die Kapuziner von meinem Neffen immer aufgenommen werden, wie es sich gebührt. Er thut es aus Neigung. Sie ist ein Erbstück in der Familie. Auch thut er gern das, wovon er weiß, daß es mir angenehm ist. Übrigens in diesem Falle . . . etwas Ungewöhnliches . . . ist nur zu billig. Laßt mich nur machen, ehrwürdiger Vater! Ich will es meinem Neffen schon befehlen . . . das heißt, man muß es ihm auf kluge Weise beibringen, damit er nicht merke, was zwischen uns verabredet worden. Auch möchte ich da kein Pflaster auflegen, wo keine Wunde ist. Was wir aber beschlossen haben, soll geschehen, je eher, je lieber. Und wenn man ein recht entferntes Plätzchen finden könnte . . . um so recht jede Gelegenheit abzuschneiden . . ."

„Gerade jetzt hat man einen Prediger für Rimini von mir begehrt, und vielleicht hätte ich, ohne anderen Beweggrund mein Augenmerk auf . . ."

„Ganz recht, ganz recht! Und wann denn . . .?"

„Weil es denn doch geschehen soll, so wird es bald geschehen."

„Bald, sogleich, ehrwürdiger Vater! Besser heute, als morgen. Und," fuhr er fort, indem er vom Stuhle aufstand, „wenn wir, ich, wie auch meine

Familie, etwas für unsere guten Väter Kapuziner thun können . . ."

„Wir kennen die Güte des hohen Hauses aus Erfahrung," sagte der Pater Provinzial, der gleichfalls aufstand und hinter seinem Sieger her der Thüre zuschritt.

„Wir haben einen Funken ausgelöscht," sagte dieser, indem er ein wenig stehen blieb, „einen Funken haben wir ausgelöscht, ehrwürdiger Vater, der eine Feuersbrunst hätte verursachen können. Unter guten Freunden werden die wichtigsten Angelegenheiten mit zwei Worten abgemacht."

An der Thüre angekommen, öffnete er sie angelweit und bestand darauf, daß der Pater Provinzial voran gehen sollte. Sie gingen dann ins andere Zimmer und schlossen sich der Gesellschaft wieder an.

Großen Eifer, große Kunst, schöne Worte verwendete der Herr Graf auf die Durchführung dieser Sache, aber er erlangte dafür auch ein entsprechendes Resultat. Denn wirklich gelang es ihm durch die gemeldete Unterredung, zu bewirken, daß Pater Christophoro zu Fuß von Pescarenico nach Rimini wandern mußte, was ein schöner Spaziergang ist.

An einem schönen Abend kommt ein Kapuziner von Mailand nach Pescarenico mit einem Briefe an den Pater Guardian, mit dem Befehl für Pater Christophoro, sich nach Rimini zu begeben, wo er die Predigten halten soll. Der Brief an den Pater Guardian enthält die Weisung, dem Pater zu eröffnen, daß er aller Gedanken an die Geschäfte sich zu entschlagen habe, die er in dem Lande, das er verlassen solle, etwa angeknüpft habe, und keinen Briefwechsel unterhalten dürfe. Der Bruder, Überbringer der Botschaft, solle ihn auf der Reise begleiten. Der Guardian sagte am Abend nichts, läßt am Morgen den Pater Christophoro rufen, zeigt ihm die Obedienz, heißt

ihn Reisetasche, Rock, Schweißtuch und Gürtel nehmen, und mit dem Bruder Reisegefährten sich sogleich auf den Weg machen.

Ob das ein Schlag für unseren Ordensmann war, mag sich jeder denken. Alsbald fielen ihm Renzo, Lucia, Agnese ein, und er rief in seinem Innern aus: Ach Gott! Was werden die Armen anfangen, wenn ich nicht mehr hier bin? — Dann aber schlug er die Augen gen Himmel auf und klagte sich eines Mangels an Gottvertrauen an, da er geglaubt habe, zu etwas notwendig zu sein. Er legte seine Hände kreuzweise über die Brust, zum Zeichen des Gehorsams, und neigte sein Haupt vor dem Pater Guardian, der ihn dann beiseite nahm und ihm mit Worten des Rates und in der Bedeutung einer Vorschrift auch die weitere Weisung mitteilte. Christophoro ging in seine Zelle, nahm die Reisetasche, steckte das Brevier, die Predigten und das Brot der Vergebung hinein, schürzte die Kutte mit dem ledernen Riemen auf, verabschiedete sich von seinen im Konvent anwesenden Mitbrüdern, ließ sich vom Pater Guardian den Segen erteilen und schlug mit seinem Reisegefährten den ihm vorgezeichneten Weg ein.

Wir haben gesagt, daß Don Rodrigo, mehr als je auf die Durchführung seines schändlichen Planes erpicht, sich entschlossen hatte, den Beistand eines furchtbaren Menschen anzurufen. Von diesem können wir nicht den Namen, nicht den Zunamen, nicht den Titel angeben, ja nicht einmal eine Andeutung uns erlauben; was freilich um so auffallender ist, als wir finden, daß dieses Mannes in mehreren Büchern jener Zeit, das heißt in gedruckten Büchern, Meldung gethan wird. Daß es sich um ein und dieselbe Persönlichkeit handle, darüber läßt die Identität der Thatsachen keinen Zweifel zu. Der Name aber wird sehr sorgfältig verschwiegen, als hätte die Feder, die Hand des Schreibers sich daran verbrennen können.

Francesco Rivola, der in seiner Lebensbeschreibung des Kardinals Friedrich Borromeo von diesem Manne sprechen mußte, nennt ihn einen Herrn, ebenso mächtig durch seinen Reichtum, als vornehm durch seine Geburt; weiter sagt er nichts. Joseph Ripamonti, der im fünften Buch der fünften Dekade seiner vaterländischen Geschichte ausführlicher über ihn berichtet, nennt ihn: „Einer, dieser, jener, dieser Mann, jener vornehme Herr.“ „Ich werde,“ sagt er in seinem schönen Latein, aus dem wir eine Stelle übersetzen, „so gut es gehen mag, das Schicksal eines solchen erzählen, der unter die Vornehmsten der Stadt gehörte und seinen Wohnsitz in eine an der Grenze gelegene Villa verlegte. Dort durch Verbrechen sich auszeichnend, verachtete er die Gerichte, die Richter, jegliche Obrigkeit, selbst die Landeshoheit. Er führte ein ganz unabhängiges Leben, nahm Geächtete auf, der er einst gleichfalls geächtet war. Dann kehrte er zurück, als wenn gar nichts vorgefallen wäre . . .“ Aus diesem Werke werden wir noch eine oder die andere Stelle citieren, die uns gerade paßt, um die Erzählung unseres anonymen Autors, an den wir uns halten, zu bestätigen und zu erläutern.

Zu thun, was von den Gesetzen oder von was immer für einer Macht verboten worden, in fremden Angelegenheiten den Herrn, den Schiedsrichter zu spielen, ohne ein anderes Interesse, als die Lust, zu befehlen, von allen gefürchtet zu sein, über jene sich zu erheben, die gewohnt waren, über andere sich zu erheben, das waren stets die hauptsächlichsten Leidenschaften dieses Mannes gewesen. Von Jugend auf empfand er beim Anblick und bei der Kunde von so vielen Bedrückungen, so vielen Streitigkeiten, angesichts so vieler Tyrannei ein gemischtes Gefühl von Zorn und ungeduldigem Neide. Da er jung war und in der Stadt lebte, ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, ja er suchte solche auf, mit den Berüchtigtsten dieser

Menschenklasse Streit anzufangen, ihnen etwas in den Weg zu legen, um sich mit ihnen zu messen, sie zu vernichten, oder dahin zu bringen, daß sie sich um seine Freundschaft bewarben. An Reichtümern und Anhang den meisten, an Keckheit und Ausdauer vielleicht allen überlegen, brachte er viele dahin, alle Nebenbuhlerschaft mit ihm aufzugeben. Viele richtete er übel zu, viele aber hatte er zu Freunden, aber nicht zu Freunden, die auf gleicher Stufe mit ihm standen, sondern wie sie allein ihm gefallen konnten, untergeordnete Freunde, die sich als unter ihm stehend bekannten, die ihm zur Linken standen. In Wirklichkeit jedoch kam es mit ihm dahin, daß er selbst der gehorsame Diener, das Werkzeug aller dieser Leute wurde. Sie unterließen niemals in ihren Händeln, der Beihilfe eines so mächtigen Helfershelfers sich zu versichern. Hätte er sich zurückgezogen, so hätte er von seiner hohen Ruhmesstufe herabzusteigen und seiner Stellung etwas zu vergeben gefürchtet. Er trieb es so weit und verübte auf seine und fremde Rechnung so viele Unthaten, daß weder sein Name, noch seine Verwandtschaft, noch seine Freunde, noch selbst seine Keckheit mehr ausreichten, um ihn gegen die öffentliche Achtserklärung und den bitteren Haß mächtiger Gegner länger zu schützen; er mußte das Feld räumen und das Land verlassen. Ich glaube, daß ein von Ripamonti erzählter merkwürdiger Streich sich auf diesen Umstand bezieht. „Als dieser Mann endlich das Land verlassen mußte, war die Heimlichkeit, Ehrfurcht und Scheu vor der Obrigkeit, womit er zu Werke ging, so gering, daß er mit einem Gefolge von Hunden unter Trompetenschall durch die Stadt ritt, und da er am Regierungspalaste vorüber kam, dem Wachtposten eine äußerst beleidigende Botschaft an den Statthalter übertrug."

Während seiner Abwesenheit unterbrach er seine Ränke nicht. Auch unterließ er nicht den brieflichen Verkehr mit

seinen Freunden, die, um Ripamonti wörtlich zu übersetzen, mit ihm „im geheimen Bunde zu grausamen Anschlägen und schnöden Unthaten“ vereinigt geblieben waren. Es scheint sogar, daß er damals mit noch höher gestellten Personen gewisse neue furchtbare Anschläge anzettelte, von denen der oben erwähnte Schriftsteller mit geheimnisvoller Kürze sagt: „Auch einige auswärtige Fürsten bedienten sich mehrere Male seiner Mitwirkung zu irgend einem wichtigen Meuchelmorde, und oft mußten sie ihm aus der Ferne Verstärkung an Leuten zuschicken, die unter seinen Befehlen dienen sollten.“

Es sei nun, daß die Verbannung durch irgend eine mächtige Fürsprache aufgehoben wurde, oder daß die Frechheit dieses Mannes die Straflosigkeit ersetzte, er entschloß sich, mit der Zeit nach Hause zurückzukehren und kehrte wirklich zurück, nicht aber nach Mailand, sondern in ein an der Bergamasker Grenze liegendes Schloß, das damals zu Venedig gehörte. Dieses Schloß, ich citiere nochmals Ripamonti, war gleichsam eine Werkstätte blutiger Befehle. Die Diener waren Leute, auf deren Kopf ein Preis gesetzt und deren Gewerbe das Halsabschneiden war; weder Koch noch Küchenjunge waren vom Morden dispensiert und die Hände von Knaben mit Blut besudelt. Außer diesem sauberen Hausgesinde hatte er noch eine Sippe von ähnlichen Subjekten, die wie einquartiert in verschiedenen Orten der beiden Staaten, an deren Grenzen er wohnte, zerstreut und postiert und seiner Befehle stets gewärtig waren.

Alle Tyrannen in einem großen Umkreise hatten, einer bei dieser, ein anderer bei einer anderen Gelegenheit, zwischen Freundschaft und Feindschaft dieses Obertyrannen wählen müssen, wobei es gleich den ersten, die den Versuch gewagt hatten, sich ihm zu widersetzen, so übel ergangen war, daß niemand mehr Lust hatte, diese Probe

zu machen. Aber es konnte einer, selbst wenn er sich nur um seine eigenen Angelegenheiten bekümmerte und ganz für sich blieb, seine Unabhängigkeit ihm gegenüber nicht behaupten. Plötzlich kam einer seiner Aussendlinge an, um einem zu befehlen, er solle dieses Unternehmen aufgeben, diesen oder jenen zu belästigen unterlassen und dergleichen. Man mußte ja oder nein sagen. Wenn eine Partei mit gleichsam lehenspflichtiger Huldigung irgend einen Handel ihm zur Entscheidung anheimstellte, so blieb dem anderen nur die harte Wahl, sich seinem Urteilsspruche zu unterwerfen oder sich als seinen Feind zu erklären, welch letzteres so viel hieß, als, wie man zu sagen pflegt, sich im letzten Stadium der Schwindsucht befinden. Viele, die im Unrecht waren, nahmen zu ihm ihre Zuflucht, um Recht zu bekommen, aber auch viele, die recht hatten, um einen so mächtigen Schutzherrn für sich zu gewinnen und dem Gegner den Zugang zu versperren. Solche wurden ganz besonders von ihm abhängig. Zuweilen traf es sich, daß ein unterdrückter Schwacher, der von einem Gewaltthätigen bedrängt wurde, sich an ihn wendete. Er nahm sich des Schwachen an, nötigte den Dränger, vom Unrechte abzulassen, es gut zu machen und eine Versöhnung einzugehen. Wollte er aber nicht nachgeben, so setzte er ihm dermaßen zu, daß er gezwungen war, die Orte zu verlassen, die er tyrannisiert hatte, oder er ließ ihn auf der Stelle schrecklich dafür büßen. In solchen Fällen wurde dann dieser so gefürchtete und verabscheute Name eine Weile gesegnet. Denn in jenen Zeiten hätte man, ich will nicht sagen, solche Gerechtigkeit, aber doch solche Abhilfe, solche Vergütung von keiner privaten oder öffentlichen Macht zu erlangen vermocht. Öfters, ja gewöhnlich war seine Macht im Dienste ungerechter Gelüste, grausamer Genugthuungen, übermütiger Launen. Allein der so verschiedene Gebrauch, den er von

seiner Gewalt machte, brachte immer die nämliche Wirkung hervor. Er erfüllte die Gemüter mit hohen Begriffen von dem, was er zu wollen und zu vollbringen vermöge, der Gerechtigkeit und der Ungerechtigkeit zum Trotze, zwei Dinge, die dem Willen des Menschen so viele Hemmnisse in den Weg legen, und ihn so oft zum Umkehren veranlassen. Der Ruf der gewöhnlichen Dränger blieb meist auf den kleinen Landstrich beschränkt, in dem sie die Reichsten und Stärksten waren. Jeder Distrikt hatte die seinigen, und sie glichen sich so sehr, daß für die Leute kein Grund vorlag, sich um jene zu bekümmern, die sie nicht unmittelbar auf dem Nacken hatten. Aber der Ruf dieses unseres sauberen Helden war schon seit langer Zeit in jeden Winkel des Mailänder Gebietes gedrungen. Überall war sein Wandel ein Gegenstand der Besprechung im Munde des Volkes, und sein Name bezeichnete etwas Unwiderstehliches, Ungeheuerliches, Fabelhaftes. Der Argwohn, daß er überall seine Bundesgenossen und Mordknechte habe, trug gleichfalls viel dazu bei, sein Andenken rege zu erhalten. Es blieb aber beim Argwohn. Denn wer hätte eine solche Abhängigkeit offen eingestanden? Aber jeder Tyrann konnte sein Bundesgenosse, jeder Straßenräuber einer der Seinigen sein, und die Ungewißheit selbst vergrößerte die Meinung, die man von ihm hatte, ins ungeheuerliche, machte den Schrecken noch düsterer. Sah man unbekannte, häßliche Räubergestalten umherschleichen oder hörte von Unthaten reden, deren Urheber man nicht sogleich anzugeben oder zu erraten vermochte, so nannte oder murmelte man den Namen desjenigen, den wir, Dank der, gelinde gesagt, verkehrten Vorsicht unserer Autoren, den Ungenannten zu nennen gezwungen sind.

Von seiner Festung bis zu Rodrigos Schloß war es nicht weiter als sieben Miglien. Als der letztere kaum Herr und Tyrann geworden war, hatte er gleich wahrnehmen

müssen, daß es ihm bei der geringen Entfernung von dem hohen Herrn nicht möglich sei, sein Handwerk zu treiben, ohne einander in die Haare zu geraten, oder mit ihm Hand in Hand zu gehen. Er hatte ihm daher seine Aufwartung gemacht und war sein Freund geworden, versteht sich, nach Art aller übrigen. Er hatte ihm mehr als einen Dienst geleistet (das Manuskript sagt nicht mehr) und von ihm dafür jedesmal das Versprechen von Gegendiensten und Hilfeleistung bei jeder Gelegenheit erhalten. Er gab sich jedoch alle Mühe, diese Freundschaft zu verbergen oder wenigstens nicht merken zu lassen, wie festgeschlungen und von welcher Beschaffenheit sie sei. Don Rodrigo wollte wohl den Tyrannen, aber nicht den hirnverbrannten Tyrannen spielen; dies Handwerk war für ihn Mittel, nicht Zweck. Er wollte unbeirrt in der Stadt sich aufhalten, deren Vorteil und Kurzweil und die Ehren des bürgerlichen Lebens genießen. Deshalb war es nötig, gewisse Rücksichten zu beobachten, die Verwandten zu schonen, die Freundschaft mit hochgestellten Personen zu pflegen, eine Hand auf die Wage der Gerechtigkeit zu legen, um im Notfalle deren Wagschale auf seine Seite zu neigen, sie beseitigen oder auch bei irgend einer Gelegenheit einem damit eins auf den Kopf geben zu können. So, glaubte er, würde sie bessere Dienste leisten, als die Waffen eines gewaltthätigen Privatmannes. Nun hätte ihm die enge Freundschaft oder richtiger ein Bündnis mit einem Manne dieses Gelichters, mit einem erklärten Feinde der öffentlichen Macht bei dem Grafen Oheim sicherlich keinen Gewinn gebracht. Doch konnte ein geringes Maß einer solchen Freundschaft, das nicht wohl zu verbergen war, als eine unvermeidliche Beziehung zu einem Manne gelten, dessen Feindschaft zu gefährlich war, und so durch die Notwendigkeit entschuldigt werden. Denn wer die Verpflichtung hat, Fürsorge für einen anderen zu treffen, aber

nicht den Willen dazu hat, oder die rechte Weise dazu nicht findet, williget auf die Dauer ein, daß der andere bis zu einem gewissen Grade für sich selbst sorge, und drückt, wenn er nicht ausdrücklich einwilligt, wenigstens ein Auge zu.

Eines Morgens ritt also Don Rodrigo mit einem kleinen Gefolge von Bravi aus, als wollte er auf die Jagd reiten, der Graue ihm zur Seite und vier hinter ihm. Er schlug den Weg zum Kastell des Ungenannten ein.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Burg des Ungenannten stand hoch über einem engen, schattigen Thale auf der Spitze einer Anhöhe, die aus einer rauhen Gebirgskette vorspringt. Aus der Ferne läßt sich nicht unterscheiden, ob sie damit zusammenhänge oder durch eine Menge von Felsmassen und Geröll, sowie durch die Irrgänge von Klüften und Abgründen, die sich zu beiden Seiten hinziehen, davon getrennt ist. Die gegen das Thal gekehrte Seite ist die allein zugängliche, ein zwar steiler, aber gleichmäßiger und zusammenhängender Abhang, oben Wiesen, unten am Saume Ackerland, auf dem da und dort schlechte Wohnhäuschen stehen. Der Thalgrund ist ein Bett voll Steinen, in dem je nach der Jahreszeit ein kleiner Bach oder ein Gebirgsstrom fließt, der damals die Grenze zwischen den beiden Staaten bildete. Die gegenüberliegende Gebirgskette, die sozusagen die andere Thalwand bildet, hat gleichfalls einen bebauten Saum. Das übrige ist Fels- und Steingrund, jäher Abhang, ohne Weg und ganz kahl, mit Ausnahme einigen Buschwerks in Spalten und Erdaufwürfen.

Von der Höhe der Veste, wie der Adler von seinem

blutigen Horste herab, beherrschte der wilde Burgherr ringsumher die ganze Gegend, wohin nur ein Mensch den Fuß setzen konnte, und sah nie jemand über sich. Wenn er seinen Blick in der Runde schweifen ließ, übersah er den ganzen Bezirk, die Abhänge, den Thalgrund, die gebahnten Wege. Jener, der im Zickzack zu dieser fürchterlichen Behausung sich hinaufwand, erschien dem, der von oben herabsah, wie ein geschlängeltes Band. Aus den Fenstern, aus den Schießscharten konnte der Burgherr ganz gemächlich die Schritte jedes Ankömmlings zählen und hundertmal die Waffen auf ihn richten. Auch von einem starken Schlachthaufen hätte er mit der Besatzung von Bravi, die er hier oben in seinem Dienste hatte, manchen auf den Weg hinstrecken oder in den Abgrund hinabschleudern können, bevor es auch nur einem gelang, die Spitze zu erreichen. Übrigens wagte es niemand, der von dem Herrn der Feste nicht gerne gesehen war, die Anhöhe, ja selbst das Thal auch nur vorübergehend zu betreten. Der Häscher, der sich dort hätte sehen lassen, wäre wie ein feindlicher Spion behandelt worden, der im Lager sich hätte betreten lassen. Man erzählte sich tragische Geschichten von solchen, die das Wagstück hatten unternehmen wollen; aber es waren schon alte Geschichten, und kein junger Mann erinnerte sich, jemals einen dieses Handwerkes, weder lebendig, noch tot, im Thale gesehen zu haben.

Dies ist die Beschreibung, die der Anonymus von dem Orte macht. Vom Namen nichts; ja, um uns selbst nicht auch nur einen Wink zu geben, ihn herauszubringen, sagt er von Don Rodrigos Reise nichts und versetzt ihn geradezu mitten ins Thal an den Fuß des Berges, wo der steile Schlangenweg seinen Anfang nimmt. Da war ein Wirtshaus, das man auch einen Wachtposten hätte nennen können. Auf einem alten Schilde, der über der

Thüre hing, war zu beiden Seiten das Bild einer strahlenden Sonne gemalt; aber im Munde des Volkes, das zuweilen die Namen wiederholt, wie sie ihm angegeben werden, sie aber auch zuweilen nach seiner Weise ändert, hatte jenes Wirtshaus nur den Namen „Zur bösen Nacht".

Beim Geräusche herannahenden Hufschlages erschien auf der Schwelle ein Bursche, der wie ein Sarazene bewaffnet war. Er beschaute sich die Ankömmlinge und ging dann hinein, um drei Eisenfressern, die am Tische saßen und mit schmierigen, nach Art von Hohlziegeln zusammengebogenen Karten spielten, zu berichten. Der das Haupt schien, stand auf, stellte sich unter die Thüre, und grüßte, nachdem er einen Freund seines Herrn erkannt hatte, ehrfurchtsvoll. Don Rodrigo erwiderte den Gruß mit vieler Artigkeit und fragte, ob der Herr im Schlosse sei, stieg, als ihm der Kapitän dies bejaht hatte, vom Pferde und gab den Zaum einem von seinem Gefolge, dem Treffer. Dann nahm er seine Büchse ab und stellte sie dem Bergsteiger zu, als wollte er sich einer unnützen Last entledigen, um leichter bergan steigen zu können, in Wirklichkeit aber, weil er recht wohl wußte, daß es nicht erlaubt sei, sich der Feste mit Schießgewehr zu nahen. Hierauf zog er einige Berlingen aus der Tasche, gab sie dem Höhlenschlupfer und sagte: „Ihr erwartet mich hier, könnt Euch aber indessen mit den braven Leuten da ein wenig lustig machen." Schließlich zog er noch einige Goldscudi heraus und drückte sie dem Kapitän in die Hand, indem er die eine Hälfte für ihn, die andere für seine Leute bestimmte. Nun ging er mit dem Grauen, der gleichfalls die Büchse abgelegt hatte, zu Fuß den Berg hinauf. Inzwischen blieben die drei Bravi und der Zerreißer, welcher der vierte war, mit den dreien des Ungenannten und jenem Galgenstrick von Burschen zurück,

um zu spielen, zu zechen und einander ihre Streiche zu erzählen.

Ein anderer Bravo des Ungenannten, der eben ins Schloß zurückging, hatte bald Don Rodrigo eingeholt, betrachtete und erkannte ihn. Er gesellte sich zu ihm und ersparte ihm so die Unannehmlichkeit, seinen Namen zu nennen und anderen, auf die er etwa stoßen möchte und die ihn nicht kannten, Auskunft über sich zu geben.

Als er bei der Burg angekommen war, ließ er den Grauen am Thore zurück und wurde eingeführt. Er mußte durch ein Labyrinth von finsteren Gängen und mehrere mit Gewehren, Palaschen und Partisanen austapezierte Säle wandern, in deren jedem ein Bravo Wache stand. Nachdem er einige Zeit gewartet hatte, wurde er in einen Saal geführt, in dem sich der Ungenannte selbst befand.

Dieser ging ihm entgegen, gab ihm seinen Gruß zurück, und sah ihm zugleich auf Gesicht und Hände, was er gewohnheitsmäßig und nun beinahe unwillkürlich bei jedem that, der zu ihm kam, selbst wenn es einer seiner ältesten und besten Freunde war.

Er war von hohem Wuchs, hatte eine braune Gesichtsfarbe und einen Kahlkopf, die wenigen Haare, die ihm noch geblieben, waren grau. Das faltige Gesicht hätte beim ersten Anblick auf ein höheres Alter, als die sechzig Jahre, schließen lassen, die er kaum zurückgelegt hatte; aber die Haltung, die Bewegungen, die abstoßende Härte der Gesichtszüge, das unheimliche, aber lebhafte Funkeln der Augen verrieten eine Kraft des Körpers und des Geistes, die bei einem jungen Manne außerordentlich gewesen wäre.

Don Rodrigo sagte, er komme, um sich Rat und Beistand zu erbitten. In ein schwieriges Unternehmen verwickelt, von dem sich zurückzuziehen, seine Ehre ihm

nicht erlaube, habe er der Versprechungen eines Mannes sich erinnert, der niemals zu viel, niemals vergebens verspreche. Hierauf setzte er ihm seinen frevelhaften Plan auseinander. Der Ungenannte, der davon schon etwas, aber nur verworrenes erfahren hatte, hörte ihm aufmerksam zu, da ihn derartige Geschichten interessierten und ein ihm bekannter und äußerst verhaßter Name hinein verwickelt war, der des Pater Christophoro, der mit Worten, und wo er konnte, mit der That ein offener Feind der Tyrannen war. Don Rodrigo, welcher wußte, mit wem er spreche, fing an, die Schwierigkeiten des Unternehmens außerordentlich zu übertreiben: die Entfernung des Ortes, ein Kloster, das gnädige Fräulein! . . . bei diesem Worte fiel ihm der Ungenannte plötzlich in die Rede, als hätte ein in seinem Herzen verborgener Dämon ihn dazu getrieben, und versprach ihm, die Sache auf sich nehmen zu wollen. Er ließ sich den Namen unserer armen Lucia genau angeben und entließ Don Rodrigo mit den Worten: „Nächstens werde ich Euch sagen lassen, was Ihr zu thun habt!"

Wenn der Leser sich des unseligen Egidio erinnert, der neben dem Kloster wohnte, in dem Lucia untergebracht war, so möge er wissen, daß dieser einer der nächsten und vertrautesten Verbrechensgenossen war, die der Ungenannte je gehabt. Deshalb hatte dieser auch so bereitwillig und entschlossen sich zu dem Unternehmen herbeigelassen. Kaum aber war er wieder allein, als er, wenn nicht Reue, so doch Ärger darüber empfand, das Versprechen gegeben zu haben. Schon seit einiger Zeit hatte er, wenn auch keine Gewissensbisse, doch einen gewissen Überdruß an seinen Missethaten empfunden. Die vielen Sünden, die, wenn nicht in seinem Gewissen, doch in seinem Gedächtnisse aufgehäuft waren, erwachten jedesmal, so oft er eine neue beging und stellten sich seinem Geiste in ihrer Häßlichkeit

und Unzahl dar. Es war wie das stetige Anwachsen einer bereits drückenden Last. Ein gewisser, bei den ersten Verbrechen empfundener, dann aber überwundener und beinahe gänzlich verschwundener Widerwille kehrte zurück und machte sich wieder fühlbar. Denn in jenen früheren Zeiten erfüllte das Bild einer langen, ungemessenen Zukunft, das Gefühl strotzender Lebenskraft sein Gemüt mit sorgloser Zuversicht; jetzt hingegen waren es gerade die Zukunftsgedanken, die ihm seine Vergangenheit in einem beängstigenden Lichte erscheinen ließen. — Altwerden, sterben, und dann? — Wunderbar! Das Bild des Todes, das mitten in der Gefahr, dem Feinde gegenüber die Lebensgeister dieses Mannes zu verdoppeln und ihm einen wütenden Mut einzuflößen pflegte, das gleiche Bild jagte ihm, wenn es ihm in der Stille der Nacht, in der Sicherheit seiner Feste erschien, einen jähen Schrecken ein. Es war nicht der Tod, von einem gleichfalls sterblichen Gegner angedroht, er ließ sich nicht mit besseren Waffen, mit keinem fertigeren Arme abtreiben. Er kam allein, er kam von innen, war vielleicht noch fern, aber machte mit jedem Augenblicke einen Schritt vorwärts; und während der Geist sich abquälte, den Gedanken an ihn zu verscheuchen, kam er selbst immer näher. In den ersten Zeiten hatten die so häufigen Beispiele anderer, das geradezu ununterbrochene Schauspiel von Gewaltthaten, Rache, Mord ihn in einen wilden Taumel versetzt und ihm zugleich als eine Art von Entschädigung für das eigene Gewissen gedient, jetzt entstand nach und nach in seiner Seele der dunkle, aber schreckliche Gedanke an eine jedem einzelnen verliehene Urteilskraft, an eine vom Beispiel unabhängige Vernunft, jetzt erweckte der Gedanke, daß er aus dem gemeinen Haufen der Bösen herausgetreten sei, sie alle übertroffen habe, in ihm das Gefühl einer entsetzlichen Öde. Jenen Gott, von dem er hatte reden hören, den

er aber seit langer Zeit weder zu leugnen, noch kennen zu lernen sich hatte einfallen lassen, indem er immer darauf los lebte, als wenn es keinen gäbe, jenen Gott glaubte er nun in gewissen Augenblicken einer ohne sichtlichen Grund eintretenden Niedergeschlagenheit, in Augenblicken des Schreckens, der ohne eine drohende Gefahr sich geltend machte, in sich rufen zu hören: „Ich bin doch!“ Beim ersten Aufwallen seiner Leidenschaften war ihm das Gesetz, das er doch in seinem Namen hatte verkündigen hören, nur hassenswert erschienen, nun aber, wenn es ihm unversehens einfiel, faßte es sein Geist wider Willen als eine Sache auf, die ihre Erfüllung hat. Aber weit entfernt, diese neue Unruhe jemanden zu offenbaren, verbarg er sie vielmehr aufs sorgfältigste und verdeckte sie unter dem Mantel noch finsterer Wildheit. Hierdurch suchte er sie auch sich selbst zu verbergen und sie zum Schweigen zu bringen. Er wünschte sich, da er sie weder vernichten, noch vergessen konnte, jene Zeiten zurück, wo er ein Verbrechen verüben konnte ohne Gewissensbisse, ohne einen anderen Gedanken, als den des Erfolges. Er gab sich alle Mühe, sie zurückzuholen und festzuhalten, oder jenes alten, stets bereiten, stolzen, unverrückten Willens wieder Herr zu werden, um sich selbst zu überzeugen, daß er noch der Alte sei.

In einem solchen Momente hatte er dem Don Rodrigo rasch sein Wort verpfändet, um keinem Zaudern Raum zu geben. Aber kaum war dieser wieder abgereist, so fühlte er jene Festigkeit wieder schwinden, mit der er sein Versprechen gegeben hatte, er fühlte, wie nach und nach Gedanken sich einstellten, die ihn versuchten, sein Wort zu brechen und ihn vielleicht verleitet hätten, einem Freunde, einem Mitschuldigen zweiten Ranges gegenüber schwach zu erscheinen. Um mit einem Schlage dieses peinlichen Zwiespaltes sich zu entledigen, rief er den Habicht, einen der

gewandtesten, keckſten Vollzieher ſeiner Unthaten, deſſen er bei ſeinem Verkehr mit Egidio ſich gewöhnlich bediente. Mit entſchloſſener Miene befahl er ihm, ſogleich zu Pferd zu ſteigen, geradenwegs nach Monza zu reiten, den Egidio von der eingegangenen Verbindlichkeit zu benachrichtigen und ſeinen Beiſtand zur Ausführung in Anſpruch zu nehmen.

Der ausgeſandte Schurke kam früher zurück, als ſein Herr erwartet hatte, mit der Antwort Egidios, das Unternehmen ſei leicht und ſicher. Er möge ihm eine Kutſche mit zwei oder drei wohl vermummten Bravi ſenden. Alles übrige nehme er auf ſich und werde die Sache leiten. Auf dieſe Nachricht hin gab der Ungenannte, wie es auch inwendig bei ihm ausſehen mochte, dem Habicht ſogleich Befehl, alles nach Egidios Verlangen anzuordnen und mit zwei anderen, die er ihm nannte, ſich auf den Weg zu machen.

Wenn Egidio, um den von ihm verlangten ſchändlichen Dienſt zu leiſten, auf ſeine gewöhnlichen Mittel allein angewieſen geweſen wäre, hätte er ſich wohl beſonnen, ſo ſchnell ein ſo beſtimmtes Verſprechen zu geben. Aber gerade in dieſer Freiſtätte, wo alles dieſes Vorhaben erſchweren zu ſollen ſchien, hatte der grauſame Geſelle ein ihm allein bekanntes Mittel, und das, was für andere das größte Hindernis geweſen wäre, war für ihn ein Werkzeug. Wir haben erzählt, wie das unglückliche „gnädige Fräulein" einmal ſeinen Worten Gehör ſchenkte, und der Leſer mag begriffen haben, daß jenes eine nicht das letzte Mal, ſondern nur der erſte Schritt war auf einer entſetzlichen, blutigen Bahn. Die nämliche Stimme, die dem Verbrechen Gewalt und Überlegenheit abgerungen hatte, legte ihr nun die Notwendigkeit auf, die Unſchuldige zu opfern, die ihrer Obſorge anvertraut war.

Der Antrag ſetzte Gertrude in Schrecken. Lucia

durch einen unvorhergesehenen Zufall ohne ihre Schuld zu verlieren, hätte ihr ein Unglück, eine bittere Strafe gedeucht, und nun wurde ihr geboten, sich ihrer durch eine verbrecherische Treulosigkeit zu berauben und ein Mittel der Sühne gegen neue Gewissensbisse auszutauschen. Die Unglückliche versuchte alle Wege, sich dem entsetzlichen Befehl zu entziehen, alle, nur den einen nicht, der der sicherste war und ihr stets offen stand. Das Verbrechen ist ein rauher, unbeugsamer Gebieter, gegen welchen nur jener stark genug ist, der gänzlich mit ihm bricht. Dazu aber wollte Gertrude sich nicht entschließen, und sie gehorchte.

Es war am festgesetzten Tage, die verabredete Stunde rückte heran. Gertrude hatte sich mit Lucia in ihr Privatsprechzimmer zurückgezogen und spendete ihr mehr Zärtlichkeiten als gewöhnlich. Lucia empfing und erwiderte sie mit steigender Zärtlichkeit, wie das Schäfchen, das furchtlos bebt unter der Hand des Schäfers, der es streichelt und sanft fortzieht, das freundlich diese Hand leckt und nicht ahnt, daß draußen vor dem Stalle der Schlächter wartet, dem es der Schäfer eben erst verkauft hat.

„Ich bedarf eines großen Dienstes und Du allein kannst ihn mir leisten," redete nach einiger Zeit Gertrude sie an. „Ich habe so viele Leute unter meinem Befehl, aber niemanden, auf den ich mich verlassen kann. Einer wichtigen Angelegenheit wegen, die ich Dir später mitteilen will, muß ich schleunig mit dem Kapuziner-Guardian sprechen, der mir meine liebe Lucia zugeführt hat. Es darf aber niemand wissen, daß ich ihn habe rufen lassen. Ich habe niemanden als Dich, der diese Botschaft heimlich ausrichten kann."

Lucia erschrak über eine solche Zumutung und zählte, um sie von sich abzulehnen, mit der ihr eigenen Schüchternheit, ohne übrigens ihre Verwunderung zu verbergen, die

Gründe auf, welche das gnädige Fräulein begreifen mußte und hätte vorhersehen können: ohne ihre Mutter, ohne sonst jemand, auf einem abgelegenen Wege, in einem unbekannten Lande . . . Aber die in einer höllischen Schule unterwiesene Gertrude zeigte sich gleichfalls höchlich verwundert und mißvergnügt, eine solche Störrigkeit bei einer Person anzutreffen, auf die sie rechnen zu dürfen meinte, und stellte sich, als hielte sie die Ausflüchte für ganz grundlos! Am hellen Tage, nur wenige Schritte, ein Weg, den Lucia wenige Tage vorher gemacht hatte und den sie, wenn man ihn ihr beschrieb, nicht verfehlen konnte, selbst wenn sie ihn niemals gesehen hätte! . . . Sie sprach so viel, daß das arme Mädchen, zu gleicher Zeit gerührt und verletzt, die Worte sich entschlüpfen ließ: „Nun denn, was soll ich thun?"

„Gehe ins Kapuzinerkloster," — und sie beschrieb ihr den Weg nochmals — „laß den Pater Guardian rufen, sage ihm unter vier Augen, er solle sogleich zu mir kommen, er solle aber beileibe niemanden sagen, daß ich es sei, die ihn habe rufen lassen!"

„Aber was soll ich der Schaffnerin sagen, die mich nie ausgehen sah und mich fragen wird, wohin ich gehe?"

„Suche heraus zu kommen, ohne daß Dich jemand sieht; und wenn dies nicht gelingt, so sage ihr, Du gehst in die und die Kirche, wo Du eines Gelübdes wegen ein Gebet zu verrichten habest."

Eine neue Schwierigkeit für das arme Mädchen! Sie sollte eine Lüge sagen. Aber das gnädige Fräulein zeigte sich über ihre Weigerung so betrübt, sie zeigte ihr, wie häßlich es von ihr sei, eine bloße Grille über die Dankbarkeit zu setzen, daß Lucia, mehr betäubt, als überzeugt, vor allem aber mehr als je gerührt, zur Antwort

gab: „Nun, so will ich gehen. Gott möge mich behüten!“ Und sie ging.

Als Gertrude, die ihr vom Gitter aus mit starren, trüben Blicken folgte, sie den Fuß auf die Schwelle setzen sah, öffnete sie, wie von einem unwiderstehlichen Gefühle überwältigt, den Mund und rief: „Höre, Lucia!“

Diese wendete sich um und ging zum Gitter. Aber schon hatte ein anderer Gedanke, ein Gedanke, der vorzuherrschen gewohnt war, in Gertruds Seele von neuem die Oberhand gewonnen. Sie stellte sich, als ob sie mit der ihr gegebenen Anweisung nicht zufrieden wäre, beschrieb Lucien wieder und wieder den Weg, den sie einhalten müsse und entließ sie endlich mit den Worten: „Nun thue alles so, wie ich Dir's gesagt habe, und kehre bald zurück!“ Lucia entfernte sich.

Sie ging unbeachtet durch die Klosterpforte, hielt sich mit niedergeschlagenen Augen nahe an der Mauer, fand mittels der erhaltenen Anweisung und der eigenen Erinnerung den Ausgang des Dorfes, ging ganz gefaßt, doch ein wenig zitternd, auf der Hauptstraße fort, erreichte nach einer Weile den Seitenweg, der nach dem Kapuzinerkloster führte, und erkannte ihn wieder. Dieser Weg war damals und ist noch jetzt wie ein Flußbett zwischen zwei hohen Seitenwänden tief eingesenkt, die mit hohem Buschwerk eingefaßt sind, das fast ein Laubdach bildet. Als Lucia ihn betrat und so verödet fand, fühlte sie ihre Angst wachsen und beschleunigte ihre Schritte. Doch ward sie allmählich ein wenig ruhiger, als sie einen Reisewagen auf der Straße anhalten und neben dem offenen Kutschenschlage zwei Reisende stehen sah, die um sich schauten, als wenn sie des Weges nicht ganz kundig wären. Da sie vorwärts ging, hörte sie, wie einer von den beiden sagte: „Da kommt ein gutes Mädchen, das wird uns den Weg zeigen können.“

Und wirklich, als sie bei der Kutsche ankam, wendete sich dieser um und fragte höflicher, als er aussah: „Könnte uns die Jungfrau nicht den Weg nach Monza weisen?“

„Wenn Ihr nach Monza wollt, so fahrt Ihr den unrechten Weg,“ antwortete die Arme, „Monza liegt dort . . .“ dabei kehrte sie sich um, um mit dem Finger zu zeigen, als der andere (es war der Habicht), sie plötzlich um den Leib faßte und vom Boden hob. Lucia drehte entsetzt den Kopf um und stieß einen gellenden Schrei aus. Der Räuber schob sie mit Gewalt in die Kutsche, ein dritter, der schon darin saß, ergriff und drückte sie, so sehr sie sich auch sträubte und schrie, neben sich auf den Sitz nieder. Einer hielt ihr ein Tuch vor den Mund, um sie am Schreien zu hindern. Inzwischen stieg der Habicht gleichfalls ein, der Kutschenschlag wurde zugeschlagen und die Kutsche rollte im vollen Laufe dahin. Derjenige, der die verräterische Frage an sie gestellt hatte, blieb auf der Straße zurück und schaute nach allen Seiten um, zu sehen, ob niemand auf Lucias Geschrei herbeigelaufen sei; es war niemand da. Er stieg an dem Straßenabhang hinauf, indem er sich an dem Buschwerk festhielt, und verschwand. Es war ein Spießgeselle Egidios, der sich als Späher vor der Thüre seines Herrn aufgestellt hatte, um zu sehen, wenn Lucia das Kloster verlasse. Er hatte genau auf sie acht gegeben, um sie zu erkennen, und war dann auf einem Nebenweg ihr vorausgerannt, um sie bei der verabredeten Stelle zu erwarten.

Wer vermöchte nun ihren Schrecken, ihre Todesangst zu beschreiben, wer auszudrücken, was in ihrer Seele vorging? Sie sperrte die Augen in der Angst weit auf, um ihre schauderhafte Lage zu erkennen, und schloß sie plötzlich wieder aus Abscheu und Schrecken über die unheimlichen Gesichter. Sie drehte und wand sich, aber sie wurde von allen Seiten festgehalten. Sie nahm alle ihre

Kräfte zusammen und that gewaltige Rucke, um sich an den Kutschenschlag zu drängen, aber zwei sehnige Arme hielten sie wie angenagelt am Sitze fest, vier knochige Hände hemmten ihre Bewegungen. So oft sie den Mund öffnete, um einen Schrei auszustoßen, kam das Tuch, um ihn ihr in der Kehle zu ersticken. Mittlerweile wiederholten ihr drei Höllenschlünde mit der menschlichsten Stimme, die ihnen zu Gebot stand, immerfort: „Seid doch still und fürchtet Euch nicht; es geschieht Euch kein Leid!" Nachdem dieser entsetzliche Kampf eine Weile gedauert hatte, schien sie sich zu beruhigen, ihre Arme wurden schlaff, sie ließ den Kopf zurücksinken, hielt mit Mühe die Augenlieder offen und sah mit starren Blicken vor sich hin. Die schrecklichen Gesichter schienen sich zu verwirren und in ein ungeheuerliches Gemisch zusammenzufließen, die Farbe entfloh von ihrem Gesichte, kalter Schweiß bedeckte es, das Bewußtsein schwand, sie wurde ohnmächtig.

„Frisch auf, faßt Mut!" sagte der Habicht. „Faßt Mut!" wiederholten die beiden anderen Räuber, aber Bewußtlosigkeit bewahrte Lucia in diesem Augenblicke davor, die Trostgründe der schrecklichen Stimmen anhören zu müssen.

„Teufel! Sie sieht aus wie tot," sagte einer von ihnen. „Wenn sie wirklich tot wäre?"

‚Ei, was! Tot!" sagte der andere. „Es ist eine von den Ohnmachten, welche die Weiber öfters bekommen. Ich weiß schon, daß etwas ganz anderes dazu gehörte, wenn ich jemand, Mann oder Weib, in die andere Welt schicken wollte."

„Schweige!" sagte der Habicht. „Merkt auf euere Pflicht und bekümmert euch nicht um andere Dinge! Nehmt die Gewehre aus dem Sitze hervor und haltet sie bereit. Denn im Walde hier, wo wir durchfahren müssen,

halten sich immer Räuber auf. Nehmt sie nicht so in die Hand, zum Teufel, stellt sie hinter euch! Seht ihr denn nicht, daß die da ein begossenes Hühnchen ist, das um nichts in Ohnmacht fällt? Wenn sie die Waffen sieht, ist sie im stande und stirbt wirklich. Und wenn sie wieder zu sich kömmt, so hütet euch wohl, sie zu ängstigen; rührt sie nicht an, bevor ich euch winke. Ich bin allein Manns genug sie zu halten. Jetzt still, laßt mich reden!"

Inzwischen war die Kutsche, die noch immer schnell fuhr, in den Wald gekommen.

Nach einiger Zeit fing Lucia an, wie aus einem tiefen, ermüdenden Traume zu erwachen und schlug die Augen auf. Es dauerte einige Zeit, bevor sie die sie umgebenden schreckhaften Gegenstände unterscheiden, ihre Gedanken wieder sammeln konnte. Endlich erkannte sie ihre fürchterliche Lage von neuem. Der erste Gebrauch, den sie von den ihr gebliebenen geringen Kräften machte, war, sich nochmals gegen den Kutschenschlag zu drängen, um hinauszuspringen, aber sie wurde zurückgehalten und konnte nun einen Augenblick die wilde Einsamkeit der Gegend erkennen, durch welche sie kam. Sie stieß wieder einen Schrei aus, aber der Habicht hob drohend das Tuch in die Höhe und sagte so sanft er konnte: „Seid stille! Es ist besser für Euch. Wir wollen Euch ja nichts zu leide thun. Wenn Ihr aber nicht stille seid, so werden wir Euch schon zum Schweigen bringen!"

„Laßt mich gehen! Wer seid Ihr? Wohin führt Ihr mich? Warum habt Ihr mich gefangen genommen? Laßt mich gehen, laßt mich gehen!"

„Ich sag's Euch ja, Ihr braucht Euch nicht zu fürchten! Ihr seid doch kein Kind mehr, nun seht doch, daß wir Euch nichts zu leide thun wollen. Wir hätten Euch ja hundertmal umbringen können, wenn wir böse Absichten hätten! Darum seid nun ruhig!"

„Nein, nein, laßt mich meine Wege gehen! Ich kenne Euch nicht.“

„Aber wir kennen Euch.“

„O heilige Jungfrau! Wie kennt Ihr mich? Laßt mich gehen, um Gottes willen! Wer seid Ihr? Warum habt Ihr mich gefangen?“

„Weil es uns befohlen worden ist.“

„Wer? Wer? Wer kann es Euch befohlen haben?“

„Schweigt!“ sagte der Habicht mit strenger Miene. „An uns stellt man keine solche Fragen.“

Lucia versuchte nochmals, sich aus dem Kutschenschlage zu stürzen. Als sie aber sah, daß es vergebens sei, nahm sie von neuem zum Bitten ihre Zuflucht, und mit gesenktem Haupte, mit thränenfeuchten Wangen, mit einer vom Weinen unterbrochenen Stimme, mit vor den Lippen gefalteten Händen sagte sie: „O, um Gottes und und der heiligen Jungfrau willen, laßt mich gehen! Was habe ich Euch Böses gethan? Ich bin ein armes Geschöpf, das Euch nichts zu leide gethan hat. Was Ihr mir gethan habt, das verzeihe ich Euch von Herzen; ich will für Euch beten. Wenn Ihr eine Tochter, ein Weib, eine Mutter habt, so denkt, was sie leiden würden, wenn sie in diesem Zustande wären. Erinnert Euch, daß wir alle sterben müssen, und daß Ihr eines Tages wünschen würdet, daß Gott Barmherzigkeit gegen Euch übe. Laßt mich gehen! Laßt mich hier, der Herr wird mich den Weg schon finden lassen!“

„Wir können nicht.“

„Ihr könnt nicht?“ O, Gott! Warum könnt Ihr nicht? Wohin wollt Ihr mich führen? Warum . . .?“

„Wir können nicht! Es ist vergebens! Habt keine Furcht, wir wollen Euch nichts Böses thun. Seid ruhig und niemand soll Euch anrühren!“

Entmutigt, ermüdet, erschreckt, als sie sah, daß ihre

Worte keine Wirkung hervorbrachten, wandte sich Lucia an den, der die Herzen der Menschen in seiner Hand hält, und wenn er will, auch die verhärtetsten erweichen kann. Sie drückte sich so gut sie konnte auf ihren Sitz zurück, kreuzte die Arme über der Brust und betete einige Zeit im Geiste. Dann zog sie ihren Rosenkranz heraus und fing an, mit festerem Glauben und größerer Andacht zu beten, als sie es je in ihrem Leben gethan. Hoffend, die Barmherzigkeit erlangt zu haben, um die sie flehte, wendete sie sich von Zeit zu Zeit an ihre Wächter, um von neuem zu bitten; natürlich immer vergebens. Dann fiel sie wieder zurück, aufs neue ihrer Sinne beraubt, und erholte sich nur, um zu neuen Ängsten zu erwachen. Doch der Mut geht uns aus, diese Schilderung noch weiter fortzusetzen, ein allzu schmerzliches Mitleid drängt uns ans Ende dieser Reise, die über vier Stunden währte, und nach welcher wir noch weitere angstvolle Stunden mit durchzumachen haben werden. Versetzen wir uns in die Feste, wo die Unglückliche erwartet wurde.

Sie wurde von dem Ungenannten mit einer ungewohnten Unruhe und Spannung erwartet. Sonderbar! Der Mann, der kaltblütig über so viele Leben verfügt, der bei so vielen seiner Unthaten das von ihm verursachte Wehe für nichts geachtet hatte, um nur zuweilen seine wilden Gelüste nach Rache zu befriedigen, fühlte jetzt, da er Hand an diese Unbekannte, an dieses arme Landmädchen legte, Schauder, ich möchte fast sagen, Furcht. Von einem hohen Fenster seines Schlosses aus schaute er einige Zeit nach der Thalmündung hin, und siehe da, die Kutsche kam zum Vorschein und nahte langsam. Denn das frühere Jagen hatte das Feuer der Pferde gedämpft und ihre Kräfte erschöpft. Obgleich die Kutsche von dem Punkte, von welchem aus er sie erblickte, nur wie eines jener Wägelein aussah, die man den Kindern zum Spielzeuge

giebt, erkannte er sie doch sogleich und fühlte sein Herz stärker klopfen.

Ist sie wohl drin? — dachte er und fuhr bei sich fort: was macht mir doch das Ding für eine Unruhe! Schaffen wir sie uns vom Halse! —

Eben wollte er einen seiner Gesellen rufen und ihn dem Wagen entgegen schicken, um dem Habicht zu befehlen, daß er umkehre und sie in das Schloß des Don Rodrigo fahre. Aber ein gebieterisches Nein erklang in seiner Brust und verscheuchte diesen Entschluß. Da er jedoch von dem Verlangen gedrängt wurde, irgend etwas zu befehlen, und das müßige Erwarten der Kutsche, die Schritt für Schritt wie ein Verrat, wie eine Strafe heranschwankte, ihm unerträglich wurde, so ließ er eine in seinem Dienste stehende alte Frau rufen.

Diese war in der Feste geboren, die Tochter eines alten Kastellans und hatte ihr ganzes Leben dort zugebracht. Was sie von Kindesbeinen an gesehen und gehört, hatte ihr einen großartigen, erschrecklichen Begriff von der Macht ihrer Herrschaft eingeprägt, und der Hauptgrundsatz, den sie aus den Belehrungen und Beispielen geschöpft hatte, war, daß sie ihr in allem und jedem gehorchen müsse, weil dieselbe viel Gutes und viel Böses thun könnte. Der wie ein Keim in die Herzen aller Menschen niedergelegte Gedanke der Pflicht hatte sich in dem ihrigen mit den Gefühlen der Ehrfurcht, des Schreckens und der knechtischen Unterwürfigkeit zugleich entwickelt und diesen zugesellt und angepaßt. Als der Ungenannte Herr geworden war und anfing, einen so furchtbaren Gebrauch von seiner Macht zu machen, fühlte sie anfangs zwar einen gewissen Schauder und zugleich ein noch tieferes Gefühl von Unterwürfigkeit. Mit der Zeit hatte sie sich an das gewöhnt, was sie täglich sehen und hören mußte. Der mächtige und zügellose Wille eines so vornehmen

Herrn war für sie eine Art unabänderlichen Schicksalsspruches. Als sie Jungfrau geworden war, hatte sie einen Diener des Hauses geheiratet, der bald darauf zu einem gefährlichen Unternehmen mit auszog und seine Gebeine auf einer Landstraße, sie im Schlosse als Witwe zurückließ. Die Rache, die der Herr bald darauf nahm, gab ihr einen wilden Trost und steigerte ihren Stolz, unter einem solchen Schutze zu stehen. Von da an verließ sie das Schloß nur äußerst selten, und nach und nach verblieben ihr vom menschlichen Leben beinahe keine anderen Begriffe, als jene, die sie an diesem Orte einsog. Sie hatte nicht ausschließlich ein besonderes Geschäft zu besorgen, aber unter diesem Schwarm von Kriegsknechten gab ihr jeden Augenblick bald dieser bald jener zu thun. Das war ihre Sorge. Bald mußte sie Wäsche flicken, bald für die Leute, die von einem Zuge zurückkehrten, in Eile das Essen bereiten, bald Verwundete verpflegen. Da waren dann die Befehle dieser Leute, ihre Vorwürfe, ihre Danksagungen stets mit Spöttereien und Schimpfworten gewürzt. „Alte!" war der gewöhnliche Name, bei dem man sie rief. Die Beiwörter, die der eine oder der andere noch hinzufügte, waren je nach den Umständen und der Laune des Freundes verschieden. Und diese, in ihrer Trägheit gestört und zum Zorne gereizt, was zwei ihrer vorherrschenden Leidenschaften waren, erwiderte solche Höflichkeiten zuweilen mit Worten, in denen Satanas weit eher etwas von seinem Geiste gewittert hätte, als in den Worten des Herausforderers.

„Siehst Du da unten jene Kutsche?" sagte der Burgherr zu ihr.

„Ich sehe sie," antwortete die Alte, indem sie ihr spitziges Kinn vorstreckte und die tiefliegenden Augen anstrengte, als wollte sie sie aus den Augenhöhlen herausdrücken.

„Laß sogleich eine Sänfte zurechtmachen, steige hinein und laß Dich zur „bösen Nacht" hinabtragen. Aber schnell, schnell, daß Du vor der Kutsche dort ankommst! Sie kommt ja dahergeschwankt, als ob sie dem Tod entgegenführe. In der Kutsche ist . . . muß ein . . . ein Mädchen sitzen. Wenn dem so ist, so sag' dem Habicht in meinem Namen, er solle sie in die Sänfte setzen und rasch zu mir heraufkommen. Du bleibst in der Sänfte mit dem . . . Mädchen, und wenn ihr oben seid, so führe es in Deine Stube. Fragt sie, wo Du sie hinführst, wem das Schloß gehört, so nimm Dich wohl in acht . . ."

„O, das weiß ich schon!" sagte die Alte.

„Aber," fuhr der Ungenannte fort, „muntere sie auf!"

„Was soll ich ihr denn sagen?"

„Was Du ihr sagen sollst? Muntere sie auf, sag' ich Dir! Du bist so alt geworden und weißt nicht, wie man jemand aufmuntert, wenn's nötig ist? Hast Du niemals Herzweh gespürt? Hast Du niemals Furcht gehabt? Weißt Du keine Worte, die einen in solchen Augenblicken erfreuen? Sag' ihr solche Worte, das rat' ich Dir! Nun gehe!"

Als sie fort war, blieb er eine Weile am Fenster stehen und starrte auf die Kutsche hin, welche nun schon viel größer geworden war. Dann sah er nach der Sonne, die in diesem Augenblicke hinter den Berg sich verbarg, dann auf die drüber hin zerstreuten Wolken, die, kaum noch dunkel, fast im Nu feuerfarbig geworden. Er trat zurück, schloß das Fenster und ging im Schritte eines Wanderers, der Eile hat, im Zimmer auf und ab.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Alte lief fort, um zu gehorchen und zu befehlen, mit dem Ansehen jenes Namens, der, von wem immer an diesem Orte ausgesprochen, alle zur Eile anspornte, denn es fiel niemanden ein, zu denken, es könnte jemand so vermessen sein, sich desselben fälschlich zu bedienen. Wirklich langte sie ein wenig vor Ankunft der Kutsche beim Wirtshaus „zur bösen Nacht" an, und stieg, als sie diese ankommen sah, aus der Sänfte, winkte dem Kutscher, zu halten, näherte sich dem Kutschenschlag und teilte dem Habicht, der den Kopf herausstreckte, mit leiser Stimme die Befehle des Herrn mit.

Beim Halten der Kutsche rührte sich Lucia und kam aus einer Art von Betäubung wieder zu sich. Von neuem fühlte sie das Blut in den Adern erstarren, sie sperrte Mund und Augen auf und sah um sich. Der Habicht hatte sich zurückgezogen und die Alte mit dem Kinn auf dem Kutschenschlage sagte, indem sie Lucien anschaute: „Kommt, liebe Jungfrau, kommt, armes Kind! Kommt nun mit mir, ich habe Befehl, Euch gut zu behandeln und Euch aufzumuntern."

Beim Klang einer Weiberstimme empfand die Arme einigen Trost, einen augenblicklichen Mut, wurde aber bald wieder von einem noch heftigeren Schrecken befallen. „Wer seid Ihr?" sagte sie mit zitternder Stimme, indem sie ihren entsetzten Blick auf die Fratze der Alten richtete.

„Kommt nur, armes Kind!" sagte ihr diese zu wiederholten Malen. Der Habicht und die beiden anderen, die aus den Reden und der so ungewöhnlich sanften Stimme der Alten schließen konnten, welche Absichten ihr Herr

haben möge, versuchten es, der Gefangenen in gutem zuzureden, sie solle gehorchen. Aber sie fuhr fort, aus der Kutsche herauszustarren, und obgleich die wilde, unbekannte Gegend und die zuversichtliche Haltung ihrer Wächter ihr keine Hoffnung auf Beistand übrig ließen, öffnete sie doch den Mund, um zu schreien. Da sie aber sah, daß der Habicht einen grimmigen Blick auf das Tuch warf, hielt sie den Schrei zurück, zitterte, drehte und wand sich, wurde aber nun ergriffen und in die Sänfte gebracht. Nach ihr stieg die Alte ein. Der Habicht sagte den Spießgesellen, sie sollten hinter der Sänfte hergehen und eilte den Berg hinan, um seinem Herrn zu Befehl zu sein.

„Wer seid Ihr?" fragte Lucia angstvoll das unbekannte häßliche Weib. „Warum bin ich bei Euch? Wo bin ich? Wohin führt Ihr mich?"

„Zu einem, der Euch gut ist," antwortete die Alte, „zu einem großen . . . Glücklich sind die Leute, die er leiden mag! Das ist gut für Euch, gut für Euch! Fürchtet Euch nicht, seid heiter! Der Herr hat mir befohlen, Euch aufzumuntern. Wollt Ihr's ihm sagen, he? daß ich Euch aufgemuntert habe?"

„Wer ist er? Warum? Was will er von mir? Ich gehöre nicht ihm. Sagt mir, wo ich bin! Laßt mich gehen! Sagt den Leuten da, sie sollen mich gehen lassen, sie sollen mich in eine Kirche tragen! O! Ihr, die Ihr ein Weib seid, im Namen der Jungfrau Maria . . ."

Dieser heilige, liebliche Name, den sie zwar in ihrer Kindheit mit Ehrfurcht ausgesprochen, seit so langer Zeit aber nicht mehr angerufen hatte, ja, vielleicht nicht einmal mehr hatte nennen hören, machte auf die Seele der Unglücklichen, die ihn in diesem Augenblicke hörte, einen verworrenen, befremdenden, tiefen Eindruck, wie die Erinnerung an das Licht auf einen in der Kindheit erblindeten Greis.

Mittlerweile hatte sich der Ungenannte auf das Thor der Feste gestellt und schaute hinab. Er sah die Sänfte, wie früher die Kutsche, Schritt für Schritt herankommen, den Habicht aber in einer Entfernung, die jeden Augenblick sich vergrößerte, ihr vorauseilen. Als er oben war, winkte ihm der Burgherr, ihm zu folgen. Dieser begab sich mit ihm in ein Gemach des Schlosses.

„Alles aufs Pünktchen!" berichtete der Habicht, sich verneigend: „Die Anzeige zur rechten Zeit, das Mädchen zur rechten Zeit, niemand an Ort und Stelle, nur einen Schrei; niemand gesehen, der Kutscher fertig, die Pferde drauf los, niemand begegnet, aber . . ."

„Aber was denn?"

„Aber . . . ich sage die Wahrheit, es wär' mir lieber gewesen, wenn der Befehl gelautet hätte, ihr eine Büchsenkugel in den Rücken zu schießen, ohne sie reden zu hören, ohne ihr ins Gesicht zu schauen."

„Wie? Was? Was willst Du sagen?"

„Ich will sagen, daß ich die ganze Zeit über, die ganze Zeit über . . . zu viel Mitleid mit ihr gehabt habe."

„Mitleid? Was weißt denn Du von Mitleid? Was heißt Mitleid?"

„Ich hab' es nie so gut begriffen, als dieses Mal. Es ist mit dem Mitleid ungefähr wie mit der Furcht; wenn's einer in sich hineinläßt, so ist er kein Mann mehr."

„Laß einmal hören, wie sie es angestellt hat, um Dich zum Mitleid zu bewegen."

„O, gnädigster Herr! So lange, lange Zeit . . . weinen, bitten, alle möglichen Anstrengungen machen, und blaß werden wie tot, und dann schluchzen und wieder bitten, und gewisse Worte . . ."

Ich will sie nicht im Hause haben, die Weibsperson —

dachte inzwischen der Ungenannte. — Ich war ein Esel, daß ich mich dazu verbindlich gemacht habe, aber ich hab's versprochen, ich hab's versprochen. — Wenn sie weit weg ist . . . Und das Gesicht gebieterisch zum Habicht erhebend sagte er: „Nun laß das Mitleid beiseite! Steig' zu Pferde, nimm einen Kameraden, zwei, wenn Du willst, und verfüge Dich in die Behausung jenes Don Rodrigo, den Du kennst! Sage ihm, er soll jemanden . . . schicken, aber geschwind, geschwind, . . . denn sonst . . ."

Aber ein zweites innerliches Nein, noch gebieterischer als das erste, verbot ihm, fortzufahren. „Nein!" sagte er mit entschlossener Stimme, gleichsam als wollte er sich selbst den Befehl jener geheimen Stimme versagen, „nein, begieb Dich jetzt zur Ruhe! Und morgen . . . ja morgen thust Du dann, was ich Dir sagen werde."

Die hat irgend einen Teufel auf ihrer Seite, — dachte er, allein geblieben, die Arme über der Brust gekreuzt aufrecht dastehend und den stieren Blick auf den Fußboden richtend, auf welchen der durch ein hoch angebrachtes Fenster einfallende Mondschein gerade ein Viereck blassen Lichtes zeichnete, das durch ein großes Fenstergitter in Würfel geschnitten und durch die kleinen Fenstereinfassungen in noch kleinere Stücke abgeteilt war, — irgend einen Teufel, oder . . . irgend einen Engel, der ihr beisteht . . .! Mitleid beim Habicht? . . . Morgen, morgen früh fort mit ihr! Ihrer Bestimmung entgegen! Und dann rede man nicht mehr von ihr, und — fuhr er bei sich mit jenem Mute fort, womit man einem ungezogenen Knaben befiehlt, dabei aber wohl weiß, daß er nicht gehorcht — und denke nicht mehr an sie! Aber dieser dumme Teufel von Don Rodrigo soll mir mit seinen Danksagungen den Kopf nicht voll machen. Denn . . . ich will nicht mehr von ihr reden hören. Ich habe ihm einen Dienst geleistet, weil . . . weil ich's versprochen

habe; und ich habe es versprochen, weil ... weil es mein Schicksal ist. Aber ich will, daß er mir den Dienst gut bezahle! Denken wir einmal nach ... —

Und er wollte sich nun besinnen, was Höckeriges er wohl zum Ersatz und gleichsam zur Strafe von ihm verlangen könne. Da fuhr ihm wieder der Gedanke durch den Kopf: Mitleid beim Habicht! — Wie hat sie's wohl angestellt? — dachte er weiter, von diesem Gedanken fortgerissen. — Ich will sie sehen! ... Ei! nicht doch ... Ja, ich will sie sehen.

Sogleich lief er von einem Zimmer ins andere, kam an die Treppe, stieg tastend hinab, ging zur Stube der Alten und klopfte mit dem Fuße.

„Wer ist draußen?"

„Mach' auf!"

Da die Alte diese Stimme hörte, machte sie drei Sätze. Man hörte die Riegel klirren und die Thüre that sich angelweit auf. Der Ungenannte warf von der Schwelle aus einen Blick umher und sah beim Lichte einer Lampe, die auf dem Tische stand, Lucia im fernsten Winkel der Stube auf dem Fußboden niedergekauert.

„Wer hat Dir gesagt, daß Du sie hier wie einen Sack Lumpen hinwerfen sollest, Elende?" sagte er zu der Alten mit zornfunkelndem Blicke.

„Sie ist hingegangen, wo es ihr beliebte," antwortete diese unterwürfig. „Ich habe alles Mögliche gethan, um sie zu ermuntern, sie wird es selbst gestehen, aber es hat nichts gefruchtet."

„Stehe auf!" sagte der Ungenannte zu Lucien, sich ihr nähernd. Aber Lucia, der das Klopfen, Öffnen und Erscheinen dieses Mannes und dessen Worte einen neuen Schrecken in die erschrockene Seele geworfen hatte, drückte sich noch fester als zuvor in die Ecke. Sie bedeckte das

Gesicht mit den Händen und blieb regungslos, außer daß sie am ganzen Leibe zitterte.

„Stehe auf! Ich will Dir gewiß kein Leid anthun ... ich kann Dir Gutes thun,“ wiederholte der Burgherr ... „Stehe auf!“ donnerte dieselbe Stimme, aufgebracht, zweimal vergebens befohlen zu haben.

Die Unglückliche erholte sich einigermaßen von ihrem Schrecken, richtete sich auf die Kniee, und erhob, indem sie die Hände faltete, wie sie es vor einem Heiligenbilde gethan hätte, ihre Augen zu dem Ungenannten, schlug sie aber sogleich wieder nieder und sagte: „Hier bin ich, bringt mich um!“

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich Dir nichts zu leide thun will,“ antwortete der Ungenannte mit sanfterer Stimme, indem er das von Angst und Schrecken verstörte Gesicht betrachtete.

„Seid nicht so verzagt!“ sagte die Alte. „Er sagt es Euch ja, daß er Euch nichts Böses thun will ...“

„Und warum,“ versetzte Lucia mit einer Stimme, in der man neben dem Schauder der Furcht eine gewisse Festigkeit des verzweifelten Zornes erkennen konnte, „warum laßt Ihr mich denn Höllenquallen erdulden? Was habe ich Euch gethan?“

„Haben sie Dich mißhandelt? Rede!“

„Ob sie mich mißhandelt haben? Sie haben mich auf verräterische Weise mit Gewalt gefangen genommen! Warum? Warum haben sie mich gefangen? Warum bin ich hier? Wo bin ich? Ich bin ein armes Geschöpf; was habe ich Euch gethan? Im Namen Gottes ...“

„Gott, Gott,“ unterbrach sie der Ungenannte, „und immer Gott; die sich nicht selbst verteidigen können, weil sie nicht die Kraft dazu haben, bringen immer diesen Gott aufs Tapet, als wenn sie mit ihm gesprochen hätten.

Was willst Du denn mit diesem Worte? Mir bange zu . . .?" und er ließ den Satz unvollendet.

„O Herr! was ich will? Was kann ich Ärmste wollen, als daß Ihr mir Barmherzigkeit erweiset? Gott verzeiht so vieles um eines einzigen Werkes der Barmherzigkeit willen! Laßt mich gehen! Um Gottes willen laßt mich gehen! Es bringt einem, der einst sterben muß, keinen Segen, ein armes Geschöpf so viel leiden zu lassen. O, Ihr könnt befehlen, sagt doch, daß sie mich gehen lassen! Man hat mich mit Gewalt hierhergebracht. Schickt mich mit dieser Frau nach ****, wo meine Mutter ist. O heiligste Jungfrau! Meine Mutter! Meine Mutter! Barmherzigkeit, meine Mutter! Vielleicht ist sie nicht weit von hier . . . ich habe meine Berge gesehen! Warum laßt Ihr mich leiden? Laßt mich in eine Kirche bringen! Ich will für Euch beten, mein ganzes Leben lang. Es kostet Euch ja nur ein Wort. Ach, ich sehe, daß Euer Herz sich zum Mitleid neigt, sagt dies eine Wort, sprecht es aus. Gott verzeiht so vieles um eines Werkes der Barmherzigkeit willen!"

O, warum ist sie nicht die Tochter eines jener Hunde, die mich vertrieben haben? — dachte der Ungenannte, — eines jener Nichtswürdigen, die meinen Tod verlangen, daß ich mich weiden könnte an ihrem Gewimmer, anstatt . . . —

„Verscheucht nicht eine gute Eingebung!" fuhr Lucia inbrünstig flehend und ermutigt fort, als sie im Gesicht und in der Haltung des Wüterichs ein gewisses Schwanken wahrnahm. „Wenn Ihr mir die Barmherzigkeit nicht erweiset, so wird der Herr mir sie erweisen. Er wird mich sterben lassen, dann wird es mit mir aus sein, aber Ihr! . . . Vielleicht werdet auch Ihr eines Tages . . . Aber nein, nein! Ich will unausgesetzt zum Herrn beten, daß er Euch vor allem Übel bewahre. Was kostet es

Euch, ein Wort zu sagen? Wenn Ihr diese Pein erdulden müßtet . . .!"

„Fasse Mut!" unterbrach sie der Ungenannte mit einer Milde, welche die Alte in Staunen setzte. „Habe ich Dir ein Leid gethan? Habe ich Dir gedroht?"

„Ach nein! Ich sehe, daß Ihr ein gutes Herz habt und Mitleid fühlt mit einem armen Geschöpfe. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr mich ängstigen mehr als alle anderen. Ihr könnt mich töten, und statt dessen habt Ihr mir . . . das Herz ein wenig erleichtert. Gott wird es Euch lohnen! Vollendet nun auch Euer Werk der Barmherzigkeit! Laßt mich los, laßt mich los!"

„Morgen . . ."

„Ach laßt mich jetzt los, gleich jetzt! . . ."

„Morgen sehen wir uns wieder, sag' ich. Fass' Dich inzwischen! Ruhe aus! Du wirst der Nahrung bedürfen. Man wird Dir gleich zu essen bringen."

„Nein, nein! Ich sterbe, wenn jemand hereinkommt, ich sterbe! Führt mich in eine Kirche! . . . Gott wird's Euch lohnen."

„Eine Frau wird Dir zu essen bringen," sagte der Ungenannte, und nachdem er es gesagt hatte, wunderte er sich selbst darüber, daß ihm ein solcher Ausweg in den Sinn gekommen und daß er das Bedürfnis gefühlt habe, sich nach einem solchen umzusehen, bloß um ein Weib zu beruhigen.

„Und Du," hob er flugs wieder an, sich an die Alte wendend, „sprich ihr zu, daß sie ißt! Laß sie dann sich in dieses Bett legen, wenn sie Dich zur Schlafgefährtin will. Sonst aber kannst Du wohl eine Nacht auf dem Boden schlafen. Sprich ihr Mut ein und erheitere sie! Und daß sie sich beileibe nicht über Dich zu beschweren habe!"

Nachdem er so gesprochen, wandte er sich rasch der

Thüre zu. Lucia stand auf und rannte, um ihn aufzuhalten und ihre Bitte zu erneuern. Aber er war verschwunden.

„Ach, ich Arme! Schließt geschwind die Thüre zu!" Und nachdem sie die Thüre ins Schloß fallen und den Riegel klirren gehört hatte, kehrte sie zurück, um sich wieder in ihren Winkel niederzukauern. „Ach, ich Arme!" rief sie von neuem schluchzend aus. „Wer wird nun bitten? Wo bin ich? Sagt mir, sagt mir um Gottes willen, wer jener Herr ist . . . jener, der mit mir gesprochen hat?"

„Wer er ist? Nicht wahr? Wer er ist? Ihr wollt, ich soll es Euch sagen. Ei, wartet noch ein Weilchen, bis ich's Euch sage. Weil er Euch in Schutz nimmt, seid Ihr stolz geworden und wollt nun alles wissen. Ich käme schön an. Fragt ihn selbst. Wenn ich Euch hierin zu Willen wäre, würde ich keine so zuckersüßen Wörtchen zu hören bekommen, wie Ihr."

„Ich bin alt, alt bin ich" — fuhr sie, zwischen den Zähnen murmelnd, fort — „verflucht seien die Jungen, denen das Weinen und das Lachen gut ansteht, und die immer recht haben!" — Als sie aber Lucien schluchzen hörte und der Befehl des Herrn drohend vor ihre Seele trat, bückte sie sich zu der Armen in ihrem Winkelchen herab und sagte mit freundlicher Stimme: „Ich habe Euch doch nichts Böses gesagt? Seid heiter! Fragt mich nicht nach Dingen, die ich nicht sagen darf. Seid übrigens guten Mutes! O, wenn Ihr wüßtet, wie viele sich glücklich schätzen würden, wenn sie ihn reden hörten, wie er mit Euch geredet hat! Seid heiter, gleich wird etwas zu essen kommen, und ich sag's Euch, ich hab's gemerkt an der Art, wie er mit Euch gesprochen hat, Ihr werdet schön Wetter bekommen. Und dann geht Ihr zu Bette, und . . . Ihr laßt mir dann auch ein

Plätzchen übrig, nicht wahr?" setzte sie mit schlecht verhaltenem Ärger hinzu.

„Ich will nicht essen, ich will nicht schlafen! Laßt mich in Ruhe! Kommt mir nicht zu nahe; geht nicht fort!"

„Nein, nein, laßt's gut sein!" sagte die Alte, indem sie sich zurückzog und auf einen alten Stuhl niedersetzte, von wo aus sie die Arme mit ängstlichen und zugleich mißgünstigen Blicken betrachtete. Dann schaute sie auf ihr Bett hin und ärgerte sich, daß sie es vielleicht die ganze Nacht entbehren müsse, während sie zugleich über die Kälte brummte. Aber sie tröstete sich mit dem Gedanken an die Mahlzeit und mit der Hoffnung, daß auch für sie etwas abfallen werde. Lucia spürte weder Kälte, noch Hunger, und wie betäubt, hatte sie von ihren Schmerzen, sogar von ihrem Schrecken nur eine verworrene Empfindung, ähnlich den Traumbildern eines Fieberkranken.

Sie fuhr zusammen, als sie klopfen hörte und rief, indem sie das erschrockene Haupt erhob:

„Wer ist da? Wer ist da? Es darf niemand herein!"

„Es ist nichts! Gute Zeitung!" sagte die Alte. „Es ist Martha, die das Essen bringt."

„Macht geschwind zu!" schrie Lucia.

„Ih, gleich, gleich!" antwortete die Alte, nahm Martha einen Korb aus den Händen, schickte sie weg, schloß wieder zu und stellte dann den Korb auf einen Tisch mitten im Zimmer. Sie lud Lucia zu wiederholten Malen ein, zu kommen und von den guten Sachen zu kosten. Sie gebrauchte nach ihrer Meinung die wirksamsten Worte, um der Armen Appetit zu machen und und brach in Ausrufungen aus über die Köstlichkeit der Speisen: „Man muß es wohl bedenken, wenn unsereins dazu kommt, solche Bissen zu kosten! Wein, den der Herr mit seinen Freunden trinkt, wenn einer von ihnen auf

die Burg kommt . . . und wenn sie lustig sein wollen! Ei, ei!“ Da sie aber sah, daß alle ihre Lockungen vergebens seien, sagte sie: „Ihr seid's selbst, die nicht will; aber sagt fein morgen nicht, daß ich Euch nicht Mut eingesprochen habe. So will ich denn jetzt essen. Es soll mehr als genug für Euch übrig bleiben, wenn Ihr Vernunft annehmen und folgen wollt.“

Nach diesen Worten aß sie gierig darauf los. Nachdem sie gesättigt war, stand sie auf, ging zur Ecke hin und lud Lucien, sich auf sie herabbückend, von neuem ein, zu essen, um sich dann zur Ruhe zu begeben.

„Nein, nein, ich will nichts!“ antwortete diese mit matter, schlaftrunkener Stimme. Dann fuhr sie etwas entschlossener fort: „Ist die Thüre verschlossen? Ist sie gut geschlossen?“ Und nachdem sie im Zimmer umhergeschaut, stand sie auf und ging mit vorgestreckten Händen und langsamem Schritte gegen die Thüre hin. Die Alte aber lief ihr voraus, legte die Hand auf den Riegel, rüttelte daran und sagte: „Hört Ihr's? Seht Ihr's? Sie ist gut geschlossen! Seid Ihr jetzt zufrieden?“

„Ach, ich zufrieden? Ich hier zufrieden?“ sagte Lucia, indem sie sich wieder in ihren Winkel setzte. „Aber der Herr weiß, daß ich hier bin.“

„Kommt nun zu Bette! Wollt Ihr Euch denn da auf den Boden hinstrecken, wie ein Hund? Hat man je gesehen, daß man die Bequemlichkeit ausschlägt, wenn man sie haben kann?“

„Nein, nein, laßt mich im Frieden!“

„Nun, Ihr wollt es so haben. Seht, ich lasse Euch den besten Platz im Bette. Ich lege mich auf den äußeren Rand. Um Euretwillen hab' ich's unbequem. Wenn Ihr Euch niederlegen wollt, so wißt Ihr, wie Ihr's machen müßt. Bedenket, daß ich's Euch mehrere Male angeboten habe.“ Mit diesen Worten steckte sie sich unters Deckbett und alles schwieg.

Lucia blieb unbeweglich in ihrem Winkel, ganz in einen Knäuel zusammengekauert, die Kniee an sich gezogen, die Arme auf den Knieen und das Gesicht in den Händen verbergend. Ihr Zustand war kein Schlafen und kein Wachen, sondern ein rasches Vorbeifliegen, ein wirrer Wechsel von Gedanken, Bildern und Ängsten. Bald, wenn sie sich ihrer deutlicher bewußt war und der an jenem Tage erlebten und erduldeten Schrecknisse sich bestimmter erinnerte, fügte sie sich schmerzvoll den Umständen einer dunkeln und furchtbaren Wirklichkeit, in die sie sich verwickelt fand. Bald kämpfte ihre Seele, in eine noch dunklere Region entrückt, gegen die von Ungewißheit und Schrecken erzeugten Phantasiebilder an. Sie verblieb eine Weile in dieser Angst; endlich aber dehnte sie, mehr als je ermüdet und erschöpft, die erstarrten Glieder, streckte sich nieder oder sank vielmehr um und verblieb einige Zeit in einem Zustand, der einem wahren Schlafe ähnlicher war. Aber plötzlich erwachte sie, wie auf einen inneren Ruf und fühlte sich gedrungen, gänzlich zu erwachen, ihre volle Besinnung wieder zu bekommen, zu erkennen, wo sie wäre, wie und warum. Sie lauschte auf ein Geräusch. Es war das langsame, heisere Geschnarche der Alten. Sie riß die Augen auf und sah eine schwache Helle abwechselnd aufleuchten und verschwinden. Es war der Schein der Lampe, die, dem Erlöschen nahe, ein flimmerndes Licht ausströmen ließ und es flugs wieder zurückzog, etwa wie das Gehen und Kommen der Wellen am Ufer, und dies Licht, das von den Gegenständen wieder entfloh, bevor sie Umriß und Farbe annehmen konnten, bot dem Auge nichts als ein wirres Durcheinander dar. Bald aber halfen ihr die neueren Eindrücke, die wieder in ihrer Seele auftauchten, das unterscheiden, was dem Sinne verworren vorkam. Die Unglückliche erkannte beim Erwachen ihr Gefängnis, alle Erinnerungen des verflossenen schrecklichen

Tages, alle Schrecken der Zukunft fielen sie auf einmal an. Selbst diese neue Stille nach so vielen Erschütterungen, diese Art von Ruhe, diese Verlassenheit, der sie überlassen war, verursachten ihr neuen Schrecken. Sie wurde von einer solchen Angst überwältigt, daß sie zu sterben wünschte. Aber in diesem Augenblicke erinnerte sie sich, daß sie wenigstens beten könne, und mit diesem Gedanken ging ihr im Herzen eine ungeahnte Hoffnung auf. Sie griff aufs neue nach ihrem Rosenkranz und fing an, zu beten, und allmählich, wie das Gebet von ihren zitternden Lippen strömte, fühlte ihr Herz eine unbestimmte Zuversicht. Plötzlich zuckte ihr der Gedanke durch die Seele, daß ihr Gebet angenehmer wäre und gewisser erhört würde, wenn sie in ihrer Trostlosigkeit auch irgend ein Opfer brächte. Sie erinnerte sich dessen, was ihr das Liebste war oder was sie besessen hatte. Denn in jenem Augenblicke war ihre Seele keiner anderen Regung zugänglich, als der des Schreckens. Sie vermochte keinen anderen Wunsch zu fassen, als den Wunsch nach Befreiung. Sie erinnerte sich dessen und beschloß, es zum Opfer darzubringen. Sie erhob sich auf die Kniee, faltete die Hände, die den Rosenkranz hielten, über der Brust, richtete ihr Angesicht und ihre Augen gen Himmel und sprach: „O heiligste Jungfrau! Du, der ich mich so oft befohlen habe, die Du mich so oft getröstet, Du, die Du so viele Schmerzen erduldet, nunmehr aber so glorreich bist und für arme Bedrängte schon so viele Wunder gewirkt hast! Stehe mir bei! Errette mich aus dieser Gefahr und laß mich unversehrt zu meiner Mutter zurückkehren! Mutter des Herrn, ich gelobe, Dir zu Ehren Jungfrau zu bleiben, ich entsage für immer jenem Armen, um fortan nur Dir anzugehören!“

Nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, ließ sie den Kopf sinken, legte sich den Rosenkranz um den Hals,

gleichsam als Zeichen ihrer Aufopferung und zugleich als Schirm, als Waffenrüstung der neuen Kriegsschar, der sie sich zugesellt hatte. Sie setzte sich hierauf wieder nieder und fühlte eine gewisse Ruhe, eine festere Zuversicht über ihre Seele kommen. Es fiel ihr das „Morgen" wieder ein, das der mächtige Ungenannte ihr mehrmals gesagt hatte und sie vermeinte in diesem Worte das Versprechen der Erlösung zu hören. Die von einem solchen Kampfe ermüdeten Sinne verloren sich allmählich in diesen friedvollen Gedanken und endlich versank Lucia, den Namen ihrer Beschützerin auf den Lippen, gegen Tagesanbruch in einen tiefen, anhaltenden Schlaf.

Aber es war noch jemand in dieser Burg, der ebenso zu thun gewünscht hätte, aber es nicht vermochte. Als der Burgherr von Lucia wegging oder gleichsam vor ihr geflohen war, gab er Befehl wegen des Nachtmahls und machte die gewöhnliche Runde bei den Wachtposten. Aber immer drängte sich jenes lebhafte Bild vor seine Seele, immer klangen jene Worte in seinen Ohren. Er stürzte hierauf in sein Schlafgemach, schloß sich in hastiger Eile ein, als müsse er sich gegen eine Rotte Feinde verschanzen, entkleidete sich eben so rasch und legte sich zu Bett. Aber jenes Bild, das ihm jetzt noch näher trat, als zuvor, schien ihm zu sagen: „Du sollst nicht schlafen!" — Was für eine weibische Neugierde, — dachte er, — ist mich angekommen, daß ich sie sehen wollte? Der Teufelskerl, der Habicht, hat recht. Man ist kein Mann mehr, es ist wahr, kein Mann mehr! . . . Ich? . . . Ich bin kein Mann mehr? Ich? Was ist's denn gewesen? Welcher Teufel ist mir denn in den Leib gefahren? Was ist es denn Neues? Wußte ich nicht zuvor, daß Weiber winseln? Winseln doch zuweilen selbst Männer, wenn sie sich nicht wehren können. Was Teufels! Habe ich denn niemals Weiber wimmern hören? —

Nun führte ihm sein Gedächtnis, ohne daß er sich viel Mühe hätte zu geben brauchen, darin nachzuforschen, von selbst mehr als einen Fall vor Augen, wo weder Bitten noch Weheklagen ihn hatten abhalten können, seinen einmal gefaßten Entschluß durchzusetzen. Aber weit entfernt, daß die Erinnerung an solche Thaten ihm die abhanden gekommene Festigkeit zurückgegeben, auch diese zu vollbringen, weit entfernt, daß sie das lästige Mitleid in seiner Seele ausgetilgt hätte, erweckte sie in ihr im Gegenteil eine Art von Schrecken, einen tiefen Reueschmerz, so daß es ihm ein Trost zu sein schien, zu jenem ersten Bilde Lucias zurückzukehren, gegen welche er seinen Mut zu wappnen versucht hatte. — Sie lebt ja, — dachte er, — sie ist hier, noch ist es Zeit. Ich kann ihr sagen: Gehe, sei guten Mutes! Ich kann sehen, wie ihr Gesicht sich erheitert, ich kann ihr auch sagen: Verzeihe mir! ... Verzeihe mir? Ich sollte um Verzeihung bitten? Ein Weib um Verzeihung bitten? Ich ... Ach, und dennoch, wenn ein Wort, ein solches Wort mir Hilfe schaffen, mir ein wenig von dieser Teufelsbürde abwälzen könnte, ich würde es sagen! Ach, ich fühle, daß ich es sagen würde! Wie weit ist es mit mir gekommen! Ich bin kein Mann mehr, ich bin kein Mann mehr! ... Fort! — sagte er dann, wütend im Bette sich wälzend, das so hart, unter der Decke sich windend, die so schwer geworden war. — Fort! Es sind Narrheiten, die mir schon mehrmals durch den Kopf gefahren sind, sie werden auch diesmal vorübergehen. —

Und um sie zu verscheuchen, suchte er in Gedanken nach irgend einer wichtigen Angelegenheit, nach einer von jenen, die ihn recht in Anspruch zu nehmen pflegten, um sich damit ausschließlich zu beschäftigen. Aber er fand keine. Alles kam ihm wie umgewandelt vor. Was sonst seine Wünsche heftig entflammt hatte, hatte nun keinen

Reiz mehr für ihn. Die Leidenschaft wollte, wie ein vor einem Schatten scheu gewordenes Pferd nicht mehr vorwärts gehen. Anstatt beim Gedanken an die begonnenen und unbeendigten Unternehmungen sich zu deren Vollendung zu ermannen, anstatt über Hindernisse in Zorn zu geraten — Zorn würde ihm in jenem Augenblicke ein Labsal gewesen sein — fühlte er eine tiefe Niedergeschlagenheit, ja, einen Schrecken über die Schritte, die er schon gethan. Die Zeit trat, jeglicher Absicht, jeglicher Beschäftigung, aller Thatkraft bar, vor ihn hin; alle Stunden schienen jener ähnlich, die ihm so langsam vorüberschlich, so schwer auf seinem Haupte lastete. Er stellte in Gedanken alle seine Kriegsknechte vor sich auf, wußte aber keinem etwas aufzutragen, woran ihm gelegen gewesen wäre. Vielmehr war ihm der Gedanke, sie wieder zu sehen, unter ihnen zu sein, eine neue Last, ein verdrießlicher, abschreckender Gedanke. Wenn er eine Beschäftigung, ein zulässiges Werk finden wollte, so war sein nächster Gedanke, daß er morgen jene Arme in Freiheit setzen müsse.

Ich werde sie loslassen, ja, sobald der Tag graut, will ich zu ihr gehen und sagen: Gehe, gehe! Ich will sie begleiten lassen . . . Und das Versprechen und die Verbindlichkeit, die Du übernommen? Und Don Rodrigo? . . . Wer ist dieser Don Rodrigo? —

Wie einer, dem von einem Vorgesetzten eine unerwartete und verfängliche Frage gestellt wird, dachte der Ungenannte gleich daran, sich jene zu beantworten, die er oder vielmehr jener neue Er sich gestellt hatte, der plötzlich auf eine furchtbare Weise herangewachsen und erstanden war, um über den alten zu Gericht zu sitzen. Er suchte daher nach den Gründen, aus denen er, beinahe ungebeten, sich hatte entschließen können, die Verpflichtung zu übernehmen, eine unbekannte Unglückliche ohne Haß

und ohne Furcht so vieles leiden zu lassen, um jenem einen Dienst zu leisten. Aber es gelang ihm so wenig, Gründe zu finden, die ihm genügend erschienen wären, seine That zu entschuldigen, daß er sich selbst beinahe nicht erklären konnte, wie er dazu sich habe verleiten lassen können. Jener mehr plötzliche, als überlegte Wille war eine augenblickliche Regung der den alten gewohnten Anwandlungen fügsamen Seele, eine Folge von tausend vorausgegangenen Handlungen, und der geplagte Gewissensforscher sah sich in die Prüfung eines ganzen Lebens verwickelt, um über eine einzige That sich Rechenschaft zu geben.

Rückwärts, rückwärts, von Jahr zu Jahr, von Zwist zu Zwist, von Blut zu Blut, von Unthat zu Unthat! Jede stellte sich, getrennt von den Gesinnungen, die sie eingegeben und vollführt hatten, der schuldbewußten und erwachten Seele dar, stellte sich dar in der ganzen Abscheulichkeit, die jene Gesinnungen früher in ihr nicht hatten wahrnehmen lassen. Sie waren ganz die seinigen, sie waren er selbst. Der Schauder über diesen Gedanken, der bei jedem einzelnen Bilde wieder auftauchte, der an alle insgesamt geknüpft war, stieg bis zur Verzweiflung. Er richtete sich hastig auf, fuhr mit den Händen wütend nach der Wand neben dem Bette, faßte eine Pistole, nahm sie herab und . . . im Augenblicke, da er einem Leben, das ihm unerträglich geworden war, ein Ende machen wollte, fielen seine von einem Schrecken, von einer sozusagen über das Leben hinausreichenden Unruhe überwältigten Gedanken in jene Zeiten, die ja auch nach seinem Ende noch fortdauern würden. Er dachte mit Entsetzen daran, wie sein entstellter, lebloser Leichnam der Willkür selbst des Niedrigsten preisgegeben würde, der ihn überlebe. Er bedachte, welche Überraschung und Verwirrung des anderen Tages im Schlosse herrschen, wie das Untere

zu oberst gekehrt werden würde, wie man ihn, ohne Kraft und ohne Stimme, wer weiß wohin werfen könnte. Er stellte sich das Gerede in der Nähe und in der Ferne, die Freude seiner Feinde vor. Der Tod in der Finsternis und im tiefen Schweigen der Nacht kam ihm noch düsterer, noch schrecklicher vor. Ihn däuchte, am Tage, im Freien, in Gegenwart von Menschen wäre es ihm ein Leichtes gewesen, sich in einen Strom zu stürzen und zu versinken. In solch quälende Betrachtungen versunken, spannte er mit krampfhafter Anstrengung des Daumens den Hahn der Pistole, aber stellte ihn wieder in Ruhe, als ihm ein anderer Gedanke durch die Seele blitzte. — Wenn jenes andere Leben, von dem man mir in meiner Jugend erzählte, von dem man noch immer, wie von einer ausgemachten Sache spricht, wenn dieses andere Leben nichts ist, als eine Erfindung der Pfaffen, was thue ich? Warum will ich sterben? Ist es dann nicht gleichgültig, was ich auch gethan habe? Was liegt daran? Es ist eine Dummheit von mir . . .! Wenn es aber ein anderes Leben giebt . . .! —

Einem solchen Zweifel, einer solchen Gefahr gegenüber überfiel ihn eine schwärzere Verzweiflung, welcher er nicht entfliehen konnte, nicht einmal durch den Tod. Die Waffe entfiel ihm, er wühlte mit den Händen in den Haaren, klapperte mit den Zähnen und zitterte am ganzen Leibe. Plötzlich kamen ihm die Worte wieder in den Sinn, die er erst vor einigen Stunden hatte aussprechen hören: Gott verzeiht so viel um eines Werkes der Barmherzigkeit willen! — Sie kamen ihm aber nicht in den Sinn als Ausdruck demütiger Bitte, als der sie ausgesprochen worden waren, sondern als ein Vertrauen einflößender Zuruf, der ihn zugleich auf eine entfernte Hoffnung hinwies. Es war dies für ihn ein Augenblick des Trostes. Er nahm die Hände von den Schläfen,

und in einer ruhigen Stellung richtete er die Augen des Geistes auf sie, von der er jene Worte hatte aussprechen hören. Und er sah sie, nicht als seine Gefangene, nicht wie eine Flehende, sondern in der Stellung einer Person, die da Trost und Gnaden spendet. Er harrte ängstlich des Tages, um zu ihr zu eilen, sie in Freiheit zu setzen, aus ihrem Munde noch andere Worte der Erquickung und des Lebens zu vernehmen; er gedachte, sie selbst zur Mutter zurückzuführen. — Und dann? Was werde ich morgen den Tag über thun? Was werde ich übermorgen thun? Was die Nacht über? Die Nacht, die nach zwölf Stunden wiederkehren wird! Ach, die Nacht! Nein, nein, die Nacht! — Und wieder in die peinliche Leere der Zukunft versinkend, suchte er vergebens nach Mitteln, die Zeit auszufüllen, nach der Art und Weise, wie er die Tage und Nächte zubringen könnte. Bald nahm er sich vor, die Feste zu verlassen und in ferne Länder zu pilgern, wo ihn niemand, auch nicht dem Namen nach, kenne, aber er fühlte, daß sein Ich ihm überallhin folgen würde. Bald erwachte in ihm wieder die düstere Hoffnung, seines alten Mutes, seiner alten Willenskraft wieder Herr zu werden, und daß sein gegenwärtiger Zustand nur ein vorübergehender Wahnsinn sei. Bald fürchtete er den Tag, an dem er seinen Leuten in dieser erbärmlichen Umwandlung sich zeigen mußte, bald sehnte er ihn herbei, als wenn er auch in seine Seele Licht bringen sollte. Und siehe da, gerade als der Morgen dämmerte, wenige Augenblicke, nachdem Lucia eingeschlafen war, da er regungslos auf seinem Bette saß, hörte er es wie die Welle eines undeutlichen Schalles, der gleichwohl etwas Fröhliches an sich hatte, an sein Ohr schlagen. Er horchte auf und vernahm ein fernes festliches Glockengeläute, und unterschied nach einer Weile auch das Echo des Berges, das von Zeit zu Zeit die Klänge leise wiederholte und

sich mit ihnen verschmolz. Bald darauf hörte er anderes, näheres, gleichfalls festliches Geläute; dann wieder ein anderes. — Was giebt's denn da für eine Freude? — Was haben die Leute vor? — Er sprang von seinem Dornenlager auf, lief halb angekleidet ans Fenster und schaute hinaus. Die Berge waren halb in Nebel verschleiert, der Himmel war, nicht sowohl umwölkt, als eine aschgraue Wolke, aber beim zunehmenden Tageslichte unterschied man auf der Straße, unten im Thalgrund Leute, die vorüberzogen, andere, die aus ihren Häusern kamen und sich auf den Weg machten, alle nach derselben Richtung, gegen die Thalmündung hin zur Rechten des Schlosses, alle in festtäglicher Kleidung und in außerordentlicher Eile.

Was Teufels haben die Leute? Was giebt's denn für ein freudiges Ereignis in dem verfluchten Lande da? Wohin geht denn das Lumpenpack? — Er rief einem vertrauten Bravo, der neben seinem Zimmer schlief und fragte ihn um den Grund dieser Bewegung. Dieser wußte eben so wenig, wie er, und ging, um Erkundigung einzuziehen. Der Herr blieb ans Fenster gelehnt und schaute voll Aufmerksamkeit auf das bewegliche Schauspiel. Es waren Männer, Weiber, Kinder, rottenweise, in Paaren oder einzeln. Der eine, der den vor ihm gehenden einholte, gesellte sich ihm zu, ein anderer, der eben aus seinem Hause kam, schloß sich dem nächsten besten an, auf den er stieß und sie gingen miteinander wie Freunde zu einer verabredeten Reise. Ihre Gebärden verkündigten deutlich eine große Eilfertigkeit und eine gemeinschaftliche Freude. Das zwar nicht harmonische, aber einstimmige Geläute der verschiedenen nahen und fernen Glocken schien sozusagen die Stimme jener Gebärden und die Ergänzung der Worte zu sein, die nicht bis zum Schlosse hinaufdringen konnten. Er schaute und schaute,

und in seinem Herzen entstand mehr als bloße Neugierde, zu erfahren, was wohl in so vielen verschiedenen Leuten eine so einhellige Freude hervorbringen könne.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bald kam der Bravo mit der Nachricht zurück, daß tags zuvor der Kardinal Federigo Borromeo, Erzbischof von Mailand, in *** angekommen sei und den ganzen Tag dort verweilen werde. Die Nachricht hiervon habe sich am Abende seiner Ankunft im ganzen Bezirke umher verbreitet und in den Leuten die Lust erweckt, den Mann zu sehen. Man läute daher mehr aus Freude, als um die Leute zu benachrichtigen. Als der Burgherr wieder allein war, schaute er immer wieder ins Thal hinab und wurde dabei immer nachdenklicher. — Um eines Mannes willen! Alle drängen sich hinzu und freuen sich, diesen einen Mann zu sehen! Und doch wird jeder von ihnen seinen Teufel haben, der ihn plagt. Aber keiner, keiner wird einen haben, wie der meinige ist; keiner wird eine Nacht zugebracht haben, wie ich eine zugebracht! Was hat wohl der Mann, um so viele Leute fröhlich zu machen? Er wird vielleicht Geld unter sie auswerfen . . . Aber nicht alle gehen des Almosens wegen hin. Nun vielleicht so ein Zeichen in der Luft, so ein Wort . . . Ach! Wenn er sie auch für mich hätte, solche Worte des Trostes! Wenn . . .! Warum gehe ich nicht auch hin? Warum nicht? . . . Ja, ich will hingehen, hingehen und mit ihm reden, unter vier Augen will ich mit ihm reden. Aber was soll ich ihm sagen? Nun, eben das, was, das, was . . . Ich werde ja schon hören, was er zu sagen weiß, dieser Mann! —

Als er in dieser Verwirrung zu einem Entschlusse gekommen war, kleidete er sich in Eile vollends an, warf noch ein Wams um, das einen mehr soldatischen Schnitt hatte, nahm die Pistole vom Bette und steckte sie auf der einen Seite in den Gürtel, auf der anderen eine zweite, die er von einem Nagel an der Wand herabnahm. Ebenso steckte er seinen Dolch in diesen Gürtel, hing eine von der Wand herabgelangte Büchse, die so berüchtigt war, wie er selbst, quer über die Schulter, nahm den Hut, verließ sein Zimmer und ging vor allen Dingen dahin, wo er Lucia gelassen hatte. Er stellte die Büchse in eine Ecke vor der Thüre und klopfte an, indem er zugleich seine Stimme hören ließ. Die Alte sprang mit einem Satze aus dem Bett und eilte an die Thüre, um aufzuschließen. Der Burgherr trat ein, schaute im Zimmer herum und sah Lucia in ihrem Winkel zusammengekauert ruhig schlafen.

„Schläft sie?“ fragte er leise die Alte. „Warum schläft sie auf dem Boden? Waren das meine Befehle, Elende?“

„Ich habe alles mögliche gethan,“ antwortete diese, „aber sie hat durchaus nicht essen, sie hat durchaus nicht im Bett liegen wollen.“

„Laß sie ruhig schlafen! Störe sie beileibe nicht! Wenn sie aufwacht . . . soll Martha in die anstoßende Stube kommen und alles herbeiholen, was sie nur verlangen mag. Wenn sie erwacht . . . so sage ihr, daß ich . . . der Burgherr für kurze Zeit verreist bin, bald zurückkommen und . . . alles thun werde, was sie verlange!“

Die Alte war ganz verdutzt und dachte bei sich: Ob sie wohl gar eine Prinzessin ist?

Der Burgherr ging, nahm seine Büchse wieder über die Schulter, und schickte Martha, um den Vorzimmer=

dienst zu übernehmen, sowie den ersten Bravo, der ihm in den Weg kam, um Wache zu halten, daß niemand, als jenes Weib, das Zimmer betreten solle. Dann verließ er das Schloß und stieg in größter Eile den steilen Burgweg hinab.

Das Manuskript sagt nicht, wie weit es von der Feste bis zu dem Orte gewesen, wo der Kardinal sich aufhielt, aber aus Thatsachen, die wir erzählen werden, ergiebt sich, daß es nicht weiter gewesen sein kann, als etwa ein tüchtiger Spaziergang. Aus dem Zuströmen der Landleute aus der Umgegend oder auch von weiter her nach jenem Orte hin, könnte man das nicht schließen. Denn in den Chroniken aus jener Zeit finden wir, daß oft von zwanzig und mehr Miglien her Leute in Scharen kamen, um den Kardinal Federigo zu sehen.

Die Bravi, denen er auf dem Wege begegnete, blieben, als ihr Herr vorüberging, ehrfurchtsvoll stehen, und warteten, ob er ihnen etwa Befehle zu erteilen habe, oder sie auf einen Zug mit sich nehmen wolle. Sie wußten nicht, was sie von seiner Miene und von den Blicken denken sollten, die er ihnen als Antwort auf ihre Bücklinge zuwarf.

Als er auf die Landstraße kam, wunderten sich die Wanderer, ihn ohne Gefolge zu sehen. Übrigens machten ihm alle Leute Platz und wichen ihm so weit aus, daß es auch fürs Gefolge hingereicht hätte. Jedermann zog ehrfurchtsvoll den Hut. Als er im Orte ankam, traf er eine große Menschenmenge und sein Name flog sogleich von Mund zu Mund. Er näherte sich einem und fragte, wo der Kardinal anzutreffen sei.

„Im Pfarrhause,“ antwortete dieser, sich verbeugend und zeigte ihm, wo er sei. Der Herr ging dahin, trat in einen Hof, der mit Priestern angefüllt war, welche ihn mit einer staunenden und argwöhnischen Aufmerksamkeit

betrachteten. Er sah sich einer offenen Thüre gegenüber, die in einen kleinen Saal führte, wo viele andere Priester versammelt waren. Er nahm die Büchse von der Schulter, stellte sie in eine Ecke des Hofes und trat dann in den Saal. Auch hier sperrte man die Augen auf, es entstand ein Geflüster, sein Name war in aller Mund, dann trat plötzliche Stille ein. Er wandte sich an einen der Priester und fragte ihn, wo der Kardinal sei, er wolle ihn sprechen.

„Ich bin fremd hier," antwortete der Befragte, schaute aber um sich und rief den Hofkaplan, der in einer Ecke des Saales stand und eben zu einem neben ihm Stehenden sagte: „Dieser? Der berüchtigte Mensch? Was hat der hier zu schaffen? Ich wollte, er wäre im Pfefferlande!" Dennoch mußte er auf den Ruf, der bei dem tiefen Schweigen im ganzen Saale vernommen wurde, sich dahin begeben. Er verbeugte sich vor dem Ungenannten, hörte sein Gesuch an, schaute ihm mit einer unruhigen Neugierde ins Gesicht, schlug aber gleich die Augen nieder, blieb eine Weile unschlüssig stehen, und sagte oder stotterte dann: „Ich weiß nicht, ob der hochwürdigste Herr . . . in diesem Augenblicke . . . im stande . . . ist . . . ob er . . . doch, ich will anfragen." Nach diesen Worten ging er mit seiner Botschaft widerwillig ins nächste Zimmer, wo der Kardinal sich befand.

Bei diesem Abschnitte unserer Geschichte müssen wir ein wenig verweilen, wie der Wanderer, der von langem Gehen durch eine dürre, wilde Gegend ermüdet und verdrossen ist und gerne ein wenig im Schatten eines schönen Baumes, im Grünen, in der Nähe einer sprudelnden Quelle ausruhet. Wir treffen hier einen Mann, dessen Name und Andenken, so oft sie auch vor unsere Seele treten, diese mit der sanften Regung der Ehrfurcht und der Zuneigung erfüllen, umsomehr jetzt, nach so vielen

Bildern des Schmerzes, nach der Betrachtung einer so vielfachen, ekelhaften Verderbtheit! In Beziehung auf diese Person müssen wir unbedingt einige Worte sprechen. Wer sie nicht gerne mit anhören mag, dennoch aber in der Geschichte fortfahren möchte, der mag geradenwegs zum nächsten Kapitel überspringen.

Federigo Borromeo, geboren im Jahre 1564, war einer jener seltenen Männer, welche ihre hohen Geistesgaben, alle Mittel eines großen Reichtums, alle Vorteile eines bevorzugten Standes anwendeten und ihr ganzes Trachten darauf richteten, stets das Beste zu thun und zu üben. Sein Leben war wie ein Bächlein, das, ohne je zu versiegen oder trübe zu werden, krystallhell aus einem Felsen quillt und nach einem langen Laufe durch verschiedenes Erdreich krystallhell in einen Fluß sich ergießt. Mitten in Pracht und Üppigkeit beachtete er von früher Jugend an jene Lehren der Selbstverleugnung und der Demut, jene Grundsätze in betreff der Eitelkeit, der Wollust, der Ungerechtigkeit, des Stolzes, der wahren Würde und der wahren Güter, die, ob sie nun in den Herzen Anklang finden oder nicht, durch die ersten Anfangsgründe der Religion von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden. Er beachtete, sage ich, jene Lehren, jene Grundsätze, faßte sie mit hohem Ernste auf, erprobte sie und fand sie bewährt. Er sah, daß also entgegenstehende Lehren und Grundsätze nicht wahr sein könnten, wenn sie auch mit derselben Zuversicht, zuweilen von denselben Lippen, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden, und beschloß, die richtigen zur Richtschnur seiner Handlungen und seiner Gedanken zu nehmen. Überzeugt, daß das Leben dazu bestimmt sei, nicht etwa für viele eine Last, für wenige ein Fest, sondern für alle ein Geschenk zu sein, über welches jeder Rechenschaft ablegen müsse, fing er schon als Knabe an, darauf bedacht

zu sein, wie er das seinige nützlich anwenden und heiligen könne.

Im Jahre 1580 sprach er den Entschluß aus, sich dem Dienste der Kirche zu weihen, und empfing das geistliche Kleid aus den Händen seines Vetters Karl, den ein schon damals nicht neues, allgemein verbreitetes Gerücht als einen Heiligen pries. Er trat bald darauf in das von diesem zu Pavia gestiftete Kollegium ein, das noch heute den Namen dieses Geschlechtes trägt. Hier verlegte er sich mit Beharrlichkeit auf die vorgeschriebenen Beschäftigungen, fügte diesen aber freiwillig die zwei weiteren bei, die Rohen und Verwahrlosten aus dem Volke in der christlichen Lehre zu unterweisen, sowie die Kranken zu besuchen, zu pflegen, zu trösten und zu unterstützen. Er bediente sich des Ansehens, das an diesem Orte alle Umstände ihm verschafften, um seine Genossen zu vermögen, ihn bei solchen Werken zu unterstützen. In allem, was ehrbar und ersprießlich, wirkte er mit einer Kraft des Beispieles, die ihm seine persönlichen Gaben zu verschaffen vielleicht schon genügt hätten, wenn er auch dem Stande nach der Niedrigste gewesen wäre. Die Vorteile einer anderen Art, die ihm sein Stand hätte verschaffen können, suchte er nicht nur nicht auf, sondern vermied sie sorgfältig. Er verlangte einen eher spärlichen als genügenden Tisch, eine mehr ärmliche als einfache Kleidung, und dem entsprach seine ganze übrige Lebensweise. Er konnte sich nie entschließen, sie zu ändern, obgleich einige seiner Verwandten klagten und jammerten, er entehre auf solche Weise die Würde des Hauses. Einen anderen Streit hatte er mit den Vorstehern durchzumachen, wenn diese heimlich und unvermutet ihm eine mehr standesmäßige Einrichtung, irgend etwas aufzudringen und einzuschmuggeln suchten, was ihn von den übrigen unterscheiden und als Herrn des Hauses kennzeichnen sollte. Mochten sie nun glauben,

sich hierdurch auf die Dauer bei ihm beliebt zu machen, oder von jener knechtischen Anhänglichkeit bewogen werden, die mit dem Glanze anderer steht und fällt; vielleicht gehörten sie auch zu jenen Klugen, die vor der Tugend wie vor einem Laster scheuen, immer predigen, die Vollkommenheit liege in der Mitte, und die Mitte gerade auf jenen Punkt verlegen, wo sie angelangt sind und sich wohl dabei befinden. Weit entfernt, sich durch solche Versuche irre machen zu lassen, tadelte Federigo jene, die sie machten, und zwar in einer Zeit, da er das Mannesalter noch nicht erreicht hatte.

Es erscheint natürlich, daß bei Lebzeiten des sechsundzwanzig Jahre älteren Kardinals Carlo, in einer so ehrfurchtgebietenden, feierlichen Gegenwart, die den Stempel der Heiligkeit trug, zu heiligen Thaten ermahnte, und welcher die glänzende und freiwillige Huldigung der ganzen Umgebung jeden Augenblick noch mehr Ansehen verliehen hätte, der Jüngling Federigo sein Streben nach der Denk- und Handlungsweise eines solchen Oberen einrichtete. Merkwürdiger dagegen erscheint es, daß nach dem Tode des heiligen Karl niemand hätte wahrnehmen können, wie der damals zwanzigjährige Federigo ohne Führer und Ratgeber die eingeschlagene Bahn weise wandelte. Der steigende Ruf seines Geistes, seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, die Verwandtschaft und Freundschaft mehrerer mächtiger Kardinäle, das Ansehen und sogar der Name der ganzen Familie, dem durch Carlo in den Augen des Volkes das Gepräge von Heiligkeit und von priesterlicher Hoheit gegeben war, alles, was zu kirchlichen Würden führen muß und führen kann, traf zusammen, sie ihm in Aussicht zu stellen. Er aber war in seinem Herzen von dem überzeugt, was niemand, der sich zum Christentume bekennt, leugnen wird, daß kein Mensch über andere erhaben sein könne, er sei denn deren Diener, fürchtete die

Würden und suchte sie zu vermeiden, sicherlich nicht, weil er sich gescheut hätte, anderen zu dienen. Denn das Leben weniger war, wie das seinige, einem solchen Dienste geweiht. Vielmehr hielt er sich eines so erhabenen und gefährlichen Amtes weder für würdig, noch für fähig. Als ihm daher im Jahre 1595 von Klemens VIII. das Erzbistum Mailand angeboten wurde, wurde er ganz bestürzt und schlug es entschieden aus. Erst dem ausdrücklichen Befehle des Papstes fügte er sich.

Solche Weigerungen sind allerdings weder schwer, noch selten, und die Heuchelei bedarf keiner größeren Geistesanstrengung, um sie zu machen, als die Possenreißerei, um jeden einzelnen Fall zu verspotten. Hören sie aber deshalb auf, der natürliche Ausdruck einer tugendhaften und weisen Gesinnung zu sein? Das Leben ist der Probierstein der Worte, und die Worte, welche jene Gesinnung ausdrücken, wären sie auch im Munde aller Betrüger und Spötter der Welt, werden immer schön sein, wenn ein Leben voll Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit ihnen vorangegangen oder nachgefolgt ist.

Insbesondere war Federigo fortwährend darauf bedacht, von seinen Reichtümern, seiner Zeit, seinen Kräften, kurz von seinem ganzen Selbst nicht mehr für sich zu nehmen, als unumgänglich notwendig war. Er sagte, daß das kirchliche Einkommen Erbgut der Armen sei. Wie er in Wahrheit diesen Grundsatz verstand, kann man aus folgendem ersehen. Er verfügte eine Einschätzung, wie hoch die Kosten für seinen und den Unterhalt seiner Dienerschaft sich belaufen würden. Als man sie auf sechshundert Skudi berechnete (Skudo nannte man damals eine Goldmünze, die immer das gleiche Gewicht und die gleiche Umschrift behielt, aber in der Folge Zecchino genannt wurde), gab er Befehl, daß man jedes Jahr aus seiner Privatkasse so viel an die Hausverwaltung auszahle.

Denn er hielt es angesichts der eigenen Reichtümer für unerlaubt, vom Kirchengute zu leben. Mit dem Seinigen ging er so knapp und haushälterisch um, daß er streng darauf hielt, ein Kleidungsstück nicht früher abzulegen, als bis es ganz abgenützt war, wußte jedoch, wie von gleichzeitigen Geschichtschreibern bemerkt wird, mit der möglichsten Einfachheit die ausgesuchteste Reinlichkeit zu vereinigen, zwei in jenem so schmutzigen und zugleich so prunkliebenden Jahrhundert besonders lobenswerte Eigenschaften. Damit selbst von den Überbleibseln seiner mäßigen Mahlzeit nichts verloren gehe, überwies er sie einem Armenhause und auf seinen Befehl kam einer der Pensionäre jeden Tag in den Speisesaal, um abzuholen, was übrig geblieben war. Diese Sorgfalt könnte den Gedanken einer filzigen, armseligen, engherzigen Tugend, eines an Kleinlichkeiten haftenden, hoher Plane unfähigen Geistes erwecken, wenn die herrliche Ambrosianische Bibliothek, die Federigo mit so hochherziger Freigebigkeit schuf und mit solchem Aufwande von Grund aus aufbaute, nicht allein schon das Gegenteil bezeugte. Um sie, außer mit den bereits geschenkten Büchern und Manuskripten, die er mit Mühe und Kosten gesammelt hatte, noch mit weiteren zu versehen, schickte er acht der gelehrtesten und erfahrensten Männer aus, die er auftreiben konnte, um durch ganz Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland, Flandern, Griechenland, im Libanon und in Jerusalem Einkäufe zu machen. So gelang es ihm, dreißigtausend gedruckte Bände und vierzehntausend Manuskripte zusammen zu bringen. Der Bibliothek gab er ein Kollegium von Gelehrten bei. Es bestand aus neun Mitgliedern, die von ihm, so lange er lebte, ihr Gehalt erhielten. Nachher, da die ordentlichen Einkünfte für diesen Aufwand nicht mehr zureichten, wurde es auf zwei reduciert. Ihr Amt bestand darin, verschiedene Zweige der Wissenschaft, als

Theologie, Geschichte, kirchliche Altertumskunde, orientalische Sprachen zu pflegen, mit der Verpflichtung jedes einzelnen, über das ihm zugewiesene Fach eine Arbeit herauszugeben. Er fügte ein Kollegium hinzu, das er selbst Collegium trilingue nannte, für das Studium der griechischen, lateinischen und italienischen Sprache. Außerdem errichtete er ein Kollegium für Zöglinge, die in diesen Wissenschaften und Sprachen unterrichtet werden sollten, um sie später selbst zu lehren. Er verband damit eine Druckerei für die orientalischen Sprachen, die hebräische, die chaldäische, die arabische, die persische, die armenische, eine Galerie von Gemälden und Skulpturen und eine Zeichenschule. Für diese Schulen konnte er schon ausgebildete Lehrer finden. Wenn die Beschaffung der Bibliothek schon große Mühen und Kosten erforderte, so war es noch schwieriger und kostspieliger, die Typen für jene Sprachen aufzufinden, deren Studium damals in Europa viel weniger betrieben wurde als jetzt. Noch schwerer, als die Typen, waren die Setzer und Gelehrten dazu aufzutreiben. Es wird genügen, wenn ich sage, daß er von den neun Gelehrten acht aus den jungen Zöglingen des Seminariums nahm. Hieraus kann man schließen, wie er für den blühenden Stand der höheren Wissenschaften besorgt war und über die Berühmtheiten jener Zeit urteilte; ein Urteil, schlecht übereinstimmend mit jenem, das die Nachwelt darüber gefällt zu haben scheint, indem sie beides der Vergessenheit übergab.

In den Vorschriften, die er für den Gebrauch und die Verwaltung der Bibliothek aufstellte, läßt sich eine nicht nur an sich löbliche, sondern auch in vielen Stücken weit über die Ideen und Gewohnheiten jener Zeit hinausgehende weise und gefällige Absicht, sie nachhaltig nutzbar zu machen, nicht verkennen. Er schrieb dem Bibliothekar vor, sich mit den gelehrtesten Männern

Europas in Verbindung zu setzen, um von ihnen Berichte über den Stand der Wissenschaften und Nachrichten über die besten Bücher zu erhalten, die in irgend einem Fache herauskommen würden, um sie ankaufen zu können. Er schrieb ihm vor, die Studierenden mit den Büchern bekannt zu machen, die sie nicht kannten, und die ihnen nützlich sein konnten. Er befahl, daß allen, ob Einheimischen oder Fremden, Zeit und Gelegenheit gegeben werden solle, sich ihrer nach Bedürfnis zu bedienen. Eine solche Bestimmung wird heutzutage ganz natürlich und dem Zwecke der Errichtung einer Bibliothek entsprechend erscheinen. Damals war es aber nicht so. In einer von Peter Paul Bosca, der nach Federigos Tod Bibliothekar war, in dem jenem Jahrhundert eigentümlichen Stile geschriebenen Geschichte der Ambrosianischen Bibliothek wird als eine Eigentümlichkeit ganz besonders hervorgehoben, daß in dieser von einem Privatmanne beinahe ganz auf seine Kosten errichteten Bibliothek die Bücher dem Publikum zur Verfügung standen, und daß man dem Leser auch Tisch, Stuhl, Papier, Feder und Tinte gab, um die nötigen Notizen machen zu können, während in mancher berühmten öffentlichen Bibliothek Italiens die Bücher nicht einmal sichtbar, sondern in Kästen verschlossen waren, aus denen sie nur aus besonderer Gefälligkeit der Bibliothekare herauskamen, wenn es diesen einmal einfiel, sie einen Augenblick sehen zu lassen. Dem Publikum Gelegenheit zu geben, die Bücher zu studieren, davon hatte man damals keinen Begriff, so daß eine solche Bibliothek bereichern so viel hieß, als die Bücher dem allgemeinen Gebrauche entziehen; eine von jenen Beförderungsarten der Bildung, wie es damals viele gab und noch heute giebt, die das Feld unfruchtbar machen.

Man frage nicht, welches die Erfolge dieser Stiftung

des Borromäers für die allgemeine Bildung gewesen seien. Es wäre leicht, in zwei Sätzen zu beweisen, daß sie wunderbar und daß sie gleich Null gewesen seien. Es würde jedoch sehr mühsam, unnütz und zwecklos sein, zu untersuchen und zu erläutern, wie weit jene Erfolge sich thatsächlich erstreckt haben. Aber man bedenke, welch großmütiger, weiser, wohlwollender, beharrlicher Förderer des menschlichen Fortschrittes ein Mann sein mußte, der einen solchen Plan entwarf, ihn in dieser Weise und inmitten jener Unwissenheit, jener Trägheit, jenes allgemeinen Widerwillens gegen geistige Anstrengung durchgeführt hat. Das konnte nur ein Mann, der sich durch alle Einwände nicht zurückhalten ließ, deren es sicherlich noch mehr gab, als der von ihm auf die Anstalt verwendeten Scudi, welche in Wirklichkeit auf hundertfünfzigtausend sich beliefen und zum größten Teil aus seinem Beutel floßen.

Um einen solchen Mann außerordentlich wohlthätig und freigebig nennen zu können, scheint es kaum nötig, zu wissen, ob er viele andere Scudi zur unmittelbaren Unterstützung der Dürftigen ausgegeben, ja, es giebt vielleicht Leute, welche meinen, daß Aufwand jener Art, ja vielleicht sogar aller Aufwand das beste und nützlichste Almosen sei. Aber Federigo hielt das Almosen im eigentlichen Sinne für eine wesentliche Pflicht, und hierin wie im übrigen standen seine Handlungen mit der allgemeinen Meinung im Einklang. Sein Leben war ein ununterbrochenes Almosenspenden, und bei Beschreibung der Hungersnot, von welcher unsere Geschichte schon erzählt hat, werden wir einige Züge zu berichten haben, aus denen man ersehen kann, wie weise und liebevoll er auch bei diesem Liebeswerke zu verfahren wußte. Von den vielen Beispielen seiner Herzensgüte, welche seine Biographen aufgezeichnet haben, wollen wir nur ein einziges anführen. Als er erfahren hatte, daß ein Edelmann allerlei Schliche

und Bedrängungen anwende, um seine Tochter zum Eintritt ins Kloster zu zwingen, während sie sich lieber verheiratet hätte, ließ er den Vater zu sich rufen. Nachdem er ihn zu dem Geständnisse gebracht, daß der wahre Grund dieser Quälerei sei, weil er die viertausend Scudi, die seiner Meinung nach zur anständigen Ausstattung seiner Tochter erforderlich waren, nicht aufzubringen vermöge, gab ihr Federigo ein Heiratsgut von viertausend Scudi. Vielleicht wird es manchem scheinen, daß eine solche Freigebigkeit übertrieben und übel angebracht und den thörichten Grillen des Stolzes zu Gefallen gewesen sei und viertausend Scudi auf hunderterlei Weise besser hätten verwendet werden können. Hierauf haben wir nichts zu erwidern, als daß es sehr zu wünschen wäre, man möchte recht oft Übertreibungen einer von der herrschenden Meinung so wenig beeinflußten, von dem allgemeinen Streben so unabhängigen Tugend sehen, wie die im vorliegenden Falle, die einen Mann bewog, viertausend Scudi zu geben, damit eine Jungfrau nicht gezwungen werde, ins Kloster zu gehen.

Die unerschöpfliche Nächstenliebe dieses Mannes zeigte sich nicht weniger, als im Geben, in seinem ganzen Benehmen. Leicht zugänglich für alle, glaubte er, vorzugsweise gegen die sogenannten gemeinen Leute freundlich und höflich sein zu müssen, und dies um so mehr, je weniger ihnen dies in der Welt geschieht. Hiebei hatte er mit den Ehrenmännern vom ne quid nimis zu kämpfen, die gewünscht hätten, er möchte sich doch in allem innerhalb der „gehörigen Grenzen", das heißt, ihrer Grenzen halten. Als einst Federigo beim Besuche eines verwahrlosten Gebirgsdorfes die armen Kinder unterrichtete und zwischen dem Fragen und Unterweisen sie zärtlich liebkoste, wies einer jener Leute den Kardinal darauf hin, daß die Kinder so schmutzig und ekelhaft seien, gerade als hätte Federigo nicht genug Einsicht, dies zu bemerken, und nicht genug

Scharfsinn, um von selbst auf ein so feines Auskunftsmittel zu verfallen. Das ist in gewissen Zeiten und Verhältnissen das Unglück der in hohen Würden stehenden Männer, daß, während sich so selten jemand findet, der sie auf ihre Fehler aufmerksam macht, es niemals an Leuten fehlt, die Mut genug haben, sie des Guten wegen zu tadeln. Aber der gute Bischof antwortete, fast gekränkt durch diese Bemerkung: „Es sind meine Seelen, vielleicht werden sie mein Angesicht nicht mehr schauen, und ich sollte sie nicht umarmen!"

Unwillen war bei ihm sehr selten, vielmehr wurde er bewundert wegen seiner großen Freundlichkeit, wegen einer unzerstörbaren Sanftmut, die man einem außerordentlich glücklichen Temperamente hätte zuschreiben mögen, aber vielmehr die Wirkung einer beständigen Herrschaft über ein lebhaftes und reizbares Gemüt war. Wenn er sich zuweilen streng, ja herbe zeigte, so geschah dies gegen seine untergebenen Geistlichen, die er des Geizes oder der Nachlässigkeit, oder anderer Fehler schuldig befunden hatte, die dem Geiste ihres erhabenen Amtes besonders zuwider waren. Über alles, was seinen Nutzen oder weltlichen Ruhm betreffen konnte, zeigte er niemals Freude, noch Leid, weder Eifer, noch Beunruhigung; wunderbar, wenn solche Bewegungen in seinem Gemüte nicht erwachten, noch wunderbarer, wenn sie erwachten. Bei mehreren Papstwahlen denen er anwohnte, wurde ihm die Anerkennung zu teil, niemals nach diesem dem Ehrgeize wünschenswerten, der Frömmigkeit aber furchtbaren Amte gestrebt zu haben, ja einmal, da ein Mitbruder, der großen Einfluß hatte, ihm seine Stimme und jene seiner Partei antrug, wies Federigo einen solchen Antrag in einer Weise zurück, daß jener den Gedanken fahren ließ und einen anderen Entschluß faßte. Dieselbe Bescheidenheit, dieselbe Abneigung, eine vorherrschende Rolle zu spielen, zeigte sich auf gleiche

Weise bei gewöhnlicheren Anlässen im Leben. Stets bedacht und unermüdlich im Anordnen und Befehlen, wo er es für seine Pflicht hielt, vermied er immer, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen. Ja, er brachte alle möglichen Entschuldigungsgründe vor, selbst wenn er darum angegangen wurde, eine ungewöhnliche Bescheidenheit und Zurückhaltung, bei Männern, die für das Gute glühen, wie dies bei Federigo der Fall war.

Wenn wir uns das Vergnügen machen wollten, die merkwürdigsten Züge seines Charakters zu sammeln, so würde sicherlich eine seltene Sammlung von anscheinend sich widersprechenden, trefflichen Eigenschaften entstehen, die schwer in einer Person zu vereinen sind. Wir wollen wenigstens nicht unterlassen, noch auf eine andere Eigentümlichkeit dieses schönen Lebens aufmerksam zu machen. So thätig es war, so sehr es von Regierungsgeschäften, geistlichen Verrichtungen, vom Lehramte, von Audienzen, bischöflichen Visitationen, Reisen, Streitigkeiten in Anspruch genommen war, so erhielt doch auch noch das Studium seinen Teil, ja, es erhielt einen so guten Teil, daß dieser für einen Gelehrten von Beruf genügt hätte. Und wirklich hatte Federigo neben so vielen anderen Ehrentiteln bei seinen Zeitgenossen auch den eines gelehrten Mannes.

Wir dürfen jedoch nicht verhehlen, daß er mit voller Überzeugung an Meinungen festhielt und sie mit zäher Beharrlichkeit in die Praxis übertrug, die heutzutage jedem eher sonderbar, als unbegründet erscheinen würden, sogar jenen, die gute Lust hätten, sie richtig zu finden. Wer ihn hierin verteidigen wollte, der hätte für ihn die Entschuldigung, die so gang und gäbe ist, daß es eher Fehler seiner Zeit, als seine eigenen waren. Diese Entschuldigung, die für gewisse Dinge, und wenn sie aus der besonderen Prüfung der Thatsachen hervorgeht, einigen oder auch vielen Wert haben kann, bedeutet jedoch, so absolut und ins Blinde

hinein, wie man es gewöhnlich macht, angewendet, eigentlich gar nichts. Deshalb und weil wir nicht verwickelte Fragen mit einfachen Formeln lösen, noch eine Abschweifung allzusehr in die Länge ziehen können, wollen wir auch unterlassen, sie auseinander zu setzen. Es genügt uns, flüchtig angedeutet zu haben, daß wir nicht behaupten, an einem im ganzen so bewunderungswürdigen Manne sei alles gleich bewunderungswürdig gewesen, damit es nicht scheine, wir hätten eine Leichenrede schreiben wollen.

Es heißt sicherlich nicht, unsere Leser beleidigen, wenn wir voraussetzen, daß der eine oder der andere von ihnen frage, ob dieser Mann nicht irgend ein Denkmal so vielen Geistes, so vielen Studiums hinterlassen habe? Ob er solche hinterlassen habe? Gewiß! Es sind von ihm noch ungefähr hundert Werke vorhanden, große und kleine, lateinische und italienische, gedruckte und geschriebene, die in der von ihm gegründeten Bibliothek aufbewahrt werden, Abhandlungen über Moral, Reden, Versuche über Geschichte, biblische und profane Altertumskunde, über Litteratur, Künste und anderes.

Aber wie sind, wird derselbe Leser sagen, so viele Werke in Vergessenheit geraten, oder wenigstens so wenig gekannt, so wenig gesucht? Hat jener Mann bei so vielem Geist, bei so vieler Gelehrsamkeit, bei so vieler Kenntnis der Menschen und Dinge, bei so vielem Nachdenken, bei so vielem Eifer für das Gute und Schöne, bei so vieler Seelenreinheit, bei so vielen anderen Eigenschaften, die den großen Schriftsteller ausmachen, nicht eines jener Werke hinterlassen, die auch von denen als ausgezeichnet gepriesen werden, welche sie nicht in allem billigen, die wenigstens dem Titel nach von denen gekannt sind, welche sie nicht lesen? Haben nicht einmal alle zusammen hingereicht, wenigstens durch ihre Anzahl seinem Namen einen litterarischen Ruf bei seinen Nachkommen zu erwerben? --

Die Frage ist ohne Zweifel vernünftig und die Untersuchung darüber sehr interessant. Denn durch die Zusammenstellung vieler allgemeiner Thatsachen würde man die Gründe dieser Erscheinung auffinden, und wenn sie aufgefunden, würden sie zur Erklärung vieler anderer ähnlicher Erscheinungen führen. Aber es würden viele und weitläufige sein. Und dann, wenn sie euch nicht einleuchteten? Wenn ihr die Nase darüber rümpftet? Darum wird es besser sein, den Faden unserer Geschichte wieder aufzunehmen und anstatt länger über diesen Mann zu disputieren, unter der Führung unseres Autors hinzugehen und ihn handeln zu sehen.

(Ende des ersten Bandes.)

zu werden, was mehrere Versuche (namentlich in Berlin) bewiesen haben. Im Uebrigen ist Calderon unbestritten der größte katholische Dichter der Neuzeit, der auch als solcher von den Protestanten anerkannt wird.

Schon beim Erscheinen des ersten Versuches einer Uebersetzung dieses Werkes sagte W. Menzel in einem literarischen Blatte: „In der That gibt es kaum einen größeren Dichter unter den Katholiken und keinen größeren Katholiken unter den Dichtern als Calderon." — In diesen wenigen Worten ist hinlänglich angedeutet, welch' großer Geist C. war, der durch Lorinser einen ausgezeichneten Bearbeiter gefunden hat. — Nicht minder waren für C's Meisterwerke Protestanten: A. W. Schlegel, Tieck und v. Schack begeistert.

Gedeon von der Heide,

G e d i c h t e.

8. 7 M. 20 Pf.

Gedeon von der Heide,

Gnaden.

Mit 1 Stahlstiche nach einer Zeichnung von E. Steinle.
8. 4 M.

Gedeon von der Heide,

die Reise mit einer Seele.

2te Aufl. 8. 2 M. 70 Pf.

H. Geiger,

Leander und Hermigild

oder **die Wiedergeburt Spaniens.**

Eine Erzählung aus der Geschichte der Westgothen.
2 Thle. gr. 8. 4 M. 80 Pf.

H. Geiger,

L y d i a.

Ein Bild aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel.

Dritte, durchgesehene Auflage. 8. 3 M. geb. 3 M. 75 Pf.
